

# FRANKENLAND

Zeitschrift für fränkische Landeskunde und Kulturpflege

59. Jahrgang 2007

Herausgegeben vom Frankenbund  
Würzburg

Gesamtherstellung: Halbigdruck GmbH, Würzburg



# FRANKENLAND

Zeitschrift für fränkische Landeskunde und Kulturpflege  
59. Jahrgang 2007

## INHALT

---

### I. Aufsätze

<i>Bennewitz, Nadja</i>	„Die zweideutige Krone eines gelehrten Frauenzimmers.“ Frauen zwischen Berufstätigkeit und Haushalt an der Schwelle vom 18. ins 19. Jahrhundert .....	429
<i>Bergerhausen, Christina</i>	Shalom Europa – das neue jüdische Gemeinde- und Kulturzentrum in Würzburg .....	36
<i>Biernoth, Alexander</i>	Plädoyer für den Denkmalschutz .....	110
<i>Brütting, Georg</i>	FachWerkPfad Forchheim. Ein bauhistorischer Rundgang entlang dendrochronologisch untersuchter Fachwerkbauten des 14. bis 19. Jahrhunderts	179
<i>Burger, Daniel</i>	Immer Ärger mit der Wülzburg? Weißenburg und sein größtes Baudenkmal .....	317
<i>Daxelmüller, Christoph</i>	Betteljuden, Händler, Wirtschaftspioniere. Juden und die Geschichte Frankens vom 18. bis zum 20. Jahrhundert	5
<i>Dengler-Schreiber, Karin</i>	„Stolpersteine“: Erinnerung an die Geschichte der Juden in Bamberg .....	26
<i>Dies.</i>	Kaiserin Kunigunde und Kaiser Heinrich II. ....	393
<i>Diller, Stephan/ Jäger, Wolfgang</i>	800 Jahre Wülflingen – Ein fränkisches Ganerbdorf im Spiegel der Geschichte .....	245
<i>Eberth, Werner</i>	Erfolgreiche Kissinger Unternehmerinnen dank Witwenprivileg .....	422
<i>Feuerbach, Ute</i>	Der Gasthof zur Schwane in Sommerach 1832/33 – Ein Treffpunkt unterfränkischer Revolutionäre? .....	76
<i>Dies.</i>	Die Frau im katholischen Milieu einer fränkischen Kleinstadt an der Schwelle zur Moderne .....	409
<i>Gauß, Hans</i>	Die „Alte Schule“ zu Eisfeld – ein bedrohtes Denkmal .....	88
<i>Geisenhof, Johannes</i>	Zur Baugeschichte des Heilig-Geist-Spitals in Weißenburg	349
<i>George, Dieter</i>	Die Ortsnamen des Königsgutes Forchheim in der Schenkungsurkunde Heinrichs II. für das Bistum Bamberg vom 1. November 1007: Herkunft und Bedeutung .....	188
<i>Gillmeister-Geisenhof, Evelyn</i>	Weißenburg liegt in Franken. Eine Standortbestimmung aus dem Blickwinkel von Geschichte und Kleidung .....	312

<i>Gillmeister-Geisenhof, Evelyn</i>	Die Kleidung der Diakonissen – Geschichte, Bedeutung und Stellenwert .....	399
<i>Häffner, Hans-Heinrich</i>	Der Baubestand der Weißenburger Altstadt .....	342
<i>Hecht, Julia</i>	Franconia Judaica. Juden in Franken 1806 bis heute.....	31
<i>Jäger, Ute</i>	Verborgen und rar – ein etwas anderer Rundgang durch Weißenburg .....	328
<i>Kammerl, Reiner</i>	Der Weißenburger Verschönerungsverein. Spuren bürgerschaftlichen Engagements im Stadtbild .....	355
<i>König, Christina</i>	Geschichte aus dem Untergrund. Stadtarchäologie in Forchheim .....	169
<i>Meyer, Herbert</i>	Gaibach und das Gaibacher Fest von 1832.....	71
<i>Mödlhammer, Hans</i>	Mopshund und Mopsorden .....	262
<i>Petersen, Stefan</i>	Frauenklöster im Bistum Würzburg.....	388
<i>Pokorny, Siegfried</i>	Von der Bayreuther Oberrealschule (Graf-Münster- Gymnasium) nach Buenos Aires. Der Lebensweg des jüdischen Schülers Gerd Aptekmann .	20
<i>Schürr, Franz</i>	„Fränkisch, modern mit altem Kern“ .....	149
<i>Schwarz, Alexandra/ Frey, Peter</i>	Das ehemalige Bauernhaus in der Kirchstraße 7 in Riedenheim, Unterfranken. Hauskundliche Würdigung im Kontext der naturräumlichen und kulturhistorischen Umgebung.....	97
<i>Schwirzer, Reinhard</i>	Weißenburg in Bayern – Reichsstadt oder Römerstadt? Anmerkungen zu einem Bewußtseinswandel .....	360
<i>Voit, Otto</i>	Lebens- und Wohnverhältnisse in Forchheim um 1860.....	174
<i>Weber, Andreas Otto</i>	Forchheim von Karl dem Großen bis zur Gründung des Bistums Bamberg .....	160
<i>Weichmann, Martin</i>	Entdeckungsreisen in der Heimat. Eine Weißenburg- Darstellung aus dem späten 19. Jahrhundert.....	334
<i>Weinhold, Beate</i>	Viehkontraktenbücher als Quelle zur Alltagskultur im Spessart des 19. Jahrhunderts. Ein Forschungsbericht ..	231

## **II. Frankenbund intern**

Einladung zum 78. Bundestag in Forchheim .....	38
Herr Wolfgang Rosenberger (Kitzingen) geehrt .....	39
Neuer Vorsitzender der Gruppen Marktbreit/Ochsenfurt.....	39
Fränkisches Seminar 2007 .....	39
<i>Flachenecker, Helmut</i> Projekt „FRANKENLAND ins Internet“ .....	40
Aufruf an die Autor(inn)en des FRANKENLAND .....	41
<i>Süß, Peter A.</i> Nachruf auf Herrn Dr. Hanswernfried Muth (Würzburg)...	42
Nachruf auf Frau Cäcilie Weidig (Bayreuth) .....	42
Grußwort des Forchheimer Oberbürgermeisters Franz Stumpf.....	113
Einladung zur Konstitutionsfeier in Gaibach.....	114

Herr Prof. Heller mit dem Bundesverdienstkreuz ausgezeichnet .....	115
<i>Petersen, Ernst</i> Nachruf auf Herrn Paul Ultsch, Schweinfurt .....	116
<i>Süß, Peter A.</i> Ehrenmitglied Werner Dettelbacher, Würzburg, verstorben	118
Bericht über den 78. Bundestag in Forchheim mit der Grußansprache des 1. Bundesvorsitzenden.....	194
<i>Schäfer, Annette</i> Neue Stellvertretende Bundesvorsitzende .....	200
Wechsel in den FRANKENBUND-Gruppen Bad Neustadt und Rodacher Rückertkreis	201
<i>Gruber, Anton</i> 20 Jahre FRANKENBUND – Gruppe Augsburg. Eine Gruppe stellt sich vor.....	201
<i>Kuschbert, Andreas</i> Trauer um Dr. Georg Aumann .....	203
<i>Wörlein, Hans</i> Zum Gedenken an Dr. Ernst Eichhorn .....	204
Fränkisches Seminar 2007: Frauen in Franken.....	205, 270
Anmeldung zum Fränkischen Seminar .....	206
Einladung zur 60. Bundesbeiratstagung in Weißenburg i.Bay. am 13. Oktober 2007 .....	272, 367
<i>Beinhofer, Paul</i> Land mit Charakter: Unterfranken. Vortrag zur Ausstellung „Vom neuen zum modernen Bayern 1806–2006“ .....	273
Bezirksheimatpfleger Dr. Klaus Reder zum Professor ernannt .....	442
60. Bundesbeiratstagung am 13. Oktober 2007 in Weißenburg i.Bay. ....	443
<i>Wirz, Ulrich</i> Kulturpreis 2007 des Frankenbundes für Walter Tausendpfund .....	444
50. Todestag unseres Gründers Dr. Peter Schneider .....	448

### **III. Kunst und Kultur**

<i>Bauer, Kathrin</i> „Oberfränkische Malertage“ feiern 10-jähriges Jubiläum ..	131
<i>Ernst-Hofmann, Barbara</i> Das ehemalige Zisterzienserkloster Bronnbach im Taubertal. ....	208
<i>Hippeli, Georg</i> Maximilian Dauthendey – ein berühmter Sohn Würzburgs	212
<i>Keß, Bettina</i> EinBlick in die Renaissance. Ausstellung im Malerwinkelhaus Marktbreit .....	277
<i>Otremba, Heinz</i> Bodo Zimmermann. Ein schlesischer Holzschneider in Franken .....	450
<i>Peschke, Marc</i> „Cranach im Exil“ – Aschaffenburg ehrt Lucas Cranach ...	129
<i>Rauschert, Birgit</i> Hommage für Fritz Griebel – seine Scherenschnitte bezaubern bis heute .....	119
<i>Reddig, Wolfgang F.</i> Zeugnisse des Glaubens – Zur Jubiläumsausstellung „Unterm Sternenmantel. 1000 Jahre Bistum Bamberg – 1007–2007“ .....	279
<i>Roßdeutscher, Walter</i> Max Dauthendey und seine vier „russischen Schwestern“.	451
<i>Schneider, Erich</i> Freistaat steigert Tiepolos „Steinigung des hl. Stephanus“ für Franken. Versuch einer Dokumentation .....	43

#### **IV. Aktuelles**

<i>Albert, Reinhold</i>	Brauchtum in der Karwoche in der Rhön und im Grabfeld	133
	Bürgerpreis 2006 der Stadt Forchheim an Herrn Franz Och .....	63
	Einladung zur Tagung: Antijudaismus und Antisemitismus in Franken .....	373
<i>Fechter, Sabine</i>	„Kulturlandschaftsstationen“ im Freilandmuseum Fladungen eröffnet .....	302
<i>Heinke, Jochen</i>	Radwandern auf den Spuren der Kelten in der östlichen Rhön .....	461
<i>Heinsch, Wolfgang G.P.</i>	Die Forschungsstelle für fränkische Volksmusik .....	222
<i>Jung, Jürgen</i>	Landschaftsmanagement in der Kulturlandschaft Spessart durch das Archäologische Spessart-Projekt e.V. ....	374
<i>Jung, Kathrin</i>	Trockene Füße für Gartenbesucher und Obstbäume – Bayerische Schlösserverwaltung saniert historische Entwässerungskanäle im Hofgarten Veitshöchheim .....	461
<i>Och, Franz</i>	Gesamtfränkische Mundart-Theaterbewegung: Im Zeitalter der Globalisierung die Regionalkultur stärken	217
<i>Rausch, Fred G.</i>	Vom neuen zum modernen Bayern. Eine Einführung in die Ausstellung .....	218
<i>Schramm, Martina M.</i>	Mechanische „Mertel-Krippe“ in Leutenbach .....	460
<i>Sepp, Florian</i>	Das „Historische Lexikon Bayerns“ – ein Internet-Lexikon auch zur fränkischen Geschichte.....	214
<i>Ständecke, Monika</i>	14. Gredinger Trachtenmarkt .....	304
<i>Süß, Peter A.</i>	200 Jahre St. Josephs-Orden .....	379
<i>Ziegler, Peter</i>	Victor von Scheffels Wanderungen in die Rhön 1877 und 1878 .....	57

#### **V. Literatur in Franken**

<i>Gasseleder, Klaus</i>	Schauplätze der Nachkriegsliteratur in Franken .....	282
--------------------------	--	-----

#### **VI. Mundart in Franken**

<i>Bach, Engelbert</i>	Auf a Weihnachtslied .....	454
<i>Diller, Stephan / Wolpert, Wilhelm</i>	Fränkisch: Wu i ner mei Haa hi ho? – Hochdeutsch: Wo ich nur meine Hacke hin(getan) habe? ..	456
<i>Mündlein, Emil</i>	Eine Wiedergeburt mainfränkischer Mundart aus dem Geist von Asterix und Obelix .....	297
<i>Tausendpfund, Walter</i>	Broodwurschd-Gligg .....	296
<i>Ders.</i>	10. Oberfränkischer Mundart-Theater-Tag .....	455

<b>VII. Bücher zu fränkischen Themen</b> .....	53, 299, 368, 458
--	-------------------



W

B 29 38

ISSN 0015-9905

# FRANKEN LAND



Freunde Mainfränk.  
Kunst u. Geschichte e.V.  
bei der UB Würzburg

ZEITSCHRIFT FÜR  
FRÄNKISCHE LANDESKUNDE  
UND KULTURPFLEGE

12. März 07

21/NA 93520

VERLAG FRANKENBUND  
HEFT 1 · Februar 2007



# FRANKENLAND

## Zeitschrift für fränkische Landeskunde und Kulturpflege

Neue Folge der Zeitschrift FRANKENLAND 1914–1922

Heft 1 / 2007 / 59. Jahrgang

Die Zeitschrift FRANKENLAND erscheint sechsmal im Jahr mit einer Auflage von 4700 Exemplaren pro Ausgabe (Stand 2005) in ganz Franken und Südthüringen. Herausgegeben und verlegt wird sie vom FRANKENBUND e.V. Für FRANKENBUND-Mitglieder ist der Bezugspreis im Mitgliedsbeitrag enthalten.

### Schriftleitung

Dr. Christina Bergerhausen, Bundesgeschäftsstelle des FRANKENBUNDES,  
Hofstr. 3, 97070 Würzburg, Tel. u. Fax: 0931/5 67 12,  
E-Mail: bundesgeschaeftsstelle@frankenbund.de.  
Stellvertreter: Dr. Peter A. Süß M.A., Schollergasse 15, 97084 Würzburg,  
Tel.: 0931/61 17 30.

Manuskripte, Mitteilungen und Besprechungsexemplare für das FRANKENLAND sind bitte an die Adresse der Bundesgeschäftsstelle zu richten. Für unverlangt eingesandte Manuskripte kann keine Haftung übernommen werden.

Beiträge bitte in digitalisierter Form abgeben. Wenn dies nicht möglich ist, übernimmt der Autor bei einer Veröffentlichung im *FRANKENLAND* die Kosten für eine digitale Aufbereitung seines Artikels.

### Schriftleitungsausschuß

Prof. Dieter J. Weiß (Uni Bayreuth), Prof. Werner K. Blessing (Uni Erlangen), Prof. Helmut Flachenecker (Uni Würzburg), Dr. Andrea Kluxen (Bezirksheimatpflegerin für Mittelfranken), Prof. Günter Dippold (Bezirksheimatpfleger für Oberfranken), Dr. Klaus Reder M.A. (Bezirksheimatpfleger für Unterfranken), Dr. Christina Bergerhausen (Schriftleiterin), Dr. Peter A. Süß M.A. (stellvertr. Schriftleiter).

### Gesamtherstellung:

Halbigdruck GmbH, 97076 Würzburg, Heisenbergstraße 3  
Telefon 09 31 / 2 76 24, Telefax 09 31 / 2 76 25  
www.halbigdruck.de, info@halbigdruck.de

## Aufsätze

<i>Christoph Daxelmüller:</i>	
Betteljuden, Händler, Wirtschaftspioniere.	
Juden und die Geschichte Frankens vom 18. bis zum 20. Jahrhundert .....	5
<i>Siegfried Pokorny:</i>	
Von der Bayreuther Oberrealschule (Graf-Münster-Gymnasium) nach Buenos Aires.	
Der Lebensweg des jüdischen Schülers Gerd Aptekmann .....	20
<i>Karin Dengler-Schreiber:</i>	
'Stolpersteine': Erinnerung an die Geschichte der Juden in Bamberg .....	26
<i>Julia Hecht:</i>	
Franconia Judaica. Juden in Franken 1806 bis heute .....	31
<i>Christina Bergerhausen:</i>	
Shalom Europa – das neue jüdische Gemeinde- und Kulturzentrum in Würzburg .....	36

## Frankenbund intern

Einladung zum 78. Bundestag in Forchheim .....	38
Herr Wolfgang Rosenberger (Kitzingen) geehrt .....	39
Neuer Vorsitzender der Gruppen Marktbreit/Ochsenfurt .....	39
Fränkisches Seminar 2007 .....	39
<i>Helmut Flachenecker:</i>	
Projekt 'FRANKENLAND ins Internet' .....	40
Aufruf an die Autor(inn)en des FRANKENLANDES .....	41
<i>Peter A. Süß</i>	
Nachruf auf Herrn Dr. Hanswernfried Muth (Würzburg) .....	42
Nachruf auf Frau Cäcilie Weidig (Bayreuth) .....	42

## Kunst und Kultur

<i>Erich Schneider:</i>	
Freistaat steigert Tiepolos „Steinigung des Hl. Stephanus“ für Franken.	
Versuch einer Dokumentation .....	43

<b>Literatur</b> .....	53
------------------------	----

## Aktuelles

<i>Peter Ziegler:</i>	
Victor von Scheffels Wanderungen in die Rhön 1877 und 1878 .....	57
Bürgerpreis 2006 der Stadt Forchheim an Herrn Franz Och .....	63

---

### Der FRANKENBUND wird finanziell gefördert durch

- das Bayerische Staatsministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst,
- den Bezirk Mittelfranken,
- den Bezirk Oberfranken,
- den Bezirk Unterfranken.

Allen Förderern einen herzlichen Dank!

phv- 52

# Mitarbeiterverzeichnis

---

- Universitätsprofessor  
Dr. Christoph Daxelmüller      Lehrstuhl für Europäische Ethnologie/Volkskunde  
Universität Würzburg, Am Hubland, 97074 Würzburg
- Dr. Karin Dengler-Schreiber      Stadtheimatpflegerin von Bamberg und  
Stellvertretende Bundesvorsitzende des *FRANKENBUNDES*  
Volkfeldstraße 35, 96049 Bamberg
- Universitätsprofessor  
Dr. Helmut Flachenecker      Lehrstuhl für Fränkische Landesgeschichte  
Universität Würzburg, Am Hubland, 97074 Würzburg
- Julia Hecht M.A.      Bezirksheimatpflege Mittelfranken  
Bezirk Mittelfranken, Danziger Straße 5, 91522 Ansbach
- Siegfried Pokorny      Heimatforscher  
Deubzerstraße 4, 95447 Bayreuth
- Dr. Erich Schneider      Leiter der Städtischen Sammlungen Schweinfurt  
Obere Straße 11–13, 97421 Schweinfurt
- Dr. Peter A. Süß      Historiker,  
1. Vorsitzender der Frankenbund-Gruppe Würzburg  
Schollergasse 15, 97084 Würzburg
- Peter Ziegler      Wankelstraße 6, 97688 Bad Kissingen

Für den Inhalt der Beiträge, die Bereitstellung der Abbildungen und deren Nachweis tragen die Autoren die alleinige Verantwortung. Soweit nicht anders angegeben, stammen alle Abbildungen von den jeweiligen Verfassern.



*Der Innenhof des neuen jüdischen Gemeinde- und Kulturzentrums in W (Foto: Gerhard Hagen)*

*Liebe Leser,*

*am 23. Oktober 2006 / 1. Cheschan 5767 wurde in Würzburg das neue jüdische Gemeinde- und Kulturzentrum Shalom Europa in Anwesenheit zahlreicher Prominenz eröffnet.*

*Die Einweihung dieses neuen jüdischen Zentrums in Würzburg bildet den Anlaß, sich in diesem Heft schwerpunktmäßig mit dem Thema 'Jüdisches Leben in Franken' zu beschäftigen. Unter welchen erschwerten Bedingungen das fränkische Judentum bis in die 30er Jahre des 20. Jahrhunderts hier gelebt hat und wie wir heute mit dem jüdischen Erbe umgehen, lauten die beiden Leitfragen.*

*Den Anfang macht der Beitrag von Christoph Daxelmüller, der nach dem Einfluß von Juden auf die Geschichte*

*und Kultur Frankens in den letzten zwei Jahrhunderten fragt und dabei zu interessanten Ergebnissen kommt. Er zeigt auf, daß Juden in dem Bestreben, den obrigkeitlichen Einengungen bei der Berufs- und Ortswahl zum Trotz ihren Lebensunterhalt zu sichern, in den Bereichen Wirtschaft und Handel vielfach innovativ gewirkt und als Financiers den Bau großer Kunstdenkmäler überhaupt erst ermöglicht haben. Auch wird in diesem Beitrag erklärt, wie es zu dem Phänomen des Betteljuden gekommen ist. Daran anschließend schildert Siegfried Pokorny die Erlebnisse eines jüdischen Bayreuther Bürgers, der in den 30er Jahren des 20. Jahrhunderts vor den Nazis nach Südamerika geflohen ist. Auf eine besondere Form der Erinnerung*

*macht Karin Dengler-Schreiber aufmerksam: die Aktion Stolpersteine. Sie berichtet von ihren Erfahrungen mit dieser Erinnerungskultur in Bamberg. Große Publikumsresonanz fand eine vom Bezirk Mittelfranken ausgerichtete Tagung zu Geschichte und Gegenwart der Juden in Franken. Die wichtigsten Ergebnisse hat Julia Hecht für Sie in ihrem Artikel zusammengefaßt. Zum Schluß wird das neue jüdische Gemeinde- und Kulturzentrum Shalom Europa kurz vorgestellt, das gerade keine Erinnerungsstätte sein will, sondern aufzeigt, was orthodoxes jüdisches Leben heute ist.*

*Allerhand Neuigkeiten aus dem FRANKENBUND erfahren Sie in der*

*Rubrik 'Frankenbund intern'. Unter 'Kunst und Kultur' berichtet Erich Schneider über die Umstände der Rückführung eines wichtigen Kulturgutes nach Unterfranken: der 'Steinigung des Heiligen Stephanus', gemalt von Giovanni Domenico Tiepolo. Passend zum diesjährigen Jahresthema 'Wege in Franken' erinnert Peter Ziegler an Victor von Scheffels Wanderungen in die Rhön in den Jahren 1877 und 1878 und stellt vier während dieser Exkursionen angefertigte Zeichnungen vor.*

*Viel Freude beim Lesen  
wünscht Ihnen die Schriftleitung*

# Betteljuden, Händler, Wirtschaftspioniere. Juden und die Geschichte Frankens vom 18. bis zum 20. Jahrhundert

von

*Christoph Daxelmüller*

Kriege schaffen Sieger und Verlierer, Täter und Opfer, die Grundlage für technische Innovationen und Verwüstungen, für Reichtum und Verelendung, für Karrieren und den Sturz in Armut und Heimatlosigkeit. Kriege verändern Territorien und Gesellschaften, Mentalitäten und Einstellungen. Was aber haben die Wirren in Europa mit den Juden und was die Juden mit der Geschichte Frankens zu tun?

## *Kriegerische Zeiten*

Das 17. Jahrhundert war mit dem Dreißigjährigen Krieg (1618–1648) durch einen Konfessionskrieg geprägt, der mit kaum glaublicher Brutalität geführt wurde und bei allen Betroffenen, Katholiken und Protestanten wie auch Juden, tiefe Spuren hinterließ. Die Erinnerung an die Kriegsgreuel überlebte in zahllosen Sagen von geschändeten Kruzifixen und Heiligenstatuen, und die um Gottes wahre Religion kämpfenden Parteien machten weder Halt vor katholischen Kirchen noch vor Synagogen.

So gingen im Juli 1622 in Eibelstadt einquartierte bambergische Soldaten auf Raubzug. Sie suchten sich die Häuser der Juden und die Synagoge aus. Nach den Ausschreitungen meldeten die Eibelstadter Juden dem würzburgischen Domkapitel einen Schaden von insgesamt 10.000 Gulden.<sup>1)</sup>

Mehr als diese materiellen Schäden aber wog der Diebstahl einer Ampel und möglicherweise der Menora aus der Synagoge. Die dort aufbewahrten religiösen Schriften im Wert von 300 Gulden waren zerrissen, der Thoraschrein (Aron Hakodesch) aufgebrochen, die heiligen Schriftrollen herausgenommen und mit Kot besudelt wurden. Auch den Schrein selbst beschmutzte die Soldateska auf unflätige Weise: „[...] in [den] Casten [haben die Soldaten] unerhörter unchrist-

licher Dingen salvo honore ihre Notturfft gepflogen“.

Nach dem Friedensschluss 1648 erholte sich das in zahlreiche Kleinstaaten zersplitterte Deutschland nur mühsam von den Kriegsfolgen. Landstriche waren verödet, Dörfer zerstört und menschenleer, die Wirtschaft lag am Boden. Hier aber schlug die Stunde der Juden. Sie verfügten dank ihrer länderübergreifenden Verbindungen über das erforderliche Potential. Dies hatte man in den Niederlanden bereits im 16. Jahrhundert bei der Ansiedlung der von der Iberischen Halbinsel vertriebenen sefardischen Juden erkannt. In den Kriegen betätigten sie sich als Lieferanten für Proviant, Fourage und Rüstungsmaterial, als Nachrichtenüberbringer, als Wechsler erbeuteter Münzen und Verkäufer von Waren aller Art sowohl für die Soldaten als auch für die Menschen auf dem flachen Land.

Zum Wiederaufbau bedurfte es einer weit-sichtigen merkantilistischen Politik, und Juden galten als gesuchte Fachleute für Handel und Geldgeschäfte. Diese Position verschuf ihnen größere Sicherheit in den Städten und Dörfern, ermöglichte ihnen den Aufstieg vom Trödel- in den Markthandel. Geldgeschäfte betrachtete man nun nicht mehr als anrühlich, sondern als erstrebenswert, und vor allem bei der Gewährleistung größerer Kredite füllten sie als Beschaffer internationaler Anleihen für Fürsten und Könige ein Vakuum aus. Städte wie Nördlingen 1669 forderten jüdische Händler und Finanziers im Gegensatz zu früherer Judenpolitik ausdrücklich zum Besuch auf: Die Stunde von Hofjuden wie Abraham Höchberg, dem Hofjuden des Bischofs von Würzburg, war gekommen.<sup>2)</sup> In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts setzten Entwicklungen ein, die in den folgenden Jahrhunderten die jüdische Gesellschaft nachhaltig prägen und die Rolle der Juden im Rah-

men (nicht nur) der fränkischen Geschichte maßgeblich bestimmen sollten.

## *Schlesische Kriege und der Siebenjährige Krieg*

Die Grundstrukturen, die während und nach dem Dreißigjährigen Krieg sichtbar wurden, änderten sich auch im kriegerischen 18. Jahrhundert nicht, und am Beispiel des Konflikts zwischen König Friedrich II. von Preußen (1712–1786; Regierungsantritt 1740) und Maria Theresia von Österreich (1717–1780; Regierungsantritt 1740), dem eigentlichen „Ersten“ Weltkrieg, werden wir nicht nur sehen, dass Juden erneut Nutznießer und zugleich Opfer der blutigen Auseinandersetzungen wurden, sondern auch, dass Geschichtsüberlieferung stets eine Frage des Standpunkts ist.

Der Konflikt zwischen den beiden prägenden Gestalten des 18. Jahrhunderts lässt sich auf zwei Ursachen zurückführen: die Pragmatische Sanktion von 1713, welche die weibliche Erbfolge für Maria Theresia in Österreich gestattete, und der 1740 mit seinem Herrschaftsantritt von Friedrich II. gefasste Entschluss, sich des zum Kaiserhaus gehörigen Herzogtums Schlesien zu bemächtigen, wozu er das Ableben Kaiser Karls VI. kaltblütig benutzte. Am 16. Dezember 1740 marschierten seine Truppen in Schlesien ein und lösten mit dem ersten Schlesischen Krieg den österreichischen Erbfolgekrieg (1740–1748) aus. Der Sieg in der Schlacht von Chotusitz am 17. Mai 1742 führte zum Vorfrieden von Breslau, der Berliner Frieden beendete den Krieg offiziell, und Österreich musste Ober- und Niederschlesien sowie die Grafschaft Glatz an Preußen abtreten.

Der Angriff auf Böhmen löste den Beginn des zweiten Schlesischen Krieges (1744/45) aus. Die Schlachten bei Hohenfriedeberg (4. Juni) und Soor (30. September) erzwangen den Frieden von Dresden 1745, in dem Österreich Preußen den Besitz von Schlesien bestätigen musste. Im Gegenzug erfolgte die Anerkennung Franz Stephans von Lothringen, des Gemahls Maria Theresias, als Kaiser Franz I. Nun wurde Friedrich II. von Preußen „der Große“ genannt, und in den folgenden

Jahren wandte er sich friedlicheren Aufgaben zu, begann 1745 mit dem Bau von Schloss Sanssouci in Potsdam, 1747 mit der Trockenlegung des Oderbruchs und holte 1750 den französischen Philosophen Voltaire an seinen Hof.

Als Friedrich 1756 mit dem Angriff auf Kur-sachsen als vermeintlichem Präventivschlag den dritten Schlesischen Krieg einläutete, hatten sich die Bündnisse geändert: Frankreich und Russland kämpften nun auf der Seite Österreichs, Großbritannien auf der Preußens. Das Truppenverhältnis zwischen den Bündnispartnern betrug 1:3, das Einwohnerverhältnis sogar 1:20. Trotz dieser Übermacht gelang Preußen mit dem Sieg über das österreichische Heer am 1. Oktober 1756 in der Schlacht von Lobositz ein Teilerfolg, doch während des Kriegsverlaufs von 1757 bis 1761 geriet Preußen mehrmals an den Rand des Zusammenbruchs: Seine Gegner hielten einen Grossteil des preußischen Territoriums besetzt und bedrohten dessen staatliche Existenz. Zwar wendete sich in den Jahren 1757 und 1758 mehrmals das Kriegsglück, am 12. August 1759 erlitt Preußen bei Kunersdorf eine verheerende Niederlage, siegte aber am 3. November 1760 in der Schlacht von Torgau erneut über die Österreicher.

Der Tod von Zarin Elisabeth 1762 führte zum Ende der Allianz und entschied den Siebenjährigen Krieg außerhalb des Schlachtfelds. Ihr Nachfolger Zar Peter III. schloss Frieden mit Friedrich und verbündete sich später mit Preußen. 1763 beendete der Friedensschluss von Paris den Siebenjährigen Krieg. Er stellte in Europa den territorialen Vorkriegsstand wieder her, während in Übersee Frankreich zugunsten der Engländer schwere Gebietsverluste hinnehmen musste. Friedrich der Große, durch die Kriegshändel sichtbar gealtert, erhielt den Beinamen „Alter Fritz“, und Maria Theresia musste endgültig auf Schlesien verzichten. Bereits 1752 hatte Friedrich d. Gr. in seinem Politischen Testament voraussehend festgestellt, dass er „Österreich am tiefsten gekränkt“ habe.<sup>3)</sup>

Der Siebenjährige Krieg betraf keinesfalls nur den Streit zwischen Preußen und Österreich, zwischen Friedrich II. und Maria Theresia um Schlesien irgendwo im Osten, son-

dern auch Franken, und hier Nichtjuden ebenso wie Juden. Das Hochstift Bamberg geriet in arge Bedrängnis, viermal nahmen die Preußen Bamberg ein und verschleppten den Weihbischof und angesehene Bamberger 1758 als Geiseln nach Preußen. Einfälle preußischer, hessischer und hannoveraner Truppen 1758, 1759 und 1762, Kriegslasten und hohe Kontributionsforderungen zehrten die Staatsfinanzen aus, und der preußischen Forderung an das Hochstift, eine Kontribution von mehr als einer halben Million Gulden zu bezahlen, konnte die Bamberger Regierung nur durch den Verkauf der bambergischen Besitzungen in Kärnten am 12. Mai 1759 begeben.<sup>4)</sup>

Im gleichen Jahr, 1759, plünderten preußische Truppen an einem Samstag Friesen (seit 1978 Stadtteil von Kronach). Die Schäden betrafen vornehmlich die Juden. Denn wegen des Sabbats und seines strengen Arbeitsverbotes konnten sie weder sich noch ihr Hab und Gut in Sicherheit bringen, da sie über keine erwin, über Sabbatgrenzen verfügten; diese markierten die Wegstrecke, die sie am Feiertag gehen durften, ohne gegen das Arbeitsverbot zu verstoßen. Sie holten das Versäumte nach und baten nach überstandener Gefahr um die Erlaubnis, Sabbatgrenzen errichten zu dürfen, um in Zukunft auf derartige Notsituationen besser reagieren zu können.<sup>5)</sup>

### *Friedrich II. und Maria Theresia*

Man mag rückblickend Friedrich d. Gr. als Aggressor und beutegieriges „Monstrum“, wie sich Maria Theresia häufig über ihren Feind ausdrückte, die Habsburgerin hingegen als die sich wehrende Angegriffene, den preußischen König als disziplinierenden Militaristen, die Österreicherin als fromme Frau und Mutter sehen. Doch betrachten wir die beiden aus jüdischem Blickwinkel: Friedrich d. Gr. schloss die Juden von seinen Toleranzideen nicht aus. Als merkantilistischer Politiker erkannte er das Potential der Juden. Dem Berliner Münzpächter und Oberlandesältesten der preußischen Juden, Daniel Itzig, verlieh er für dessen finanzielle Dienste am Staat die Rechte eines christlichen Kaufmanns, und die Juden Preußens sangen anlässlich des Sieges bei Schweidnitz „Lobgesang und Gebet“ auf

Friedrich. Er erlaubte trotz des massiven Protests christlicher Kaufleute Juden den Zugang zur Breslauer Messe, die er als Konkurrenz zur Leipziger Messe gegründet hatte. Bereits 1714 öffnete in der Berliner Heidereutergasse die erste öffentliche Synagoge ihre Pforten, und am 17. April 1750 erließ Friedrich d. Gr. ein revidiertes General-Privilegium und Reglement für die Judenschaft, das diese in sechs Klassen einteilte, angeführt von den reichsten und dadurch für den Staat nützlichsten Juden, die damit de facto den Bürgern gleichgestellt wurden. Doch auch den restlichen fünf Klassen sicherte er Grundrechte zu. Preußen wurde zum Vorreiter einer toleranten Judenpolitik, die, getragen von den Ideen der Französischen Revolution, im 19. Jahrhundert zur staatsbürgerlichen Emanzipation führen sollte.

Und Maria Theresia? Sie ließ 1745 die Juden aus Prag vertreiben.

### *Armut und Reichtum – ein Widerspruch?*

Kriege lassen die Menschen verelenden und schaffen für wenige enorme Reichtümer. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts wuchs die Zahl der Betteljuden, die als Hausierer auf und von der Straße lebten, rapide an und stellte die jüdischen Landgemeinden vor massive Probleme.

Mit dieser sozialen Verelendung aber will der auffallende Bauboom nicht übereinstimmen: Jüdische Gemeinden leisteten sich seit der Mitte des 18. Jahrhunderts neue, moderne, dem zeitgenössischen Geschmack und dem hugenottischen Baustil angepasste Synagogen, so in Ansbach, im unterfränkischen Memmelsdorf, in Urspringen oder im oberfränkischen Mühlhausen, und sie ließen Elieser Sussmann die äußerlich unscheinbaren Synagogen von Bechhofen (1732 fertiggestellt), Horb (1735) und Kirchheim (1738–1739) prachtvoll ausmalen.<sup>6)</sup> Die Grafen, Fürsten und Bischöfe bauten Kirchen und Schlösser. Besteht zwischen Beherrschten und Herrschenden ein Zusammenhang, den wir wahrzunehmen bislang nicht bereit waren? Was haben Juden mit den Räuberbanden im Spessart und im Odenwald, was mit Schloss Weissenstein in Pommersfelden oder mit Weikers-

heim, was mit der Wallfahrtsbasilika in Gößweinstein und was mit der Industrialisierung und Modernisierung Bayerns zu tun, die von Franken ihren Ausgang nahm? Warum befindet sich das Wappen der Freiherrn von Egloffstein über der Eingangstür der Synagoge im oberfränkischen Mühlhausen, warum das der Greifenklau an einem Fenstergitter der Synagoge von Memmelsdorf?

Die hochmittelalterliche *servitus Judaeorum*, die „Kammerknechtschaft“, ursprünglich zum Schutz der Gruppe gedacht, dann als Instrument der Machtpolitik eingesetzt, rechtfertigte gewaltsame wie friedliche Vertreibungen und regulierte damit eine für den Landesherren profitable Vertreibungs- und Ansiedlungspolitik: Schuldenerlass, Schutzgelder, Sondersteuern und -abgaben einerseits, dank des Know Hows der jüdischen Händler und Finanziers zusätzliche Einnahmen für die Finanzkammern und das Funktionieren des Wirtschaftskreislaufs andererseits. Das Leben zwischen Sesshaftigkeit und Mobilität bedeutete für die Juden den Vorteil, dass sie seit dem Mittelalter zu global players wurden, die im Gegensatz zu ihren nichtjüdischen Nachbarn weit über den regionalen und territorialen Horizont hinaussahen und sich ein Netz überregionaler und teilweise sogar internationaler Verbindungen schufen.

Für das seit 1806 bayerische Franken gilt, was etwa für die Handelsrepublik Venedig gegolten hatte:<sup>7)</sup> Bestimmte die merkantilistisch-utilitaristische Politik ein Staatswesen, nahmen die Juden dank ihres Wissens und ihrer beruflichen Verbindungen wichtige und geachtete Positionen ein. Übernahm jedoch die antijüdische Kirchenpolitik die Oberhand, verschlechterten sich die jüdischen Lebensbedingungen.

Staatliche Regulierungen reduzierten seit dem IV. Laterankonzil von 1215 den Lebenserwerb der Juden weitgehend auf den Handel und das Finanzwesen. Über Jahrhunderte hinweg konnten sie sich allerdings in diesen Berufsfeldern Fachwissen aneignen und sich ein weitverzweigtes Netz von Verbindungen aufbauen – am Ende dieser Strategien wird die Megadynastie der Rothschilds stehen.

Vor diesem Hintergrund differenzierte sich die jüdische Gesellschaft in der Frühen Neuzeit sozial aus: in eine Unterschicht, die weit unter dem Existenzminimum lebte, eine in der Regel unvermögende Mittelschicht, die dennoch dank ihrer Lebensstrategien über die Runden kam und von Bedeutung für die populäre Kultur wurde, und schließlich in die jüdischen Elite der Hofjuden, Bankiers und frühen Industriellen. Nutznießer waren die Territorialherren, und hier kam Franken die Aufspaltung der Herrschaften in Hochstifte, reichsritterschaftliche Gebiete, Reichsstädte und in die Markgrafschaften Ansbach und Bayreuth zugute.

Innerhalb der jüdischen Gesellschaft aber spielte die soziale, am Vermögen sichtbare Taxonomie nur eine untergeordnete Rolle. Das Ansehen innerhalb der Gemeinschaft richtete sich vielmehr nach dem Bildungsstand und betraf ungeachtet des Einkommens die eigentlich „jüdischen“ Berufe des Rabbiners oder des Lehrers: Juden beherrschten im Gegensatz zu den Nichtjuden, religiös gefordert durch die Bar Mizwa, beruflich erzwungen durch ihre spezifischen Aufgaben als Händler und Bankiers, in der Regel die Kulturtechniken des Lesens, Schreibens und Rechnens, was sie ihren Nachbarn überlegen, sie jedoch auch zu Zielen antisemitischer Vorurteile machte.<sup>8)</sup>

### *Betteljuden, Kriminelle und romantische Mythen*

1791 veröffentlichte der Gochsheimer Büchereihändler Joseph Isaak seine „Unmaßgeblichen Gedanken über Betteljuden und ihre bessere und zweckmäßigere Versorgung“; er widmete seine Schrift dem „Hochwürdigsten und Gnädigsten Fürsten und Herrn Herrn Franz Ludwig des hl. Röm. Reichs Fürsten, Bischoff zu Bamberg und Würzburg, Herzog zu Franken“.<sup>9)</sup> Betteljuden, die auf der Straße lebten, waren gerade an Sabbat in Dörfern mit nur wenigen jüdischen Familien, die keinen minjan, die für die Durchführung eines Gottesdienstes erforderliche Anzahl von zehn erwachsenen Männern, zusammenbrachten, zur Bewirtung willkommen. An ihnen konnte

man zudem das Gebot der tätigen Nächstenliebe und der Wohltätigkeit erfüllen.

Doch infolge mehrerer Pogrome in der Ukraine und Bessarabien nach 1648 unter dem Kosakenführer Chmielnicki mit einer hohen Zahl von Todesopfern und zahllosen jüdischen Flüchtlingen, die nach Deutschland drängten, sowie der wachsenden Verarmung im kriegerischen 18. Jahrhundert wurden die Betteljuden mehr und mehr zu einer existenziellen Belastungsprobe für arme jüdische Landgemeinden: 26 „Judenhaushaltungen“ brächten, so Isaak, in Gochsheim 350 rheinische Gulden auf, die zusätzlichen Ausgaben für Almosen und die Kosten für die Versorgung kranker Betteljuden nicht einmal eingerechnet;<sup>10</sup> 1200 Billets gingen an ordentliche Gäste, 450 „Schabbats-Billete“ an weitere Juden von der Straße:<sup>11</sup> „Das Volk, zu dem ich gehöre, ist und bleibt freilich im Ganzen genommen immer arm. So viele einzelne reiche Partikuliers sich unter demselbigen befinden; so ist die Summe der ihnen gegenüber stehenden Dürftigen doch gewiß überwiegend groß. Nimmt man die ausserordentlichen Abgaben dazu, die den Juden vor andern Bürgern des Staats aufgehalsen worden sind, so wird man es gewiß zugeben, daß von Reichthum und Wohlhabenheit dieses Volkes, im Ganzen genommen, nicht geredet werden könne“.<sup>12</sup>

Die Verarmung und, mit ihr einhergehend, die zunehmende Überlastung des Armenwesens waren das Ergebnis einer Kette von Ereignissen, die weit in die Frühe Neuzeit zurückreichen: Maßlos überhöhte Abgaben an die Obrigkeit, wirtschaftliche Krisen wie die lange Depression von 1600/1620 bis 1720/40 oder Teuerungen 1571/74 und 1771/72 im gesamten Europa, Missernten und Hungersnöte ließen die Zahl der Menschen auf der Straße rapide anwachsen. Mit dem Wanderbettel ernährten viele Juden ihre Familie, die bei Zahlung der Schutzgelder zumindest an einem festen Wohnort bleiben konnte.

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts eskalierte die Situation. Mehrere markgräfliche Erlasse und jüdische „Generalprivilegien“, die das Übernachten in den Ortschaften verboten und die jüdischen Gemeinden zum Bau von „Judenherbergen“ oder „Judenwirthshäu-

sern“ vor den Siedlungen, bzw. Stadtmauern auf eigene Kosten verpflichteten, schufen keine Abhilfe. Vielmehr verschärfte sich die soziale Problematik. 1755 bat die Ellinger Deutschordenskomturei den „hochgeehrten Nachbarn“, den Markgrafen, um Amtshilfe wegen eines Einbruchs im sog. „Judenwirthshaus“ in Röttenbach. Bei den Ermittlungen des Oberamts Roth wurden eine Woche nach Purim alle im Gasthaus logierenden Juden festgenommen, nach Roth aufs Rathaus gebracht, durchsucht, verhört und nach einigen Tagen wieder frei gelassen.

Auch Isaac Israel aus Buttenwiesen lebte mit Ehefrau und drei Kindern auf der Straße: „War die vorherige Nacht im Judengastwirthshaus zu Roth gelegen. Er sei auf dem Weg von Cronheim nach Sulzbürg gewesen, wo er den Schabbes verbracht hätte, zusammen mit einem weiteren Juden von Cronheim und zweien ohne Aufenthaltsort“. Auf dem Rückweg habe er im Hirtenhaus in Hilpoltstein übernachtet. 16 weitere Juden seien seiner Aussage nach von Sulzbürg nach Thalmässing unterwegs. Bei seiner Visitation sei nichts verdächtiges gefunden worden, jedoch: „... ist ein außerordentliches Zittern an seinem Leib ganzen Gliedern wahrgenommen worden, davon er keine Ursach anzugeben gewußt. Hat Paß von Kriegshaber 1752.“<sup>13</sup>

Isaaks Lösungsvorschlag, nach nichtjüdischem Vorbild „Freyschulen“ und „Arbeitshäuser“ einzurichten, in denen „diejenigen, so brodlos sind und arbeiten können, ohne Schwierigkeit Arbeit erhalten, um sich durch Fleiß und Arbeitsamkeit fortzubringen, ohne ihren Glaubensgenossen zur Last zu fallen und aus der Betteley ein Handwerck zu machen“,<sup>14</sup> erscheint sozial hart, ist jedoch brisant: Denn die stark eingeschränkten Berufsmöglichkeiten und der Ausschluss vom zünftischen Handwerk trügen Mitschuld am jüdischen Bettelwesen, „da sich dem Juden die Gelegenheit zum Verdienste gar nicht so leicht darbietet, als dem Arbeit suchenden Christen.“<sup>15</sup> Arbeitshäuser böten die Möglichkeit, dass die „Nation, die wenigstens noch in hiesigen Landen der Handarbeit grösten-theils entwöhnt ist, [...] dadurch nach und nach Gelegenheit“ bekäme, „auch unter sich

ihre eigenen Handwerker zu haben, wie in Böhmen, Schlesien und Pohlen“.<sup>16)</sup>

Mit dem Hinweis auf liberale – oder zumindest pragmatischere – Einstellungen in den mittelosteuropäischen Ländern wagte Isaak Kritik an der Rückständigkeit hochstiftischer und reichsritterschaftlicher Judenpolitik, nicht ohne der „Gräflich-Schönbornischen Regierung“ ein Lob auszusprechen: Sie hätte sich darum gekümmert, dass Juden zu Schneidern und Schustern ausgebildet worden seien.<sup>17)</sup> Allerdings verschweigt Isaak, dass Lothar Franz von Schönborn in seinem privaten Besitz der Herrschaft Pommersfelden sich weigerte, außer einem Buchbinder weitere Schutzjuden aufzunehmen.<sup>18)</sup> So verwundert es nicht, dass so mancher Betteljude, so mancher „Schnurr-“ oder „Schalantzjude“ tatsächlich ein „Handwerk“ ergriff, wenn auch kein „ehrliches“: Er wurde kriminell und schloss sich einer der im späten 18. Jahrhundert ihr Unwesen treibenden „Räuberbanden“ an.

Der Spessart war ein durch seine Wälder undurchdringliches und dadurch angsteinflößendes Gebiet, und seine Bevölkerung lebte trotz der Glasindustrie in kaum vorstellbarer Armut, deren Ausmaß noch im 19. Jahrhundert Rudolf Virchow erschütterte, als er sich bei einer Dienstreise durch die Region nicht nur mit den häufigsten Erkrankungen der Menschen dieser Region auseinandersetzte, sondern sich – als einer der bedeutendsten Vertreter und Aktivisten des sich bildenden Universitätsfaches Volkskunde – auch für die sozialen und kulturellen Hintergründe dieser Misere interessierte.<sup>19)</sup>

Heute lebt der Spessart recht gut vom Mythos seiner Räuber, aber dass auch Juden zu diesem Mythos beitrugen, fiel der Verdrängung anheim. Die wachsende Verelendung hatte sowohl Christen wie Juden ins Vagantentum auf die Straße und ins Gaunermilieu gedrängt, wo sie bald organisatorisch und verbrechenstaktisch eine Avantgardefunktion übernahmen.<sup>20)</sup> So spiegelt etwa die Sprachform des Rotwelschen Sozialgeschichte und die Bedeutung jüdischer Ganoven wieder; bis ins 18. Jahrhundert drangen zahlreiche hebräische und aramäische Begriffe in diese im Mittelalter entstandene Sondersprache ein,

und es konnte durchaus passieren, dass ein Rotwelsch oder Jenisch sprechender Christ von Polizeibeamten für einen „Israeliten“ gehalten wurde.

Die Beteiligung von Juden an der Banden- kriminalität des späten 18. und des frühen 19. Jahrhunderts erfolgte in doppelter Weise. Sie konnten als Einzelpersonen wie Abraham Moses „vulgo das getaufte Jüdchen“ nichtjüdischen Gruppen wie der Vogelsberger und Wetterauer Bande angehören.

In der überwiegenden Mehrzahl von Juden besetzt war hingegen die überregional agierende „Große Niederländer Bande“. Nach ihrem Auszug aus den Rheingegenden, Holland, Flandern, Brabant und Westfalen, wo sie von etwa 1790 bis ins frühe 19. Jahrhundert hinein ihr Unwesen getrieben hatte, dehnte sie um 1800 ihre Unternehmungen bis in die Nähe des Spessarts aus. Die jüdischen „Kochemer“ waren ihren nichtjüdischen Räuberkollegen in der Regel weit überlegen: Als doppelte Außenseiter, als „Juden“ und „Ganoven“, sahen sie sich zu besonders gewitzten Überlebenstaktiken und innovativen Strategien gezwungen – und Mobilität kannten die Juden nicht nur durch die zahllosen Vertreibungen, sondern auch durch ihre traditionelle Tätigkeit als Händler und Hausierer. Im Gegensatz zu ihren christlichen Gaunerkollegen agierten sie überregional, da sie stets durch die Solidarität ihrer Glaubensbrüder auf Unterschlupf und Versteck hoffen konnten, während die nichtjüdischen Ganoven auf die ihnen vertraute Gegend und auf „spezielle Bekannte“ angewiesen waren.<sup>21)</sup>

Hier kam nämlich der Verwurzelung in der jüdischen Kultur und Religion sowie dem hohen Stellenwert der Familie große Bedeutung zu, da diese Werte den jüdischen Kochemern Identität und Rückhalt boten. Man hielt sich an die gebotene Sabbatruhe und spendete sogar für das Armenwesen und den Bau von Synagogen und Schulen. Im Gegensatz zu den christlichen Gaunern war ein weit höherer Anteil der jüdischen Kriminellen verheiratet, Frau und Kinder besaßen häufig einen festen Wohnsitz in einer jüdischen Gemeinde, wurden von Zeit zu Zeit von den unsteten, als Händler getarnten Kochemern

besucht und mit dem für das Leben Notwendigsten versorgt.

Doch die jüdischen Kocheimer verfügten über einen weiteren Vorteil. Sie mischten sich einfach unter die auf der Straße lebenden Menschen: Man kannte die harmlosen Bettel- und Schnurrjuden, Hausierer und Handelsleute. Mit dieser Tarnung kamen sie in den jüdischen Gemeinden unter und nutzten die traditionelle Ethik der Wohltätigkeit oft weit entfernt von der Heimatregion für sich aus.

Die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert darf als die Epoche der organisierten Kriminalität gelten. Von der rauen sozialen Wirklichkeit im Spessart aber ist dank der Entdeckung der Natur als Idylle nur die Romanisierung und Mythologisierung übrig geblieben. Wie sich die Gegenwelt von Kultur, die gefährliche, menschenfeindliche, unwirtliche, unzählbare Natur in ihr Gegenteil verkehrte, so auch die Armut und das aus der Not heraus geborene Verbrechen. Die „Räuberbande“ geriet zur positiven Anderwelt bürgerlicher Wünsche und intellektueller Sehnsüchte. Ein Jude aus der Bande des bayerischen Hiasl diente Friedrich Schiller als Vorbild für den Räuber Spiegelberg in seinem Drama „Die Räuber“ von 1781. Goethes Schwager Christian August Vulpius (1762–1827) versuchte sich 1797 in drei Bänden am Leben und den Taten des edlen Räuberhauptmanns „Rinaldo Rinaldini“, Wilhelm Hauff (1802–1827) setzte den im Spessart vagierenden und in Heidelberg verurteilten Mitgliedern der Räuberbande des Hölzerlips mit seinem „Wirtshaus im Spessart“ ein ebenso liebevolles wie romantisches Denkmal, und die sich auf dieses Werk berufende Verfilmung machte aus dem Räuberhauptmann den Abkömmling eines italienischen Adelsgeschlechts, der selbst von Gaunern schnöde um sein Hab und Gut betrogen am Ende der Geschichte in den deutschen Adel und ins Märchenschloss Mespelbrunn einheiratet. Mit diesen Mythen spielt heute der Spessart; doch davon, dass auch Juden als Ganoven, als Mitglieder der „Großen Niederländischen Bande“ ihren Beitrag zur Mythifizierung einer Armutsregion leisteten, ist heute nicht mehr die Rede.

## *Viehhändler, Bänderjuden und die fränkische Tracht*

Doch Juden waren vor allem selbst ein bevorzugtes Ziel von Raubüberfällen. Man „baldowerte“ ihre Wege und Zeiten aus, an denen sie die Märkte besuchten, um Vieh und Waren zu kaufen oder zu verkaufen. Die Beute bestand entweder in Handelsware oder in Geld.

Die Bedeutung der jüdischen Händler sowohl für die Staatskassen wie für die Wirtschaft und das ländliche Konsumverhalten wird aus der soziographischen Situation im 18. Jahrhundert ersichtlich: Die Städte waren mit Ausnahme der Hofjuden weitgehend „judenfrei“, und infolge der Pogrome in Polen sowie der von Kaiserin Maria Theresia 1745 verfügten Vertreibungen aus den habsburgischen Erblanden stieg die Zahl der Juden auf dem flachen Lande erheblich an. Franken bildete zudem ein Durchzugsland für Juden aus Polen und Böhmen. Zwischen 1720 und 1740 stieg die Zahl der Dorfjuden um 30 % bis 50 % an. Damit aber konnte und wollte die Baupolitik nicht mithalten; die Zahl der Häuser, in denen Juden leben durften, blieb beschränkt. So mussten sich 1703 in Ottensoos 26 Menschen in einem Haus zusammendrängen, in Autenhausen bei Ebern lebten 14 jüdische Familien in gerade einmal drei Häusern.<sup>22)</sup> Hierfür hatten sie Hausmiete und natürlich Schutzgeld zu entrichten, ein wichtiger Einnahmefaktor für die Finanzkasse des jeweiligen Grundherren.

Daneben fielen andere Zahlungen an, so z.B. die „Stolgebühren“. Anlässlich von Beschneidungen, Hochzeiten und Todesfällen, aber auch zu Neujahr oder, so etwa in Hof an Karfreitag, hatten die Juden Sondersteuern an den zuständigen Geistlichen zu zahlen.<sup>23)</sup> Insgesamt summierten sich die Abgaben und Sondersteuern zur erdrückenden Last. Reich konnte man nicht, wohlhabend nur selten werden; man besaß gerade genug zum Überleben.

Der Warenhandel, neben dem Geldgeschäft die Haupteinnahmequelle, hatte sich über Jahrhunderte hinweg zur jüdischen Domäne entwickelt. Hierin waren die Juden dank ihrer Erfahrung meist den christlichen Nachbarn

und Konkurrenten überlegten, da sie häufig wie der Eibelstadter Jude Mayer über internationale Beziehungen, dieser konkret bis in die Niederlande, verfügten.<sup>24)</sup> Das Berufsspektrum der Eibelstadter Juden mag stellvertretend für andere Orte und auch für das 18. und 19. Jahrhundert stehen: Laut Ratsprotokoll vom 19. Januar 1652 handelten Juden mit Textilien, Pferden und Hornvieh, Fleisch, Tierhäuten, Wein, Viktualien und Tabak; sie verdienten sich ihren Lebensunterhalt mit dem Hausieren, mit Metallhandel, Goldschmiedearbeiten, Vermittlung von Grundstücken, Pfandleihe, Botengängen, Geldverleih und dem Aufwechsell von Münzen.

Gehandelt wurde folglich mit allem, was transportabel war: mit Nutztieren und tierischen Produkten wie Talg oder Fellen, mit Dingen des täglichen Bedarfs von Textilien und Kleidungszubehör wie Bändern, Spitzen und Knöpfen bis hin zu Nahrungsmitteln wie Getreide, Fleisch und Gewürzen, aber auch mit Trödel- und second hand-Ware. Hinzu kamen regionalspezifische Produkte: in Mainfranken der Wein, in Bamberg und Nürnberg der Hopfen, im Ansbachischen der Tabak. Gerade mit diesen Genussmitteln konnte ein jüdischer Händler zu beachtlichem Wohlstand aufsteigen, zum Besitzer eines Automobils oder einer prachtvollen Villa im historistischen, neobarocken oder neogotischen Stil im mondänen Bamberger Hainviertel werden, zu der im Hinterhof einst auch der Hopfenboden gehörte. Dieses Bamberger Stadtviertel stellt bis heute ein eindrucksvolles Zeugnis jüdischer Unternehmerrkultur in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts dar.<sup>25)</sup> Dennoch war insgesamt der „Wohlstand der Juden [...] gering“: sie lebten, so Johann C. Bundschuh 1799, „dem größten Teil nach sehr dürftig“.<sup>26)</sup>

Ob arm oder reich – jüdische Händler sorgten auf dem flachen Land für Warenzirkulation und für die Versorgung mit Waren, sei es mit Dingen des täglichen Bedarfs, sei es mit Luxusartikeln. Sie stellten die Funktionsfähigkeit der dörflichen Wirtschaft und den Transfer von Kulturgütern sicher. Juden waren das Herz der ländlicher Wirtschaft. Sie hielten die Preise ihres Warenangebots fair und machten es dadurch auch für die ärmere

Bevölkerung erschwinglich. 1654 etwa erließ das Bamberger Hochstift ein Mandat, weil „durch die Italiener, Savoyarden und Tiroler“, die im ganzen Land Handel trieben, „den Einheimischen die Nahrung geschmälert werde“.<sup>27)</sup> Juden nannte das Mandat nicht. Wie sehr sich der Wirtschaftskreislauf über Jahrhunderte hinweg eingespielt hatte, zeigt die schrittweise Ausschaltung der Juden aus dem Berufs- und Wirtschaftsleben nach 1933. Die „geheimen Spitzelprotokolle“, die Mittelsmänner für Gestapo und NSDAP anfertigten, belegen eindeutig, dass sich z.B. im Gebiet des heutigen Landratsamtes Ebermannstadt die Klagen der Bevölkerung über erhebliche Teuerungen und schwerwiegende Versorgungslücken häuften, die durch „arische“ Kaufleute nicht von heute auf morgen geschlossen werden konnten.<sup>28)</sup>

Ich greife nicht ohne Grund den jüdischen Handel mit Stoffen, Textilien, Bändern, Kleidern und Kleidungszubehör heraus. Dass Juden in auffallend hohem Maße gerade mit diesen Dingen handelten, kommt nicht von ungefähr. Zum einen waren Stoffe, Bänder, Litzen, Knöpfe, aber auch Kleider, alte wie neue, leicht zu transportieren, auf dem Pferdewagen ebenso wie in der Hausiererkraxe. Zum anderen aber stoßen wir hier auf Spuren religiöser Toleranz. Der Ausschluss von den zünftischen Gewerben betraf nicht jene handwerklichen Tätigkeiten etwa als Schächter (Metzger) oder (Mazzen-)Bäcker, wenn dies durch religiöse Gründe – im konkreten Falle die Kashrut – erforderlich wurde.

Sie aber betrafen nicht nur die Lebensmittel, sondern auch die Art der Stoffe und das Tragen bestimmter Kleidungsstücke. „Aus uns unbekanntem Grunde“, so 1886 Ludwig Stern, der Direktor der Israelitischen Schule in Würzburg, „ist das Verzwirnen von Schafwolle und Flachs in allen Geweben, ja sogar in der Möbelpolsterung, verboten.“ Dem trug die Fürther Obrigkeit Rechnung und erlaubte ihren Juden, wenigstens „zwey oder drey jüdische Schneider bey sich anzusetzen, weil mit besonderm Fleiß die Einnähung der wollenen und leinenen Fäden in ihre Kleider, muß beobachtet werden“. Diese spezielle Situation kann zumindest teilweise erklären, warum sich Schneider und Textilproduzent zu tradi-

tionellen jüdischen Berufen entwickelten, warum in den Akten jüdische Weber und Tuchmacher auftauchen, und warum in Altenkunstadt Friedrich und Rosalie Hofmann 1883 mit ihrer Wollspinnerei und Färberwerkstätte zu Pionieren der nordostoberfränkischen Textilindustrie wurden.<sup>29)</sup> Der Vater des 1851 im oberfränkischen Kolmsdorf geborenen, in Bischberg bei Bamberg aufgewachsenen Eduard Silbermann, der 1879 als erster Jude Deutschlands zum Staatsanwalt ernannt wurde, hatte den Tuchmacherberuf erlernt, und Leopold Sonnemann (1831–1909), der 1856 die „Frankfurter Handelszeitung“, die Vorgängerin der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“, gründete, stammte aus einer wohlhabenden Höchberger Weber- und Tuchhändlerfamilie.

Kleider- und Bänderjuden aber versorgten die ländliche Bevölkerung mit neuer wie mit bereits getragener Kleidung und mit Kleidungszubehör.<sup>30)</sup> Der vor allem aus Versteigerungslisten erschließbare jüdische Handel mit Gebrauchsgütern und Trödel eröffnete uns den bislang kaum bekannten Bereich der Versorgung der Landbevölkerung mit abgetragener Altkleidung. Oft sind es nur unfreiwillig überlieferte Informationen, die Auskunft über diesen Bereich des Stoff- und Kleiderhandels geben, so, als ein vergesslicher Amtschreiber den Schmierzettel, auf dem er die Schulden des Georg Schnitzer aus Gerlachshausen spezifiziert und zusammengerechnet hatte, im Nachlassinventar vom 8. September 1713 liegen ließ. Demnach standen die Erben bei Sommeracher Juden u. a. wegen „aufgenommener Kleidung vor die 2 Buben“ in Kreide.

Dass dieser Handel mit Altkleidern durchaus in staatswirtschaftlichem Interesse lag, zeigt ein Streit von 1780 um die Zulassung Bayreuther Schutzjuden zu Handelsgeschäften in Hof. In einem Gutachten vom 23. Februar 1780 betonte die Regierungsbehörde in Bayreuth die Unschädlichkeit jüdischen Handels; die Erfahrung lehre, dass „die Juden es verstehen, manchen wertlosen Plunder in Geld zu verwandeln und ausserdem manchem armen Burschen auf dem Lande die Gelegenheit bieten, sich ein wohlfeiles Kleidungsstück zu erwerben, das die Modesucht des Städters beiseite legt; wenn man also die Verordnungen über das Hausieren anwenden

wolle, so müsse man doch nicht gerade bei den Juden, welche als Untertanen des Landes anzusehen sind, den Anfang machen, sondern lieber die italienischen Galanteriewarenhändler, diese Blutegel des Landes, welche Eitelkeiten auskramen und Üppigkeit verbreiten, aus dem Lande jagen, welche Leute, obwohl sie sogar am Hofe toleriert und in der Residenz gehegt werden, weit gefährlicher sind als die Juden, welche alte Kleider vertrödeln und inländische Waren verkaufen“

Die Bänder- und Kleiderjuden verkauften bis 1933 all jene Dinge, aus denen sich Kleider und speziell die Tracht zusammensetzten: die Bänder und Pailletten zur Verzierung von Mutzen, Armaufschlägen und Schürzen, den Flitterkram zur Anfertigung von Brautkronen oder die besseren Stoffe für das Sonntagsgewand. Die jüdischen Stoffhändler prägten sich tief in das Bewusstsein ihrer Kunden ein; an den „Beulis-Jüd“ oder das „Jüde-Beckle“ aus Höchberg und Oberaltertheim, zwei Stoffhändler, kann man sich noch heute in Eisingen erinnern. Die Kleiderjuden waren Teil einer wirtschaftlichen und kulturellen Symbiose. Immerhin aber mag die Feststellung nicht übertrieben sein, dass Franken mit seinen Trachtgebieten, ob in der Rhön oder im Ochsenfurter Gau, in der Fränkischen Schweiz, in Effeltrich oder im Hummelgau, ohne die jüdischen Händler und Hausierer nicht denkbar wäre; denn gerade sie brachten das in die Dörfer, woraus sich dann Tracht zusammensetzen konnte.

Doch die Juden verkauften ihre Stoffe und Textilien auch an andere Abnehmer. Ein Blick in die Kirchenrechnungen der Wallfahrtskirche von Gößweinstein, der größten Dreifaltigkeitswallfahrt Deutschlands, zeigt die Bedeutung jüdischer Händler in den Jahren nach 1700 für die Ausstattung sowohl der alten wie der neuen barocken Kirche mit Altartüchern, kostbaren Stoffen für Antependien, den Himmel für die Fronleichnamsprozession, mit Messgewändern, Leviten- und Ministrantenröcken sowie Goldfransen und Binden für den Gnadenaltar zum Anstecken der angehörten Opfermünzen. Die Lieferanten, die wie der Jude Moysi aus Wannbach meist aus der näheren Umgebung stammten, aus Mistelfeld, Forchheim, Heiligenstadt und Bamberg,

standen in Konkurrenz zu italienischen Händlern.<sup>31)</sup>

Da sich die Geschäfte der jüdischen Händler über viele Jahre hinzogen und der Warenwert beträchtlich war, müssen die Patres, welche die Kirche und die Wallfahrer betreuten, mit ihnen zufrieden gewesen sein. Allerdings verhielten sie sich nicht immer als korrekte Geschäftspartner: 1702 wurde ein Jude aus Heiligenstadt mit 100 Gulden für ein aus Gold und Silber gearbeitetes Messgewand bezahlt; die Summe händigte man ihm in allerhand „bösen, Geldsorten, so sonst nicht anzubringen“ aus, bezahlte ihn folglich mit Falschgeld.<sup>32)</sup>

### *Kriege und Schlösser – Das Jahrhundert der Hofjuden*

Wir waren von den kriegerischen Jahrhunderten ausgegangen. Kriege benötigen Kapital, Künstlers, Ausrüster, Zulieferer und Geldwechsler für die erbeuteten internationalen Münzsorten. Jüdische Händler rüsteten Armeen aus, nun nicht mit Stoffen für Trachten, sondern für Uniformen, jüdische Bankiers beschafften das notwendige Kapital. Das 18. Jahrhundert wurde zum Zeitalter der reichen und politisch einflussreichen Hofjuden. Wo jedoch lassen sich ihre Spuren finden?

Die Zeiten nach den Kriegen bedurften zur Behebung der Kriegsschäden in besonderem Maße einer merkantilistischen Politik, und Juden wurden im 17. wie im 18. Jahrhundert zu gesuchten Fachleuten für den Wiederaufbau. Vielen gelang es, vom Trödel- in den Markthandel aufzusteigen, und vor allem bei der Bereitstellung größerer Kredite füllten sie als Beschaffer internationaler Anleihen für Fürsten und Könige ein Vakuum aus.

Die Schönborns und insbesondere Lothar Franz von Schönborn (1655–1729), Kurfürst von Mainz und Fürstbischof von Bamberg, nehmen aus heutiger Sicht dank ihrer Bauwut für Franken die gleiche Bedeutung ein wie König Ludwig II. mit seinen Schlössern zwischen München und Neuschwanstein. Doch wer finanzierte die Bauten, die – so die Würzburger Residenz – in den Rang eines Weltkulturerbes aufgestiegen sind?<sup>33)</sup>

Die Schutzjuden im Erzstift Mainz und im Hochstift Bamberg bildeten eine wichtige Komponente der Finanzwirtschaft. Sie hatten nichts mit der ordentlichen Finanzverwaltung zu tun, ihre Stärke lag vielmehr im Kreditwesen und in der Abwicklung überterritorialer Zahlungen. Sie dachten und handelten mithin global, und vor allem während des Krieges vermittelten sie Kapitalien oder streckten eigene vor. Dadurch gelangten sie zu Ansehen und Reichtum. So unterhielten die Grafen Schönborn bereits vor Lothar Franz Kontakte zu dem vermögenden Abraham Drach in Frankfurt a.M., und der spätere Kurpfälzer Resident Aron Beer und sein Schwager Isaak finanzierten die Bamberger Bischofswahl des Lothar Franz.

Das Geheimnis dieser globalen Finanzpolitik bestand in der Zusammenarbeit der jüdischen Geldgeber über große Räume hinweg. Isaak Kann, der 1715 fällige Baukosten für Pommersfelden finanzierte, war selbst mit Wolf Wertheimer verwandt, und da Lothar Franz ständig in privaten Finanzkrisen steckte, konnte sich über Kann ein Finanzkonsortium bilden, zu dem Lothar Franz über Kann direkten Zugang besaß, nämlich zu den führenden Faktorenfamilien Wolf Wertheimer und Samuel Oppenheimer. Daher verwundert es nicht, dass Lothar Franz 1702 Löb Isaak Kann zum Kurmainzer Hofjuden bestellte, ihm 1707 einen kaiserlichen Pass beschaffte und 1711, nachdem die Frankfurter Judengasse abgebrannt war, deren Wiederaufbau mit Zollfreiheiten unterstützte; denn auch der Hoffaktor Kann war vom Unglück betroffen gewesen.

Die Geschäfte Lothar Franz von Schönborns mit den ihrerseits untereinander ihre Bankangelegenheiten ausführenden Kanns, Wertheimers und Oppenheimers sind kompliziert und erschließen sich in ihrer Gesamtheit nur dem Betriebs- und Finanzwissenschaftler. Immerhin waren die ihre Besitzer wechselnden Summen horrent und müssen u.a. im Zusammenhang mit Kriegs- und Proviantlieferungen gesehen werden. Die Wertschätzung Simson Wertheimers durch Lothar Franz mag folgender Umstand verdeutlichen: Als Wertheimer 1724 starb, befand sich in seinem Besitz ein kostbar verziertes Portrait von Lothar Franz und eine goldene Gnaden-

kette. Auch mit Simsons Sohn Wolf hielt der Fürstbischof gute Kontakte. 1726 rettete Wolf Wertheimer Lothar Franz durch Wechselfinanzierung vor dem sofortigen Bankrott, als Graf Hamilton unvermutet 80.000 Gulden kündigte und für die Frankfurter Firma Barckhausen bei der nächsten Ostermesse 25.000 Gulden Kapital fällig waren, von den hohen jährlichen Zinszahlungen einmal abgesehen.<sup>34)</sup>

Lothar Franz aber arbeitete nicht nur mit den global players Wertheimer und Oppenheimer zusammen, sondern auch mit kleineren Bankiers. Über die beiden wichtigsten Bamberger Hofjuden Isaak Sekel und Salomon Marx verkaufte er einen großen Teil des Getreides aus seiner Herrschaft Pommersfelden. Wer auch immer mit Lothar Franz Geschäfte tätigte, den ließ er, etwa bei Gerichtsverfahren, nicht im Stich; er schützte im wörtlichen Sinn seine Schutzjuden.

Private Geschäfte wickelte Lothar Franz mit weiteren Juden ab. Moses Elkan Metz aus Frankfurt belieferte Lothar Franz seit 1689 mit Silber und finanzierte teilweise dessen Bischofswahl. Als Metz 1709 wegen Münzfälscherei in der Nähe von Dettelbach festgenommen wurde, versuchte der Fürstbischof, die Untersuchung möglichst lange aufzuschieben; man kann nicht ausschließen, dass auch er bei seinen Geldgeschäften etwas zu verbergen hatte. Mit Salomon Samson aus Baiersdorf, der zusammen mit seinem Bruder Veit in Diensten des Markgrafen von Bayreuth stand, kam Lothar Franz 1709 in Verbindung. Samson verschaffte ihm die Bayreuther Lehen in Niederösterreich (Herrschaft Göllersdorf) sowie in Pommersfelden und besorgte ihm in diesem Zusammenhang auch Diamanten. Das vertraute Verhältnis zwischen Lothar Franz und Samson zeigen die Beratungen über den Erwerb von Pommersfelden. Lothar Franz wollte die bei der Übergabe fälligen 15.000 Gulden dem Erbprinzen Georg Wilhelm, nicht Markgraf Christian Ernst zukommen lassen. Samson schlug daraufhin vor, die 120.000 Reichstaler Forderungen an den Wiener Hof für das Bayreuther Dragonerregiment in Ungarn bis zum Tod des Markgrafen zu verschleppen, um sie dem Erbprinzen zugute kommen zu lassen. Der Einfluss des

Lothar Franz reichte mithin über seine jüdischen Kanäle weit über die beiden Reichsstifte und auch weit über die Konfessionen hinaus.

Aus diesen engen Verbindungen auf ein tolerantes Verhältnis zu den Juden zu schließen, ist dennoch nicht möglich. Lothar Franz handelte gewinn- und erfolgsorientiert und schützte seine Juden, solange sie seine Wünsche erfüllten. Aber er vertrat auch die Stimmung seiner Zeit, sprach ohne Zögern vom „jüdischen gesindlein“ und zählte Elkan Metz, dem er viel zu verdanken hatte, zu „cette maudite race de Juifs“.<sup>35)</sup> Er verstand es, die Juden im Sinne des Staates wie seiner eigenen Person zu benutzen, da er ihre Bedeutung für das Wirtschafts- und Finanzleben, mithin für das Funktionieren des Staates erkannt hatte. Als 1699 ein weitausgreifendes Pogrom den Juden zu schaffen machte und seine Bamberger Beamten Juden in Schweineställe sperren, griff er sofort ein, nicht aus Toleranz und Humanität, sondern um seine Beamten an Recht und Gesetz zu binden.

Wie kein zweiter haben Lothar Franz von Schönborn und seine Familie das Bild des barocken Franken geprägt. Die Neue Residenz in Bamberg, Schloss Weissenstein bei Pommersfelden oder die Würzburger Residenz sind zu Ikonen Frankens geworden. Wäre dieses Franken ohne die Weitsicht und die berufliche Kompetenz jüdischer Finanziers möglich gewesen? Wir sehen es heute den Kirchen und Schlössern nicht an, dass in ihnen vor allem von Juden erarbeitetes Kapital steckt. Wären die Porzellankabinette in Pommersfelden oder in Schloss Weikersheim mit ihren chinesischen und chinesischnen Kostbarkeiten ohne die Handelsbeziehungen jüdischer Kaufleute und das Geld der Hofjuden überhaupt entstanden?

Die Hofjuden haben die Geschichte Frankens entscheidend mitgeschrieben, doch ihre Spuren wurden ausgelöscht, mit einer Ausnahme: Graf Carl Ludwig ließ im Garten von Schloss Weikersheim, das er 1708 geerbt hatte, in Form der damals modischen Zwergengalerie (drôlerie) seinem Hofstaat zwischen Küchenmagd und Beamtem ein Denkmal setzen; ihm gehörte auch der Hofjude Lämmle an.

Damit ist die Geschichte am Ende – beinahe. Die Zeit der barocken Kirchen und Schlösser geht ihrem Ende entgegen, im 19. Jahrhundert heißen die neuen Gotteshäuser „Fabrikhallen“, „Bahnhöfe“ und „Gewerbepaläste“, und erneut haben Juden die Nase vorn, die Ideen im Kopf und die notwendigen Finanzierungsmittel auf dem Konto.

### *Wirtschaftspioniere: Jakob von Hirsch, die Rothschilds und die Modernisierung Bayerns*

Das 19. Jahrhundert ersetzte den sich im Hoffaktorentum repräsentierenden jüdischen Geldadel durch den erbliche Adelstitel. Das 19. Jahrhundert ist die Phase der fortschreitenden Verbürgerlichung, der Säkularisierung im doppelten Wortsinn und der Industrialisierung. Die Kirche begann, an Einfluss zu verlieren, was sich nicht nur in territorialen, sondern auch gesellschaftlichen Verlusten äußerte. Bayern ordnete sich 1806 neu, die territoriale Zersplitterung wich der neuen Zentralgewalt aus München. Franken entwickelte sich vor allem von Nürnberg aus zum Motor der Industrialisierung. Metall- und Textilindustriestandorte entstanden in Nürnberg und Schweinfurt, bzw. im nordöstlichen Oberfranken. Lediglich Würzburg, wo 1815 Koenig und Bauer in Oberzell die erste Schnellpresse des Kontinents konstruierten und damit die Voraussetzung für die Herstellung der modernen Tageszeitungen und für eine schnellere und effektivere Buchproduktion schufen, verschlief die Entwicklung und blieb Beamtenstadt.

Doch ausgerechnet diese Stadt wählte sich die aus Gaukönigshofen stammende Familie Hirsch, die sich im 19. Jahrhundert maßgeblich an der Industrialisierung Frankens beteiligen sollte, als Wohnsitz aus. 1803 erwarben Moses Hirsch und seine Familie durch den Kauf des Ebracher Hofes das Wohnrecht in Würzburg. Sie waren die ersten Juden, die sich wieder in Würzburg ansässig machen durften. Zu ihnen gehörte auch Joel Jakob Hirsch (1765–1840), der mit seinem 1800 in Ansbach gegründeten und äußerst erfolgreichen Bankhaus zu Reichtum gelangt war und sich mit diesem im Rücken zum bedeutend-

sten Geldvermittler seiner Zeit hochgearbeitet hatte.<sup>36</sup> Als Lieferant und Finanzier des bayerischen Kurfürsten erhielt der Bankier 1806 die Freizügigkeit für das gesamte Bayern, 1816 kaufte er das Schloss von Trunstadt von dem Kgl. Geh. Staatsrat Adam Freiherrn von Aretin und erkämpfte sich nach Verleihung des erblichen Adelsdiploms am 13. August 1818 die königliche Genehmigung zur Bildung eines Patrimonialgerichts I. Klasse in Trunstadt (18. August 1820), die ihm jedoch am 26. September 1827 endgültig entzogen wurde. Später residierte er standesgemäß im Schloss von Gereuth bei Ebern.

Mit seinem Geld aber finanzierte er keine Schloss- und Kirchenbauten und auch keine adligen Wunderkammern mehr, sondern betätigte sich als treibende Kraft der Verkehrserschließung Bayerns und des Eisenbahnbaus. 1835 fuhr die erste Eisenbahn Deutschlands von Nürnberg nach Fürth. Seit 1836 fungierte Hirsch zusammen mit dem Haus Rothschild als Aktionär der Gesellschaft zur Erbauung des „Donau-Main-Kanals“.

In Frankfurt a.M. war Mayer Amschel Rothschild (1744–1812) u.a. mit seinem Münzhandel zu Wohlstand gelangt. Doch der Gründungsmythos für den Reichtum dieser Megadynastie beruhte auf einem anderen Ereignis: 1806 vertraute der hessische Kurfürst Wilhelm II. aus Angst vor den französischen Soldaten Napoleons einen großen Teil seines enormen Vermögens Mayer Amschel Rothschild an, wie es der Maler Moritz Daniel Oppenheim (1800–1882) historisierend in einem Gemälde darstellte; er verzichtete nicht darauf, durch die Mesusa am Türgewände einen leicht übersehbaren Bildhinweis auf die Frömmigkeit Rothschilds zu geben.

Dass die Rothschilds mit ihren Geldern Großprojekte wie den Eisenbahnbau in Europa, so ab 1837 in Frankreich mit der Strecke Paris – St.-Germain, 1839 mit dem ersten Streckenabschnitt der Kaiser-Ferdinand-Nordbahn in Brünn, finanzierten, dass sie sich an der Erschließung alternativer Verkehrswege wie der Kanäle beteiligten, zeigt Weitsicht: Industrie konnte sich nur dort gewinnbringend entwickeln, wo sie durch schnelle Verkehrswege vernetzt wurde. Andererseits war Globalisierung erforderlich, Konzentration

auf einen einzigen Geschäftsort gefährlich. Dies beherrschte Mayer Amschel Rothschild: Nur einer seiner fünf Söhne, Amschel Mayer (1773–1855), blieb in Frankfurt a.M.; Salomon Mayer ging nach Wien, James Mayer nach Paris, Karl Mayer nach Neapel und Nathan Mayer nach London. Damit gründeten sie bereits in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts ein europäisches Finanz- und Wirtschaftsimperium, das übernational, aber mit familiärer Bindung aktiv werden konnte, Ressourcen vor Ort ausnutzte und bei sich bietender Gelegenheit Koalitionen einging, im Falle des „Donau-Main-Kanals“ mit dem Ansbach-Würzburger Bankhaus Hirsch.

Mit Hirsch und den Rothschilds begann die Geschichte der für Franken wichtigen Wirtschafts- und Industriepioniere. Nürnberg etwa verdankte seinen wirtschaftlichen Aufschwung im 19. Jahrhundert nicht zuletzt den Juden. Im bedeutendsten Nürnberger Gewerbebezweig, der Metallindustrie, betätigten sich jüdische Initiativpersönlichkeiten, unter ihnen Karl Marschütz, der 1886 die Herculeswerke ins Leben rief, oder die Bing-Dynastie, deren Nürnberger Fabrik die gesamte Welt mit (Blech-)Spielzeug belieferte.<sup>37)</sup> Aber auch bei den Camelia-Werken, der Medicus-Schuhfabrik, den Lederwerken Cromwell oder dem Warenhaus des Hermann Tietz („Hertie“) handelte es sich um jüdische Gründungen.

Greifen wir als letzten Industriepionier Ignaz Bing (1840–1918) heraus. Als zweiter Sohn des Färbermeisters Salomon Bing am 29. Januar 1840 im unterfränkischen Memmelsdorf geboren hatte Bing Karriere gemacht, nachdem er 1864 zusammen mit seinem Bruder Adolf ein Großhandelsgeschäft für textile Kurzwaren gegründet und 1865 den Firmensitz nach Nürnberg verlegt hatte, wo dank jüdischer Unternehmer seit 1850 das Wirtschaftsleben einen enormen Aufschwung erlebte. Zu den Textil- kamen Metallwaren hinzu, darunter die nach 1873 neu ins Sortiment genommenen und nun für das gesamte Reich einheitlich geltenden Maß- und Messgeräte. 1882 beschäftigte die „Nürnberger Metallwarenfabrik Adolf und Ignaz Bing“ bereits 220 Mitarbeiter, die Küchen- und Haushaltsartikel sowie Blechspielzeug produzierten. Eine weitere Fabrik im erzgebirgischen

Grünheim stellte Emailspielwaren her. Die Firma Bing lieferte ihre Produkte weltweit, bot seit 1909 zusätzlich auch Badeöfen und Badeartikel an und erweiterte während des Ersten Weltkriegs ihr Sortiment um Stahlhelme, Feldflaschen, Tornister, Militärkochgeschirr, Wurfgranaten und andere Waffen. 1914 beschäftigte sie mehr als 5000 Arbeiter und Angestellte.

Ignaz Bing erlebte den Niedergang und die Arisierung seiner Firma durch die Nationalsozialisten nicht mehr – er starb am 24. März 1918 in Nürnberg. Nach weiterer Expansion ging es wegen der Wirtschaftskrise seit 1929 bergab, 1932 musste die Spielwarenproduktion eingestellt werden und 1936 gingen 85% der Aktien an die „Norwag“-Noriswerke AG.

Bing aber interessierte sich auch für die Vor- und Frühgeschichte. 1905 ließ er an einer der zahlreichen Felsnischen bei Streitberg Grabungsarbeiten durchführen. Durch mehrere Bauabschnitte wurde schließlich jene Höhle erschlossen, die heute seinen Namen trägt: „Binghöhle“. Er erwarb das Gelände, öffnete es 1906 für die Öffentlichkeit und veranlasste im Oktober 1907 die Installation einer elektrischen Beleuchtung in der Höhle sowie die Errichtung eines Maschinenhauses im Winter 1907/1908 für die Stromerzeugung.

## *Grundstrukturen*

Was haben die jüdischen Mitglieder von Räuberbanden, ehrliche jüdische Handelsleute, Hofjuden und die jüdischen Wirtschafts- und Industriepioniere mehr miteinander gemeinsam, als dass sie Juden waren? Eben den Umstand, dass sie Juden waren. Dies bedeutete Identität und Solidarität weit über die Familie und die Region hinaus. Jüdischkeit verband die Menschen jenseits dörflicher oder regionaler Nachbarschaften und familiärer Beziehungen. Jüdischkeit schuf nicht nur regionale, sondern auch überregionale und internationale Netze und Beziehungen. Dies nutzten die Räuber an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert ebenso wie die Händler, die Hofjuden der Schönborns oder Bankiers wie die Rothschilds, die sich Europa untereinander aufteilten. Im Gegensatz zu ihren nichtjü-

dischen Nachbarn blieben die Juden auch nach den spätmittelalterlichen Vertreibungen aus den Städten stets stadtorientiert. Sie wussten um Angebot und Nachfrage, um nationale und internationale Märkte. So konnten sie gleichermaßen mit regionalen Produkten hausieren wie chinesisches Porzellan in die Kunst- und Wunderkammern der Schlösser bringen.

Jüdische Identität bildete ein weit ausholendes Netz, das eine Minderheit absicherte. Dadurch befanden sich die Juden in der Lage, sich trotz aller Repressalien, Verfolgungen und Sonderrechte einen wichtigen Anteil an der Gestaltung der Geschichts- und Kulturlandschaft Franken zu sichern. Die Räuberbanden des Spessarts, die Tracht des Ochsenfurter Gaus und der Fränkischen Schweiz, Schloss Weissenstein bei Pommersfelden, die Fahrt des Adlers von Nürnberg nach Fürth und der Rhein-Main-Donau-Kanal gelten heute als touristisch vermarktbar Symbole einer Landschaft. Doch zu verdanken haben wir sie einer immer wieder diskriminierten Minderheit, den Juden.

## Anmerkungen:

<sup>1)</sup> Im einzelnen führten sie an: für Schäden an ihren Häusern 500 Gulden; an aufgebrochenen Kisten, Kästen, Truhen und Behältern ebenfalls 500 Gulden. Aus der Mikwe (Ritualbad), vom Brunnen und aus den Häusern hatten die Soldaten acht Zentner Zinn und Kupfer geraubt und Nahrungsmittel wie Honig, Butter, Salz, Schmalz und Öl und sogar Waren aus dem Besitz des Münzmeisters des Fürstbischofs an sich genommen. Zudem vertrug, trank oder verschüttete die Soldateska fünf Fuder Wein (umgerechnet etwa 4500 Liter) und entwendete Kleidung, Maßwerk und Pfannen im Wert von 600 Gulden. Das geraubte Silber und Geld machten 2000 Gulden aus. Den Schaden an Weiß- und Bettzeug, aus dem teilweise die Federn mutwillig herausgeschüttelt wurden, bezifferten die Geschädigten auf 1000 Gulden. Personenschäden meldeten die Juden nicht; Würzburger Domkapitel-Protokoll, 21. Juli 1622, fol. 136r; Franz Schicklberger, *Aus der Geschichte der Juden in Eibelstadt* (Heimatbogen 13). Eibelstadt 2003, S. 130.

<sup>2)</sup> S. u.a. Gidal, Nachum T.: *Die Juden in Deutschland von der Römerzeit bis zur Weimarer Republik*. Köln 1997, S. 100–101.

<sup>3)</sup> Zu Friedrich d. Gr. s. u.a. Günzel, Klaus: *Der König und die Kaiserin. Friedrich II. und Maria Theresia*. Düsseldorf 2005; Kunisch, Johannes: *Friedrich der Große. Der König und seine Zeit*. München 2004; Schieder, Theodor: *Friedrich der Große. Ein Königtum der Widersprüche*. Berlin 2002; Wehinger, Brunhilde: *Geist und Macht. Friedrich der Große im Kontext der europäischen Kulturgeschichte*. Berlin 2005.

<sup>4)</sup> S. Guth, Klaus: *Konfessionsgeschichte in Franken 1555–1955. Politik, Religion, Kultur*. Bamberg 1990, S. 113.

<sup>5)</sup> Guth, Klaus (Hrsg., unter Mitarbeit von Eva Groiss-Lau und Ulrike Krzywinski): *Jüdische Landgemeinden in Oberfranken (1800–1942). Ein historisch-topographisches Handbuch (Landjudentum in Oberfranken. Geschichte und Volkskultur, Bd. 1)*. Bamberg 1988, S. 170–171.

<sup>6)</sup> Davidovicz, David: *Wandmalereien in alten Synagogen. Das Wirken des Malers Elieser Sussmann in Deutschland*. Hameln/Hannover 1969.

<sup>7)</sup> Vgl. Steinbach, Marion: *Juden in Venedig 1516–1797. Zwischen Isolation und Integration*. Frankfurt a.M. 1992; dies.: *Wanderer zwischen den Welten. Die jüdische Gemeinde in Venedig und ihre Sonderexistenz in der Gesellschaft der Renaissance*. In: *Aschkenas. Zeitschrift für Geschichte und Kultur der Juden* 4 (1994), Heft 1, S. 83–98.

<sup>8)</sup> Vgl. hierzu Daxelmüller, Christoph: *Der Jude als Leser. Von religiösen Pflichten und irdischen Vergnügungen*. In: Brunold-Bigler, Ursula, Bausinger, Hermann (Hrsg.): *Hören Sagen Lesen Lernen. Bausteine zu einer Geschichte der kommunikativen Kultur. Festschrift für Rudolf Schenda zum 65. Geburtstag*. Bern/Berlin/Frankfurt a.M./New York/Paris/Wien 1995, S. 173–189.

<sup>9)</sup> Isaak, Joseph: *Unmaßgebliche Gedanken über Betteljuden und ihre bessere und zweckmäßigere Versorgung menschenfreundlichen Regenten und Vorstehern zur weitem Prüfung vorgelegt*. Nürnberg 1791.

<sup>10)</sup> Isaak, *Unmaßgebliche Gedanken* (wie Anm. 9), S. 10.

<sup>11)</sup> Isaak, *Unmaßgebliche Gedanken* (wie Anm. 9), S. 15.

- 12) Isaak, Unmaßgebliche Gedanken (wie Anm. 9), S. 9.
- 13) Rossmeissl, Ralf: Mikrokosmos Cronheim. Ein Dorf – drei Religionen. Mit einem Beitrag von Evelyn Gillmeister-Geisenhof über Trachten in Cronheim. Schwabach 2000, S. 92–93.
- 14) Isaak: Unmaßgebliche Gedanken (wie Anm. 9), S. 36–37.
- 15) Isaak: Unmaßgebliche Gedanken (wie Anm. 9), S. 37.
- 16) Isaak: Unmaßgebliche Gedanken (wie Anm. 9), S. 37.
- 17) Isaak: Unmaßgebliche Gedanken (wie Anm. 9), S. 37.
- 18) Schröcker, Alfred: Jüdische Finanziers des Fürstbischofs von Bamberg Lothar Franz von Schönborn (1655–1729). In: Jahrbuch für fränkische Landesforschung 27 (1977), S. 125–137, hier S. 135.
- 19) Virchow, Rudolf: Die Noth im Spessart. Eine medicinisch-geographische Skizze, vorgetragen in der Physicalisch-Medicinischen Gesellschaft in Würzburg am 5. und 13. März 1852. Würzburg 1852.
- 20) Bald, Herbert (Text), Kuhn, Rüdiger (Bild): Die Spessarträuber. Legende und Wirklichkeit. Hrsg. von Wolfgang Weismantel. Würzburg 1990, S. 42.
- 21) Bald u.a.: Spessarträuber (wie Anm. 20), S. 48.
- 22) Guth (Hrsg.), Jüdische Landgemeinden (wie Anm. 5), S. 17.
- 23) Von der Hofer Karfreitagssteuer einmal abgesehen hat man in solchen Sonderabgaben stets eine antijüdische Praxis gesehen. Da aber die Geistlichen in der Regel von den Abgaben, Gebühren und Spenden ihrer Gemeinde und nicht von staatlich finanzierten Monatsgehältern lebten, entstand ihnen ein Einnahmeverlust, wenn Juden ansässig wurden. Diesen holten sie sich zurück, indem sie etwa eine Beschneidung wie eine Taufe behandelten.
- 24) Stadtarchiv Eibelstadt, Ratsprotokoll 19. Januar 1652 (Bd. 161, fol. 13v.; Schicklberger: Aus der Geschichte der Juden in Eibelstadt (wie Anm. 1), S. 52.
- 25) Vgl. hierzu: Vergangene jüdische Lebenswelten im Bamberger Raum: Ländliche Armutssinseln - Städtisches Villenviertel. Mit Beiträgen von Karl-Heinz Mistele und Volkmar Eidloth (Bamberger Geographische Schriften, Sonderfolge, Nr. 3). Bamberg 1988
- 26) Bundschuh, Johann C.: Geographisches Statistisch-Topographisches Lexikon von Franken. 6 Bde., Ulm 1799–1804, hier Bd. 1, S. 93.
- 27) Guth, Jüdische Landgemeinden (wie Anm. 5), S. 18.
- 28) Broszat, Martin, Fröhlich, Elke, Wiesemann, Falk (Hrsg.): Bayern in der NS-Zeit. Soziale Lage und politisches Verhalten der Bevölkerung im Spiegel vertraulicher Berichte, München/Wien 1977; s. auch Daxelmüller, Christoph: Vom Hausierer zum Unternehmer. Juden in Franken. In: Werner K. Blessing, Christoph Daxelmüller, Josef Kirmeier, Evamaria Brockhoff (Hrsg.), 200 Jahre Franken in Bayern 1806 bis 2006. Aufsätze zur Landesausstellung 2006 im Museum Industriekultur Nürnberg 4. April bis 12. November 2006 (Veröffentlichungen zur Bayerischen Geschichte und Kultur 52/2006). Augsburg 2006, S. 80–85.
- 29) Guth: Jüdische Landgemeinden (wie Anm. 5), S. 66.
- 30) Daxelmüller, Christoph: Jüdische Kleider- und Schnittwarenhändler. In: Brückner, Wolfgang (Hrsg.): Fränkisches Volksleben im 19. Jahrhundert. Wunschnbilder und Wirklichkeit. Möbel – Keramik – Textil in Unterfranken 1814 bis 1914 (Land und Leute. Veröffentlichungen zur Volkskunde). Würzburg 1985, S. 177–181.
- 31) Im einzelnen: 1705 lieferte der Jude Majer für 6 1/2 Ellen Stoff zu einem schwarzen Antependium. Der Jude Moysi erhielt 33 fl. 5 Pfd. 1 Pf. für 15 3/4 Ellen carmesinroten Damascats für einen neuen Himmel für das Fest Corporis Christi; ferner wurden für 77 fl. 3 Pfd. 10 Pf. carmesinrote Seide, für 31 fl. 3 Pfd. 28 Pf. 27 Loth blaue und weiße Seide, das Loth zu 8 Patzen, ausgegeben. 1706 erhielt der Jude Salomon Isaac 268 fl. für zwei Levitenröcke nebst Stola und Manipel, mit goldenen und silbernen Blumen bedeckt. 1708 erhielt der Jude Moysi aus Wannbach 70 fl. 5 Pfd. 1 Pf. für 44 Loth 1/2 Quint Goldfransen zu den mit Silber verzierten Levitenröcken. Der gleiche Jude lieferte 1711 zwei Ministrantenröcklein mit silbernen Spitzen, Damastzubehör, Seide usw. 1714 lieferte der Jude Moysi aus Wannbach 7 1/2 Ellen roten Brokat für 14 fl. 4 Pfd. 5 Pf. und 8 1/2 Loth goldene Fransen für 13 fl. 5 Pfd. 1 Pfd. zu zwei Binden auf den Gnadenaltar zum Anstecken der angehörten Opfermünzen. 1716 erhielt Isaac Hertz zu Mistelfeld 8 fl. 2 Pfd. 3 Pf. für 8 1/4 Ellen Leinwand auf Damast zu Altartüchern. Dem Juden Hirsch Jasel aus Bamberg zahlte man für karmesinroten Samt für das

Missale 2 fl. 2 Pfd. 27 Pf. Unter den Textillieferanten für die Wallfahrtskirche taucht 1720 zudem der Jude Wolf Rothschild aus Forchheim auf.

<sup>32)</sup> Helldorfer, Ludwig: Gößweinstein. Burg, Amt, Kirche, Gemeinde. Gößweinstein 1974, S. 191–199.

<sup>33)</sup> Schröcker, Alfred: Jüdische Finanziers des Fürstbischofs von Bamberg Lothar Franz von Schönborn (1655–1729). In: Jahrbuch für fränkische Landesforschung 27 (1977), S. 125–137.

<sup>34)</sup> Schröcker: Jüdische Finanziers (wie Anm. 33), S. 129.

<sup>35)</sup> Schröcker: Jüdische Finanziers (wie Anm. 33), S. 134.

<sup>36)</sup> Prys, Joseph: Die Familie von Hirsch auf Gereuth. München 1931; Bosl, Erika: Die Familie von Hirsch-Gereuth im 18. und 19. Jahrhundert, Bankiers. In: Geschichte und Kultur der Juden in Bayern. Lebensläufe. Hrsg. Von Manfred Tremel, Wolf Weigand unter Mitarbeit

von Evamaria Brockhoff (Veröffentlichungen zur Bayerischen Geschichte und Kultur Nr. 18/88). München 1988, S. 63–70.

<sup>37)</sup> Bing, Rudolf: Mein Leben in Deutschland nach dem Januar 1933. In: Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Nürnberg 75 (1988), S. 189–210; Eckert, Toni: Ignaz Bing – Sein Leben in Streitberg, Streitberg 1995 (Fränkische-Schweiz-Verein, Ortsgruppe Streitberg); ders.: Ignaz Bing (1840–1918). In: Jüdisches Leben in der Fränkischen Schweiz, Erlangen 1997 (Schriftenreihe des Fränkische-Schweiz-Vereins. Die Fränkische Schweiz – Landschaft und Kultur, Bd. 11), S. 738–747; Haeusler, Jochen: Der Hopfenhändler Berthold Bing – ein Förderer Rudolf Diesels. In: Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Nürnberg 88 (2001), S. 219–232; Tausendpfund, Walter: Aus dem Leben der Juden in der Fränkischen Schweiz. In: Jüdisches Leben in der Fränkischen Schweiz, Erlangen 1997, S. 151–167, hier S. 161–163.

## Von der Bayreuther Oberrealschule (Graf-Münster-Gymnasium) nach Buenos Aires.

### Der Lebensweg des jüdischen Schülers Gerd Aptekmann <sup>1)</sup>

von

Siegfried Pokorny

„Wenn ich irgendjemandem in Deutschland Dank sagen muss, dann ist es der Oberrealschule in Bayreuth.“ So sieht heute *Gerd Aptekmann* seine alte Schule, jetzt Graf-Münster-Gymnasium, auch wenn er an Bayreuth und die einstige Oberrealschule mit recht gemischten Gefühlen zurückdenkt. Schüler an der Oberrealschule von 1926 bis 1932, musste der heute in Argentinien Lebende

nach der Erlangung der mittleren Reife aus finanziellen und familiären Gründen von der Schule abgehen. Und weil er, wie er schreibt, als Judenjunge in Bayreuth keine Lehrstelle finden konnte, ging er anschließend nach Berlin, wo er durch Vermittlung des Bayreuther Rabbiners *Dr. Salomon* eine Lehrstelle im Kaufhaus Hermann Tietz (Hertie) fand. 1936 verließ er das für ihn ungastlich gewor-

<sup>1)</sup> Der Beitrag beruht im Wesentlichen auf zwei Videointerviews, die Mónica Aptekmann-Caro mit ihrem Vater geführt hat, sowie auf dem Material, das sie und Ekkehard Hübschmann zur Verfügung gestellt haben, wofür ihnen herzlich gedankt sei. Außerdem benutzt wurde die Biografie von Renate Schostack: *Hinter Wahnfrieds Mauern – Gertrud Wagner, ein Leben*. Hamburg 1998.



Klassenfoto 1932 – Gerd Aptekmann in der ersten Reihe Dritter von rechts.

Foto: privat

dene Deutschland und lebt – nach einer Zwischenstation in Uruguay – seit 1940 in Buenos Aires.

Sein Jahreszeugnis aus dem Schuljahr 1930/31, unterschrieben von Oberstudiendirektor Dr. Caselmann und dem Klassenleiter Simon, bescheinigt dem Sohn des jüdischen Kaufmanns Julius Aptekmann lobenswertes Betragen und lobswerten Fleiß. Ebenfalls als lobenswert gewürdigt werden (gleich Note zwei auf der Fünfernotenskala) seine Leistungen in Chemie, Geschichte, Geographie, Wirtschaftslehre, Turnen und Religion, als hervorragend (gleich Note eins) seine Leistungen in Naturkunde. Nur ein „entsprechend“ (gleich Note drei) erreichte er dagegen in Deutsch, Englisch und Französisch.

Das Licht der Welt erblickt hatte Gerd am 11. September 1915 in der Berliner Charité. Um sich bei der Entbindung von ihrer in Berlin lebenden Mutter beistehen zu lassen, war die Hochschwangere in die deutsche Hauptstadt gereist. Für die Fahrt bedurfte sie – im ersten Jahr des Ersten Weltkrieges – einer Genehmigung der Militärbehörden, denn durch Heirat mit einem nach damaliger deutscher Gesetzeslage russischen Staatsan-

gehörigen hatte sie die deutsche Staatsangehörigkeit verloren und galt nunmehr als russische Staatsangehörige und feindliche Ausländerin. Als Folge kriegsbedingter Mangelernährung hatte sie nicht genügend Milch, um den Säugling zu stillen, der infolgedessen an Rachitis erkrankte. Von amerikanischen Quäkern wurde das schwächliche Kleinkind mit Bestrahlungen, Kalktabletten und Lebertran mühsam aufgezäpelt. Mit seinen beiden Brüdern, dem jüngeren Günther und dem älteren (Karl-)Heinz, wuchs er in der Richard-Wagner-Straße 34 in wirtschaftlich sehr beengten Verhältnissen auf. Im Oktober 1928 wurde dem Dreizehnjährigen mit der feierlichen Bar Mizwa (in etwa vergleichbar der protestantischen Konfirmation) in der Bayreuther Synagoge in der Münzgasse die religiöse Volljährigkeit zuerkannt. Anders als heute war die Synagoge damals mit einer – in Gerd Aptekmanns Worten – „wundervollen Orgel“ ausgestattet.

### *Judenfeindlichkeit und nichtjüdische Freunde*

Die schon vor Hitler in Bayreuth weit verbreitete judenfeindliche Stimmung bekam

*Gerd* 1922 bereits an seinem ersten Schultag in der Graser-Schule zu spüren. „Ihr Juden habt unseren Herrn Jesus Christus ermordet und müsst dafür bestraft werden.“ Mit diesen Worten schlug ihm sein Klassenlehrer mit einer Weidenrute auf die Fingerspitzen. Von den Altersgenossen, die ihm zudem wiederholt seine Schiefertafel zertrümmerten, wurden sie begierig aufgegriffen und ihm auf dem Schulhof schmähend nachgerufen. Auch auf dem Hof der Oberrealschule musste *Gerd* als Jude von Hitlerjungen Prügel einstecken, ohne dass Lehrer einschritten. Andererseits zählten manche seiner nichtjüdischen Klassenkameraden zu seinen Freunden, zum Beispiel der spätere, inzwischen verstorbene Bayreuther Verleger *Albert Ellwanger*. Beide waren vom ersten Schultag miteinander befreundet, nicht zuletzt auch, weil *Albert* als Katholik ebenfalls einer bei den Nazis unbeliebten Minderheit angehörte. Zu einem bewegenden, teilweise aber auch bedrückenden Wiedersehen zwischen beiden kam es 1963, als *Gerd* zum ersten Mal wieder nach Bayreuth kam. Vor gut drei Jahrzehnten kam *Gerds* Tochter *Mónica Aptekmann-Caro*, deren Ehemann damals von der argentinischen Atomkommission als sprachkundiger Rechnerfachmann zu Siemens nach München geschickt worden war, wiederum nach Bayreuth. Damals führte *Albert Ellwanger* sie zum jüdischen Friedhof, wo sie auf dem Grabstein ihrer Urgroßmutter nach jüdischem Brauch einen kleinen Stein niederlegte. Mit viel Mühe gelang es ihr bei ihrem letztjährigen Besuch, einen in München lebenden Klassenkameraden ihres Vaters ausfindig zu machen: *Franz Kelch*. In einem sehr herzlich gehaltenen Brief an *Gerd Aptekmann* vom März dieses Jahres erinnert er sich, dass *Gerd* in der Klasse als hochintelligent galt und gerade deswegen wohl eines Tages von einem bulligen, mit weniger Geistesgaben gesegneten Klassenkameraden bedroht wurde. *Franz Kelch* trat ihm, wie er schreibt, „mit geballter Faust“ entgegen, um seinen Freund zu schützen.

Zu seinen Spielkameraden zählte *Gerd Aptekmann* auch die Kinder von *Siegfried Wagner*, unter ihnen *Wolfgang Wagner*. Den Vater *Siegfried Wagner* hat *Gerd* in guter Erinnerung. Wenn nach jüdischem Brauch

im Herbst zum Erntedankfest Sukkot auf dem Gelände der Synagoge eine Laubhütte errichtet wurde, schenkte ihm *Siegfried Wagner* grüne Zweige und Blumen aus dem Garten der Villa Wahnfried. Und wenn er *Gerds* Mutter begegnete, kam er ihrem Gruß mit gezo- genem Hut zuvor.

### *Sehr gute und korrekte Lehrer*

An der Oberrealschule, meint *Gerd Aptekmann* rückblickend, habe er sehr gute Lehrer gehabt, die sich sehr korrekt verhalten hätten. In Erinnerung geblieben sind ihm außer dem Direktor *Dr. Caselmann* (*Gerd Aptekmann*: „ein Kavaliere“) vor allem zwei: der Mathematiklehrer *Adolf Reissinger*, Vater von *Wieland Wagners* Ehefrau *Gertrud*, und sein Englischlehrer *Heinrich Hager*. *Adolf Reissinger* war einer jener früher etwas häufiger anzutreffenden leicht schrulligen Lehrertypen, denen es an rechter Autorität gegenüber den Schülern mangelte und die deswegen oft das Ziel von allerlei Schabernack wurden. Der mittelfränkische Pfarrerssohn, der sich schon in jungen Jahren von den Dogmen des Christentums gelöst hatte, war bereits früh zum Antisemiten und bedingungslosen, blinden Anhänger *Hitlers* und in Bayreuth Mitglied der NSDAP-Fraktion des Stadtrats geworden. Als 1945 die Amerikaner in seine Wohnung kamen, um ihn ins Internierungslager zu bringen, empfing er sie, wie einer Biographie seiner Tochter *Gertrud* zu entnehmen ist, hochaufgerichtet im Zimmer stehend, das Goldene Parteiabzeichen des „Alten Kämpfers“ am Revers. Als die verblüfften Amerikaner fragten, was das bedeuten sollte, antwortete er: „Ich glaube an den Endsieg Adolf *Hitlers*.“ *Gerd Aptekmann* überliefert von ihm den Ausspruch: „Solange es in Deutschland Männer wie mich und Hindenburg gibt, kann Deutschland ruhig schlafen.“ Bezeichnend für die vorherrschende politische Einstellung der Lehrerschaft sei die Bemerkung des Klassenleiters gewesen, der bei der Aushändigung der Weimarer Verfassung am Ende des Schuljahres (auf *Gerds* Jahreszeugnis 1930/31 ist die Aushändigung mit einem Stempel bestätigt) diese verächtlich als „schwarz-rot-hühnereigelb“ bezeichnete.

Nur Gutes hingegen vermag er von seinem Englischlehrer *Heinrich Hager* zu berichten, wie *Reissinger* ein überzeugter Nationalsozialist. *Gerds* zeitweiliger, 2004 verstorbener Klassenkamerad *Werner Porsch*, Altbürgermeister von Speichersdorf und ehemaliger FDP-Bundestagsabgeordneter, erinnerte sich, dass *Hager* ein für seine Zeit moderner Englischlehrer war – er hielt seinen Unterricht auf Englisch. „Modern“ war *Hager* aber auch politisch – seit 1929 Mitglied der NSDAP, kurz danach Eintritt in die SA, 1932 SA-Brigadeführer zur besonderen Verwendung, Sonderkommissar für Oberfranken, ab 1932 Mitglied des Reichstags, 1938 NSDAP-Kreisleiter des Kreises Bayreuth-Eschenbach, in dieser Funktion Organisator des Novemberpogroms 1938 („Reichskristallnacht“). Bei der Annahme seines Reichstagsmandates hatte *Hager* eine Erklärung unterschreiben müssen, deren erster und wohl wichtigster Punkt von ihm die Versicherung verlangte, keinerlei Bindungen oder Beziehungen zu Juden zu besitzen. Trotzdem besuchte er seinen ehemaligen jüdischen Schüler *Gerd Aptekmann* jedes Mal, wenn er zu Reichstagsitzungen nach Berlin kam. Deswegen überrascht es nicht, wenn die Zeugenaussagen in dem gegen ihn posthum durchgeführten Entnazifizierungsverfahren ihn ausnahmslos entlasteten, so dass er als Minderbelasteter eingestuft wurde. *Hager* fiel im Zweiten Weltkrieg als Hauptmann 1941 in der Ukraine.

## *Flucht und Neuanfang in Südamerika*

*Gerds* Jahre in Berlin zu Beginn des Dritten Reiches waren alles andere als angenehm. Auf Grund seiner Abstammung von russischen Juden, die wegen über fünfzehnjähriger Abwesenheit aus ihrem Geburtsland ihre russische Staatsangehörigkeit verloren hatten, galt er als staatenlos und benötigte deshalb in Berlin eine Aufenthalts- und Arbeitserlaubnis, die jeweils nur für kurze Zeiträume ausgestellt wurden, daher regelmäßig erneuert werden mussten und jederzeit widerrufen werden konnten. Als er 1935, obwohl staatenlos, einen Einberufungsbefehl erhielt, weigerte er sich, ihm Folge zu leisten, was

ihm eine kurzfristige Verhaftung einbrachte. Um weiteren Schikanen und Verhaftungen und dem judenfeindlichen Klima in Deutschland zu entgehen, entschloss er sich 1936, von einem Polizeibeamten vor einer weiteren Verhaftung gewarnt, rechtzeitig vor Ablauf seines Fremdenpasses zur Ausreise nach Uruguay. Da er sich nicht mehr in seine Wohnung wagen konnte, bat er seine Wirtin, eine gläubige Katholikin, ihm die notwendigsten Habseligkeiten und seine Briefmarkensammlung zu bringen. Der Erlös aus dem Verkauf der Briefmarkensammlung sollte die Kosten für eine Schiffsreise nach Uruguay bestreiten. Vom Briefmarkenhändler, dem *Gerd Aptekmann* die Sammlung für 564 Reichsmark anbot, nach dem Grund für diesen ungewöhnlich genauen Betrag gefragt, erklärte er ihm, was er vorhatte – mit der Schiffsreise erster Klasse, das war die Voraussetzung – sich die Einreiseerlaubnis nach Uruguay zu erkaufen. Daraufhin der Briefmarkenhändler: „Sind Sie Jude?“ Etwas zögernd kam die Antwort: „Ja.“ Der Briefmarkenhändler ging nach hinten. *Gerd* glaubte, er wolle die Gestapo anrufen und wollte schon fliehen. Da kam er im Jackett zurück, ging mit *Gerd Aptekmann* in das gegenüber liegende Reisebüro und bezahlte ihm die Passage. Seine Wirtin hatte inzwischen über einen katholischen Pfarrer die Anschrift eines Hamburger Nonnenklosters erfahren. Dort ließ man ihn nach Nennung eines Lösungswortes ein und brachte ihn drei Tage lang unter dem Dach unter. Mehrere Schwestern begleiteten ihn dann aufs Schiff und blieben bis kurz vor dem Ablegen bei ihm. Eine Ledertasche und zehn Reichsmark war alles, was der Flüchtling bei sich hatte.

Schwerste Arbeit, härteste Entbehrungen, schrecklicher Hunger – damit begann *Gerds* Leben in Montevideo. Eines Tages brach er auf der Straße vor Entkräftung zusammen. 1937 gelang es ihm, seine Mutter nach Uruguay zu holen (sie starb dort 1963). Auch sie musste er von seinem erbärmlich niedrigen Lohn ernähren. Aus seiner bedrückenden Lage retteten ihn zwei Umstände: ein verständnisvoller, kluger und sehr menschlich handelnder englischer Ingenieur einer in englischem Besitz befindlichen uruguayischen



Gerd Aptekmann als junger Mann. Foto: privat

Eisenbahngesellschaft – und das, was er an der Bayreuther Oberrealschule gelernt hatte. Der Ingenieur erkannte rasch, dass der junge Mann, der sich bei ihm um die Stelle eines Hilfsarbeiters bewarb, sich auf Englisch verständigen konnte und zudem über Kenntnisse im technischen Zeichnen verfügte, mehr leisten konnte als ein Hilfsarbeiter. Er machte ihm ein Angebot, das seinen weiteren Lebensweg bestimmen sollte – Arbeit von sechs Uhr morgens bis vierzehn Uhr, vier Stunden Pause, danach vier Stunden Ingenieurstudium. Bedingung: Kein einziges Mal bei einer Prüfung versagen. Gerd bestand sie alle und wurde bei der englischen Eisenbahngesellschaft als Ingenieur angestellt.

Nach dem Kriegseintritt Englands 1939 wurde er entlassen (in Uruguay galt er als Deutscher), immerhin aber an die uruguayische Staatseisenbahn vermittelt. Diese schickte ihn nach Norden an die brasilianische Grenze, wo er in der Erdhütte eines Indianers wohnte. Als 1940 Uruguay die Beziehungen zu Deutschland abbrach, bedeutete dies für Gerd Aptekmann die Abschiebung nach Argentinien. Auch wenn er sich dort hart durchbeißen musste (u. a. verweigerten deut-

sche Firmen ihm als Juden die Beschäftigung) war Argentinien für ihn, wie er sagt, ein Paradies – niemand verlangte von ihm eine polizeiliche Anmeldung, eine Arbeits- oder Aufenthaltserlaubnis. Nach acht arbeits- und entbehrungsreichen Jahren, in denen er zeitweise wochenlang einundzwanzig Stunden täglich arbeitete und die Hälfte seines Verdienstes an seine Mutter in Montevideo überwies, hatte er sich schließlich bis zum technischen Leiter einer Metallfabrik hochgearbeitet. In dieser Stellung ging er 1991 (im Alter von 76 Jahren !) in den Ruhestand.

### *Deutsch-jüdische argentinisch-amerikanische Familie*

Geheiratet hatte er 1943 die ebenfalls aus Deutschland geflüchtete Jüdin *Inge Gongula*. Sie starb 1993. Aus der Ehe gingen die Tochter *Mónica* und der Sohn *Pedro Marcelo* hervor. *Mónicas* Geburt im Jahre des Kriegsendes machte Gerd Aptekmann zum „glücklichsten Menschen auf Erden“ – zum ersten Mal in seinem Leben hatte er ein richtiges Heim und eine richtige Familie. Tiefe Befriedigung und wohl auch etwas Stolz werden in Gerds Stimme spürbar, wenn er von der Laufbahn seiner beiden Kinder und seiner Enkeltöchter berichtet. Beide Kinder ergriffen akademische Berufe – *Mónica*, die wie ihr Vater außer der argentinischen auch die deutsche Staatsangehörigkeit besitzt, wurde Lehrerin, der Sohn Psychologe, verheiratet und Vater eines Sohnes, der noch zur Schule geht. *Mónica* heiratete den aus einer deutsch-jüdischen Familie stammenden, in Argentinien geborenen *Andrés Caro*. Eine ihrer beiden Töchter studierte Medizin, ist Ärztin in den USA und Mutter eines Sohnes. Die andere ist Physiotherapeutin in Argentinien, auch verheiratet und hat ebenfalls einen Sohn. Ein amerikanischer und ein argentinischer Urenkel – das erfüllt den Urgroßvater Aptekmann mit besonderem Stolz.

### *Gerds Brüder*

Bemerkenswert und bezeichnend für das in den Brüdern Aptekmann steckende geistige Potential und den ihnen eigenen Selbstbe-

hauptungswillen sind auch die Lebensläufe der beiden Brüder *Gerd Aptekmanns*, (*Karl-*) *Heinz* und *Günther*. Der 1920 geborene *Günther* besuchte wie sein Bruder *Gerd* die Oberrealschule bis zur vierten Klasse. Wohl aus finanziellen Gründen nahm ihn seine Mutter im Schuljahr 1935/36 von der Schule und schickte ihn auf die Rabbinische Lehranstalt in Frankfurt. Aber bereits 1936 ging er mit einer zionistischen Jugendgruppe nach Palästina, wo er den Namen *Pinhas Yoeli* annahm und sich später der Hagana, der jüdischen Selbstbefreiungsarmee anschloß. Der Hagana und der aus ihr hervorgegangenen israelischen Armee diente er in wichtiger Position als Kartograph, studierte später an der Eidgenössischen Technischen Hochschule in Zürich, war Dozent am Technikum Haifa und von 1957 bis zu seiner Emeritierung im Jahr 1991 Professor im Fachbereich Geographie der Universität Tel Aviv.

Der gegenüber *Gerd* um ein Jahr ältere *Heinz*, einer der letzten jüdischen Schüler am Christian Ernestinum mit Abitur 1933, ging noch im Abiturjahr nach Frankreich, wo er bald französischer Staatsbürger wurde und den Namen *Henri Arvon* annahm. Als Professor für Philosophie an der Pariser Sorbonne machte er sich durch Lehrtätigkeit und zahlreiche Publikationen einen Namen, unter anderem über den in Bayreuth geborenen Philosophen *Max Stirner*; dem er, wie er selbst sagte, „lebenslange Studien“ gewidmet hatte. Er starb 1992 in Spanien.

### *Vergangenheit und Gegenwart*

Wenn *Gerd Aptekmann* an Bayreuth und Deutschland zurückdenkt, dann fällt es ihm schwer, sich von bitteren Erinnerungen zu trennen. 1958 übermannten sie ihn so stark, dass er zweimal versuchte, sich das Leben zu nehmen. Noch immer klingt ihm der Gesang eines die Opernstraße heraufziehenden SA-Trupps in den Ohren: „Wenn das Judenblut vom Messer spritzt, geht’s uns noch mal so gut“ und „Heute gehört uns Deutschland und morgen die ganze Welt“. Tief bedrückt ihn das Schicksal vieler Familienmitglieder und Bekannter, die in der Shoa umkamen, ermordet wurden oder sich das Leben nahmen,

besonders aber das seines Vaters *Julius*, der, in den dreißiger Jahren nach Frankreich geflüchtet, nach der Besetzung Frankreichs durch die Deutschen an die SS ausgeliefert wurde. Er starb 1942 auf einem für Auschwitz bestimmten Eisenbahntransport. An ihn und seine Mutter erinnert auf dem Bayreuther jüdischen Friedhof ein Grabstein, der auf Veranlassung von *Mónica Aptekmann-Caro* erneuert und im Mai 2005 von ihr und ihrem Ehemann *Andrés* als Gedenkstein dem Andenken der Verstorbenen gewidmet wurde.

Den Tätern („Ungeheuern in Menschengestalt“) kann *Gerd Aptekmann* nicht verzeihen, aber ihren Nachkommen macht er keine Vorwürfe, fordert sie jedoch zu kritischen Fragen an ihre Väter und Großväter auf. Manches indessen beunruhigt ihn doch – die vor allem von jungen Menschen begangenen ausländergefeindlichen Ausschreitungen und die Erfolge rechtsradikaler Parteien bei einigen Landtagswahlen. Die ihm von seiner Tochter



*Gerd Aptekmann an seinem 90. Geburtstag in seinem Heim in Buenos Aires.* Foto: privat

*Mónica* überbrachten Berichte über ihre Begegnungen und Erfahrungen in Bayreuth, über die Art und Weise, wie man heute in Bayreuth, auch an der ehemaligen Oberrealschule, mit der jüdischen Vergangenheit und Gegenwart umgeht, haben ihn deshalb umso tiefer bewegt und sein düsteres Bayreuthbild, das auch *Mónicas* Vorstellungen lange Zeit geprägt hatte, etwas aufgehellt.

Mit seiner Frau hatte er ausgemacht, dass ihre Kinder niemals mit der Sprache jenes Landes vertraut gemacht werden sollten, das

die Mörder hervorgebracht hatte. Als er jedoch das neugeborene Töchterchen *Mónica* das erste Mal in den Armen hielt, da brach die Muttersprache bei ihm durch. Die ersten Laute, die das Baby vom Vater hörte, waren deutsche, oberfränkisch gefärbte Laute. Und dabei blieb es. Außer Spanisch und Englisch sprechen nicht nur *Mónica* und ihr Bruder, sondern auch die Enkeltöchter die Sprache, in der ihr Vater und Großvater aufgewachsen ist. Und *Gerd Aptekmanns* Fazit? „Was ich bin und was ich habe, all das verdanke ich der Oberrealschule in Bayreuth.“

## 'Stolpersteine': Erinnerung an die Geschichte der Juden in Bamberg

von

*Karin Dengler-Schreiber*

Seit 1990 beschäftigt sich der Kölner Künstler Gunter Demnig mit Projekten, die die Erinnerung an Opfer des Nationalsozialismus wachhalten sollen. 1997 verlegte er die ersten 'Stolpersteine' in Berlin. Seither hat er in der ganzen Bundesrepublik und darüber hinaus über 8000 solcher Steine in den Boden eingelassen. Es handelt sich dabei um Pflastersteine, auf denen eine 10 x 10 cm große Messingtafel angebracht ist. Auf diesen ist der Name, das Geburts- und Sterbedatum und – soweit bekannt – der Ort des Todes des Betroffenen zu lesen. Angebracht wird der Stein vor dem letzten Wohnort des Opfers. Gestiftet werden die Steine von privaten Sponsoren. So entsteht allmählich ein dezentrales und jeweils sehr persönliches 'Erinnerungs-Denkmal'.

In Bamberg haben sich die Willy-Aaron-Gesellschaft und der SI-Club 'Bamberg-Kunigunde' des Projektes angenommen. *Dr. Nikolai Czugunow-Schmitt*, der Vorsitzende der Willy-Aaron-Gesellschaft, nahm mit *Gunter Demnig* Kontakt auf, und so konnte am 7.12.2004 der erste 'Stolperstein' für *Willy*

*Aaron* verlegt werden. Da der Künstler inzwischen Aufträge von überall her erhält und die Menge kaum bewältigen kann, konnte die Aktion erst am 20. Juli 2006 fortgesetzt werden. In der Zwischenzeit hatten sich 14 Sponsoren für 22 Steine zusammengefunden, darunter ein neunjähriger Junge, der das Geld für den Stein mit seinem Harfenspiel erworben hat. Der Tag wurde mit einer Festveranstaltung in der 'Marienkapelle' am Pfahlplätzchen, die an der Stelle der alten Synagoge steht, abgeschlossen. Dabei durfte ich den Festvortrag halten, der hier im Folgenden wiedergegeben wird:

„Wir sind heute hier zusammengekommen, um gemeinsam ein wenig nachzudenken. Den Stein des Anstoßes dazu gab uns die Verlegung der 'Stolpersteine', die *Gunter Demnig* heute im Schweiß seines Angesichts auf sich genommen hat, bei der heutigen Hitze eine mörderische Arbeit, für die ich ihm im Namen der Sponsoren ganz herzlich danke. Das Ganze ist aber auch ein großer organisatorischer Aufwand, den im Hintergrund Frau *Uta Franke* und Herr *Czugunow-Schmitt* geleistet

haben. Auch ihnen gilt unser besonderer Dank. Ich spreche hier in doppelter Funktion: als Past-Präsidentin des SI-Clubs Bamberg-Kunigunde, der drei der Steine gestiftet hat, und als Heimatpflegerin der Stadt Bamberg, die von Herrn Czugunow gebeten wurde, den heutigen Festvortrag zu halten.

Heute ist der 20. Juli, und der Termin ist bedeutsam als Erinnerungstag an das Attentat, das *Claus Schenk Graf von Stauffenberg* vor 62 Jahren auf Hitler verübt hat und das zum Symbol für den Widerstand in Deutschland gegen dessen verbrecherisches Regime wurde. *Stauffenberg* hat dieses Attentat verübt trotz seiner anfänglichen Begeisterung für *Hitler*, trotz des Wissens, dass viele in Deutschland, viele seiner Freunde und Bekannten und Regimentskameraden ihn für einen Verräter halten würden, trotz der klaren Einsicht der Gefahr, nicht nur für ihn, sondern auch für seine Familie, seine Frau, seine vier Kinder und sein ungeborenes fünftes Kind. Er tat es mit dem Wissen und dem Einverständnis seiner Frau *Nina* aus dem Bewusstsein heraus, dass wir Verantwortung tragen für das, was rund um uns und durch unser Handeln oder Nicht-Handeln geschieht.

*Nina von Stauffenberg* war eine unvergessliche Frau, die ich etwa 1980 persönlich kennenlernen durfte. Sie suchte eine Heimfahrgelegenheit nach einer Tagung der 'Gesellschaft für fränkische Geschichte', und ich konnte sie in meinem Auto mitnehmen. Das haben wir von da an ein paar Mal so gemacht und konnten uns während der Autofahrten unterhalten, vor allem über Bamberg, das sie liebte und für dessen Erhalt sie sich im Rahmen der 'Schutzgemeinschaft Alt-Bamberg' leidenschaftlich engagierte. Einmal wagte ich, sie zu fragen, wie sie denn das ausgehalten hätte, als sie nach dem 20. Juli verhaftet wurde und wochenlang nichts von ihren Kindern erfuhr. Meine Söhne waren damals noch ganz klein, und ich stellte mir vor, dass ich verrückt würde, wenn ich wochenlang nicht wüsste, ob sie am Leben seien oder unter grässlichen Umständen in irgendeinem Gefängnis oder Konzentrationslager. Ihre Antwort werde ich nie vergessen. Sie sagte, die ersten Tage seien sehr schlimm gewesen, sie

habe getobt und geschrieen, aber dann habe sie sich gläubig in ihr Schicksal ergeben, denn sie habe absolut nichts tun können – man habe ihr ja jede Verantwortung genommen. Viel schwieriger sei die Situation nach dem Krieg gewesen, als sie nicht gewusst habe, wie sie ihre fünf Kinder habe durchbringen sollen. Für mich ist der 'Stolperstein', der heute vor dem Haus Schützenstraße 20 eingelassen wurde, auch ein Stein der Erinnerung an diese klare, verantwortungsvolle Frau, Gräfin *Nina von Stauffenberg*, die heuer im Frühjahr gestorben ist.

*Gunter Demnig* hat heute bis an den Rand der Erschöpfung weitere Steine verlegt, für 20 von 378 aus Bamberg verschleppte und ermordete Menschen. Angesichts dieser verstörenden und beschämenden Tatsache ist der Versuch, den ich anschließend unternehmen will, fast gewagt: Ich will vom normalen Leben zwischen Juden und Christen in Bamberg erzählen. Das gab es nämlich über lange Perioden hinweg. Ich finde es schade, wenn im Zusammenhang mit der jüdischen Geschichte immer nur von Pogromen und Vertreibungen und Leid und jenen schrecklichen 12 Jahren des Dritten Reiches berichtet wird, weil das meiner Meinung nach den Blick verstellt auf die großen Beiträge der Juden zur europäischen Kultur. Es ist nicht gut, wenn man immer nur auf den schwarzen Tasten des Klaviers spielt; es schränkt ein, wenn man nicht auch die weißen dazu nimmt.

Weil man aber nach Auschwitz als Deutsche noch immer Gefahr läuft, bei einem solchen Versuch in die falsche Schublade gesteckt zu werden, muss ich zunächst darlegen, wo ich selbst stehe. Ich habe das Gymnasium der Englischen Fräulein in Bamberg besucht. Die 'Englischen' waren im Dritten Reich verboten worden, und so waren wir in den 50er, 60er Jahren eine der wenigen Schulen, wo im Geschichtsunterricht nicht der Beginn des 20. Jahrhunderts mit dem Beginn der Sommerferien zusammenfiel. Das lag auch an unseren sehr guten Geschichtslehrern, Frau und Herr *Freisinger*, die mit uns ernsthaft und intensiv die Geschichte des Dritten Reiches besprachen. Ich habe mit 13 oder 14 Jahren das erste Mal die Bilder aus den Konzentrationslagern gesehen, und das hat mich für

mein Leben geprägt. Wir haben uns auch mit dem deutschen Widerstand beschäftigt; ich musste z.B. ein Referat über *Sophie Scholl* halten, die ich restlos bewunderte.

Auch mein Mann und ich haben sehr viel über das Thema Drittes Reich gesprochen. Wir fühlen uns nicht schuldig – wir sind beide nach dem Zweiten Weltkrieg geboren –, aber wir fühlen uns verantwortlich, verantwortlich dafür, wie mit der Erinnerung, mit der Geschichte umgegangen wird, welche Spuren sie in den Köpfen unserer Kinder, welche Spuren sie im Gesicht unserer Stadt hinterlässt. Das war der Grund, warum ich mich 1984 als frischgebackene Heimatpflegerin vehement, wenn auch vergeblich, für den Erhalt der Synagoge in den Theatergassen eingesetzt habe. Deshalb habe ich mich 1985 an der Bürgerinitiative beteiligt, die, damals noch heftig angefeindet, ein Mahnmal für die Verfolgten des Nationalsozialismus auf der Unteren Brücke durchgesetzt hat. Deshalb habe ich mich zusammen mit anderen dafür stark gemacht, dass das Fabrikgebäude in der Willy-Lessingstraße aus dem Besitz der in Theresienstadt ermordeten *Leonie Kupfer* erhalten blieb, das heute die wunderschöne 'Neue Synagoge' enthält. Deswegen habe ich so für die würdige Behandlung der Reste des 2. Judenhofes im Bereich der City-Passage gekämpft. Deswegen habe ich meinem Club Bamberg-Kunigunde vorgeschlagen, 'Stolpersteine' zu stiften. Es geht um die Spuren der Erinnerung, der Erinnerung an jene Menschen, die einen wichtigen und besonderen Teil unserer Geschichte, auch der Bamberger Geschichte, geformt haben. Spuren der Erinnerung, die auch zukünftige Generationen noch lesen können sollen. Und nicht nur lesen – auch sehen, berühren, erleben, ihnen begegnen, darüber stolpern – Stolpersteine der Geschichte.

Ein paar Mosaiksteinchen dieser Geschichte will ich nun für Sie auslegen, mit einem leichten Zögern, denn für die Geschichte der Juden in Bamberg gibt es eindeutig kompetentere Kenner als mich. Juden ließen sich spätestens seit der Bistumsgründung 1007 in Bamberg nieder. Gleich zu Anfang finden wir ein erstaunliches Indiz für das zunächst gute, problemlose Zusammenleben von Christen

und Juden hier. Wir erkennen es, wenn wir uns die Struktur von Bamberg im 11. Jahrhundert anschauen. Da war die Burg auf dem Domberg, der Regierungssitz des Bischofs, und zu ihren Füßen im „Sand“ eine erste städtische Siedlung, die 'Sandstadt'. Der Marktplatz dieser Siedlung lag etwa dort, wo heute die Dominikanerkirche steht. Und von dort verlief eine wichtige, schon früh befestigte Straße nach Süden, direkt auf den Judenhof am Pfahlplätzchen zu. Diese Straße war auch der Zugang zur Pfarrkirche der Sandstadt, der Oberen Pfarre. Das heißt: Die Bürger der Sandstadt mussten zu jeder heiligen Messe um den Judenhof herum zu ihrer Kirche gehen, und das wurde offenbar nicht als Problem empfunden, denn es wurde kein anderer 'Kirchweg' gebaut, was damals noch ohne weiteres möglich gewesen wäre. Die Judenstraße war eine gute Adresse, wo neben zahlreichen Juden auch viele reiche christliche Familien ihre repräsentativen Steinhäuser hatten. In der 2. Hälfte des 12. Jahrhunderts kam ein spanischer Jude, *Benjamin von Tudela*, auf seiner Europareise auch nach Bamberg und berichtete von „einer zahlreichen Gemeinde mit vielen Gelehrten und reichen Leuten“. Es gab hier auch eine berühmte Talmudschule, die Anfang des 13. Jahrhunderts von dem bedeutenden Schriftsteller Rabbi *Ben Baruch* geleitet wurde und aus der zahlreiche wichtige Gelehrte hervorgingen.

Die Vorstellung des Bischofs und der Domherrn genau dieser Zeit, des frühen 13. Jahrhunderts, vom Judentum ist in Bamberg an prominenter Stelle dargestellt: am Fürstenportal des Bamberger Doms. 'Synagoga' hat ein Tuch über den Augen, der Stab ihrer Herrschaft ist gebrochen und ihre Gesetze gleiten ihr aus der Hand. Aber absichtlich oder unabsichtlich – sie ist eindeutig die schönste aller Figuren im Bamberger Dom. (Unter den Verdammten im Tympanon des Fürstenportals ist zwar ein reicher Mann mit einem Geldsack, aber der ist offenbar kein Jude und der, der dem Juden zu Füßen der Synagoge die Augen auskratzt, ist ein Teufel.)

Die erste wirklich urkundlich nachgewiesene Verfolgung von Juden in Bamberg fand im Jahr 1298 – fast 300 Jahre nach der Bistumsgründung – statt, als ein Fanatiker

namens *Rintfleisch*, der angeblich vom Himmel persönlich einen Auftrag bekommen hatte, die Juden zu vernichten, mit einer Schlägertruppe durch Franken zog und Tausende von Juden ermordete. Auch in Bamberg fielen 135 Menschen dem Mob zum Opfer, ein Ereignis, das so einschneidend war, dass *Hugo von Trimberg* es in seiner Chronik als Datierungszeichen benutzte: „Das Jahr, in dem die Juden erschlagen wurden.“ König *Albrecht I.* ließ *Rintfleisch* in der Folge festnehmen und aufhängen.

An vielen Stellen in Europa brachen nach der großen Pest von 1348 schreckliche Pogrome aus. Doch in Bamberg wurden die Juden damals nicht vertrieben. Die Bischöfe hatten entdeckt, dass der Schutz der Juden eine reichlich sprudelnde Einnahmequelle war: Sie schützten sie mit Hilfe von Gesetzen und Soldaten und ließen sich dafür bezahlen. Das funktionierte in Bamberg bis 1422. Damals machten die Bischöfe von Würzburg und Bamberg und der Markgraf von Brandenburg miteinander aus, die Juden aus ihren Ländern zu verjagen; das galt als gottgefälliges Werk. Aber der Bischof von Bamberg konnte und wollte nicht auf das Geld der Juden verzichten. Deswegen vertrieb er sie innerhalb der Stadt – aus den Häusern der guten Wohngegend am Pfahlpätzchen, die er konfiszierte, – in die Schmutzdecke an der Stadtmauer in der Kesslergasse.

Doch auch dort entfaltete sich in den folgenden 50 Jahren nochmals ein reiches Gemeindeleben: Eine neue Synagoge mit Mikwe und Rabbinerhaus wurde gebaut, und zahlreiche Juden siedelten sich rund um das neue Gemeindezentrum an. Doch um 1480 wurden sie dann auch von dort verjagt; dazu steht in den Hofkammeramtsrechnungen von 1487 bedauernd: „Von den Juden nichts gefallen, wann keiner vorhanden.“ Die folgenden 70 Jahre sind bis 1942 die einzige Zeit, in der Bamberg ohne jüdische Gemeinde war. (Welch ungeheuerere Lebenskraft und außerordentliche Fähigkeit zur Bewahrung der jüdischen Identität wird dahinter sichtbar!)

Schon 1556 musste sich das Domkapitel eine enorm große Summe von einem Frankfurter Juden leihen, der dafür die Bedingung

stellte, wieder sechs wohlhabende Juden in Bamberg aufzunehmen. Spätestens seit damals war eine begrenzte Anzahl jüdischer Familien wieder hier zugelassen. Sie errichteten in der Generalsgasse ein neues Gemeindezentrum, vermehrten sich und erwarben viele Anwesen in der Stadt. Nach dem Dreißigjährigen Krieg, der Bamberg erheblich beschädigt hatte, war zunächst jeder willkommen, der in der ruinierten Stadt ein Haus baute. Doch schon nach der ersten Erholungsphase regte sich wieder Neid: 1683 verordnete der Fürstbischof, dass ein Jude sein Haus einem Christen, der dies wünsche, billig verkaufen müsse und dass ihm dafür vom Stadtrat ein Ruinengrundstück zugewiesen werde. 1687 wurde deren Anzahl auf 12 beschränkt. Nach einem Angriff auf jüdische Häuser während einer Hungersnot 1699 trat die jüdische Gemeinde an den Fürstbischof mit der Bitte um die Errichtung eines abschließbaren Ghettos an der Kesslergasse heran, wo sie sicher leben könnten. Doch unter Fürstbischof *Lothar Franz von Schönborn* wurde der Ghettoplan nicht weiter verfolgt. Ihm war wohl klar, was dringend er auch die Juden für die wirtschaftliche und bauliche Sanierung Bambergs brauchte. Er erhöhte die Zahl der Judenhäuser auf 24, sicherte sie gegen Angriffe von Christen und beließ ihnen die Synagoge in der Generalsgasse. Ein Mann ohne Vorurteile gegen Juden war dann Fürstbischof *Franz Ludwig von Erthal*, der mehrere tüchtige jüdische Männer in seinen Dienst stellte. Am berühmtesten wurde sein Leibarzt *Dr. Adalbert Friedrich Markus*, der Bamberg in den Jahrzehnten um 1800 ganz entscheidend geprägt hat.

Im 19. Jahrhundert fielen dann nach und nach viele der Beschränkungen weg, die bis dahin den Juden das Leben schwer gemacht hatten. Daraufhin wanderten zahlreiche jüdische Familien in die Stadt ein, entdeckten mit dem Hopfenhandel eine Marktlücke, die der Stadt bald eine Monopolstellung in diesem Wirtschaftsbereich verschaffte, gründeten aber auch viele andere Firmen.

In ganz Europa begann eine Welle der Integrationsbemühungen. Was damals in jüdischen Familien ablief, schildert ein äußerst einprägsamer Bericht, den *Amos Oz* in sei-

nem wunderbaren, unbedingt lesenswerten Buch „Eine Geschichte von Liebe und Finsternis“ wiedergibt. Seine Tante, die in Polen aufgewachsen und nach Israel ausgewandert war, erzählte ihrem Neffen Folgendes: „Die Furcht, die in jedem jüdischen Haus herrschte, die uns indirekt, wie Gift, Tropfen für Tropfen, eingeflößt wurde, das war die grauenhafte Furcht, wir wären vielleicht wirklich nicht sauber genug, vielleicht wirklich zu laut, würden uns zu sehr in den Vordergrund drängen, wären zu gewieft und zu geldgierig, könnten, Gott behüte, einen schlechten Eindruck auf die Gojim machen... Tausendmal hämmerte man jedem jüdischen Kind ein, sie auch dann nett und höflich zu behandeln, wenn sie grob oder betrunken waren, sie auf keinen Fall zu provozieren, man dürfe sie nicht reizen, nicht auftrumpfen und immer, immer solle man ruhig und freundlich mit ihnen reden, damit sie nicht sagten, wir seien laut, und immer das schönste und richtigste Polnisch sprechen, damit sie nicht sagten, wir verunreinigten ihre Sprache, aber auch kein zu hochgestochenes Polnisch, damit sie nicht sagten, wir würden uns erdreisten, ihnen überlegen zu sein. Kurz – man müsse sich sehr, sehr bemühen, einen guten Eindruck bei ihnen zu hinterlassen, und kein Kind dürfe diesen guten Eindruck verderben, denn bereits ein einziges jüdisches Kind, das seinen Kopf nicht richtig wäscht und Läuse einschleppt, kann das ganze jüdische Volk in Verruf bringen. Sie können uns ohnehin schon nicht leiden, da darfst du ihnen auf keinen Fall, Gott bewahre, noch weitere Gründe liefern, uns nicht zu mögen.“

Diese Integrationsbemühungen führten unter anderem dazu, dass die Juden einen ganz besonders ausgeprägten Patriotismus entwickelten. Sie engagierten sich weit überdurchschnittlich im Ersten Weltkrieg (ich glaube, auf allen Seiten – jedenfalls in Deutschland), nicht nur die Männer als Soldaten an der Front, sondern auch die Frauen zu Hause. In Bamberg tat das z.B. *Emma*

*Hellmann*, für die heute ebenfalls ein Stein verlegt wurde. Sie hat nicht nur jahrzehntelang ehrenamtlich für das Rote Kreuz gearbeitet, sie stiftete auch eine überlebensgroße hölzerne Figur des Stadtritters, in den man Nägel einschlagen durfte nach einer Spende, die den Krieg gewinnen helfen sollte.

Die Bamberger Juden beteiligten sich an führenden Stellen am Vereinsleben der Stadt, im kulturellen und sozialen Bereich, standen auf jeder Spendenliste, stellten einen großen Anteil der Abonnenten des Stadttheaters, des Musikvereins usw. Viele von ihnen liebten ihre Heimatstadt aus ganzer Seele. *Willy Lessing* z.B. war ein wandelndes Bamberg-Lexikon. Er konnte sich einfach nicht vorstellen, dass die Bamberger, die ihm und seiner Familie soviel verdankten, ihm etwas antun könnten. Er blieb trotz aller Warnungen hier. Wir alle wissen, was folgte. Die Lüge und der Hass waren 12 schreckliche Jahre lang stärker als alle Bemühungen, alle Vernunft, alle guten Taten und haben Deutschland an den schwärzesten Punkt seiner Geschichte geführt – zur schwärzesten aller schwarzen Tasten in der Geschichte der Juden auch in Bamberg.

Doch was kaum einer für möglich hielt, was einfach unglaublich scheint: Es gibt trotz allem wieder eine weiße Taste. Die Bosheit hat nicht den Endpunkt gesetzt, der Text wird weitergeschrieben, der Text der Geschichte der Juden in Deutschland, auch der Juden in Bamberg. Es gibt wieder eine jüdische Gemeinde und eine neue Synagoge hier.

Und auch die Aktion der 'Stolpersteine', deretwegen wir uns heute hier versammelt haben, halte ich für eine solche weiße Taste. Die Tatsache, dass Herr *Dennig* mit dem Verlegen der Steine kaum nachkommt, zeigt doch, dass trotz allem sehr sehr viele Menschen in diesem Land ein Gefühl von Verantwortung haben dafür, welche Spur der Erinnerung im kollektiven Gedächtnis unseres Volkes bleibt. Eine Spur der Erinnerung, die mir ein Weg in die Zukunft scheint.“

# Franconia Judaica. Juden in Franken 1806 bis heute. Eine Tagung des Bezirks Mittelfranken

von

Julia Hecht

Am 3. November 2006 veranstaltete der Bezirk Mittelfranken in Kooperation mit dem Historischen Verein für Mittelfranken und dem Jüdischen Museum Franken in Fürth im Fabersaal der Nürnberger Akademie eine Tagung zu Geschichte und Gegenwart der Juden in Franken. Sie bildete den Auftakt zu einer Vortragsreihe, die unter der Bezeichnung „Franconia Judaica“ einmal im Jahr das fränkische Judentum in den Blick nehmen soll. Die Wahl des Themas „Juden in Franken 1806 bis heute“ stand in engem Zusammenhang mit der Bayerischen Landesausstellung „200 Jahre Franken in Bayern“, die bis 11. Februar im Museum Industriekultur in Nürnberg zu sehen war. Auch hier bildeten die letzten 200 Jahre den zeitlichen Rahmen.

In seiner Begrüßung wies der mittelfränkische Bezirkstagspräsident *Richard Bartsch* auf die vielgestaltige Förderung jüdischer Kultur durch den Bezirk Mittelfranken hin. Dieses Engagement sichere nicht nur das überkommene Erbe, sondern sei auch Voraussetzung für den dauerhaften Fortbestand jüdischen Lebens und unverzichtbarer Beitrag jüdischer Kultur in unserem Land. Es folgten Grußworte des Regierungspräsidenten von Mittelfranken und Vorsitzenden des Historischen Vereins für Mittelfranken, *Karl Inhofer*, sowie des Nürnberger Stadtrats und Vorsitzenden der Israelitischen Kultusgemeinde Nürnberg, *Arno Hamburger*, der in Vertretung des Oberbürgermeisters gekommen war.

Die Kulturreferentin und Bezirksheimatpflegerin von Mittelfranken, *Dr. Andrea M. Kluxen*, stellte in ihrer Einführung fest, dass die Forschungslage zur jüdischen Geschichte in Franken nur sehr fragmentarisch sei. Das reiche, jüdische Erbe aufzuarbeiten und zu vermitteln sei immer wieder eine neue Herausforderung, zumal jüdische und nichtjüdi-

sche Geschichte keinesfalls zu trennen seien. Die Tagung solle einen Beitrag dazu leisten.

In einer ersten, von *Dr. Kluxen* geleiteten Sektion am Vormittag wurden anschließend Themen zum jüdischen Leben im 19. Jahrhundert erörtert.

*Prof. Dr. Günter Dippold*, Kulturdirektor und Bezirksheimatpfleger am Bezirk Oberfranken, widmete sich dem Thema „Juden in Franken vor 1806“. Mit vielen beispielhaften Quellen aus dem fränkischen Raum versehen, beleuchtete er unterschiedliche Aspekte jüdischen Lebens. Zwar konnten Juden im territorial zersplitterten Franken vorbayerischer Zeit, anders als in Altbayern, von wo die jüdische Bevölkerung bereits im 15. Jahrhundert vertrieben wurde, über einen längeren Zeitraum hinweg leben. Nichtsdestotrotz hatten sie unter beträchtlichen Einschränkungen und Anfeindungen zu leiden. Die fränkischen Reichsstädte etwa hatten die Judenschaft schon bald ausgewiesen; in den Fürstentümern blieb man eher zurückhaltend und schwankend in dieser Frage. Bis 1808 mussten sich Juden vor allem in kleineren Herrschaften unter erniedrigenden Bedingungen um Schutzbriefe bemühen, die nur befristet und widerruflich ausgestellt wurden und deren Herausgabe nicht selten an Eigeninteressen der Herrschaft geknüpft war. Die Gebührenhöhe für einen Schutzbrief bestimmte die herrschaftliche Willkür; diese Einnahmen stellen einen ernstzunehmenden wirtschaftlichen Faktor dar. Als diskriminierend sei auch die Verpflichtung, sich zu kennzeichnen, einzustufen. Eine solche Praxis sei seit dem 16. Jahrhundert nachweisbar. In Bamberg etwa führte dies 1670 zu Klagen seitens der Judenschaft, die sich wegen ihrer Kennzeichnungspflicht gefährdet fühlte. Auch berufliche Einschränkungen mussten hingenommen werden. Dazu kamen immer wieder öffentliche Hetzen wie

Ritualmord-Unterstellungen und seit der Frühneuzeit eine Tendenz zur Ghettoisierung.

Nach dem Übergang der fränkischen Gebiete an Bayern 1806 änderten sich die Verhältnisse. Prof. Dr. Hartmut Heller von der Universität Erlangen-Nürnberg hob in seinem Beitrag über „Juden in Franken im 19. Jahrhundert“ zunächst das verdienstvolle Wirken der Nürnberger Juden im Gebiet von Kunst, Kultur und Sozialwesen in der Prinzregentenzeit hervor. Kunstwerke im öffentlichen Raum, Sanatorien, Volksbildungs- oder Wöchnerinnenheime, Stiften, Krippen oder Theater im Nürnberg-Fürther Raum wären ohne das finanzielle Engagement wohlhabender jüdischer Bürger nicht realisierbar gewesen. Als eine Voraussetzung für den gestiegenen gesellschaftlichen Stand des jüdischen Bürgertums sah Heller das Judenedikt von 1813, durch das aber auch schwere Nachteile entstanden. Obgleich eigentlich eine bürgerliche Gleichstellung der Juden angestrebt war, brachte aber z.B. der sogenannte Matrikelparagraph empfindliche Einschränkungen. Durch diese Vorschrift wurde die Zahl der in einem Ort ansässigen Juden beschränkt. Heller wertete das Edikt eher als ein Dokument eines von der Aufklärung geprägten, staatlichen Nützlichkeitsdenkens und latent fortgesetzten Antisemitismus denn als ein solches echter Toleranz.

Anschließend sprach Heller unterschiedliche Themenbereiche an, etwa die Verteilung der Landjudenschaft in Franken: 81 % aller in Bayern ansässigen Juden lebten im heutigen Franken, vor allem außerhalb größerer weltlicher und geistlicher Fürstentümer und von Reichsstädten. Nach 1813 fände man Dorfjuden vor allem im Handwerk, meist in solchen Zweigen, die auch Hausgeschäfte bei Bauern erlaubten. Haupttätigkeitsfeld blieb jedoch der Handel, bevorzugt der Schnittwarenhandel und der Handel mit Landprodukten. In nahezu allen fränkischen Orten bot sich ein ähnliches Bild. Der Matrikelparagraph zementierte diese Strukturen und verhinderte eine freie Wahl des Wohnorts.

Ansässigmachung, Heirat, Berufslizenz blieben Juden ohne Matrikelstelle verwehrt. Ungefähr 11.000 Juden aus Bayern machten sich in dieser Zeit auf nach Amerika – u.a. aus

Buttenheim die heute berühmte Familie *Strauß* mit Sohn *Levi*. Erst eine Gesetzesänderung 1868 erlaubte endlich auch den freien Zuzug in die Städte, was einen immensen Zustrom der Landjuden in die Städte zeitigte. Zahlreiche kleinere jüdische Kommunitäten auf dem abgelegenen Lande, wo Juden nicht selten einen Anteil von 20 bis 30 % Anteil an der Bevölkerung hatten und gut in die Dorfstruktur integriert waren, erloschen in diesen Jahren. Heller nannte Beispiele aus Fürth, Nürnberg, Forchheim oder Bamberg, wo Juden durch erfolgreiche Handelsniederlassungen zu hoch angesehenen Bürgern aufsteigen konnten, die für den einsetzenden Industrialisierungsprozess Bedeutendes geleistet haben.

Anschließend sprach der Ltd. Archivdirektor des Staatsarchivs Nürnberg, Dr. Gerhard Rechter, über die Judenmatrikel Mittelfrankens. Die Judenmatrikel – quasi ein Personenstandsregister der jüdischen Bevölkerung – wurden ab 1813 bis 1861 bayernweit auf Grund des Edikts von 1813 angelegt. Gegliedert sind diese tabellarisch angelegten Übersichten nach Wohnorten; nur im Rezatkreis bzw. in Mittelfranken wurden die ansonsten im Land- bzw. Herrschaftsgericht gesammelten Daten auch zu einem Kreisregister zusammengefasst. Die Bedeutung dieser Verzeichnisse als Quelle für die Erforschung jüdischen Lebens, der privaten oder wirtschaftlichen Verhältnisse oder für genealogische Forschungen kann kaum unterschätzt werden.

Nach dem Edikt von 1813 waren Juden verpflichtet, einen deutschen Familiennamen anzunehmen. Die Listen führen daher den bisherigen (Beschneidungs-)Namen auf, dahinter den neuen, bürgerlichen Namen sowie Geburtsort, -jahr, Familienstand und den ausgeübten Beruf. Eindrucksvoll illustrierte Rechter seinen Beitrag mit Abbildungen der Archivalien von einer CD-Rom, herausgegeben vom Staatsarchiv Nürnberg und der Gesellschaft für Familienforschung in Franken e.V., in der über 2000 Scans der Originaldokumente zugänglich gemacht worden sind.

Richard Mehler M. A. aus Würzburg referierte im Anschluss über das fränkische Landjudentum. Die demographische Situation der Juden in Stadt und Land habe sich zwischen dem frühen 19. Jahrhundert. und dem Ende

der „Weimarer Republik“ entscheidend verändert. Während zu Beginn des 19. Jahrhunderts noch der Großteil (ca. 80%) aller fränkischen Juden (Mitte 19. Jahrhunderts: 32000) auf dem Lande lebte – zumeist als Spätfolge der Siedlungspolitik des jeweiligen Schutzherrn –, waren 1925 bloß noch 20% aller Juden hier ansässig. Die Gründe für diese Veränderung lagen in der 1861 erfolgten Beseitigung der Siedlungsbeschränkungen in den Städten und im Wanderungsverhalten: Auswanderung, ostjüdische Zuwanderung in die Städte, Urbanisierung. Auch die steigende Steuerlast der Juden auf dem Lande und die bessere Erwerbssituation in den Städten hätten einen Anteil an dieser Entwicklung gehabt.

Die Erwerbsstruktur hingegen blieb im 19. Jahrhundert stabil. Handwerk und Landwirtschaft als Erwerbsmöglichkeit waren durch staatliche Beschränkungen so gut wie unmöglich, so dass der Handel wichtigster Erwerbszweig blieb. Die meisten ländlichen jüdischen Haushalte lebten davon, insbesondere von Viehhandel, des weiteren von der Vermittlung von Geschäften aller Art. Der Rest erhielt Almosen oder war im religiösen Bereich tätig. Außerdem fanden sich bemerkenswert viele Fleischer unter den Landjuden. Die Veränderungen im Lauf der Zeit erfolgten weniger in der Erwerbsstruktur generell als in der Art und Weise, wie die Handelsberufe ausgeübt wurden. Der einst im kleinen Maßstab betriebene Wanderhandel wich dem Handel in Ladenlokalen mit gehobenem Sortiment. Damit einhergehend verbesserte sich seit Beginn des 20. Jahrhunderts die finanzielle Situation vieler fränkischer Juden, ja in einigen Orten waren auch überproportional viele Juden unter den reichen Bürgern zu verzeichnen.

Grundlegende Veränderungen gab es im religiös-kulturellen Bereich, da die Integration der Juden in Staat und Gesellschaft vorangetrieben wurde. Traditionelle jüdische Organisationsstrukturen wurden modifiziert oder – wie etwa die Zivilgerichtsbarkeit der Rabbiner – abgeschafft. Angeregt durch aufklärerisches Gedankengut kam es auch aus dem Judentum selbst zu reformerischen Bewegungen, denen das zumeist als orthodox apostrophierte Landjudentum entgegenzustehen

schien. *Mehler* stellte anhand von Beispielen heraus, dass dies differenziert zu betrachten sei. Zwar dominierte die Orthodoxie beim fränkischen Landjudentum, aber es gab auch bedeutende liberale bzw. reformerische Tendenzen.

Wichtige Veränderungen geschahen im Bereich von Bildung und Ausbildung.

Nummehr integriert ins allgemeine Schulsystem, stieg der Bildungsgrad und -hunger der jüdischen Bevölkerungsteile beträchtlich. Vorher waren Analphabetismus und fehlende säkulare Bildung auf dem Lande bei Juden weit verbreitet. Außerdem wären z.B. die Annahme neuer – bevorzugt als besonders „deutsch“ geltender – Namen oder der gelockerte Umgang mit modischer Kleidungsweise Indizien für die Ausbildung einer deutschen, bürgerlichen Identität und für die Übernahme bürgerlicher Werte und Verhaltensweisen seitens der jüdischen Landbevölkerung.

Widersprüchlich – und daher abschließend nicht als positiv zu bewerten – bliebe aber die Beziehung zwischen Juden und Christen im 19. und frühen 20. Jahrhundert. Auf der einen Seite sei in Folge des Judenedikts ein noch nie da gewesener Grad an politischer Partizipation, gesellschaftlicher Integration und Akzeptanz durch die Christen erreicht worden. Die Übernahme kommunaler und politischer Ämter durch Juden oder deren Mitgliedschaft in Vereinen – häufig als Gründungsmitglieder – etwa demonstrierte dies. Auf der anderen Seite aber bestand die Judenfeindschaft in Teilen der Bevölkerung nach wie vor und erhielt neue Nahrung während der angespannten wirtschaftlichen Lage nach der sog. Gründerkrise der 1870er Jahre.

Moderiert von *Dr. Gerhard Rechter* schloss sich am Nachmittag eine zweite, mit „Fallbeispiele“ betitelte Sektion an, in der jüdisches Leben in Fürth, Ansbach und Nürnberg anschaulich gemacht wurde.

Die Situation in Fürth beleuchtete die wissenschaftliche Mitarbeiterin am Jüdischen Museum Fürth und Schnaittach, *Monika Berthold-Hilpert*. Das jüdische Fürth als „größtes jüdisches Gemeinwesen Süddeutschlands mit städtischem Gepräge“ profitierte durch die

Konkurrenzstellung der Dreiherrschaft von Reichsstadt Nürnberg, Markgrafentum Ansbach und Fürstbistum Bamberg. Im entstandenen Freiraum konnten die Juden eine deutlich bessere Stellung erreichen als in anderen Siedlungen. 1719 erfolgte eine erste, großzügige Ausstattung mit Privilegien, die ihnen weitgehende Selbständigkeit in religiösen Fragen zusicherte. Auch die Entscheidung über neue Ansiedlungen lag im Ermessensbereich der Gemeinden und nicht beim Schutzherrn. Eigene Abgeordnete in der Gemeindeversammlung wurden ebenso zugestanden wie der nachsteuerbefreite Wegzug aus der Stadt.

Mit dem Übergang an Bayern kamen daher auf die privilegierten Fürther Juden – anders als im restlichen Franken – eher Einschränkungen und Nachteile zu. Das Edikt beschnitt ihre Rechte, brachte keine Vorteile und wurde entsprechend bekämpft – mit dem Erfolg, dass es erst mit zeitlicher Verzögerung um 1820 in Kraft treten konnte. Die bis 1861 wieder eingeschränkten Niederlassungsmöglichkeiten bewirkten eine große Auswanderungswelle. Vor allem unverheiratete, jüngere Juden verließen das Land. Auch die Änderungen in der religiösen Selbstverwaltung waren tiefgreifend: Die Gemeinden hatten fortan den Status einer Privatkirchengemeinschaft, Rabbiner mussten wissenschaftlich gebildet sein und wurden – auch hier Anlass für Reibereien – extern von einem Generalkomisariat ernannt, die innerjüdische Gerichtsbarkeit wurde aufgehoben.

Problematisch in dieser Zeit gestaltete sich die Aufspaltung des Fürther Judentums in zwei widerstreitende Lager. Gegen die Orthodoxen hatte sich schon früh ein selbstbewusstes, gebildetes, aufgeklärt denkendes jüdisches Bürgertum etabliert. Mit dem Oberrabbiner *Dr. Isaak Loewi* kam 1828 ein ausgesprochen fortschrittlich denkender Mann an die Spitze der Gemeinde, in dessen Amtszeit eine Vielzahl von Reformen fiel. Fürth sei während seiner Wirkungszeit Keimzelle des Kampfes um die Gleichstellung der Juden in Bayern geworden.

Die Situation der Ansbacher Juden legte *Alexander Biernoth* dar. Ihr Anteil an der Bevölkerung war über die Jahrhunderte hinweg relativ gering und schwankte zwischen

3,3 % (1819, 364 Personen) und 0,4 % (1938, 96 Personen). Dem sog. „Ausschaffungsmandat“ von 1560 zufolge mussten die Ansbacher Juden, für deren Existenz es Belege seit dem Mittelalter gab, das Land verlassen. Erst ab 1609 war ihnen die Wiederansiedlung gestattet. Seitdem wuchs ihnen eine gewisse Sonderstellung zu, der Einfluss von Juden bei Hofe nahm zu, die jedoch eine individuelle Sonderstellung hatten. In diesem Zusammenhang stellte *Biernoth* ausführlich die Ansbacher Synagoge vor, die ab 1744 durch den Ansbacher Hofbaumeister *Leopoldo Retty* errichtet wurde. Abschließend richtete er seinen Blick auf die Organisation von Gemeinden und besonders das mit 21 Gemeinden (inkl. Ansbach, Stand 1835) sehr umfangreiche Distriktsrabbinat Ansbach und seine Rabbiner. Mit dem Verlust der markgräflichen Landesherren, den staatlichen Neuerungen und der Industrialisierung verlor Ansbach seine jüdische Bevölkerung.

Jüdisches Leben in der fränkischen Großstadt Nürnberg stellte *Dr. Alexander Schmidt*, Mitarbeiter an der KZ-Gedenkstätte Flossenbürg, vor. Nach einem Rückblick auf die Nürnberger Geschichte von der ersten Ansiedlung 1146 bis ins 20. Jahrhundert präsentierte er schlaglichtartig eine Reihe von jüdischen Biographien aus der Zeit der Weimarer Republik, deren Bedeutung für das kulturelle Leben weit über Nürnberg hinaus kaum zu unterschätzen ist:

Der Gostenhofer Schrotthändlerssohn *Alexander Abusch* brachte es bis zum Kulturminister der DDR, die Kunsthistoriker *Julie Mayer* und *Justus Bier* machten sich einen Namen als Riemenschneiderspezialisten und als Kenner und Promotoren moderner Architektur. Angriffe auf die renommierte, an der Nürnberger Volkshochschule engagierte Sozialwissenschaftlerin *Anna Steuerwald-Landmann* konnte die Stadtspitze 1929 noch abwehren. Der wichtigste Maler Nürnbergs im 20. Jahrhundert, *Richard Lindner*, war ebenfalls jüdischer Abstammung. Die Erforschung von Leben und Werk *Thomas Manns* wäre ohne das Verdienst der Nürnberger Bibliothekarin und Buchhändlerin *Ida Herz* sehr erschwert. Sie etablierte schon zu Lebzeiten des Schriftstellers die sich heute im Züricher

Thomas-Mann-Archiv untergebrachte „Ida-Herz-Collection“, zu der *Mann* selbst noch Archivalien beisteuerte. (Er setzte ihr allerdings in seinem Roman „Dr. Faustus“ ein nur wenig schmeichelhaftes literarisches Denkmal.) Forscher und Entdecker alter jüdischer Schriften sowie Herausgeber und Verleger des „Nürnberger Israelitischen Kalenders“ war der orthodoxe Gelehrte *Isaak Bulka*. Er starb 1941 im Warschauer Ghetto. Der Rabbiner und Anhänger des liberalen Reformjudentums, *Max Freudenthal*, stand von 1907 bis 1934 der jüdischen Gemeinde Nürnberg vor und prägte diese ganz entscheidend, auch, indem er ab 1921 das „Nürnberg-Fürther Israelitische Gemeindeblatt“ unterstützte. Früh hatte er hier auf den aufkeimenden Antisemitismus hingewiesen.

Überdurchschnittlich stark fiel in Nürnberg also die Leistung jüdischer Künstler und Intellektueller bei der Vermittlung der Moderne ins Gewicht. Der Nationalsozialismus bereitete diesem reichen kulturellen Leben in Nürnberg ein jähes Ende, und nur wenige der Überlebenden kehrten nach 1945 wieder nach Nürnberg zurück.

Die dritte und letzte Sektion, moderiert von *Markus Wener*, Jüdisches Museum Franken, befasste sich mit der jüngeren Vergangenheit und der heutigen Situation der Juden in Deutschland.

In einem reich illustrierten Vortrag befasste sich der stellvertretende Leiter des Staatsarchivs Nürnbergs, *Dr. Herbert Schott*, mit Verfolgung und Deportation von Juden im Nationalsozialismus. Dabei beleuchtete er die unterschiedliche, aber doch verwaltungsmäßig einheitlich durchgeführte Vernichtungsmaschinerie des nationalsozialistischen Regimes. Eine Reihe von Photos aus dem Staatsarchiv Würzburg bildete das Gerüst des Vortrags, der in erster Linie das Procedere der Deportationen im unterfränkischen Raum schilderte. Die eindringlichen Bilder zeigten etwa eine anhand ihrer Deportationsnummer identifizierbare Frau, die an einer so genannten „Evakuierungsstelle“ auf ihren Abtransport in den Osten wartet. Man sah versammelte Menschen am „Platz’schen Garten“ in Würzburg, einem Vergnügungsort, welches als Evakuierungsstelle dienen musste. *Schott*

konnte Bilder einer von Gestapo-Beamten durchgeführte Leibesvisitation oder einer Gepäckdurchsuchung, beides durchgeführt im März 1942 in Kitzingen, ebenso zeigen wie maschinenschriftliche Auflistungen eingezogener Gegenstände. Diese erschreckend penibel geführten Zeugnisse der Verfolgung und Deportation belegen die industrialisierte Vernichtungsbürokratie auf erschütternde Weise.

Die Situation der „Juden in Franken und Bayern nach 1945“ bis in die Gegenwart war Thema der abschließenden Ausführungen der Leiterin des Jüdischen Museums Franken in Fürth und Schnaittach, *Daniela F. Eisenstein*. Der fesselnde, mit vielen Daten angereicherte Vortrag verband präzise Beobachtungen mit Analysen der gegenwärtigen Situation der Juden in Deutschland. *Eisenstein* richtete dabei ihren Blick auf die Opfer der Shoah und analysierte die Situation nach 1945 bis heute aus der Perspektive einer traumatisierten Generation. Zunächst ging sie auf das spärliche jüdische Leben nach Kriegsende ein, das vornehmlich in sogenannten DP-Lagern (Displaced Persons-Lagern) vonstatten ging, die als Durchgangslager verstanden wurden. Die Juden, die in Deutschland blieben oder wieder nach Deutschland kamen, waren hauptsächlich Juden aus dem osteuropäischen Raum. Die meisten deutschen Juden, die ein Konzentrationslager überlebt hatten, wanderten nach Israel oder in die USA aus. Juden, die in Deutschland verblieben, hatten sich nicht nur mit der Vergangenheit auseinanderzusetzen, sondern mussten sich auch gegen Anfeindungen anderer Juden wehren, die sie als Verräter im Land der Täter sahen. Aus dieser doppelten Belastung heraus entstanden häufig Verhaltensweisen, die auch noch an die Nachfolgeneration weitergegeben wurden, etwa in der Weise, dass heute noch Kinder zur Erziehung ins Ausland geschickt werden.

Die heutige Situation der Juden in Deutschland habe sich dahingehend geändert, dass durch die sogenannten Kontingentflüchtlinge die Gemeindestrukturen im Begriff sind, sich grundlegend zu ändern. Das Schicksal jüdischer Gemeinden werde momentan – ähnlich wie nach 1945 – wieder von Menschen bestimmt, deren Wurzeln woanders liegen. Diese Integrationsleistung sei den jüdischen Ge-

meinden in Deutschland bislang gut gelungen, so dass die Zukunft der Juden in Deutschland als gesichert gelten könne.

Nach den Vorträgen bot sich dem zahlreich anwesenden Publikum die Möglichkeit, Fragen zu stellen und mit den Referenten zu diskutieren. Es kam mitunter zu lebhaften und interessanten Gesprächen. – Jüdisches Leben und jüdische Kultur sind heute wieder selbstverständlicher Bestandteil des Lebens in Franken. Defizite in der historischen Aufarbeitung der Vergangenheit sind an einigen Stellen noch auszumachen. Diese zu behe-

ben, war ein wichtiges Anliegen der Veranstaltung. Die Reihe „Franconia Judaica“ wird daher auch in den nächsten Jahren fortgesetzt werden.

Für das Frühjahr 2007 ist die Veröffentlichung eines Tagungsbandes geplant, der vorbestellt werden kann beim: Bezirk Mittelfranken, Bezirksheimatpflege, Postfach 617, 91522 Ansbach, Tel.: 0981/4664-5002, Fax 0981/4664-5999 oder per e-mail: bezirksheimatpflege@bezirk-mittelfranken.de (voraussichtlicher Verkaufspreis: 15 € zzgl. Porto).

## Shalom Europa – das neue jüdische Gemeinde- und Kulturzentrum in Würzburg

von

*Christina Bergerhausen*

Mit der Einweihung des neuen jüdischen Gemeinde- und Kulturzentrums 'Shalom Europa' am 23. Oktober 2006 ist ein lang gehegter Wunsch der jüdischen Gemeinde in Würzburg und Unterfranken in Erfüllung gegangen. Wie deren Vorsitzende *Dr. Josef Schuster* auf einer Pressekonferenz ausführte, schufen zwei Ereignisse Fakten, die den Bau eines solchen Gebäudekomplexes notwendig machten:

- Dies ist zum einen der Zuzug jüdischer Migranten aus den Staaten der ehemaligen Sowjetunion nach dem Fall des Eisernen Vorhangs. Hatte die jüdische Gemeinde in Würzburg vor 1990 weniger als 200 Mitglieder, so ist sie mittlerweile auf über 1.100 angewachsen. Dieses Aufblühen stellt die Gemeinde vor neue Herausforderungen. Die Gemeindeaktivitäten mußten erheblich ausgeweitet werden, um den vielen aus Osteuropa zugezogenen Juden beim Einleben in eine für sie fremde Umgebung zu helfen. Dringend wurden neue Räumlichkeiten dafür gebraucht.

- Ein zweiter Anstoß zum Bau war der weltweit größte Fund an jüdischen Grabsteinfragmenten von einem mittelalterlichen Judenfriedhof. 1987 wurden bei Bauarbeiten mitten in Würzburg 1.513 Steine entdeckt, die aus der Zeit von 1129 bis 1346 n. Chr. stammen. Für diese einzigartigen Relikte mußte ein würdiger Aufbewahrungsort gefunden werden. Sie lagern jetzt im Basisgeschoß des Gebäudekomplexes und bilden sozusagen das Fundament für 'Shalom Europa'. Eine Auswahl dieser 'Judensteine' ist im musealen Teil des Gemeindezentrums ausgestellt.

Wertvolle Hilfe bei der Umsetzung des Vorhabens erhielt die jüdische Gemeinde Würzburg von der Ronald S. Lauder Foundation. Diese 1987 von dem amerikanischen Unternehmer und Diplomaten *Ronald S. Lauder* gegründete Stiftung will „den Juden in Osteuropa, die seit Generationen von jüdischem Wissen und jüdischem Lernen abgeschnitten waren, auf vielfältige Weise bei der Renaissance jüdischer Spiritualität ... helfen“<sup>1)</sup>. In Zusammenarbeit mit dieser Stiftung wird in

den neuen Räumlichkeiten eine Jugendtagesstätte betrieben, die religiöse Fortbildungskurse für junge Menschen aus den jüdischen Gemeinden in Deutschland und anderen Staaten Europas anbietet.

Zwei weitere Einrichtungen unterstreichen die Bedeutung von 'Shalom Europa' als Kulturzentrum:

- das gemeinsam von der Stadt Würzburg und dem Bezirk Unterfranken 1987 gegründete und betriebene 'Dokumentationszentrum für jüdische Geschichte und Kultur', dem nun für seine Dauerausstellung zur jüdischen Geschichte und Kultur in der Region Unterfranken eine größere Präsentationsfläche zur Verfügung steht;
- das Ephraim-Gustav-Hoehnlein-Genealogie-Projekt, ein von der Ronald S. Lauder Foundation geförderter Informationsdienst, der deutschstämmige Juden bei Nachforschungen über die eigene Familie unterstützt.

Auf diese Aufgaben ausgerichtet, besitzt das neue Zentrum mit einer Gesamtfläche von 4.200 qm u.a. Seminarräume, Verwaltungsräume, einen Museumstrakt, eine Jugendtagesstätte mit 90 Plätzen, ein Altenservicezentrum und einen Gemeindesaal mit 400 Plätzen.

Daß das neue jüdische Gemeinde- und Kulturzentrum diese Gestalt angenommen hat, ist sicherlich auch ein Verdienst des 'Initiativkreis Shalom Europa', einem 1998 gegründeten Kreis aus Bauherrn, Architekten, Theologen und anderen Persönlichkeiten. Dieser Kreis mit *Albrecht Fürst zu Castell-Castell* als Sprecher hat die jüdische Gemeinde bei der Planung und Finanzierung des Projektes beratend und aktiv unterstützt. Der Initiativkreis hat auch die Aktion 'Ein Stein für die Steine' ins Leben gerufen, von der bereits im Oktoberheft 2005 des *FRANKENLANDES* berichtet worden ist.

Die vom Architekturbüro Grellmann, Kriebel und Teichmann u-förmig um einen Innenhof angelegten Baukörper des neuen Zentrums befinden sich auf dem Areal, auf dem bereits die im Jahr 1970 errichtete Synagoge steht. Die Synagoge schließt sich als Querriegel an die Neubauten an und bildet somit

quasi den Schlußstein des Gebäudekomplexes. Ihre Lage markiert ihre Bedeutung: Auf sie hin ist das Gemeindeleben ausgerichtet, sie bildet das Zentrum, wie der Vorsitzende *Dr. Schuster* auf der Pressekonferenz betonte. In ihr versammelt sich eine Gemeinde, die nach der sogenannten „Würzburger Orthodoxie“ lebt, die im 19. Jahrhundert von dem berühmten Würzburger Rabbiner *Seligman Bär Bamberger* (1807–1878) entwickelt und gelehrt worden ist. Diese Orthodoxie verbindet, wie es auf der Internetseite von 'Shalom Europa' heißt, Traditionstreue mit geistiger Aufgeschlossenheit. Ihre Kennzeichen sind: streng-traditionell-jüdisch und weltoffen. Diese geistige Haltung prägt auch die Ausgestaltung des Museums, das sich im Basisgeschoß des Gemeindezentrums in einem auch architektonisch interessant gestalteten weitläufigen Raum befindet.

Das Museum ist nicht als Gedenkstätte eingerichtet, sondern soll traditionell gelebtes jüdisches Leben in Franken bis heute veranschaulichen und so eine Brücke zum 21. Jahrhundert bauen. Der Betrachter erfährt, was Judentum in seiner orthodoxen Prägung heute ist. Die aufgestellten Grabsteinfragmente dokumentieren dabei sichtbar und fühlbar die historische Kontinuität jüdischen Lebens durch die Jahrhunderte.

Zur Besichtigung des Museums wie der gesamten Anlage laden attraktive Öffnungszeiten, moderate Eintrittspreise und eine sehr ansprechend gestaltete Internetseite ([www.shalomeuropa.de](http://www.shalomeuropa.de)) mit Informationen über die jüdische Gemeinde in Würzburg und Unterfranken, ihre Aktivitäten und auch über das Konzept von „Shalom Europa“ ein. Der Besuch lohnt sich!

Die Öffnungszeiten für das Museum sind: Montag bis Donnerstag von 10–16 Uhr, Sonntag von 11–16 Uhr.

Der Eintritt kostet 3,00 Euro, ermäßigt 2,00 Euro, für Schüler und Auszubildende 1,00 Euro; Kinder bis 10 Jahre haben freien Eintritt.

Führungen sind gegebenenfalls auch außerhalb der Öffnungszeiten möglich; nähere Informationen unter: 0931 / 40 414 - 0.

## Einladung zum 78. Bundestag in Forchheim

Satzungsgemäß werden die Delegierten und Mitglieder zum 78. Bundestag des *FRANKENBUNDES*

**am Samstag, den 05. Mai 2007 nach Forchheim eingeladen.**

Die Vorsitzenden der Gruppen werden – entsprechend § 17 der Satzung – gebeten, die Mitglieder zu benachrichtigen und die Delegierten zu entsenden. Alle Gruppen sollten durch Delegierte vertreten sein. Eine Einladung mit dem Tagesprogramm und die Tagesordnung für die Delegiertenversammlung werden den Gruppenvorsitzenden des *FRANKENBUNDES* rechtzeitig zugesandt.

### 10.00 Uhr **Festakt im Großen Rathaussaal der Stadt Forchheim**

Begrüßung durch den 1. Bundesvorsitzenden, Herrn Dr. Paul Beinhofer, Regierungspräsident von Unterfranken

Grußwort des Forchheimer Oberbürgermeisters, Herrn Franz Stumpf

Festvortrag von Herrn Dr. Andreas Weber:

Forchheim von Karl dem Großen bis zur Bistumsgründung 1007

Schlußwort des 2. Bundesvorsitzenden, Herrn Dipl.-Ing. Heribert Haas, Präsident des Amtes für Ländliche Entwicklung Oberfranken

### **Mittagessen**

### 15.00 Uhr **Delegiertenversammlung in der Kaiserpfalz**

#### **Tagesordnung:**

1. Jahresbericht der Bundesleitung für das Jahr 2006
2. Kassen- und Kassenprüfungsbericht
3. Diskussion der Berichte
4. Entlastung der Bundesleitung
5. Veranstaltungen des Gesamtbundes 2007 und 2008
6. Jugendarbeit in den Frankenbundgruppen
7. Projekt 'FRANKENLAND ins Internet'
8. Zusammenarbeit mit anderen Kultureinrichtungen/Vereinen auf örtlicher Ebene
9. Verschiedenes
10. Anträge und Wünsche

Anträge und Wünsche für die Tagesordnung bitte ich bis zum 27. April 2007 bei der Bundesgeschäftsstelle einzureichen.

*Dr. Paul Beinhofer*  
*1. Bundesvorsitzender*

## Herr Wolfgang Rosenberger, Vorsitzender der *FRANKENBUND*-Gruppe Kitzingen, geehrt

Der Oberbürgermeister der Stadt Kitzingen, Herr Bernd Moser, überreichte auf dem Neujahrsempfang der Stadt am 12. Januar 2007 Herrn Wolfgang Rosenberger die Bürgermedaille in Silber der Stadt Kitzingen.

Damit würdigte er Rosenbergers Verdienste um die Pflege fränkischer Kultur und der Geschichte Frankens. Über Jahrzehnte schon bringt Herr Rosenberger in zahlreichen und thematisch ganz unterschiedlichen Veranstaltungen seinen Kitzinger Mitbürgern den kulturellen und naturkundlichen Reichtum (nicht nur) Frankens nahe. Seine Aktivitäten reichen von Wanderungen durch Franken, Studienfahrten durch ganz Deutschland bis hin zu

Vogelstimmenbestimmungen. Der Kitzinger Oberbürgermeister hob die Akribie, das umfassende Wissen und den Sachverstand Rosenbergers hervor, mit dem dieser alle seine Veranstaltungen durchführt. „Begeisterung und Liebe zur fränkischen Heimat übertrug er auf die Gruppe, die sich unter seiner Leitung mehr als verdoppelte“, führte der OB Moser in seiner Laudatio weiter aus.

Der *FRANKENBUND* schätzt sich glücklich, dass Herr Rosenberger bereits 1964 Mitglied geworden ist, den Posten des Wanderwartes für einige Jahre übernahm und seit 1971(!) die Gruppe Kitzingen leitet.

## Wechsel in den *FRANKENBUND*-Gruppen Marktbreit/Ochsenfurt

In den *FRANKENBUND*-Gruppen Marktbreit/Ochsenfurt hat es einen Wechsel an der Spitze gegeben. Der bisherige 1. Vorsitzende, Herr Pfarrer Dr. Hans-Ulrich Hofmann, stellte sich bei der diesjährigen Jahreshauptversammlung nicht mehr zur Wahl. Trotz hoher beruflicher Belastung hatte er vor sechs Jahren den Vorsitz der beiden Gruppen übernommen und

sie in all den Jahren erfolgreich geführt, wovon die gestiegenen Mitgliedszahlen Zeugnis ablegen. Zum neuen Vorsitzenden wurde ohne Gegenstimmen das langjährige *FRANKENBUND*-Mitglied (seit 1981) Herr Peter Wesselowsky, Bürgermeister der Stadt Ochsenfurt, gewählt. Der *FRANKENBUND* wünscht ihm eine erfolgreiche Vorstandstätigkeit.

## Zum Vormerken: Fränkisches Seminar 2007

*Frauen in Franken –*

*„Der Frauenzimmer geistlich- und weltliche Orden, Würden, Professionen und Gewerbe, Privilegien und rechtliche Woltaten ...“*

Im Rahmen des diesjährigen Fränkischen Seminars werden, über einen zeitlichen Rahmen von rund 1000 Jahren hinweg, Lebenssituationen von Frauen in Franken vorgestellt. Der

Untertitel des Seminars verweist schon auf die Vielfalt der einzelnen Themenbereiche, die uns die Geschichte von Frauen in Franken näher bringen sollen, und zwar im geistlichen Leben, in der adeligen- wie der bürgerlichen Gesellschaft, in Familie und Beruf sowie auch außerhalb der Gesellschaft.

**Leitung:** Für die Leitung dieses Seminars konnten wir die Kulturpreisträgerin 2005 des *FRANKENBUNDES* Frau Dr. Verena Friedrich gewinnen, die einigen *FRANKENBUND*-Gruppen bereits als fachkundige Führerin durch Frankens Kunst- und Kulturwelt bestens bekannt ist.

**Termin:** Das Seminar findet vom 21. bis 22. September 2007 (Freitag/Samstag) statt.

**Unterkunft:** Als Tagungsort wurde diesmal eine Unterkunft in Mittelfranken gewählt: das DiaLog-Hotel Neuendettelsau.

Weitere Informationen mit einer Programmübersicht, Preisangabe und einem Anmeldeformular werden Sie in der Juni-Ausgabe des *FRANKENLANDES* finden.

## Projekt 'FRANKENLAND ins Internet'

von

*Helmut Flachenecker*

### *Situationsbeschreibung*

Die Zeitschrift *FRANKENLAND* – Zeitschrift für Fränkische Landeskunde und Kulturpflege ist das Organ des Vereines *FRANKENBUND e.V.* mit Sitz in Würzburg. Unter unterschiedlichen Namen und mit wechselnder Intensität wandte und wendet sich diese Zeitschrift an ein mehrheitlich nichtwissenschaftliches Publikum, das aber ein hohes Interesse an der vielfältigen fränkischen Geschichte, Kultur und dem Brauchtum hat. Die Verbreitung ist daher weit höher als bei einer primär wissenschaftlich ausgelegten Fachzeitschrift. Die aktuelle ‚Neue Folge‘ erscheint seit den frühen 1950er Jahren und hat es bisher auf 58 Jahrgänge gebracht. Die alte Folge begann 1914 und stellte ihr Erscheinen 1922 ein. Danach kamen verschiedene Publikationsreihen unter wechselnden Namen: ‚Franken‘, ‚Mitteilungen des Frankenbundes‘, ‚Werkblatt des Frankenbundes‘, ‚Der Frankenbund‘, ‚Bundesblatt des Frankenbundes‘, ‚Briefe des Frankenbundes‘. Insgesamt sind ca. 80 Bände mit hochgerechnet 28.000 Seiten entstanden.

### *Projektziel*

Diese Bände sollen nun gescannt und im Netz abrufbar einer interessierten Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden. Gleichzeitig werden die alten Bände elektronisch gesichert. Eine Volltextrecherche ist wegen des enormen Kosten- und Zeitaufwandes für die bisher erschienenen Publikationen nicht beabsichtigt. Die einzelnen Bände sollen in einer zeitlichen Verzögerung von zwei Jahren in das Netz kommen. Als Plattform bietet sich das Internetportal ‚Franconica‘ der Universitätsbibliothek Würzburg: [www.franconica-online.de](http://www.franconica-online.de) an, in dem sich mehrere Datenbanken sowie gescannte Quellen zur fränkischen Geschichte angesiedelt haben bzw. noch ansiedeln werden. Insgesamt soll eine ‚Fränkische Digitale Bibliothek‘ aufgebaut werden, in der auch das *FRANKENLAND* seinen Platz finden würde. Das Portal steht wiederum im großen Projekt ‚Bayerische Staatsbibliothek – online‘, das dezentralisiert von einzelnen Universitätsbibliotheken ausgebaut wird. Der Zugang zur Zeitschrift wäre also

sowohl über die Internetadresse des *FRANKENBUNDES* wie auch über jene der Universitätsbibliothek Würzburg möglich.

### *Projektdurchführung*

In Zusammenarbeit mit der Universitätsbibliothek Würzburg, Abteilung Handschriften und alte Drucke, Fachreferat Geschichte (Dr. Hans-Günter Schmidt), dem Lehrstuhl für Informatik II (Prof. Dr. Jürgen Albert) und dem Lehrstuhl für Fränkische Landesgeschichte (Prof. Dr. Helmut Flachenecker) soll dieses Projekt umgesetzt werden:

- Universitätsbibliothek

Mit den dortigen ausgezeichneten Scannern, die sich schon bei der Digitalisierung der Chronik der Würzburger Bischöfe des *Lorenz Fries* († 1550) bewährt haben, werden ca. 28.000 Seiten gescannt. Das Material wird dann auf dem Publikationsserver der Bibliothek abgespeichert. UB und *FRANKENBUND* werden einen entsprechenden Hosting-Vertrag eingehen.

- Lehrstuhl für Informatik II (Programmiersprachen und Programmiermethodik)

Wiederum auf den bereits gewonnenen Erfahrungen sowohl bei der Bearbeitung von gescanntem Material wie auch bei der digitalisierten Präsentation von Zeitschriften (vornehmlich aus dem medizinischen Bereich) aufbauend würde der Lehrstuhl die Aufbereitung der Scans für eine Internetpräsentation übernehmen.

- Lehrstuhl für Fränkische Landesgeschichte

Der Lehrstuhl übernimmt zum einen die Koordination des Gesamtprojektes wie auch die EDV-gestützte Aufnahme sämtlicher Titel der Beiträge und deren Autoren. Damit ist als ein Ersatz für die nicht vorhandene Volltextrecherche zumindest eine Abfrage nach Titelstichwörtern und Autorennamen möglich.

Für die Ausgaben ab Heft 3 – 2005 ist dann eine Volltextsuche geplant, da seither alle Artikel in Form von Dateien vorliegen. Im bereits skizzierten zeitlichen Abstand von zwei Jahren nach dem Druck sollen dann auch die folgenden Bände in das Netz gestellt werden.

### *Laufzeit*

Die Digitalisierung des Altbestandes dürfte Ende 2007/Anfang 2008 abgeschlossen sein.

### *Zustimmung der Autoren*

Die Autoren des *FRANKENLANDES* werden zukünftig auf diese weitere Nutzung ihrer Artikel hingewiesen. Dies gilt auch für eventuelle Bildnutzungsrechte. Alle anderen Autoren, die bereits in der Vergangenheit im *FRANKENLAND* publiziert haben, werden, sofern sie noch nicht verstorben sind, um eine nachträgliche Zustimmung gebeten. Sollten diese in den nächsten Wochen in der Bundesgeschäftsstelle keine negative Stellungnahme abliefern, wird dies als Zustimmung gewertet. Andernfalls wird der betreffende Artikel unkenntlich gemacht.

## Aufruf an die Autorinnen und Autoren der vergangenen *FRANKENLAND*-Hefte

Sehr geehrte Autorinnen und Autoren des *FRANKENLANDES*,

dieses Projekt '*FRANKENLAND* ins Internet' geht – wie zuvor ausgeführt – auch Sie an: Denn Ihre Beiträge sollen unter den zuvor beschriebenen Bedingungen ins Internet gestellt werden. Wenn Sie Ihren für das *FRANKENLAND* verfassten Artikel nicht im

Internet veröffentlicht sehen möchten, legen Sie bitte schriftlich Widerspruch ein und schicken ihn an die folgende Adresse:

Bundesgeschäftsstelle des  
*FRANKENBUNDES* e.V.,  
Hofstraße 3,  
97070 Würzburg.

Der Widerspruch muß bis zum **31. Juli 2007** in der Bundesgeschäftsstelle vorliegen (Ausschlußfrist). Sollte bis zu diesem Zeitpunkt keine Äußerung von Autorensseite erfolgen, so gilt dies als stillschweigende Zustimmung.

Wenn Sie Fragen oder Bedenken wegen Urheberrechten an von Ihnen eingelebten, abgedruckten Bildern haben, sagen Sie uns bitte Bescheid; wir suchen mit Ihnen eine Lösung.

Dieser Aufruf betrifft alle Artikel,

- die jemals im *FRANKENLAND* bis einschließlich Heft 5 – 2006 sowie
- in allen sonstigen Publikationen des Gesamtbundes(!) veröffentlicht worden sind.

Dieser Aufruf betrifft **nicht** Veröffentlichungen, die von den einzelnen *FRANKENBUND*-Gruppen herausgegeben worden sind bzw. werden.

Wir wählen diesen Weg des öffentlichen Aufrufs, um möglichst viele von Ihnen zu erreichen.

*Die Bundesleitung*

## Zum Tode von Dr. Hanswernfried Muth (1929–2007)

Am 10. Januar 2007 verstarb nach kurzer, aber schwerer Krankheit überraschend der bekannte und beliebte Würzburger Stadtheimattpfleger, frühere Leiter der Städtischen Galerie und langjährige Direktor des Mainfränkischen Museums Dr. Hanswernfried Muth, dem nicht nur Würzburg, sondern ganz Franken viel zu verdanken haben. Voll Engagement sowie Tat- und Schaffenskraft setzte sich Dr. Muth sein Leben lang für die Kunst und die Kultur seiner Heimatstadt und ganz Unterfrankens ein. Insbesondere Tilman Riemenschneider, Balthasar Neumann, aber auch dem Frankenapostel St. Kilian galt sein wissenschaftliches Wirken, das sich in zahlreichen Veröffentlichungen und Ausstellungen niederschlug; zuletzt hatte er noch 2005 eine Schau anlässlich des 100. Todestages des Regierungspräsidenten Friedrich Graf von Luxburg angeregt und konzipiert. Außerdem wirkte er bis zum Sommer 2006 als wissenschaftlicher Leiter für die Museen des Bezirkes auf Schloß Aschach.

Neben seinem Wirken im Gesamtausschuß der ‚Gesellschaft für Fränkische Geschichte‘ und im Vorstand bzw. Beirat der ‚Freunde

Mainfränkischer Kunst und Geschichte‘ gehörte Dr. Hanswernfried Muth auch bereits seit 1964 der Gruppe Würzburg des *FRANKENBUNDES* an. In den über 42 Jahren seiner Mitgliedschaft hat er sich in vielfacher Weise für die Belange des *FRANKENBUNDES* eingesetzt und sich tatkräftig bis zuletzt mit stets außerordentlich gut besuchten Vorträgen, Führungen, Exkursionen und Reisen an der Gestaltung der Jahresprogramme beteiligt. Als langjähriges Beiratsmitglied trug er durch seine mannigfaltigen Ideen und Vorschläge maßgeblich mit dazu bei, daß die Gruppe Würzburg eine erfolgreiche und aktive Gruppe ist. Sein herausragendes Engagement dankte ihm die Würzburger Gruppe im Jahr 2000 mit der Verleihung der Ehrenmitgliedschaft. Mit dem Tod von Dr. Hanswernfried Muth, der einer der besten Kenner des alten Würzburg und seiner Schätze war, verliert der *FRANKENBUND* eine Persönlichkeit mit hoher fachlicher Kompetenz und großer menschlicher Güte. In großer Dankbarkeit werden wir ihm stets ein ehrendes Andenken bewahren.

*Peter A. Süß*

## Nachruf auf Frau Cäcilie Weidig, Bayreuth

Am 22. Dezember 2006 verstarb die Mitbegründerin der *FRANKENBUND*-Gruppe Bayreuth, Frau Cäcilie Weidig, im gesegneten Alter von 87 Jahren. Frau Weidig hat nicht

nur tatkräftig mitgeholfen, diese Gruppe ins Leben zu rufen, sondern war darüber hinaus bis 1992 als 2. Vorsitzende darin tätig. Dafür dankt ihr der *FRANKENBUND*.

Dr. Hanswernfried Muth (1929-2007) zum Gedächtnis

## Freistaat steigert Tiepolos „Steinigung des Hl. Stephanus“ für Franken.

Versuch einer Dokumentation

von

Erich Schneider

Am 7. Dezember 2006 konnte *Reinhold Baumstark*, Generaldirektor der Bayerischen Staatsgemäldesammlungen, bei einer Auktion von Christie's in London im Auftrag der Bayerischen Staatsregierung das Gemälde „Die Steinigung des Hl. Stephanus“ von *Giovanni Domenico Tiepolo* (1724–1804) ersteigern.

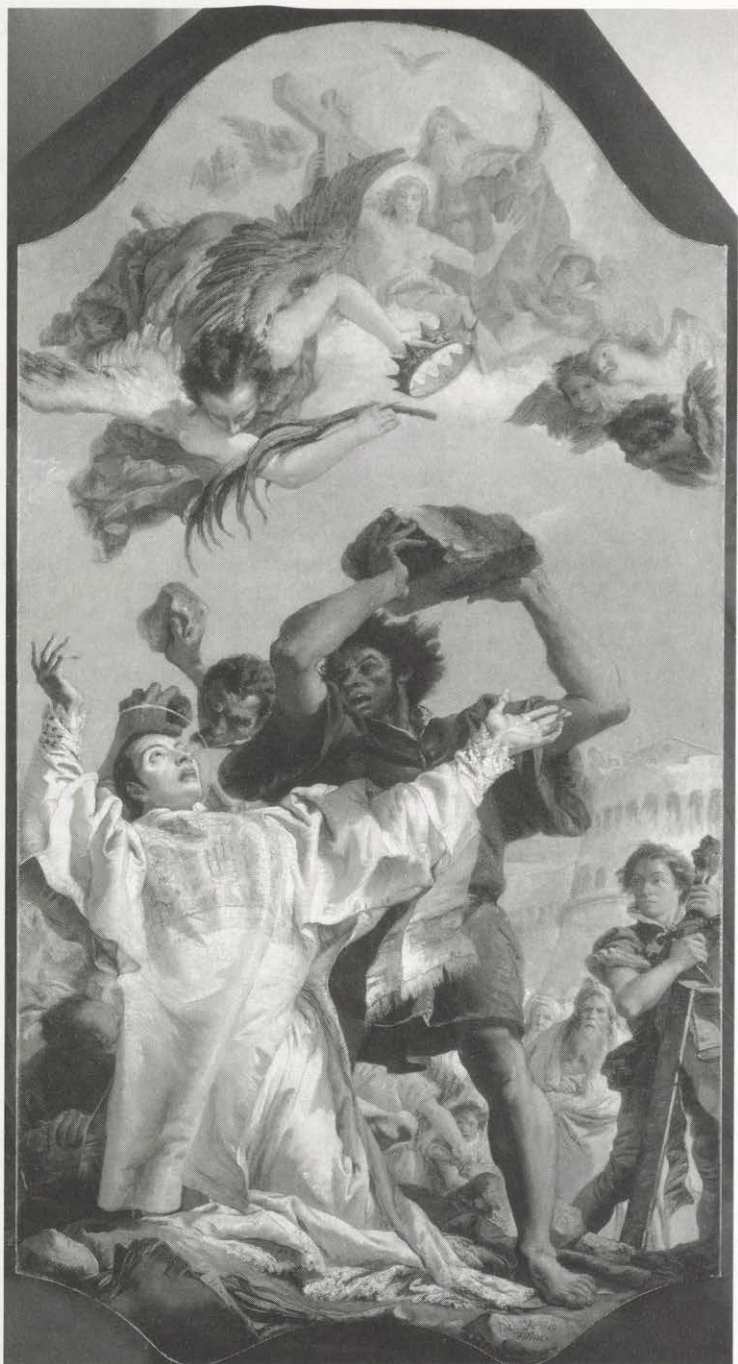
Dieser hatte das Bild 1754 im Auftrag der Benediktiner von Münsterschwarzach für den Altar in der dritten Seitenkapelle auf der Südseite des Langhauses geschaffen. Der Zuschlag fiel unerwartet früh bei 456.000 englische Pfund (rund 620.000 Euro). Der im Auktionskatalog angegebene Schätzpreis lag bei 400.000 bis 600.000 englische Pfund<sup>1)</sup>. Laut Auskunft von *Eberhard Sinner*, dem aus Unterfranken (Lohr) stammenden Chef der Bayerischen Staatskanzlei, wird das Gemälde künftig in der Würzburger Residenz ausgestellt werden. Dafür hat sich auch Finanzminister *Kurt Faltlhauser* als für die Residenz zuständiger Ressortchef der „Staatlichen Schlösser, Gärten und Seen“ ausgesprochen. Ebenso plädierte *Reinhold Baumstark* für den künftigen Standort „Residenz Würzburg“<sup>2)</sup>.

Die Würzburger Kunsthändler *Albrecht Neuhaus* und *Thomas Gonzales* machten eigenen Angaben zufolge die Bayerische Staatsregierung auf die Auktion aufmerksam. Für den Rückkauf des Gemäldes haben sich auch Bundeswirtschaftsminister *Michael Glos*, in dessen Wahlkreis das Kloster Münsterschwarzach liegt, und der aus Franken stammende Vorsitzende der CSU-Fraktion im Bayerischen Landtag, *Joachim Herrmann*, eingesetzt. Gemeinsam mit Staatsminister *Eber-*

*hard Sinner* hat der Würzburger Landtagsabgeordnete *Manfred Ach* (CSU) als Vorsitzender des Haushaltsausschusses den Finanzminister *Kurt Faltlhauser* trotz eines fehlenden Haushaltstitels dazu bewogen, die notwendigen Mittel in einem unbürokratischen Verfahren innerhalb von nur zwei Tagen bereit zu stellen.

Wie der Cellerar der Abtei Münsterschwarzach, *P. Anselm Grün OSB*, noch am 5. Dezember 2006 erklärte, war es den Benediktinern aus naheliegenden finanziellen Gründen nicht möglich, das Gemälde selbst zu erwerben<sup>3)</sup>. Inzwischen bekundete *Prior Christoph Gerhard* stellvertretend für *Abt Michael Reepen* und den gesamten Konvent in einem Schreiben vom 13. Dezember 2006 an Staatsminister *Eberhard Sinner* das große Interesse an einer Rückkehr der „Stephanus-Steinigung“ nach Münsterschwarzach. Als Ausstellungsort bietet sich das Foyer des Klosters an, wo sich bereits eine hervorragende Kopie des norwegischen Malers *Martin Siwertsen* nach der 1753 ebenfalls ursprünglich für Münsterschwarzach gemalten „Anbetung der Könige“ von *Giovanni Battista Tiepolo* befindet. Abgesehen von kunstgeschichtlichen Argumenten böte nach Münsterschwarzacher Auffassung die Rückführung der „Stephanus-Steinigung“ auch eine „außergewöhnliche und sinnvolle Erinnerung an die Zeit vor der Auflösung unseres alten Klosters, von dem kaum mehr etwas erhalten ist“<sup>4)</sup>.

Mit dieser Wiedererwerbung des *Tiepolo*-Bildes führt die Bayerische Staatsregierung ein Kunstwerk nach Unterfranken zurück,



*Giovanni Domenico Tiepolo: Steinigung des Hl. Stephanus, 1754. München, Bayerische Staatsgemäldesammlungen (ehem. Münsterschwarzach, Benediktinerabteikirche).*

*Photo: Stiftung Preußischer Kulturbesitz.*

das letztlich als Ergebnis der Säkularisationspolitik der *Montgelas*-Regierung zu Beginn des 19. Jahrhunderts der fränkischen Kulturlandschaft genommen wurde. Es ist bemerkenswert, dass damit ohne viel Aufhebens eine „Restituierung“ gelingt, die man sich für manchen anderen Kunstgegenstand aus Franken wünschte, der noch immer in den Schatzkammern der Wittelsbacher-Residenz in München oder in den staatlichen Kunstsammlungen aufbewahrt wird und dessen Rückführung in seine angestammte Region dem Freistaat Bayern zu Beginn des 21. Jahrhunderts gut anstünde.

### *Versuch einer Rekonstruktion:*

#### *das Schicksal des Tiepolo-Gemäldes in den letzten zwei Jahrhunderten*

Das annähernd 4 Meter hohe Bild war von *Giovanni Domenico Tiepolo*<sup>5)</sup> im Jahr 1754 ursprünglich für die von *Balthasar Neumann* zwischen 1726 und 1743 erbaute und im Gefolge der Säkularisation von 1803 ab 1825 abgebrochene barocke Abteikirche<sup>6)</sup> gemalt worden<sup>7)</sup>. Die erhaltenen Rechnungsbücher und sonstigen Archivalien des Klosters geben weder Aufschluss darüber, wann und zu welchem Preis das Bild an den Main gelangte, noch welchen Weg es dabei nahm. Immerhin fiel es 1779 einem unbekannt gebliebenen Künstler, der die Abteikirche besichtigte, wegen der obwaltenden „Karikatur seiner [i. e. Giovanni Domenico Tiepolo, Anm. d. Verf.] jugendlichen Einbildung“ auf<sup>8)</sup>. Anders als die 1753 ebenfalls für die Benediktiner gemalte „Anbetung der Könige“ des Vaters *Giovanni Battista Tiepolo* (1696–1770)<sup>9)</sup> war die „Stephanus-Steinigung“ nach der Aufhebung des Klosters im Jahr 1803 in der Abteikirche verblieben. 1805 noch war das Altarbild dem Würzburger Domvikar *Franz Ignaz Baur* ins Auge gestochen und wenigstens eine kurze Erwähnung wert<sup>10)</sup>. Mit dem Abbruch von Kirche und Kloster ab 1825 aber geriet das Gemälde für mehr als ein Jahrhundert in Vergessenheit. Nachrichten über den Verbleib des Altarbildes nach dem endgültigen Untergang der Klosterkirche fehlen bisher. Das Aussehen des Gemäldes war in dieser Zeit lediglich durch eine seitenvertauschte Radie-

rung des *Giovanni Domenico Tiepolo* überliefert worden<sup>11)</sup>. Gerüchten zufolge soll sich das Altarbild fortan in einer unbekanntem, inzwischen ebenfalls abgebrochenen Kirche befunden haben.

Im Jahr 1940 tauchte die „Stephanus-Steinigung“ dann völlig unvermittelt in der deutsch-polnischen Grenzstadt Guben an der Neiße wieder auf<sup>12)</sup>. Den Archivmaterial des Stadtarchivs Guben verarbeitenden Recherchen von *Bernd Pilz* von der Lausitzer Rundschau zufolge war das Bild damals von dem bekannten Gubener Tuchindustriellen *Peter Lehmann-Bärenklau*, der noch heute in Hamburg leben soll, zusammen mit drei anderen Gemälden geringerer Qualität<sup>13)</sup> zum Aufbau einer zu errichtenden städtischen Kunstsammlung leihweise zur Verfügung gestellt worden. Sie gehörten zu einer bisher nicht bekannten Sammlung, die *Lehmann* vorher geschlossen erworben hatte. Auf Betreiben des mit *Lehmann* eng befreundeten nationalsozialistischen Oberbürgermeisters *Erich Schmiedicke*<sup>14)</sup> wurden die Gemälde im Dezember 1942 durch den Berliner Kunsthändler *Viktor Rheins* den Berliner Museen übergeben, wo sie durch den Hilfsrestaurator der National-Galerie, *Erich Calow*, restauriert werden sollten. Dazu kam es jedoch wegen der Kriegseignisse nicht mehr.

Nach 1945 forderte die Stadt Guben von der Direktion der National-Galerie beziehungsweise von der Regierung des Landes Brandenburg das Gemälde wieder zurück<sup>15)</sup>. In einem Schreiben der Stadtverwaltung vom 2. April 1948 heißt es zur Begründung: „Peter Lehmann ist nunmehr als Kriegsgewinnler enteignet worden, sodass wohl auch diese Bilder als Eigentum des Landes Brandenburg angesehen werden müssen. Da die Bilder aber der Stadt Guben zugehört waren, wird gebeten, sie nunmehr auch in deren Eigentum zu überführen.“ Am 13. November 1948 erhielt das Rechtsamt der Stadt vom brandenburgischen Innenministerium zur Antwort, dass die ehemaligen Staatlichen Museen in (Ost-)Berlin eigener Auffassung nach sich zu einer Rückgabe nicht in der Lage sähen, weil der Befehl Nr. 124 der Sowjetischen Militäradministration in (Ost-)Deutschland nur eine

Beschlagnahme, nicht aber eine Enteignung zulasse. Den Erinnerungen der stellvertretenden Direktorin der Gemäldegalerie der Staatlichen Museen zu Berlin, *Dr. Irene Geismeyer* zufolge, wurden die Gubener Bilder schließlich im Jahr 1962 an die für alte Malerei zuständige Gemäldegalerie im Bodemuseum auf der (Ost-)Berliner Museumsinsel übergeben und dort verwahrt. 1978 fragte *Geismeyer* in Guben wegen des *Tiepolo* noch einmal nach; dort konnte sich aber offenbar niemand mehr daran erinnern.

Ende der siebziger Jahre „entdeckte“ der *Tiepolo*-Experte *Adriano Mariuz* die „Stephanus-Steinigung“ in konservatorisch schlechtem Zustand im Depot der (Ost-)Berliner Nationalgalerie wieder<sup>16)</sup>. Damals gemachten Photographien zufolge scheint das Gemälde im Vergleich mit der Radierung zu einem noch unbekanntem Zeitpunkt an den Seiten und insbesondere am oberen Rand beschnitten worden zu sein; vermutlich um es in einen anderen Altar einzupassen. Außerdem wurde die Darstellung der Dreifaltigkeit am oberen Bildrand übermalt. Im Rahmen der großen *Tiepolo*-Ausstellung von 1996 wurde es in teilweise restauriertem, vom Verband der Bayerischen Kunst- und Antiquitätenhändler finanzierten, Zustand<sup>17)</sup> in der Würzburger Residenz präsentiert<sup>18)</sup>. Seit 1998 war das Werk dann wegen seiner Bedeutung im Neubau der Berliner Gemäldegalerie am Kulturforum ständig öffentlich ausgestellt.

Eine 1999 vorgenommene erneute Anfrage in Guben erbrachte den Hinweis, dass der *Tiepolo* Teil der Stiftung „Gubener Kunst- und Gemäldesammlung“ gewesen sein könnte. Für diese Stiftung war 1944 die Errichtung eines eigenen Gebäudes in Guben geplant<sup>19)</sup>. Da die Besitzverhältnisse noch immer ungeklärt waren, wurde das Bild im Jahr 1999 in der „Dokumentation des Fremdbesitzes“ der Gemäldegalerie und online bei der Koordinierungsstelle für Kulturgutverluste in Magdeburg ([www.lostart.de](http://www.lostart.de)) publiziert. Zusammen mit drei weiteren Barockbildern<sup>20)</sup> konnte der *Tiepolo* schließlich Mitte 2006 an seinen Vorbesitzer zurückgegeben werden, über dessen Person zwischen den Beteiligten Stillschweigen vereinbart worden war<sup>21)</sup>. Wenig

später wurde die „Stephanus-Steinigung“ schließlich in London versteigert und dabei durch den Freistaat Bayern erworben, um nach annähernd zweihundertjähriger Odyssee wieder nach Unterfranken zurückzukehren.

### *Zur Entstehung des Münsterschwarzacher Altarbildes*

Die Entstehung des Münsterschwarzacher Altarbildes steht in direktem Zusammenhang mit *Giovanni Battista Tiepolos* Aufenthalt in Würzburg von 1750 bis 1753 und dessen Auftrag für die Fresken in der Würzburger Residenz, an denen auch sein ältester Sohn *Giovanni Domenico* beteiligt war<sup>22)</sup>. Man nimmt deshalb mit einigem Grund an, dass es sich bei dem jungen Mann hinter dem Selbstporträt *Tiepolos* im Europa-Fresko des Treppenhauses um den ältesten Sohn handelt<sup>23)</sup>. Es hat den Anschein, als ob der damals regierende, kunstsinnige Abt von Münsterschwarzach *Christoph Balbus* (1742–1761) seinem Landesherrn und Würzburger *Tiepolo*-Auftraggeber, Fürstbischof *Karl Philipp von Greif-*



*Unbekannter Künstler: Porträt des Abtes Christoph Balbus. Münsterschwarzach, Benediktinerabtei.*  
Photo: Verfasser.

fenklau (1749–1754), bei der Ausstattung seiner Abteikirche nicht nachstehen wollte und sich deshalb ebenfalls um ein Werk von der Hand des großen *Tiepolo* bemühte.

Neben Fresken von *Johann Evangelist Holzer* und *Matthäus Günther* sowie weiteren Altarbildern von *Johann Georg Bergmüller*, *Balthasar Augustin Albrecht*, *Giovanni Battista Piazzetta*, *Johann Joseph Scheubel* und *Johann Zick* wollte er der Ausstattung dieser Kirche ein weiteres Glanzlicht aufsetzen<sup>24)</sup>. Dank der Vermittlung des Stuckateurs *Antonio Bossi*<sup>25)</sup> schuf *Giovanni Battista Tiepolo* schließlich im Winter 1752/53 für die Abteikirche die seit der Säkularisation von 1803 in München befindliche „Anbetung der Könige“. Sie ersetzte im Langhaus in der Seitenkapelle vor dem südöstlichen Vierungspfeiler ein schwächeres Bild des gleichen Themas, das der aus Prag stammende *Franz Müller* erst 1745 gemalt hatte und das sich in der Pfarrkirche von Sommerach erhalten hat<sup>26)</sup>.

*Giovanni Battista Tiepolo* weilte nachweislich mindestens ein Mal persönlich in Münsterschwarzach, um „Augenschein“ von dem Altar zu nehmen, für den seine Epiphanie bestimmt war. Bei einem solchen Besuch war auch der älteste Sohn *Giovanni Domenico* mit dabei und schloss offensichtlich nähere Bekanntschaft mit Abt *Christoph* und der „compagnie de la table“ des Prälaten. Wie aus einem im Archiv der Abtei Münsterschwarzach erhaltenen Brief *Giovanni Domenicos* vom 1. Februar 1754 in französischer Sprache hervorgeht, wollte der junge *Tiepolo* bereits während seines Aufenthaltes in Franken für Münsterschwarzach ein Altarbild malen, war jedoch durch eine Krankheit daran gehindert worden<sup>27)</sup>. Jetzt aber wollte er das vor Monaten dem Abt gegebene Versprechen einlösen und bat diesen brieflich um die Angabe des gewünschten Themas und die Maße des Altarbildes. Die Höhe der Bezahlung für ein solches Bild überließ *Giovanni Domenico Tiepolo* dem Belieben des Abtes. Er kündigte außerdem noch ein kleines Bild als persönliches Geschenk für den Prälaten an und ersuchte um „das Thema für dessen Gegenstück“<sup>28)</sup> zu einem bereits vom Vater *Giovanni Battista Tiepolo* für den Münsterschwarzacher Abt gemalten Kabinetttbildes.

Geradezu postwendend antwortete Abt *Christoph* am 14. Februar 1754 aus „Schwarzach en Franconie“. Auch dieser ebenfalls in französischer Sprache verfasste Brief ist in Münsterschwarzach erhalten<sup>29)</sup>. Der Prälat erbat sich für das große Altarbild eine Darstellung des „glorreichen Martyriums des Hl. Stephanus“ („Le glorieux Martyre des St. Etienne“) und verwies bezüglich näherer Angaben auf das 7. Kapitel der Apostelgeschichte. Hinsichtlich des von *Giovanni Domenico Tiepolo* als Geschenk für sein Gemäldekabinett angebotenen kleineren Bildes („la tablette“) wünschte sich Abt *Christoph* eine Darstellung der „Geburt Christi“ („la Naisance de N. Sauveur“) als Gegenstück zum Bild des Vaters. Unter Verweis auf seine großen Ausgaben für die Kirche und andere kostspieligen Bauten bat der Abt den Maler nur auf eine kleine Entschädigung zu reflektieren. Dafür stellte er in Aussicht, dass die Gemälde für Münsterschwarzach *Giovanni Domenico Tiepolo* nicht nur sehr viel Ehre einbringen, sondern auch Gelehrtheit bieten werde, die Achtung zu erhöhen, die ihm der Würzburger Fürstbischof schon jetzt entgegenbringt; indirekt sollte damit wohl die Hoffnung auf weitere Aufträge aus Würzburg geweckt werden.

Verweilen wir kurz bei dem letztgenannten Bild der „Geburt Christi“, die der Münsterschwarzacher Abt als persönliches Geschenk erhalten sollte. Die Literatur bringt damit zwei Gemälde aus diesem Themenkreis in Verbindung, die inzwischen beide *Giovanni Domenico Tiepolo* zugeschrieben und um 1752/53 datiert werden: „Die Ruhe auf der Flucht nach Ägypten“ im Szépművészeti Museum in Budapest<sup>30)</sup> und „Die Anbetung der Könige“ im Wallraf-Richartz-Museum in Köln<sup>31)</sup>. Die Herkunft des Budapester Bildes lässt sich jedenfalls mit einiger Gewissheit bis nach Münsterschwarzach zurückverfolgen: *Johann Christian Mannlich* requirierte 1803 im Auftrag des bayerischen Kurfürsten für die Münchner Galerie unter anderem „Eine H. Familie mit vielen Engeln eine Skitzi von Johann Baptist Tiepolo ganze figur auf Leinwand. Hoch 1 Schu 5 Zoll, Breid 2 Schu.“<sup>32)</sup> Das Bild war zu diesem Zeitpunkt persönliches „eigenthum des Herrn Prela-

ten“. Eine „Ruhe auf der Flucht“, die „aus den ständischen Klöstern in Franken“ stammte, wurde 1850 aus Museumsbesitz verkauft<sup>33)</sup>. Nachdem das Budapester Bild eine große Zahl anbetender Engel aufweist, könnte es durchaus mit der Münsterschwarzacher „H. Familie mit vielen Engeln“ identisch sein. Denkbar ist auch, dass es sich bei dem Kölner Bild um jenes handelt, das der Vater für Abt *Christoph* gemalt hat beziehungsweise durch seinen Sohn hat malen lassen.

### *Was hat Tiepolo aus den Vorgaben gemacht?*

Für die „Stephanus-Steinigung“ gab der Münsterschwarzacher Abt *Giovanni Domenico Tiepolo* in seinem Brief vom 14. Februar 1754 außer den Maßen auf einem nicht erhaltenen Beiblatt („papier adjouté“) noch eine Reihe weiterer Wünsche mit auf den Weg<sup>34)</sup>. Zunächst einmal verwies er auf das 7. Kapitel der Apostelgeschichte als historischen Rahmen der Darstellung. In einem Postskriptum äußerte er noch vier weitere Wünsche, die seiner Auffassung nach „der Mühewaltung eines großen Meisters“ wert seien: Jesus Christus sollte im Bild rechts oben in Erscheinung treten, der sterbende Geist des gesteinigten Hl. Stephanus sollte zum Ausdruck kommen, ebenso die Wut der Peiniger und der Hl. Paulus sollte voller Sorge beim Bewachen der Kleidung der Juden sein. In der Tat folgen diese „Regieanweisungen“ nahezu wörtlich dem Text der Apostelgeschichte 7,54-60, in der vom Martyrium des Hl. Stephanus die Rede ist.

Was hat *Giovanni Domenico Tiepolo* aus diesen Vorgaben gemacht? Mit weit ausgreifenden, erhobenen Händen, das vom Tod bedrohte Haupt gen Himmel gerichtet, sinkt der mit einer kostbar bestickten Dalmatika des Diakons bekleidete Hl. Stephanus im Vordergrund des Bildes in die Knie. Hinter ihm stehen zwei derbe Gesellen mit großen Steinbrocken in ihren weit erhobenen Händen, um den frommen Mann damit zu erschlagen; weitere Steine liegen zu ihren Füßen bereit. Zahlreiches orientalisch gekleidetes Volk beobachtet das grausame Geschehen, darunter am rechten Bildrand auch ein jugendlicher

Saulus, der Waffen und Oberkleider der Schergen bewacht. Ein antikes Rundkastell schließt die Szene nach hinten ab. Im aufgebrochenen Himmel im oberen Teil des Bildes erkennen wir eine Darstellung der Trinität mit Christus, Gottvater und dem Heiligen Geist. Von dort aus senkt sich ein in starker Verkürzung gezeigter Engel herab, dem sterbenden Stephanus Krone und Palme des Märtyrers zu überbringen.

Bis in Details hat *Giovanni Domenico* die Wünsche des Abtes *Christoph* berücksichtigt und doch ein eigenständiges Werk geschaffen. In einzelnen Motiven, wie zum Beispiel beim Engel mit Krone und Palmzweig, greift der Sohn auf das Werk des Vaters zurück und doch bemüht er sich, wie zahlreiche Detailstudien belegen, um die Erarbeitung eigener Bildideen. Kennzeichnend für sein Schaffen in dieser Zeit ist eine übersteigerte Expressivität der Inszenierung. Und doch finden sich auch „leise“ Töne in diesem Gemälde wie etwa in der Gestalt des Hl. Stephanus: Im Angesicht des im nächsten Augenblick auf ihn herabstürzenden tödlichen Steinbrockens sinkt der Märtyrer in die Knie und zugleich hat sein Körper soviel Spannung, um im Augenblick des Todes wie selbstverständlich in den Himmel emporzusteigen<sup>35)</sup>.

*Giovanni Domenico Tiepolos* Münsterschwarzacher „Stephanus-Steinigung“ weist in Bildanlage und Ausdruck manche Übereinstimmung mit einem Altarbild des gleichen Themas auf, das der venezianische Maler *Giovanni Battista Pittoni* (1687–1767) im Jahr 1739 für die damalige Augustiner-Chorherren-Stiftskirche von Dießen am Ammersee geschaffen hatte<sup>36)</sup>.

Hier wie dort finden sich verwandte Motive in der Gestalt des Märtyrers oder bei den Schergen bis hin zu dem mit beiden Händen über den Kopf gehobenen Felsbrocken. Der wesentliche Unterschied zwischen *Pittoni* und dem jungen *Tiepolo* aber dürfte in der Auffassung des Märtyrers in der beschriebenen Haltung zwischen Tod und Auferstehung liegen. *Giovanni Domenico* könnte dieses Gemälde von der Hand des Nachbarn in Venedig entweder durch Augenschein oder auch vermittelt durch *Pietro Monacos* Nachstich gekannt



*Giovanni Battista Pittoni: Steinigung des Hl. Stephanus, 1739. Dießen, ehemalige Augustiner-Chorherren-Stiftskirche.*

*Photo: Würzburg, Institut für Kunstgeschichte.*

haben<sup>37)</sup>. Zudem hatte bekanntlich *Giovanni Battista Tiepolo* 1739 ein „Martyrium des Hl. Sebastian“ für die gleiche Kirche in Altbayern geschaffen, weshalb zu vermuten ist, dass man in Venedig in den beiden Ateliers um die Bilder des jeweils anderen Malers wusste<sup>38)</sup>.

Zu erwähnen sind aber auch in der Literatur bereits angesprochene motivische Übernahmen aus dem Werk des Vaters für Bergamo<sup>39)</sup>. 1743 schuf *Giovanni Battista* für den dortigen Dom ein Altarbild mit dem „Martyrium des Hl. Erzbischofs Johannes“. *George Knox* zufolge lassen sich Motivübernahmen des Sohnes aus diesem Werk des Vaters bis in Details der Darstellung hinein belegen. Er verweist dazu insbesondere auf eine Handstudie im „Quaderno Gatteri“ des Museo Correr in Venedig, die *Giovanni Domenico* mehr als zehn Jahre später auch für die Haltung der



*Giovanni Domenico Tiepolo, Rechte Hand mit Stein. Studie für die „Stephanus-Steinigung“, 1754. Venedig, Museo Correr.*

*Photo: Würzburg, Institut für Kunstgeschichte.*

rechten Hand seines Münsterschwarzacher Stephanus verwendet hat<sup>40)</sup>. Gleiches gilt für eine Studie zur linken Hand des Erzbischofs aus dem gleichen Bestand, die leicht variiert beim Stephanus des Sohnes wieder eingesetzt wurde<sup>41)</sup>.

Eine eigenhändige Studie von *Giovanni Domenico* dürfte jene für die erhobene rechte Hand mit dem Stein des hinteren Schergen von 1754 sein, die sich ebenfalls im Museo Correr befindet und einen weiteren wichtigen Beleg für die intensive Auseinandersetzung des Sohnes mit dem Werk des Vaters bildet<sup>42)</sup>.

Ungeachtet der Verarbeitung solcher Vorbilder hat *Giovanni Domenico Tiepolo* seine „Stephanus-Steinigung“ für Münsterschwarzach sorgfältig vorbereitet. In Kopenhagen wird eine von ihm mit raschen Pinselstrichen gezeichnete Kompositionsstudie dazu aufbewahrt<sup>43)</sup>. Dort konzentriert sich das grausame



*Giovanni Domenico Tiepolo, Aufwärts blickender Jüngling. Studie für die „Stephanus-Steinigung“, 1754. Schloss Fasanerie bei Fulda, Sammlung des Landgrafen Philipp von Hessen.*

Photo: Würzburg, Institut für Kunstgeschichte.

Martyrium an dem bereits am Boden liegenden Heiligen auf die Person des Saulus und verdrängt dabei Stephanus als die Hauptfigur.

Wie der Vater hat auch der junge *Tiepolo* offenbar einmal von ihm als gültig akzeptierte Detailstudien in verschiedenen Kompositionen verarbeitet. In der Sammlung des Landgrafen *Philipp von Hessen* auf Schloss Fasanerie bei Fulda wird die Zeichnung eines aufwärts blickenden Jünglings aufbewahrt, die *Giovanni Domenico* in der Mitte der fünfziger Jahre sowohl für ein Altarbild in Verona als auch für den Kopf des Hl. Stephanus für Münsterschwarzach eingesetzt hat<sup>44)</sup>.

Jahrzehnte später schuf *Tiepolo* 1781 für die Pfarrkirche von Casale sul Sile bei Treviso ein Deckenfresko und griff dort bei der „Himmelfahrt des Hl. Cyriacus“ wie selbstverständlich auf den Hl. Stephanus für Münsterschwarzach zurück und fertigte dazu sogar eine erste Kompositionsskizze<sup>45)</sup>. Ähnlich verhielt er sich auch bei dem Altarbild mit dem „Martyrium des Hl. Johannes von Nepomuk“ in S. Polo in Venedig<sup>46)</sup>. Seine

Meisterschaft in der Erfassung einer Figur unterstrich er dort dadurch, dass er den Münsterschwarzacher Steinwerfer mit den erhobenen Händen seitenvertauscht einsetzte. Schließlich gilt es noch an eine detailreich-expressive „Stephanus-Steinigung“ aus den achtziger Jahren in einer Privatsammlung im dänischen Frederikssund zu erinnern, in der ebenfalls dieser Steinwerfer aber auch der aus dem Himmel herabstoßende Engel nach Motiven aus dem Münsterschwarzacher Altarbild paraphrasiert wurden<sup>47)</sup>.

## Würdigung

Zweifelsohne ist *Giovanni Domenico Tiepolos* „Steinigung des Hl. Stephanus“ trotz aller Blessuren ein bedeutendes Gemälde, das ein Schlüsselwerk für die allmähliche Emanzipation des Sohnes vom Schaffen des Vaters *Giovanni Battista Tiepolo* in und unmittelbar nach den Würzburger Jahren darstellt. Es wäre ein nicht zu unterschätzender Akt der Achtung der regionalen Identität, wenn dieses einstmals für die Benediktinerabtei Münsterschwarzach gemalte Altarbild durch die Bayerische Staatsregierung nach Franken und vielleicht sogar an den ursprünglichen Ort zurückgegeben werden könnte. Ungeachtet dessen gilt es jedoch noch erhebliche wissenschaftliche Anstrengungen zu unternehmen, um den Verbleib des Gemäldes seit der Zerstörung der Abteikirche und die Umstände seines plötzlichen Auftauchens in Guben während des II. Weltkrieges zu klären, damit auch nicht der leiseste Verdacht eines Zusammenhangs mit Raubkunst an diesem Kunstwerk haften bleibt.

## Anmerkungen:

- <sup>1)</sup> Katalog der Auktion „Christie’s, Important old Master Pictures“, 7.12.2006, Nr. 68. Verfasser dankt Herrn Dr. Tilman Kossatz, Martin von Wagner-Museum der Universität Würzburg, Neuere Abteilung, für freundlichst gewährte Auskünfte.
- <sup>2)</sup> Werner Häußner, Freistaat Bayern erwirbt Tiepolo-Gemälde, in: Kunstmarkt.com. Stand: 8.12.2006; Karin Dütsch, Keine Aufregung für

- den Geldbeutel. Der Freistaat ersteigert in London ein Altargemälde von Giandomenico Tiepolo, in: Bayerische Staatszeitung, 15.12.2006 u.a.
- <sup>3)</sup> Angaben aus einem Rundbrief von Br. Manuel Witt OSB von der Missionsprokura der Abtei Münsterschwarzach vom 31.12.2006.
- <sup>4)</sup> Elmar Hochholzer, Kehrt „Steinigung“ in Abtei zurück? Abtei Münsterschwarzach bekundet Interesse an ersteigertem Tiepolo-Gemälde, in: Main-Post, 294 v. 21.12.2006, KIT, S. 25.
- <sup>5)</sup> Adriano Mariuz, Giandomenico Tiepolo. Venedig 1971.
- <sup>6)</sup> Erich Schneider, Die barocke Benediktinerabteikirche Münsterschwarzach. Neustadt/Aisch 1984, bes. S. 204–207 und Abb. 154 f. (unrestaurierter Zustand).
- <sup>7)</sup> Öl auf Leinwand; 390,5 x 204,5 cm; bezeichnet unten rechts „DO: Tiepolo Filius“. Siehe zuletzt: Rainer Schuster, Giovanni Domenico Tiepolo, Steinigung des Hl. Stephanus, in: Peter O. Krückmann (Hrsg.), Der Himmel auf Erden. Tiepolo in Würzburg. München/New York, 2 Bde. 1996; hier: Bd. I, Kat. Nr. 65. Vgl. außerdem: Johannes Mahr, Giovanni Domenico Tiepolo: „Steinigung des Hl. Stephanus“. Zur Wiedergewinnung eines Gemäldes aus der Balthasar Neumann-Basilika von Münsterschwarzach, in: Mainfränkisches Jahrbuch für Geschichte und Kunst 48, 1996, S. 85–101.
- <sup>8)</sup> N.N., Reise eines Künstlers durch Franken, in: Meusels Miscellaneen artistischen Inhalts. I. Heft, Erfurt 1779, S. 41–48, hier S. 46.
- <sup>9)</sup> Erich Schneider, Johann Christian von Männlich und die Säkularisation des Kunstbesitzes von Kloster Münsterschwarzach 1803, in: Jahrbuch des Vereins für christliche Kunst XV, 1985, S. 169–183, bes. S. 176ff.
- <sup>10)</sup> Franz Nikolaus Baur, Drey Briefe über das ehemalige Kloster Schwarzach, mit Rücksicht auf den Aufsatz: Teutscher Vandalismus im 19. Jahrh. In der Nationalzeitung der Teutschen, in: Allgemeiner Anzeiger für die Bewohner der gesamten Churpfalz-bayerischen Staaten, Nr. 103–105, Würzburg 1805, Sp. 847–850, 851–855, 859–863. Hier zit. nach: Alfred Wendehorst, Der Untergang der alten Abtei Münsterschwarzach 1803–1841. Mainfränkische Hefte 17, Würzburg 1953, S. 24.
- <sup>11)</sup> Giovanni Domenico Tiepolo, Steinigung des Hl. Stephanus, um 1754/55. Radierung, 460 x 263 mm (Bildgröße), bez. u. „Joannes Dominicus Tiepolo invenit pinxit et delineavit“. Vgl. Aldo Rizzi, Le aqueforti dei Tiepolo. Udine 1970, Nr. 117.
- <sup>12)</sup> Bernd Pilz, Stephanus von Guben. Wertvolles Altargemälde in London versteigert. Neue Erkenntnisse zum „Heiligen Stephanus“ von Tiepolo“, in: Lausitzer Rundschau, 11.1.2007. Vgl. auch N.N., Wem gehören diese Kunstwerke?, in: Berliner Kurier, 17.12.1999, S. 20.
- <sup>13)</sup> Irene Geismeyer, Gemäldegalerie, Dokumentation des Fremdbesitzes. Verzeichnis der in der Galerie eingelagerten Bilder unbekannter Herkunft. Staatliche Museen zu Berlin Preussischer Kulturbesitz, Berlin 1999, S. 42 und Abb. 45–47.
- <sup>14)</sup> Joachim Lilla, Statisten in Uniform. Die Mitglieder des Reichstags 1933–1945. Ein biographisches Handbuch. Düsseldorf 2004, S. 575.
- <sup>15)</sup> Einer anderen Lesart zufolge wurde das Bild „trotz mehrmaliger Aufforderung an die Stadt Guben seitens der Nationalgalerie 1946/47 nicht wieder abgeholt“. Vgl. Geismeyer, Fremdbesitz, 1999 (vgl. 13), S. 40ff., bes. S. 40.
- <sup>16)</sup> Adriano Mariuz, La „Lapidazione di santo Stefano“ di Giandomenico Tiepolo ritrovata, in: Arte Veneta XXXII, 1979, S. 412–417.
- <sup>17)</sup> Peter O. Krückmann, Giandomenico Tiepolos Altar für Münsterschwarzach. Ein Hauptwerk des venezianischen Settecento wird restauriert, in: Kat. d. Ausst. „38. Deutsche Kunst- und Antiquitäten-Messe, München 1993, S. XL–XLIV; Ders., Giandomenico Tiepolo. Die Restaurierung seines Altars für die Abtei Münsterschwarzach, in: Kat. d. Ausst. „39. Deutsche Kunst- und Antiquitäten-Messe, München 1994, S. XLII–XLIV.
- <sup>18)</sup> Schuster, Stephanus, in: Krückmann, Himmel I. 1996 (vgl. Anm. 7), Kat. Nr. 65.
- <sup>19)</sup> Geismeyer, Fremdbesitz, 1999 (vgl. Anm. 13), S. 40.
- <sup>20)</sup> Geismeyer, Fremdbesitz, 1999 (vgl. Anm. 13), S. 42, Gu 2–4: Die drei Gemälde, eine „Rastende Herde mit einem Hirten, Packpferden, Ziegen, Schafen und Rind“ in der Art des Philipp Peter Roos, eine „Parklandschaft mit Barke und drei badenden Frauen“ in der Art des Januarius Zick und eine „Parklandschaft mit zwei Damen und einem Herrn, auf einer Bank sitzend“, lassen sich nach dem gegenwärtigen Kenntnisstand nicht mit Münsterschwarzach in Verbindung bringen.
- <sup>21)</sup> Stefanie Heinlein, Pressemitteilung: Vier Barockbilder aus der Berliner Gemäldegalerie zurückgegeben, in: [http://hv.spk-berlin.de/deutsch/presse/pdf/060703\\_Tiepolo.pdf](http://hv.spk-berlin.de/deutsch/presse/pdf/060703_Tiepolo.pdf), Stand:

3. Juli 2006; Vor allem: Tiepolo. Gemäldegalerie gibt Bilder zurück, in: FAZ, 5.7.2006, S. 41; Der Auktionskatalog von Christie's (vgl. Anm. 1) gibt zumindest indirekt Auskunft über den Einlieferer: „Acquired by the present owner for the proposed ‚Gubener Kunst- und Gemäldesammlung‘, Guben, December 1942 and sent for restoration to the Nationalgalerie, Berlin.“ Der Bayerischen Staatszeitung vom 15.12.2006 (vgl. Anm. 2) ist zu entnehmen, dass es sich bei der im Juli 2006 in Berlin vorgenommenen Restitution „nicht um die einstige Enteignung jüdischer Mitbürger“ gehandelt hat. Dies lässt im Grunde nur den Schluss zu, dass die „Stephanus-Steinigung“ an Peter Lehmann beziehungsweise dessen Erben zurückgegeben wurde. Ungeklärt ist gleichwohl noch immer, von wem und wann dieser Vorbesitzer das Bild erworben hat.
- 22) Frank Büttner/Wolf-Christian von der Mülbe, Giovanni Battista Tiepolo. Die Fresken in der Residenz zu Würzburg. Würzburg 1980.
- 23) Krückmann, Tiepolo I. 1996 (vgl. Anm. 7), Abb. S. 64.
- 24) Zur Ausstattung siehe auch: Hanswernfried Muth, Die künstlerische Ausstattung der Neumannkirche zu Münsterschwarzach, in: *Studia Suarzacensia. Beiträge zur Geschichte der Abtei Münsterschwarzach anlässlich des 50. Jahrestages ihrer Wiederbesiedlung.* (= Würzburger Diözesangeschichtsblätter 25) 1963, S. 223–252.
- 25) Tilman Kossatz, Quellen zum Würzburger Werk Giovanni Battista Tiepolos und seiner Söhne, in: Krückmann, Tiepolo II, 1996 (vgl. Anm. 7), Dok. 33.
- 26) Schneider, Münsterschwarzach. 1984 (vgl. Anm. 6), S. 194ff. und Abb. 137.
- 27) Archiv der Abtei Münsterschwarzach IC 1f. Hier zit. nach: Mahr, Steinigung. 1996 (vgl. Anm. 7), S. 88f. Mahr hat darauf hingewiesen, dass nur das Anschreiben von Giovanni Domenico Tiepolo ein Originalbrief ist. Bei der Antwort des Abtes auf dem gleichen Blatt handelt es sich um den Konzeptentwurf des von Münsterschwarzach nach Venedig gesandten Briefes, der, wie damals üblich, als Kopie aufbewahrt wurde. Auf unbekanntem Wege gelangte das Schriftstück in den Antiquariatshandel und konnte 1962 dank der Vermittlung durch Max H. von Freeden aus Mailand für Münsterschwarzach zurück erworben werden.
- 28) Tiepolos Brief ist an dieser Stelle unklar: Ursprünglich ist im Originalbrief die Rede von „petits tableaux“, aber der Plural ist durch Streichung in einen Singular verwandelt worden. Im folgenden Satz wird gleichwohl erneut von „petits tableaux“ gesprochen. Siehe: Mahr, Steinigung. 1996 (vgl. Anm. 7), S. 89. Ungeachtet dessen hat aber Abt Christoph sich nur ein Bild als Geschenk des jungen Tiepolo erbeten, wie zweifelsfrei aus seiner Antwort hervorgeht.
- 29) Archiv der Abtei Münsterschwarzach IC 1. Hier zit. nach: Mahr, Steinigung. 1996 (vgl. Anm. 7), S. 89f.
- 30) Öl auf Leinwand; 47,7 x 65 cm. Mariuz, Tiepolo. 1971 (vgl. Anm. 5), S. 115 und Abb. 48; Cornelia Syre, „Wahrhafte Kopie“ des Vaters? Giovanni Domenico Tiepolo und seine Gemälde der Würzburger Zeit, in: Krückmann, Tiepolo II. 1996 (vgl. Anm. 7), S. 80–90, bes. S. 85f. und Abb. 11.
- 31) Öl auf Leinwand; 43,3 x 57,5 cm. Cornelia Syre, Giovanni Domenico Tiepolo, Die Anbetung der Könige, in: Krückmann, Tiepolo I, 1996 (vgl. Anm. 7), Nr. 140.
- 32) Schneider, Mannlich. 1985 (vgl. Anm. 9), S. 173f.
- 33) Eduard Sack, Giambattista und Domenico Tiepolo. Ihr Leben und ihre Werke. Hamburg 1910, S. 308.
- 34) Mahr, Steinigung. 1996 (vgl. Anm. 7), S. 90.
- 35) Schneider, Münsterschwarzach. 1984 (vgl. Anm. 6), S. 206 f.
- 36) Franca Zava Boccazzi, Pittoni. Venezia 1979, Kat. Nr. 57 und Fig. 401. Zugehöriger Bozzetto ebda. Kat. Nr. 262 und Fig. 402.
- 37) Boccazzi, Pittoni. 1979, Kat. Nr. I.10 und Fig. 403.
- 38) Guido Piovene und Anna Pallucchini, L'opera completa di Giambattista Tiepolo. Milano 1968, 125.
- 39) Schuster, Steinigung, in: Krückmann, Tiepolo I. 1996 (vgl. Anm. 7), Nr. 65.
- 40) Rötel und schwarze Kreide; 158 x 244 mm; Venedig, Museo Correr, Inv. Nr. 7345. Vgl. George Knox, Giambattista and Domenico Tiepolo. A Study and Catalogue Raisonné of the Chalk Drawings. Oxford 1980, S. 135, Abb. 25a und Kat. Nr. D. 47.
- 41) Rötel und schwarze Kreide; 195 x 255 mm; Venedig, Museo Correr, Inv. Nr. 7184. Vgl. Knox, Chalk Drawings. 1980 (vgl. Anm. 40), S. 135, Abb. 25b und Kat. Nr. D. 48.
- 42) Rötel, weiß gehöht, auf grauem Papier; 243 x 162 mm. Venedig, Museo Correr, Inv. Nr. 7339. Vgl. Rainer Schuster, Giovanni Domenico Tiepolo, Studie für die erhobene rechte

- Hand eines Peinigers, in: Krückmann, Tiepolo I. 1996 (vgl. Anm. 7), Nr. 66.
- <sup>43)</sup> Pinsel in Schwarz; 347 x 236 mm; Kopenhagen, Statens Museum for Kunst, Den Kongelige Kobberstiksamling, Inv. Nr. 26872 Tv 10, 4c. Vgl. Rainer Schuster, Giovanni Domenico Tiepolo, Steinigung des Hl. Stephanus, in: Krückmann, Tiepolo I. 1996 (vgl. Anm. 7), Nr. 67.
- <sup>44)</sup> George Knox, Tiepolo Drawings from the Saint-Saphorin Collection, in: Atti del Congresso internazionale di studi sul Tiepolo. Milano 1971, S. 58-63 und Abb. 16; Mariuz, Tiepolo, 1978 (vgl. Anm. 16) S. 417 Anm. 6.
- <sup>45)</sup> George Knox, Primi Pensieri by Domenico Tiepolo and new Painting, in: Master Drawings 17, 1979/2, S. 28f.
- <sup>46)</sup> Mariuz, Tiepolo. 1978 (vgl. Anm. 16), S. 414.
- <sup>47)</sup> Adelheid M. Gealt und George Knox (Bearb.), Kat. d. Ausst. „Giandomenico Tiepolo. Maestria e gioco. Disegni dal mondo. Udine 1996, Kat. Nr. 105 und S. 85.

## Literatur

**Klaus Gasseleder: Zwei Gesichter – Aus der Chronik einer jüdischen Familie, eines fränkischen Dorfes und eines Weltbades in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts.** Geldersheim: Vetter Verlag, 2005, 194 S., zahlr. Abb., ISBN 3-9807244-6-8.

Klaus Gasseleder, der Autor von *Der Weg zurück* stieß auf der letzten Etappe seines damaligen Weges von Bremen nach Schweinfurt in Steinach an der Fränkischen Saale auf fünf Gräber im Wald oberhalb der Ortschaft. Daneben ein Holzkreuz mit der Aufschrift „Gott zum Dank für unsere Rettung 8.–9.4.1945“. Jahre später, als er Schweinfurt schon wieder verlassen hatte, fällt ihm das Buch *Die Ausgewanderten* in die Hände. Ein Bericht Bad Kissinger Juden und deren Schicksal. Es stellt sich heraus, dass die Familie Frank ursprünglich in Steinach ansässig war und 1905 nach Bad Kissingen übersiedelte. Gasseleder versteht es aus vorhandenen Aufzeichnungen und Archivmaterial das Bild der Familie lebendig werden zu lassen. Kontrafaktur nennt er dieses literarische Experiment. Meisterhaft versteht er es vor allem, die ‚fränkische Stimmung‘ in seinem Buch einzufangen.

Nach einer erläuternden Einleitung folgen die drei Hauptteile: „Idylle: Steinach um 1900“, „Fortsetzung der Idylle/Das andere Gesicht (Bad Kissingen 1905–1942)“, „Der Kampf um Steinach

(März/April 1945)“. Die Nachträge setzen die Einleitung gewissermaßen fort. An Stelle eines Vorwortes wird die Aufzeichnung einer Tochter der Familie Frank anlässlich zweier Besuche des Nachkriegs-Bad Kissingen wiedergegeben. Die Danksagung, das Bild- und Quellenverzeichnis und Informationen über den Autor runden den Band ab.

Zunächst wird aufgezeigt, wie die Familie in dem unterfränkischen Dorf lebt und wie das Leben der jüdischen Glaubensgenossen dort verläuft. Auch über das Zusammenleben der Menschen der unterschiedlichen Religionen erfahren wir einiges. Nach der Übersiedlung nach Bad Kissingen, dem „Weltbad“, wird die Beschreibung des sozialen Alltages fortgesetzt. Die beginnende Entrechtung und die Aussonderung aus der Gesellschaft bis zur Auswanderung oder dem Tod im KZ unter den Nazis lassen den Leser fassungslos zurück.

Die Wirkung des Buches ist wohl deshalb so stark, weil es Gasseleder versteht, die Familiengeschichte noch mit dem Untergang Steinachs wegen sinnloser Verteidigungsaktionen zu verstärken. Es geht nicht nur ein Teil der Familie unter, der ursprüngliche Ort der Familie wird völlig überflüssig zerstört, es geht darüber hinaus eine Epoche zu Ende. Diese war zumindest bis zur „Entartung“ von teilweiser religiöser Toleranz als kulturellem Wert

geprägt. Bitter war das Urteil der Tochter bei Besuchen nach dem Krieg: Hier wird deutlich, dass kein Vergeben und Vergessen nach kurzer Zeit möglich war.

Gasseleder hat mit einem lokal angesiedelten exemplarischen Beispiel die ganze Tragödie einer über Jahrhunderten gewachsenen Gesellschaft sichtbar gemacht. Vielleicht ist es das nachvollziehbare Schicksal einzelner, einfacher Menschen aus der Region, die diese Tragödie uns Nachkommen erst in seiner vollen Tragweite sichtbar werden läßt. Eingefangen ist die Stimmung eines Rhödorfes, die so authentisch wirkt, als wäre der Leser selbst dabei gewesen. Gasseleder ist ein Meisterstück gelungen.

*Thomas Voit*

**Herbert Liedel, Helmut Dollhopf: Jerusalem lag in Franken. Synagogen und jüdische Friedhöfe. Mit einem Textbeitrag von Rudolf Maria Bergmann über das jüdische Franken.** Echter-Verlag, 2006, 168 S., überw. Ill., 29,00 €.

Der anzuzeigende Bildband befasst sich mit den markantesten kulturellen Zeugen jüdischen Lebens in Franken, den Synagogen und Friedhöfen. Sie erinnern daran, dass die Kulturgeschichte Frankens, insbesondere im 19. Jahrhundert, vom Landjudentum geprägt war. Im Jahr 1840 zählte man hier fast 35.000 Juden, in Ober- und Niederbayern und der Oberpfalz waren es nur rund 2.600.

Das Buch gibt eine Bestandsaufnahme jüdischer Synagogen und Friedhöfe in Franken. Exzellente, stimmungsvolle Farbaufnahmen dokumentieren, teils durch historische Schwarz-Weiß-Bilder ergänzt, den Zustand von über dreißig Synagogen und Friedhöfen vor 25 Jahren und heute. Die Fotografen Herbert Liedel und Helmut Dollhopf können dabei nur einen Bruchteil der Kultstätten dokumentieren, die es einst in Franken gab. Viele fielen den Judenpogromen, andere aber nach 1945 der Spitzhacke zum Opfer – sei es aus Hilflosigkeit, wie mit dem kulturellen Erbe umzugehen sei, sei es aus Profitgier oder Unwissenheit.

Gezeigt wird eine breite Palette der Möglichkeiten, Synagogen heute zu nutzen: Von der Profanisierung als Lagerraum oder Wohnung über die Nutzung als Begegnungsstätte, Museum oder liturgiefähigem Sakralraum. Leider sind die Informationen zu dem eindrucksvollen Bildmaterial sehr spärlich, und man erfährt nur in Stichpunkten etwas zur Geschichte der abgebildeten Kultstätten und zu den politischen, wirtschaftlichen und sozialen Hintergründen, die zum jetzigen Zustand führten.

Im Vorwort von Rudolf Maria Bergmann werden die Probleme der Sanierung und Nutzung von Landsynagogen allgemein formuliert. Der Autor diskutiert die „denkmalpflegerische Grundfrage“ (S. 16), wie mit den Zeichen der Schändungen umgegangen wird: Rückbau oder Dokumentation. Die beiden Schlagworte skizzieren einerseits die Möglichkeit, alle Spuren der Umnutzung oder Verwahrlosung zu tilgen und eine ‚Muster-Synagoge‘ zu rekonstruieren, wobei Ausstattungstücke häufig keinen lokalen Bezug haben, oder andererseits den Versuch, die Zeichen der Schändung in die Rekonstruktion einzubinden. Hier müssen die von Bergmann angeführten Beispiele leider schlaglichtartig bleiben. Weiterhin beklagt der Autor das Desiderat, dass über das Alltagsleben der Juden im Zuge der Synagogen-Sanierung nichts oder wenig gesagt werde. Juden würden „als frömmelnde, kulturell isolierte soziale Randgruppe, mit über Jahrhunderten konstanten Merkmalen“ gezeigt (S. 15). Hier wäre es zu wünschen, über den Umgang mit den Baudenkmalern und Grabstätten hinaus auch etwas über das Alltagsleben der Juden in Franken zu erfahren, das es ja, trotz zahlreicher Verfolgungen und Pogrome, ebenfalls gab.

Die Fotos des Bandes geben auf faszinierende Weise Einblicke in Veränderungen historischer Bausubstanz im vergangenen Vierteljahrhundert. Die letzten Bilder sind Würzburg gewidmet und dem jüngst eröffneten Kulturzentrum ‚Shalom Europa‘, in dem die museale Präsentation des ehemaligen Würzburger Friedhofs und ein Platz für die große Würzburger Gemeinde und ihre Begegnungen mit ihrem kulturellen Umfeld geschaffen wurden. Bergmanns Wunsch, dass Synagogen zu „Stätten eines wirklichen Austauschs zwischen Menschen unterschiedlicher Herkunft und Religion werden“ (S. 17) scheint hier in Erfüllung zu gehen. Dass dies nach den jeweiligen Möglichkeiten auch in den zahlreichen Synagogen auf dem Land realisiert werden kann, das ist der fränkischen Kulturlandschaft zu wünschen. Hoffnungsvolle Anfänge sind gemacht.

*Birgit Speckle*

**Saul Friedländer: Die Jahre der Vernichtung (Das Dritte Reich und die Juden, Bd. 2: 1939 – 1945).** Aus dem Englischen übersetzt von Martin Pfeiffer. München 2006, 869 S., ISBN 3 406 54966 7, 34,90 €.

Saul Friedländer, emeritierter Professor für Geschichte an den Universitäten von Tel Aviv und Los Angeles, hat mit seinem Buch „Die Jahre der Vernichtung“ ein außerordentliches, überwälti-

gendes Werk über die Ausrottung der europäischen Juden im Dritten Reich geschaffen. Es gelingt ihm darin in eindringlicher Weise, die ungeheure Dimension jener Ereignisse freizulegen, die hinter der Chiffre „Auschwitz“ verborgen liegen. In zehn chronologisch angeordneten Kapiteln schildert er, wie sich mit den Erfolgen und Niederlagen der deutschen Armeen im Zweiten Weltkrieg die Verfolgungs- und Vernichtungspolitik des NS-Regimes gegenüber den Juden sukzessive radikalisierte. Er arbeitet eindringlich heraus, wie sich eine Vielzahl von Einzelmaßnahmen und Mordaktionen, die für sich genommen bereits alles jemals Dagewesene weit überstiegen, um die Jahreswende 1941/42 zu einem monströsen Gesamtplan zur physischen Zerstörung des europäischen Judentums verdichteten. Seine Darlegungen lassen keinen Zweifel daran, daß dieser systematischste aller Völkermorde der Geschichte ohne den zwanghaften Antisemitismus und die persönliche Wirkung Adolf Hitlers undenkbar ist; durch sein Eingreifen bestimmte Hitler selbst immer wieder den Gang der Entwicklung. Friedländer unterstreicht dabei, daß die Verfolgung und Vernichtung der europäischen Juden nicht sekundäre Konsequenz anders gelagerter deutscher politischer Zielsetzungen war, sondern im Zentrum des Nationalsozialismus stand. Ferner beschreibt Friedländer, wie sich die Judenpolitik des Dritten Reiches auf die besetzten Gebiete auswirkte. Dementsprechend schreitet er in den einzelnen Kapiteln ein ums andere Mal den Kreis der eroberten Länder ab. Sogar die unter indirekten Einfluß des Dritten Reiches geratenen Regionen wie auch die irgend sonst zu Stellungnahmen aufgeforderten Staaten behandelt er. Dementsprechend weitet sich der Blick nach und nach auf den gesamten Kontinent, von Frankreich bis zur Sowjetunion, vom Baltikum bis nach Griechenland, aber auch weit darüber hinaus vom britischen Palästina bis nach den USA. Friedländer fragt überdies, wie sich in Deutschland und anderswo die Eliten, die Kirchen, die Verwaltungen und die breite Bevölkerung zu den Judenverfolgungen stellten und wie sich ihre Haltungen angesichts der fortschreitenden Verschärfung der Lage der Juden veränderten. Er schildert, wie Deportationen abliefen (oft genug am helllichten Tag und unter den Augen einer großen Zuschauerschaft), wie Ghettos organisiert waren und wie das Leben dort aussah, wie Konzentrationslager funktionierten und wie die Tötungsmaschinerien arbeiteten. Er gibt erdrückende Belege dafür, „daß zwar in Westeuropa und in Skandinavien die Wahrnehmungen, was das Schicksal der deportierten Juden anging, bis Ende 1943 oder sogar bis Anfang 1944

verschwommen gewesen sein mögen“, daß es aber „Ende 1942 oder spätestens Anfang 1943 einer gewaltigen Zahl von Deutschen, Polen, Weißrussen, Ukrainern und Balten klar vor Augen stand, daß die Juden zur totalen Ausrottung verurteilt waren“. Staunend erfährt man, daß beispielsweise am 24. Februar 1942 die Niedersächsische Tageszeitung titelte: „Der Jude wird ausgerottet“. Friedländer benennt unmißverständlich die Täter, die sich häufig sogar mit ihren Verbrechen brüsteten. Klar tritt dabei nicht zuletzt die tiefe Verstrickung der deutschen Wehrmacht in allen ihren Rängen in die Greuel der Judenmorde hervor. Doch auch den unterschiedlichsten Reaktionen der Umwelt, von der Beteiligung über das Wegschauen bis hin zu den seltenen Mißfallensbekundungen, spürt er nach und erläutert, wie sie motiviert waren. Vor allem aber gibt Friedländer den Opfern selbst ihre Stimme wieder. Er zitiert immer wieder aus den überaus zahlreich erhaltenen Briefen, Tagebüchern und Erinnerungen der Verfolgten. So erreicht er, daß hinter der Fülle der Zahlen und Informationen, die er völlig unaufgeregt und sachlich ausbreitet, die Menschen mit ihren je eigenen, individuellen Schicksalen sichtbar bleiben. Seine Absicht ist es dabei, die Geschichte des Holocaust davor zu bewahren, durch wissenschaftliche Aufarbeitung „domestiziert“ oder „eingehegt“ zu werden. Deshalb konfrontiert er den Leser beharrlich mit dem letztlich Unfaßbaren dieses unvergleichlichen Vorgangs. Durch die eingestauten Quellen will er folglich „unsere emotionale Reaktion auslösen“, um „unsere vorgängige, gut geschützte Wahrnehmung extremer historischer Ereignisse zu erschüttern“. Denn die Geschichtsschreibung dürfe, so betont er, ein quasi-instinktives, „anfängliches Gefühl der Fassungslosigkeit“, das angesichts der Ungeheuerlichkeit der Vernichtung des europäischen Judentums „aus der Tiefe der eigenen unmittelbaren Weltwahrnehmung aufsteigt“, nicht völlig beseitigen.

Wenn je ein Verlag zu Recht den „einzigartigen Rang“ einer seiner Publikationen hervorgehoben hat, dann diesmal. Mit seiner eleganten Erzählkunst führt der Verfasser den Leser sicher durch das Gewirr von Schauplätzen und Ereignissen. Unaufdringlich bezieht er auch Stellung zu laufenden Forschungskontroversen. Es mag sein, daß Franken in diesem erschütternden Buch nur wenig vorkommt. Aber es setzt den unverzichtbaren Rahmen für das Verständnis der Judenverfolgungen, die auch das Frankenland mit voller Wucht erfaßten. Deshalb sei nachdrücklich dazu aufgefordert, dieses Werk zu lesen.

*Hans-Wolfgang Bergerhausen*

**Museen in Bayern (Ausgabe 2006) – Das Bayerische Museumshandbuch.** Hg. von der Landesstelle für die nichtstaatlichen Museen. Deutscher Kunstverlag: München/Berlin 2006. ISBN 3-422-06551-2, Preis: 14,90 Euro (Bestellung und Bezug über alle Buchhandlungen und in vielen Museen).

1250, in Worten: eintausendzweihundertfünfzig Museen und Sammlungen in Bayern verzeichnet das nun in 4. Auflage erschienene, rund 600 Seiten starke Handbuch ‚Museen in Bayern‘, herausgegeben von der ‚Landesstelle für die nichtstaatlichen Museen in Bayern‘. Dies ist eine auch museumsgeschichtlich beeindruckende Zahl, waren es doch bei der ersten Vorläuferausgabe von 1968 gerade einmal 333 Museen, die vorgestellt werden konnten. Vieles ist also in den knapp 40 Jahren seitdem dazu gekommen und/oder hat nun Aufnahme in den bayerischen Museumsführer gefunden.

Diesem Führer liegen die 1981 für die damals immerhin schon 571 vorgestellten Museen gefassten Leitlinien von Prof. Kriss-Rettenbeck zugrunde: „Die Bezeichnung ‚Museum‘ ist sehr weit gefächert, denn weder auf nationaler noch internationaler Ebene gibt es eine genaue, rechtlich fixierte Definition dieses Titels. Er reicht deshalb auch im vorliegenden Führer durch die Museen in Bayern von den Staatlichen Sammlungen der Naturwissenschaften, Vor- und Frühgeschichte sowie Kunst- und Kulturgeschichte über technische Museen, Freilichtmuseen, Schloss- und Burgmuseen bis hin zu den Gedenkstätten, Spezialsammlungen und Ausstellungen zur Ortsgeschichte kleiner Städte, die fast alle von nichtstaatlichen Trägern unterhalten werden“.

Wer die 2006 vorgestellte große Anzahl an Museen und Sammlungen (davon 487 in Franken) und ihr Zustandekommen verstehen will, muß die heterogenen geschichtlichen Wurzeln Bayerns, ihre Verästelungen über die Jahrhunderte hinweg und ihr Zusammenwachsen zum heutigen Freistaat im Auge behalten. Unterschiedliche Regionen und Kulturlandschaften wie Altbayern, Franken und Schwaben, Agrar- und Industrielandschaften, Bier- und Weinkultur, Katholizismus und Protestantismus, unterschiedliche Herrschaftsstrukturen, weltliche und geistliche Territorien spiegeln sich in den über 1100 nichtstaatlichen Museen (der ‚Rest‘ sind staatliche Institutionen) wider, die – als Heimat- oder als Spezialmuseen – an topographischen, kultur- und sozialgeschichtlichen Gegebenheiten oder auch an kulturtragenden Persönlich-

keiten ihrer Region anknüpfen und archäologische wie zeitgeschichtliche Themen aufgreifen.

Hier den Überblick zu behalten und die eigenen Vorlieben wieder zu finden, dazu sind neben der alphabetisch nach Orten gegliederten Museumsübersicht die beiden Register des Bandes hilfreich:

Das ‚Museumsverzeichnis nach Sammlungsschwerpunkten‘ informiert über die thematisch gebundenen Sammlungen:

- Archäologische und vor- und frühgeschichtliche Museen
- Burg- und Schlossmuseen
- Freilicht-, Bauernhof-, Geräte- und landwirtschaftliche Museen
- Kulturgeschichtliche Spezialmuseen
- Kunstmuseen
- Naturkundliche und naturwissenschaftliche Museen und Sammlungen
- Personenbezogene Museen und Sammlungen
- Technik- und Industriegeschichtliche Museen und Sammlungen
- Vertriebenemuseen und -sammlungen
- Völkerkundliche Museen und Sammlungen

Das Schlagwortregister ist dabei behilflich, spezielle Interessens- und Sachgebiete leichter zu finden. Von Abgüsse oder Adventskalender bis Zeitungsgeschichte, Zementherstellung und Zahntechnik umgreift die Stichwortpalette das Universum menschlicher Kultur in ihren museal präsentierten, überregional prägnant-bedeutsamen und/oder regional prägenden Details.

Dazu kommen nach Nord- und Südbayern getrennte kartographische Übersichten, die zusammen mit den Angaben zur jeweiligen Landkreiszugehörigkeit eines jeden Museums eine sinnvolle und griffige Orientierungshilfe darstellen.

Ein Buch das überall seinen richtigen Ort hat: in der Bibliothek genau so wie im Handschuhfach bei Ausflügen und Reisen.

Im Übrigen ist der neue Museumswegeiser ein so genanntes „DatabasePublishing“-Produkt: Unter [www.museen-in-bayern.de](http://www.museen-in-bayern.de) findet man alle Informationen des Handbuchs in ständig aktualisierter Form. Darüber hinaus ist hier viel Bildmaterial aufgenommen, das im Handbuch nicht berücksichtigt werden konnte.

*Wolfgang G.P. Heinsch*

## Victor von Scheffels Wanderung in die Rhön 1877

von

Peter Ziegler

Am 7. Juni 1877 meldete die Saale-Zeitung: „Unter den neu angekommenen Kurgästen begrüßen wir einen der berühmtesten Ritter vom Geiste, den jovialen Schriftsteller und Dichter *Dr. Viktor von Scheffel*. Derselbe hat, der Einladung des Herrn Hofrats *Dr. Diruf* folgend, bei diesem seinem Universitätsfreunde sich für einige Wochen häuslich niedergelassen.“

Als der 51-jährige Schriftsteller seine Kur in Kissingen antrat, hatte er sein Hauptwerk bereits vollendet. Der Dichter des Historienromans „Eckehard“ und des Versepos „Der Trompeter von Säckingen“ war in aller Munde. Seine Lobpreisungen Frankens machten *Scheffel* besonders in unserem Landstrich populär, so eine Wanderung durch die Fränkische Schweiz, die er mit „Bambergischer Domchorknaben Sängerfahrt“ überschrieb, und noch viel mehr sein „Wanderlied“, das der Würzburger *Valentin Becker* vertonte und welches noch heute in aller Munde ist. „Ich will zu guter Sommerzeit ins Land der Franken fahren!“, heißt es da, und weiter sah er da vom Staffelstein „die Lande um den Main zu seinen Füßen liegen und zwar von Bamberg bis zum Grabfeldgau“. Doch nicht nur Oberfranken hat *Scheffel* in seiner „Frau Aventiure“ mit innigen Reimen bedacht, sondern auch die Wartburg und den Rennsteig in Thüringen. Ein Loblieb auf Kissingen sollte 1880 folgen, doch die Rhön scheint der badische Landsmann nicht gekannt zu haben.

### „Merkwürdige Reise in die Basaltberge der Rhön“

Ein zufälliges Blättern im gebundenen Jahrgang 1924 von „Velhagen & Klasings Monatsheften“ brachte es an den Tag. In der Juni-

Ausgabe waren Briefe von *Victor von Scheffel* an eine Frau von *Cornberg* abgedruckt, einer alten Bekannten aus Karlsruhe; darunter befand sich einer vom 17. August 1877, worin *Scheffel* eine Wanderung über den Rennstieg – wie er den Rennsteig nannte – nachvollzog: „In Gedanken konnte ich Sie auf der ganzen Fußwanderung längs des Rennstiegs begleiten ... Die Forsthäuser mit Rehbraten und Preiselbeeren von Ohrdruf, die melancholische Sennerei und das Herdengeläut auf der Schmücke, wo auch ich eine schreckliche Nacht verbracht, weil man durch die Holzwände alles hörte, was die Nachbarn sprachen – der Schneekopf mit seinen vulkanisch ausgeworfenen Porphyrkugeln ... all Ihre Wege und Stege erschienen der Erinnerung wieder, und ich wünsche Glück zu solcher Rüstigkeit im Bergwandern...“ Hiermit wissen wir, daß sich *Scheffel* auch erdgeschichtlich auskannte. Dies hatte er bereits in seinen „Gaudeamus“-Versen bewiesen, die er mit Huldigungen an die Naturwissenschaft begann. So dichtete er über den Basalt 20 Vierzeiler, die mit folgenden Versen ihren Anfang nahmen:

*Es war der Basalt ein jüngerer Sohn  
Aus altvulkanischem Hause,  
Er lebte lange verkannt und gedrückt  
In erdtief verborgener Klause.*

*Vulkanische Kraft war damals gehasst  
Ob ihrer zerstörenden Schläge,  
Dem Ruhebedürfnis der Erde entsprach  
Entwicklung auf feuchtem Wege.*

*Scheffel*, als eifriger Wandersmann bekannt, hätte eigentlich von Kissingen aus eine Wanderfahrt in die Rhön machen müssen – schon wegen der basaltenen Bergeshöhen! Und siehe da, weiter heißt es in seinem Brief: „Von Kissingen, dem Fürsten Bismarck und einer

merkwürdigen Reise in die Basaltberge der hohen Rhön wollte ich erzählen, als meine Karte Sie nicht mehr antraf. Letzte Woche war Graf Herbert Bismarck vier Tage lang mein Gast.“ So ist leider keine Schilderung dieser Rhönfahrt des „Frankenlied“-Dichters erhalten geblieben. Doch haben wir aus diesem Brief erfahren, daß *Scheffel* in Kissingen zu Gast bei Fürst *Bismarck* war. Diesem Zusammentreffen auf der Oberen Saline war die Bekanntschaft mit einem *Scheffel*-Werk am 15. Januar 1877 vorausgegangen.

### *Anton von Werner überreichte Bismarck einen Scheffel-Band*

Unter den zu einem Familiendiner beim Fürsten *Bismarck* Geladenen befand sich auch der Direktor der Königlichen Akademie der Künste in Berlin, der Maler *Anton von Werner*. Er war bereits öfters im Hause *Bismarck* zugegen gewesen, um vom Fürsten Porträtstudien für sein Bild „Die Kaiserproklamation in Versailles“ zu machen, welches Kaiser *Wilhelm I.* am 22. März 1877 zu seinem 80. Geburtstag überreicht wurde. Als Geschenk brachte der Maler ein Exemplar des soeben erschienenen Werkes von *Scheffels* „*Gaudeamus*“, dessen zweite Auflage *Werner* illustriert hatte. *Bismarck* las den Gästen aus dem Werk vor und strahlte dabei eine solche von ihm nicht gewohnte Heiterkeit aus, daß der Maler vom vorlesenden Reichskanzler eine Skizze anfertigte.

Der Maler *Anton von Werner* hatte *Scheffel* die Berühmtheit als Maler der Kaiserproklamation im Spiegelsaal von Versailles zu verdanken. 1861 hatte er *Scheffel* in Karlsruhe kennengelernt und in den folgenden Jahren mehrere seiner Werke illustriert, darunter den berühmten „*Trompeter von Säckingen*“. Durch *Scheffel* hatte der Maler den Großherzog von Baden und dessen Gattin kennengelernt, die ihn an die Berliner Verwandten weiter empfahlen. Der preußische Kronprinz, der Bruder der Großherzogin, bestellte *Anton von Werner* im Januar 1871 nach Versailles. Er kam rechtzeitig zur Kaiserproklamation und hielt diese in Skizzen fest. Dank *Scheffel* wurde dieser Tag in Versailles zu seiner Sternstunde. Sein in den nächsten Jahren im allerhöchsten

Auftrag gemaltes Bild sollte für Generationen die Vorstellung der Reichsgründung prägen.

### *Zum heiligen Kreuz ist er emporgestiegen...*

*Scheffel* machte im Jahre 1877 keinesfalls eine Vergnügungsreise nach Kissingen, sondern unterzog sich einer strengen Kur unter der Aufsicht seines Studienfreundes *Dr. Oscar Diruf*. Andererseits hatte der Dichter seine persönlichen Ansichten, was seine angeschlagene Gesundheit betraf. Schon in früheren Jahren erklärte er einmal, warum er reiste: „um durch angestrengte Wanderungen, Schwimmen, Kahnfahren, Körperübungen und so fort, den sterblichen Körper so in Bewegung zu setzen, daß er nicht Zeit hatte, die Melancholie weiter auszubilden.“

Nachfragen beim *Scheffelbund* in Karlsruhe, der den Nachlass des Dichters verwaltet, haben ergeben, daß *Scheffel* im Juni 1877 von Kissingen aus in die Rhön reiste. Sein Skizzenbuch aus dem Jahr 1877 enthält vier Bleistiftzeichnungen mit Rhönmotiven vom Kreuzberg, der Milseburg und dem Bubenbader Stein. Handschriftliche Notizen über diese Reise, wie sonst üblich gewesen, fehlen. So sind keine wortgewaltigen Reiseschilderungen über die Rhön aus der Hand des Dichters überliefert, sondern nur vier Handskizzen, die ihm höchstens das Prädikat einer durchschnittlichen Begabung zukommen lassen.

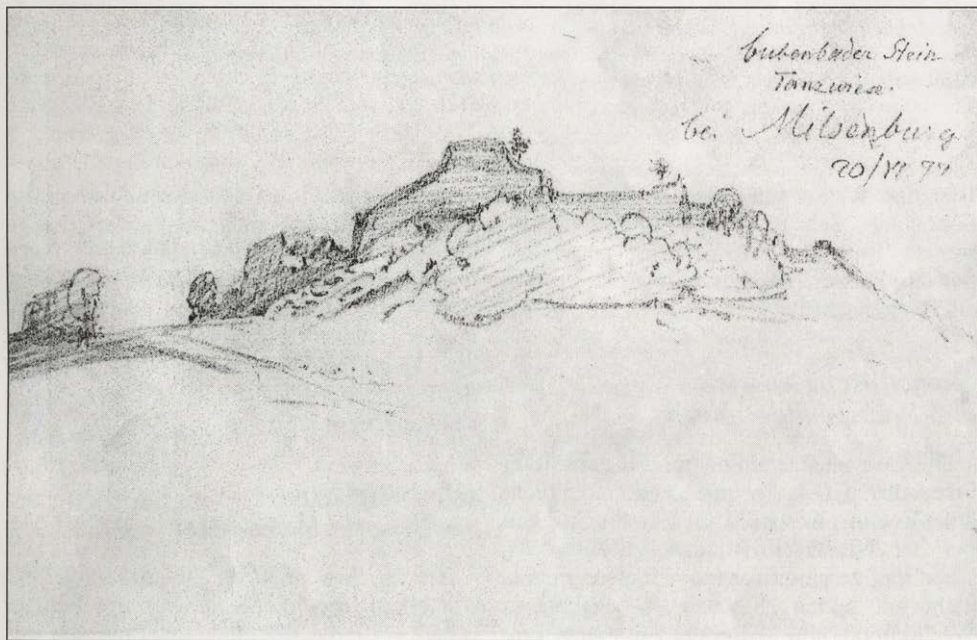
Der berühmte dichtende Wanderer wird wohl das Angebot Kissinger Kurkutscher in Anspruch genommen haben und sich die Anfahrt bis Sandberg per Pferdestärke bequem gestaltet haben. Welche Reiseliteratur *Scheffel* im Gepäck hatte, ist nicht mehr nachzuvollziehen. Jedenfalls musste er *Gustav von Heeringens* „*Wanderungen durch Franken*“ gekannt haben, da er alle in diesem Band erwähnten Punkte der Fränkischen Schweiz in Versen verewigte. Doch eine ausführliche Beschreibung der Rhön mit Hinweisen auf spezielle Punkte wie den Bubenbader Stein oder Danzwiesen kann er nur in einem Werk gefunden haben, das sich bereits in seinem Titel als ein wissenschaftlich verfasstes erkennen lässt: „*Naturhistorisch-topographisch-*

statistische Beschreibung des hohen Rhöngebirges, seiner Vorberge und Umgebungen. Von Joseph Schneider, der Philosophie, Medizin, Chirurgie Doctor ... mehrerer Akademien und Gelehrten-Gesellschaften Mitglied.“ Dieses 1840 in zweiter Auflage erschienene Werk war ganz nach dem Sinn *Scheffels*, hatte es der Autor zusätzlich „Seiner Majestät Ludwig dem Ersten, König von Bayern“ gewidmet.

Bereits die einführenden Worte von *Joseph Schneider* zum Kreuzberg-Kapitel werden ganz im Sinn *Scheffels* gewesen sein: „Der Berg ist seit Jahrhunderten berühmt durch die Wallfahrten, die zum heiligen Kreuze geschehen. Ermüdet und erschöpft gelangt der Wanderer zum Franziskanerkloster, und findet dort eine mit so viel Freundlichkeit gewürzte Gastfreundschaft, das man sich vollkommen erquicken und alle Reisebeschwerden vergessen kann.“

### *Bei Schnee gingen die Hunde über die Klostermauer*

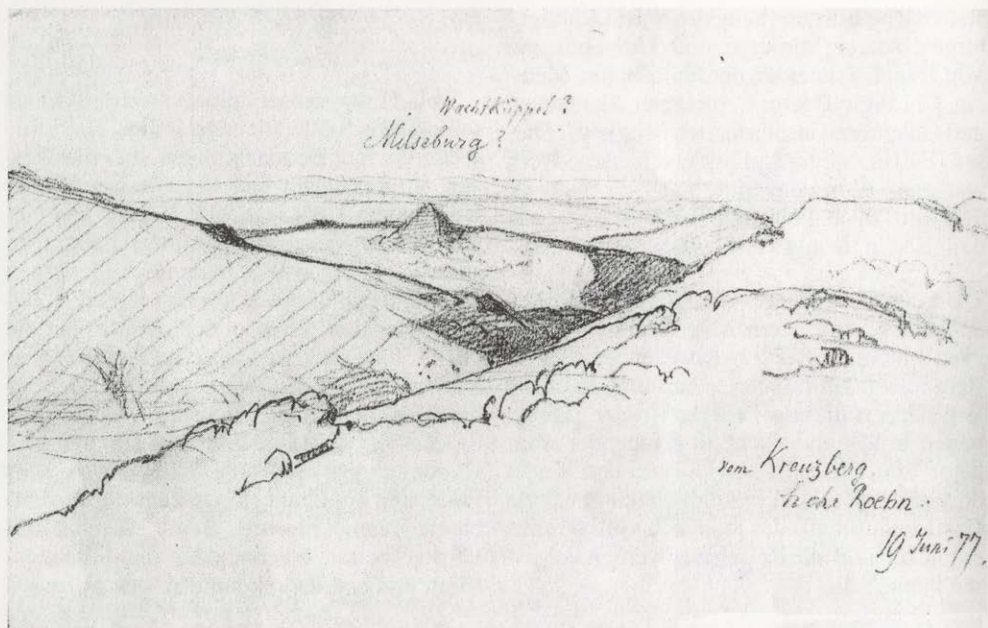
Weiter empfahl der Fuldaer Arzt den Ort als schickliche Stätte für verständige Naturforscher, die hier Beobachtungen über die Wolken, ihr Entstehen und Verschwinden, über Bildung des Höhenrauches, Regens und Gewitters und über andere Naturerscheinungen anstellen könnten. Mit seinen Schilderungen des Winters überbot *Schneider* seinen Kollegen *Jäger*; den Verfasser der „Briefe über die hohe Rhön Frankens“, berichtete er doch über Schneemassen, die sich so häuften, daß sie die Mönche aus den Fenstern des zweiten Stockes mit der Hand ergreifen konnten. Die Hunde gingen über die Klostermauer ins Freie, und die Leute gingen über die unsichtbaren Bäume hinweg. Bevor *Scheffel* das Kloster betrat, zeichnete er die Eingangsfront, und erst dann konnte er sich zwischen



In der „Bamberger Domchorknaben Sängerkunft“ durch die Fränkische Schweiz läßt *Scheffel* den Klausner der Klaussteinkapelle sagen: „Hier schaut ihr in das Land der Steine und der Franken.“ *Scheffel* liebte besonders sagenumwobene Orte, wie hier von ihm gezeichnet: „Bubenbader Stein und Tanzwiese bei der Milseburg“.

Zeichnung aus *Scheffels* Skizzenbuch von 1877.

*Scheffelbund* Karlsruhe



Eine Pyramide auf dem Kreuzbergmassiv? Vielleicht setzte Scheffel nachträglich den Wachtküppel ein oder die Milseburg. Schneider schrieb über den Wachtküppel: „Was ihn von den übrigen Rhönbergen auszeichnet, ist die ungemein spitze Kegelform“ und über die Milseburg: „Der Berg hat die Form des unteren Teiles einer umliegenden, dreiseitigen Pyramide, mit stumpf zulaufenden Grundflächen.“  
Zeichnung aus Scheffels Skizzenbuch von 1877. Scheffelbund Karlsruhe

Bier und Wasser entscheiden, schrieb doch Schneider: „Sehr berühmt ist in diesem Kloster das Bier, und ganz rein und vorzüglich gut das Wasser, welches im Refektorium in ein Becken springt.“

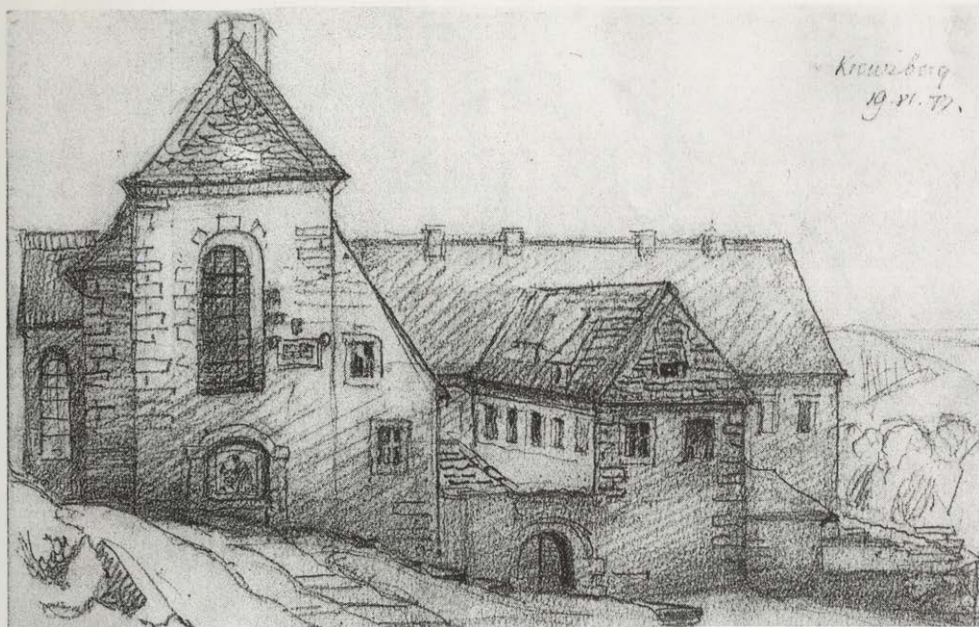
### Romantische Aussichts- und Naturschilderungen

Die zweite Zeichnung vom 19. Juni 1877 unterschrieb Scheffel mit „vom Kreuzberg hohe Roehn“, was wohl auf eine Flüchtigkeit bei der Niederschrift zurückzuführen ist. Über das zeichnerisch angedeutete Firmament mit seinen Höhenzügen bedachte er Wachtküppel und Milseburg mit einem Fragezeichen. Für den heutigen Betrachter ein viel größeres Fragezeichen ist die Pyramide inmitten der Zeichnung. Hat er den am Firmament nicht sichtbaren Wachtküppel in seiner Phantasie angedeutet?

„Scheffel hätte auf dem Kreuzberg malen müssen, schilderte doch der Fuldaer Doktor die Natur folgendermaßen: „Die Venus glänzt noch wunderschön durch diesen Purpurglanz hervor, mit dem der Himmel überzogen ist, und unter diesem schönen Stern unterscheidet man kaum die Sichel des Mondes, als hätte der feinste Pinselstrich eines Malers sie nur eben angedeutet.“

### Die Milseburg, ein Berg für Romantiker

Am 20. Juni 1877 zeichnete Scheffel die Milseburg, die laut Schneider die Fuldaer scherzweise die Totenlade und die Leute aus der Gegend vom Vogelsberg das Heufuder nennen. Schneiders Schilderung beginnt ganz im Sinne Scheffels in den Gefilden der Legenden. Sie soll nämlich eine ehemalige Ritterburg gewesen sein, eines der fürchterlichsten



„Auf, zu psallieren in frohem Choral; Pfortner, erschließe des Klosters Portal“, heißt es in Scheffels Gedicht vom „Mönch von Banth“. Einen weiteren Gottesgarten nannte er das Frankenland, durch den Wallfahrer ziehen. All dies wird ihm wohl in den Sinn gekommen sein, als er das Kloster Kreuzberg zeichnete.

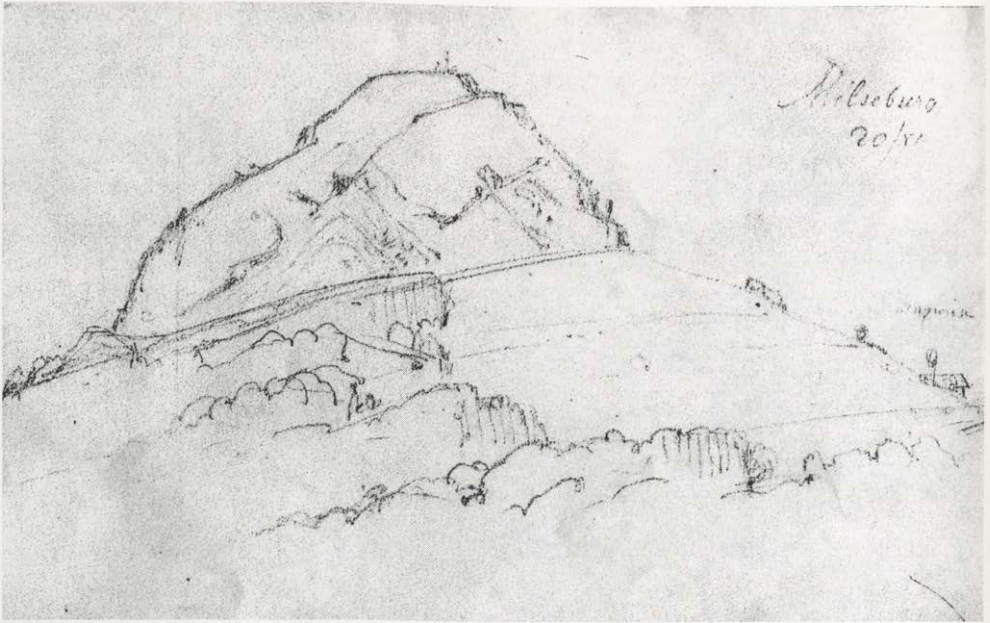
Zeichnung aus Scheffels Skizzenbuch von 1877. Scheffelbund Karlsruhe

Raubnester. Im Pfarrdorf Kleinsassen empfahl der Rhönführer ein Gasthaus, in dem ein „gutes bayerisches Felsbier“ zu haben sei. 40 Jahre lang hatte *Schneider* den „äußerst merkwürdigen Berg“ mit Naturforschern und Freunden bestiegen und die Kenntnisse über ihn vermehrt. Die Gestalt der Milseburg bezeichnete er als einzig und grotesk und nicht kegelförmig, wie die meisten Rhöner Berge sind. Geologisch interessant zeigte sich der Berg ebenfalls, trifft man doch über den einzelnen Basaltpartien sogleich wieder Sandstein und Muschelkalk. Zusätzlich ergoß sich noch in der Mitte des Berges der merkwürdige Gangolfsbrunnen, durch dessen Wasser nicht nur Frauen „leicht gesegnet“ würden, sondern auch dem müden Wanderer mit etwas Wein vermischt ein wahre Herzstärkung geboten wurde. Zusätzlich wird es *Scheffel* erfreut haben, auf dem Gipfel ein Kapellchen anzutreffen, dem heiligen *Gangolf* geweiht,

über dem Kirchlein dann der kahle Berg Rücken mit dem Kreuz und den Figuren von *Maria* und *Johannes*. Als Höhepunkt seiner Milseburgschilderung zitierte der Fuldaer Rhönexperte seinen Kollegen *Franz Anton Jäger*, der dort oben von der wildschauerlichen Natur zu sehr und zu schnell überrascht wurde und deshalb voller Angst den Gipfel verließ.

### *Bubenbader Stein und Tanzwiese*

*Scheffels* vierte Zeichnung wird auch durch die Empfehlung in *Schneiders* Beschreibung der Rhön entstanden sein: „Die Bubenbader Felsen oder Bubenbader Steine, gegen Westen und Süden eine große Felswand von Phonolit, dieser folgen nach dem Ebersteiner Walde hin noch vier andere, etwas kleinere, mit bedeutenden Felsritzen. In verschiedener Richtung stehen die Klingsteine teils geradeaus



Als Lieblingsberg der Künstler und Naturforscher kann man die Milseburg bezeichnen, zu deren Füßen in Kleinsassen auch die erste Malerkolonie in der Rhön entstand. Scheffel zeichnete extra den Weiler Danzwiesen als „Tanzwiese“ ein, vielleicht kannte er die namensgebende Sage. Zeichnung aus Scheffels Skizzenbuch von 1877. Scheffelbund Karlsruhe

übereinander liegend an, teils sind sie zerklüftet und wie bei der Milseburg in Steinfeldern herabgestürzt. Am Fuße dieses Berges liegt ein Haus, das den Namen Bubenbad führt, das von dem Weiher hinter dem Haus herrührt, wo die Ritter der Milseburg gebadet haben. Vom Bubenbade geht es die Trift hinauf zum Weiler Danzwiese mit 5 Wohnhäusern, 7 Familien und 37 Seelen.“

Scheffel hat man im Weiler Danzwiesen gewiss die rührselige Geschichte vom Ritter von der Milseburg erzählt, der auf dieser Wiese jede Nacht bis zum frühen Morgen mit den dort verkehrenden Elfen tanzte und dadurch seine Burgfrau vernachlässigte. Da mischte sich die Ehefrau unerkannt unter die Elfen, und ihr Ehemann tanzte unerkannt mit ihr. Als sie ihm ins Ohr flüsterte, den Tanz auf der Wiese könnte er viel einfacher auf der Burg haben, erkannte der Ritter seine Frau und seinen Fehler. Nie mehr tanzte er auf der

Wiese mit Elfen, doch der Name „Tanzwiese“ erinnert daran bis zum heutigen Tag.

„Beschieht wird das rauhe,  
das Oberland bald!“

Am 20. Mai 1878 kurte Scheffel erneut in Kissingen und schrieb an seinen Thüringer Freund Schwanitz, in Weimar würde man eine „nochmalige starke Revision des Festspiels verlangen und eine teilweise Umarbeitung“, was er wohl in Kissingen „ohne große Mühe besorgte“. Später schrieb er von einer mühsamen, zeitraubende und schweren Festspielarbeit. Scheffel meinte hiermit eine Auftragsarbeit anlässlich des 25-jährigen Regierungsjubiläums des Großherzogs Karl Alexander von Sachsen-Weimar-Eisenach am 6. und 7. Juli 1878.

Im lyrischen Festspiel „Die Linde am Ettersberg“ traten die Untertanen des Großherzogs

auf, darunter auch Leute aus der Rhön. Ein Mädchen in Rhöner Tracht sprach die Worte:

*Der Tautropfen blitzet,  
Auf Bergblumen schön,  
Durch Schnee ließ sie sprossen  
Der Genius der Rhön.*

Auch den Fortschritt im Weimarer Oberland, wie man den großherzoglichen Teil der Rhön nannte, ließ *Scheffel* zu Wort kommen, nämlich den Eisenbahnbau:

*Beschient ist die Aue,  
beschient wird der Wald,  
Beschient wird das rauhe,  
Das Oberland bald.*

*Ob Felsen uns drohen,  
Wir sprengen sie weg  
Und bahnen der frohen,  
Der Neuzeit den Weg!*

Tatsächlich baute die großherzogliche Regierung im Jahre 1878 als erste Schmalspurbahn in der Rhön die Strecke Salzungen-Kaltennordheim, die Feldabahn. Doch Schlagzeilen über die Not im Oberland brachte die Tatsache, daß im weimarischen Frankenheim über 80 Menschen an Hungertyphus starben. Vor Ende des Festspiels ließ *Scheffel* einen Lehrer folgende Worte an die Großherzogin richten:

*Ja, der Frau Großherzogin –  
wenn sie auch  
In tätiger Stille lieber wirkt als laut –  
Geziemt ein Wort der Anerkennung heut...  
Hoch in der Rhön,  
wo Schnee und Sturm und Krankheit  
Der Armut Hütten heimsucht,  
weiß man, wer  
Nicht einmal, nein,  
alljährlich Tröstung schickt...*

Bereits unser Dichterpriest *Goethe* sorgte sich als Weimarer Minister um die armen Leute im Oberland. Doch *Scheffel* war es, der die Rhöner in einem Festspiel bedachte. Dies ist heute genau so vergessen wie seine Wanderung zum Kreuzberg und zur Milseburg.

#### **Quellen:**

J. V. von Scheffels Werke, Berlin und Leipzig, 1916

Joseph Victor von Scheffels nachgelassene Dichtungen. Stuttgart 1908

Joseph Schneider: Beschreibung des hohen Rhöngebirges. Fulda 1840

Archiv der Saale-Zeitung

Archiv des Scheffelbundes Karlsruhe

## **Der Pretzfelder Altbürgermeister Herr Franz Och mit dem Bürgerpreis 2006 der Stadt Forchheim ausgezeichnet**

Herr Franz Och, lange Jahre Mitglied der *FRANKENBUND*-Gruppe Forchheim, wurde von der Forchheimer Initiative für Bürgerengagement *für mich, für uns, für Forchheim* mit dem Bürgerpreis 2006 in der Kategorie 'Lebenswerk' ausgezeichnet. Damit wurde insbesondere sein Wirken für die fränkische Mundart im Amateurtheater gewürdigt. Der

Geehrte hatte 1981 in Egloffstein/Fränkische Schweiz die 'Arbeitsgemeinschaft Mundart-Theater Franken' ins Leben gerufen und sie 20 Jahre lang geleitet. Die Arbeitsgemeinschaft wurde zu einer beachtlichen kulturellen Institution im süddeutschen Raum und arbeitet heute mit Erfolg nicht nur in den Regierungsbezirken Unter-, Mittel- und Ober-

franken, sondern auch in Hohenlohe-Franken und im fränkischen Sprachraum Südthüringens.

Franz Och will das von der Sparkasse Forchheim gespendete Preisgeld in Höhe von 1.000 Euro für die Förderung der Jugend im Mund-

art-Theater verwenden. In seiner Dankesrede setzte er sich für die Einrichtung eines Mundart-Theater-Archivs ein. Außerdem rief der engagierte Franke bei dieser Gelegenheit die fränkischen Autoren dazu auf, literarisch den Untergang der kleinbäuerlichen Kultur in Franken zu begleiten.

## Pfalz – Ganerbenburg – Stadt.

Zum Funktionswandel eines zentralen Ortes.

### Bad Neustadt a.d. Saale

Bildhäuser Hof, Alte Pfarrgasse 3

Am 20. und 21. April findet in Zusammenarbeit zwischen der Stadt Neustadt und dem Lehrstuhl für Fränkische Landesgeschichte an der Universität Würzburg eine Tagung zum Thema: „Pfalz – Ganerbenburg – Stadt. Zum Funktionswandel eines zentralen Ortes“ statt. Im Mittelpunkt der Vorträge stehen das mittelalterliche Reisekönigtum (Caspar Ehlers, Göttingen) und der Pfalzort Salz (Heinrich Wagner, Heustreu), ferner der früh- und hochmittelalterliche Burgenbau im Saaleraum

(Peter Ettel, Jena) und die Salzburg selbst (Achim Zeune, Neustadt/S), sowie die Wechselwirkungen zwischen der Burg und der Stadt Neustadt (Ludwig Benkert (Neustadt/S) und deren Funktionen im weltlichen Territorium des Bischof, im Hochstift Würzburg (Helmut Flachenecker, Würzburg). Die Veranstaltung ist öffentlich.

Infos unter: Prof. Dr. Helmut Flachenecker, Institut für Geschichte, Am Hubland, 97074 Würzburg

helmut.flachenecker@mail.uni-wuerzburg.de



W

B 29 38

ISSN 0015-9905

# FRANKEN LAND



Freunde Mainfränk.  
Kunst u. Geschichte e.V.  
bei der UB Würzburg

22. Mai 07

211 NA 93520

ZEITSCHRIFT FÜR  
FRÄNKISCHE LANDESKUNDE  
UND KULTURPFLEGE

VERLAG FRANKENBUND

HEFT 2 · April 2007



# FRANKENLAND

## Zeitschrift für fränkische Landeskunde und Kulturpflege

Neue Folge der Zeitschrift FRANKENLAND 1914–1922

Heft 2 / 2007 / 59. Jahrgang

Die Zeitschrift FRANKENLAND erscheint sechsmal im Jahr mit einer Auflage von 4700 Exemplaren pro Ausgabe (Stand 2005) in ganz Franken und Südthüringen. Herausgegeben und verlegt wird sie vom FRANKENBUND e.V. Für FRANKENBUND-Mitglieder ist der Bezugspreis im Mitgliedsbeitrag enthalten.

### Schriftleitung

Dr. Christina Bergerhausen, Bundesgeschäftsstelle des FRANKENBUNDES,  
Hofstr. 3, 97070 Würzburg, Tel. u. Fax: 0931/5 67 12,  
E-Mail: bundesgeschaeftsstelle@frankenbund.de.  
Stellvertreter: Dr. Peter A. Süß M.A., Schollergasse 15, 97084 Würzburg,  
Tel.: 0931/61 17 30.

Manuskripte, Mitteilungen und Besprechungsexemplare für das FRANKENLAND sind bitte an die Adresse der Bundesgeschäftsstelle zu richten. Für unverlangt eingesandte Manuskripte kann keine Haftung übernommen werden.

Beiträge bitte in digitalisierter Form abgeben. Wenn dies nicht möglich ist, übernimmt der Autor bei einer Veröffentlichung im *FRANKENLAND* die Kosten für eine digitale Aufbereitung seines Artikels.

### Schriftleitungsausschuß

Prof. Dieter J. Weiß (Uni Bayreuth), Prof. Werner K. Blessing (Uni Erlangen), Prof. Helmut Flachenecker (Uni Würzburg), Dr. Andrea Kluxen (Bezirksheimatpflegerin für Mittelfranken), Prof. Günter Dippold (Bezirksheimatpfleger für Oberfranken), Dr. Klaus Reder M.A. (Bezirksheimatpfleger für Unterfranken), Dr. Christina Bergerhausen (Schriftleiterin), Dr. Peter A. Süß M.A. (stellvertr. Schriftleiter).

### Gesamtherstellung:

Halbigdruck GmbH, 97076 Würzburg, Heisenbergstraße 3  
Telefon 09 31 / 2 76 24, Telefax 09 31 / 2 76 25  
www.halbigdruck.de, info@halbigdruck.de

**Aufsätze**

*Herbert Meyer:*  
 Gaibach und das Gaibacher Fest von 1832 ..... 71

*Ute Feuerbach:*  
 Der Gasthof zur Schwane in Sommerach 1832/33 –  
 Ein Treffpunkt unterfränkischer Revolutionäre? ..... 76

*Hans Gauß:*  
 Die 'Alte Schule' zu Eisfeld – ein bedrohtes Denkmal ..... 88

*Alexandra Schwarz/Peter Frey:*  
 Das ehemalige Bauernhaus in der Kirchstraße 7 in Riedenheim, Unterfranken.  
 Hauskundliche Würdigung im Kontext  
 der naturräumlichen und kulturhistorischen Umgebung ..... 97

*Alexander Biernoth:*  
 Plädoyer für den Denkmalschutz ..... 110

**Frankenbund intern**

Grußwort des Forchheimer Oberbürgermeisters Franz Stumpf ..... 113

Einladung zur Konstitutionsfeier in Gaibach ..... 114

Herr Prof. Heller mit dem Bundesverdienstkreuz ausgezeichnet ..... 115

*Ernst Petersen:*  
 Nachruf auf Herrn Paul Ultsch, Schweinfurt ..... 116

*Peter A. Süß:*  
 Ehrenmitglied Werner Dettelbacher, Würzburg, verstorben ..... 118

**Kunst und Kultur**

*Birgit Rauschert:*  
 Hommage für Fritz Griebel – seine Scherenschnitte bezaubern bis heute ..... 119

*Marc Peschke:*  
 'Cranach im Exil' – Aschaffenburg ehrt Lucas Cranach ..... 129

*Kathrin Bauer:*  
 'Oberfränkische Malertage' feiern 10-jähriges Jubiläum ..... 131

**Aktuelles**

*Reinhold Albert:*  
 Brauchtum in der Karwoche in der Rhön und im Grabfeld ..... 133

---

**Der FRANKENBUND wird finanziell gefördert durch**

- das Bayerische Staatsministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst,
- den Bezirk Mittelfranken,
- den Bezirk Oberfranken,
- den Bezirk Unterfranken.

Allen Förderern einen herzlichen Dank!

# Mitarbeiterverzeichnis

---

- Reinhold Albert                      Kreisheimatpfleger  
Schloßhecke 42  
Sternberg im Grabfeld, 97528 Sulzdorf a.d.L.
- Kathrin Bauer                        Schriftführerin des Vereins 'Oberfränkische Malertage'  
Joseph-Haydn-Straße 5, 96317 Kronach
- Alexander Biernoth                 Gymnasiallehrer  
2. Vorsitzender der FRANKENBUND-Gruppe Ansbach,  
Ritter-von-Lang-Allee 9, 91522 Ansbach
- Dr. Ute Feuerbach                 Historikerin  
2. Vorsitzende des Heimatvereins Volkacher Mainschleife e.V.  
Gründleinstraße 3, 97332 Volkach
- Dipl. Ing. (FH)  
Peter Frey M.A.                      Architekt  
Glogauerstr. 6, 87600 Kaufbeuren
- Dipl.-Prähistoriker  
Hans Gauß                          1. Vorsitzender der Freunde von Kirche und Schloß zu Eisfeld e.V.  
An der Schalkauer Straße 1a, 98673 Eisfeld
- Herbert Meyer                        Studiendirektor a.D.  
1. Vorsitzender des Heimatvereins Volkacher Mainschleife e.V.  
Kirchbergweg 8, 97332 Volkach
- Marc Peschke                        Kunsthistoriker u. Journalist  
Yorckstr. 15, 65195 Wiesbaden
- Ernst Petersen                        2. Vorsitzender des Historischen Vereins Schweinfurt e.V.  
Linsengasse 14, 97421 Schweinfurt
- Birgit Rauschert M.A.                Kunsthistorikerin  
Mühlweg 1, 91077 Neunkirchen am Brand
- Dipl. Ing. (FH)  
Alexandra Schwarz M.A.             Architektin  
Kirchstr. 7, 97283 Riedenheim

Für den Inhalt der Beiträge, die Bereitstellung der Abbildungen und deren Nachweis tragen die Autoren die alleinige Verantwortung. Soweit nicht anders angegeben, stammen alle Abbildungen von den jeweiligen Verfassern.

*Ausfahrt im Frühling\**

Hecken  
 blühen am Feldrain,  
 blühen in Mulden,  
 blühen im Tal,  
 blühen die Hänge hinauf.  
 Über die Höhe hin  
 duftet dasselbe lockere Grün,  
 das übergrünt  
 zartgraues Ufergras  
 mit schwanken Blüten.  
 Ein Grünen  
 bei jeder Wende des Weges,  
 ein Blühen,  
 und immer wieder  
 heitere Menschen.

(Bernhard Versl)

Liebe Leser,

am 26. Mai dieses Jahres findet in Gaibach/Unterfranken eine Festveranstaltung zur Erinnerung an die Vorgänge rund um die Gaibacher Konstitutionssäule vor 175 Jahren statt. (Auch Sie sind hierzu herzlich eingeladen; Informationen zu dieser Veranstaltung finden Sie in der Rubrik 'Frankenbund intern'.) Parallel zum Verfassungsfest auf dem Hambacher Schloß hatten sich damals über 5.000 Menschen aus dem Untermain-, dem Obermain- und dem Rezatkreis zu einem Volksfest in Gaibach versammelt, um sich über die bayerische Verfassung von 1818 und ihre liberale Weiterentwicklung auszutauschen und der Forderung nach weitreichenden Reformen vehement Ausdruck zu verleihen. Eingefordert wurden in den Reden u.a. eine stärkere Volksrepräsentanz im bayerischen Landtag und Schutz vor Einschränkungen der Pressefreiheit. Mit diesem Ereignis befassen sich die ersten beiden Beiträge dieses Heftes. Herbert Meyer schildert die Geschehnisse vom 27. Mai 1832 in Gaibach und ihre Folgen für den Hauptredner dieses Tages, dem Ersten Bürgermeister von Würzburg Wilhelm Joseph Behr. Welche Wirkung das Gaibacher Fest auf Zeitgenossen ausübte und wie die bayerische Regierung versuchte, unerwünschte Meinungsäußerungen zu unterbinden, zeigt Ute Feuerbach anhand archivalischer Quellen zu Vorgängen im Nachbarort Sommerach auf. (Wenn Sie in den Texten unterschiedliche Datumsangaben zur Bayerischen Verfassung von 1818 lesen, so beruht dies nicht auf Druckfehlern; vielmehr finden Sie in der wis-

\* aus: Jahreslauf - Lebenszeit. Gedichte von Bernhard Versl. Würzburg o.J., S. 7.

senschaftlichen Literatur sowohl den 26. als auch den 27. Mai 1818 als Datum für das Inkrafttreten der Bayerischen Verfassung von 1818.)

Ein zweiter Themenschwerpunkt dieses Heftes beschäftigt sich mit dem Denkmalschutz. Welche Gefahren dem Denkmalschutz heute durch neue gesetzliche Bestimmungen drohen, darüber gibt der Bericht von Alexander Biernoth Auskunft, der die Rede des Vorsitzenden des Landesdenkmalrates Dr. Ludwig Spänle MdL vor der Ansbacher FRANKENBUND-Gruppe zusammenfaßt. Zuvor aber werden zwei in ihrer Substanz bedrohte Denkmäler vorgestellt. Das eine Baudenkmal ist die 'Alte Schule' in Eisfeld/Thüringen, deren jahrhundertealte Baugeschichte Hans Gauß recherchiert hat und in seinem Beitrag vorstellt. Obwohl dieses Gebäude maßgeblich zum Altstadtensemble gehört, fehlt es diesem Artikel zufolge an einem Nutzungs- und Sanierungskonzept und damit an einer Zukunft für dieses Haus. Ein anderes Schicksal hat ein ehemaliges Bauernhaus in Riedenheim/Unterfranken erfahren. Nachdem seine Baugeschichte minutiös erfaßt worden ist, wird es nach einer Restaurierung wieder bewohnt. Über das Schicksal dieses Hauses berichten Alexandra Schwarz und Peter Frey. Ihre Darstellung gibt einen Einblick in die komplexe Arbeit von Denkmalschützern, und zugleich führen die beiden Autoren vor, was alte Gemäuer einem Fachmann alles erzählen können.

In der Rubrik 'Frankenbund intern' heißt Sie der Forchheimer Oberbürgermeister Franz Stumpf zum diesjährigen Bundestag am 05. Mai willkommen. Hier finden Sie auch die Einladung zur Konstitutionsfeier in Gaibach am 26. Mai. Der FRANKENBUND freut sich über die Verleihung des Bundesverdienstkreuzes an seinen früheren Stellvertretenden Bundesvorsitzenden Herrn Professor Dr. Hartmut Heller. Leider muß der FRANKENBUND wieder von zwei treuen Mitstreitern Abschied nehmen: Herrn Paul Ultsch aus Schweinfurt und Herrn Werner Dettelbacher aus Würzburg. In den Nachrufen wird ihr Wirken für die fränkische Kultur und Geschichte gewürdigt.

In die Welt des Scherenschnittes taucht uns Birgit Rauschert in ihrer Hommage für Fritz Giebel ein. Dank einer Spende können einige Werke Giebels in Farbe vorgestellt werden. Über die 'Lucas Cranach-Ausstellung' in Aschaffenburg informiert der Artikel von Marc Peschke. Die 'Oberfränkischen Malertage' feiern zehnjähriges Bestehen – ein Grund für Kathrin Bauer, dieses ungewöhnliche Unternehmen einmal vorzustellen, das Kunstschaffende animiert, sich mit ihrer Heimatstadt auseinanderzusetzen und das zugleich Bürgern die Gelegenheit gibt, den Künstlern bei der Arbeit über die Schultern zu schauen.

Unter 'Aktuelles' befaßt sich Reinhold Albert mit den vielfältigen Bräuchen in der Karwoche, so wie sie bis heute in der Rhön und im Grabfeld und sicherlich auch noch an manch anderen Orten in Franken gepflegt werden.

In der Mitte dieser Ausgabe finden Sie das Inhaltsverzeichnis des 58. Jahrganges des FRANKENLANDES.

Viel Vergnügen beim Lesen wünscht Ihnen  
die Schriftleitung

## Gaibach und das Gaibacher Fest von 1832

von

von *Herbert Meyer*

Ganz in der Nähe von Volkach, einer zwischen Würzburg und Schweinfurt gelegenen Kleinstadt, erstreckt sich die Ortschaft Gaibach mit ihrem alten Schloß, dessen lange Geschichte zurückreicht bis ins 13. Jahrhundert. 1651 kaufte Philipp Erwein von Schönborn, der Bruder des Mainzer Kurfürsten Johann Philipp den Gaibacher Besitz. Damit fasste das Adelshaus aus dem Westerwald erstmals Fuß in Franken, dem es nun über ein Jahrhundert seinen Stempel aufdrückte. Der Geist der 'Schönbornzeit' gestaltete auch das Gaibacher Schloß. Unter Leitung von Leonhard Dientzenhofen wurde es 1694–1712 umgebaut und mit zwei Gartenflügeln und einem kunstvoll angelegten französischen Park versehen. Salomon Kleiner hat 1728 die Anlage in seinen Kupferstichen so festgehalten. Die Innenräume waren bestimmt zur Aufnahme reicher Kunstsammlungen: Gaibach wurde zu einem Mittelpunkt der Barockkultur, die berühmtesten Architekten gingen ein und aus.

Und noch einmal rückte Gaibach in das Licht der Öffentlichkeit, als das neue Bayern sich ab 1814 große Teile Frankens einverleibte. Diese Neuerwerbungen mussten mit den alten Landesteilen zu einer neuen Einheit zusammengefügt werden. Diese Aufgabe sollte die neue Verfassung vom 26. Mai 1818 erfüllen, die dem Volke zugleich Freiheitsrechte zuerkannte. Franz Erwein Graf von Schönborn fühlte sich berufen, ihr ein Denkmal zu setzen in der Gestalt einer Säule in seinem Park und im Konstitutionsaal des Schlosses.

1821 wurde der Grundstein gelegt, und 1828 zum zehnten Jahrestag der Verfassung erfolgte die Einweihung der Säule in Anwesenheit des bayerischen Königs Ludwig I.

Aber bald danach wurde diese Verfassung vom gleichen König wieder beschnitten, so daß 1832 am 27. Mai auf den 'Konstitutionsfeiern' u.a. in Hambach und Gaibach die Veranstalter in Aufrufen und Reden vor allem die Weiterentwicklung der Verfassung zu einer stärkeren Beteiligung der Bürger sowie die Freiheit der Presse forderten.

Bereits zum ersten Jahrestag nach dem Erlaß der neuen Bayerischen Verfassung von 1818 hatte der neugewählte Abgeordnete der ersten Ständeversammlung und spätere Würzburger Bürgermeister, der Staatsrechtsprofessor Wilhelm Joseph Behr, in seiner Festrede gefordert, den 26. Mai als Verfassungstag zum "bleibenden allgemeinen Staats- und Nationalfeiertag" zu erklären. Der Antrag wurde in der Kammer der Abgeordneten zwar sofort per Akklamation angenommen, von der Kammer der Reichsräte aber abgelehnt.

Wer war W. J. Behr? 1775 in Volkach nahen Sulzheim geboren, studierte er seit 1790 in Würzburg Rechtswissenschaft. 1799 wurde er Professor an der juristischen Fakultät und im Dezember 1818 als Abgeordneter der Universität Würzburg in das erste bayerische Parlament gewählt. In Volkach war sein Bruder Arnold Joseph Behr kgl. Bayer. Rentbeamter; im dortigen Friedhof ist heute noch der Grabstein seiner Eltern, des kgl. Bayer. Landrichters Paul Joseph Behr und seiner Ehefrau Christine Reinstein, zu sehen. Im April 1821 wurde Behr Erster Bürgermeister in Würzburg und wegen der Unvereinbarkeit beider Ämter auf Geheiß des Königs im gleichen Jahr von der Universität in den Ruhestand entlassen. Damit konnte er diese auch nicht mehr im Landtag vertreten.

Die liberale Reformperiode in Bayern unter König Ludwig I. wurde 1830 jäh beendet durch die Julirevolution in Paris und deren Folgen in Polen und in verschiedenen Ländern des Deutschen Bundes: Die Zensur wurde verschärft, und bei den Haushaltsberatungen im Landtag gab es heftige Zusammenstöße. König und Landtag standen sich in offenem Konflikt gegenüber. Um den König zu treffen, wurden vor allem an der Kunstpflege empfindliche Abstriche gemacht. Seit Jahresbeginn 1832 versuchte ein neues Ministerium das monarchische Prinzip wieder zu stärken, den Liberalismus abzubauen und die freiheitlichen Rechte der Verfassung einzugrenzen. Der König wollte vor allem gegen die Presse vorgehen, weil sie angeblich einen Umsturz vorbereite. Besonders argwöhnisch wurden in Franken die Universität Würzburg, das 'Bayerische Volksblatt' und die Reden des Würzburger Bürgermeisters Behr beobachtet.

Als die besiegten polnischen Aufständischen durch Deutschland nach Paris in die 'große Emigration' zogen, wurden sie auch in Franken begeistert begrüßt und gefeiert. Anfang Mai wurden nun alle freiheitlich gesinnten Bürger zu einem Konstitutionsfest nach Gaibach eingeladen. Es kamen damals etwa 5.000–6.000 Teilnehmer, vor allem aus den umliegenden Orten des Untermainkreises, besonders aus Würzburg, aber auch aus dem Obermainkreis (Bamberg, Bayreuth, Kronach, Lichtenfels) sowie aus dem Rezatkreis (Nürnberg) und aus München. Zu den Gästen gehörten die fränkischen Landtagsabgeordneten, der Landrat und die Präsidenten der Untermainkreisregierung und des Appellationsgerichtes.

Im Gegensatz zu allen anderen Veranstaltungen begann das Gaibacher Fest mit einem gemeinsamen Gottesdienst. Danach wurde beim Zug auf den Sonnenberg das 'Mailied' gesungen:

Brüder, lasst uns geh'n zusammen  
 In des Frühlings Blumenhaine,  
 Lasset unsre Herzen flammen,  
 Auf im innigen Vereine!  
 Lieber Mai, holder Mai!  
 Winters Herrschaft ist vorbei.

Einst in solchen Maientagen  
 Ward ein Kleinod uns geschenkt:  
 Muß das Herz nicht feurig schlagen,  
 Wenn es jener Zeit gedenket?...

Ach es haben Feindes Mächte  
 Längst dies Kleinod uns geraubet:  
 Von den teuersten der Rechte  
 Uns zu sprechen kaum erlaubt...

Es war dies ein politisches Lied aus einer Sammlung polnischer Gesänge, die in Würzburg kurz vorher erschienen waren, sah man doch in den aufständischen Polen das Ideal eines für seine Freiheit kämpfenden Volkes. Unter dem geraubten Kleinod verstand jedermann die bayerische Verfassung vom Mai 1818, und des Feindes Mächte stellten die bayerischen Minister vom Jahresbeginn 1832 dar.

An der Säule sprach im Auftrag des Organisationsausschusses der Oberamtman Prof. Quante aus Würzburg die Begrüßungsworte. Danach ging der Redner auf bayerische Verhältnisse über:

"Bayern, aus verschiedenen Volksstämmen bestehend, die in verschiedenen Epochen dem Staate angereicht waren, hat keinen gemeinsamen historischen und politischen Moment als den Jahrestag der Verfassung." Durch die Verleihung der Verfassung sei die politische Mündigkeit des Bayerischen Volkes anerkannt, der Grundsatz der unumschränkten Gewalt aufgegeben, dem Volke das Recht der tätigen Teilnahme an der Regierung zuerkannt worden. "Aber jede Verfassungsurkunde ist ein totes Wort, wenn nicht ihr Geist erfasst wird, wenn nicht jeder Bürger den Umfang seiner Rechte und Pflichten genau erkennt, wenn er nicht regen lebendigen Anteil nimmt an allem, was seine oder seiner Mitbürger verfassungsmäßige Rechte berührt... Wo aber dem zarten Pflänzchen der Verfassung so rauhe Winde die Entwicklung hemmen, wo die Verfassung, wie auch ihr Urheber vorgesehen, noch so wesentliche Fortbildung und Ergänzung bedarf; wo ein unglückseliges Wahlsystem keine wahre Volksrepräsentation zulässt, wo bei mangelndem Gesetze über Verantwortlichkeit der Minister und bei dreijährigen Zwischenräumen

der Ständeversammlung schreiende Verletzungen der Verfassung zur unerträglichen Ewigkeit erstreckt werden können; da mag es vielleicht fremd erscheinen, dieser Verfassung Freudenfeuer anzuzünden; aber da wird es doppelt, da wird es zur unabweisbaren Notwendigkeit, dass die öffentliche Stimme die Wächterin der Verfassung, die allgemeine Teilnahme ihre Verteidigerin, der unumwundene Anspruch des Unwillens bei Verletzungen ihre vorläufige Rächerin werde.“ Doch stehe die Pressefreiheit obenan in der Reihe der verfassungsmäßigen Rechte und Freiheiten. “Sie dem Volke verkümmern oder entziehen, heisst die Verfassung in ihrem edelsten Teile angreifen, derselben Seele und Leben ausreißen.“ Sei erst einmal die Presse verstummt, “wer wird weiteren Übergriffen der Gewalt zu steuern vermögen, wer vermag anzugeben, wo sie stehen bleiben wird und wer ist Bürge dafür, dass nicht morgen die Vernichtung der persönlichen Freiheit, übermorgen die Freiheit der Gewissen an die Reihe kommt und so das in seinen innersten Fundamenten untergrabene, zerrissene, zerstückelte Werk zusammenstürze und in seinen Trümmern Wohlstand, Ruhe und Friede auf lange Zeit begrabe?“

Der Bamberger Bürgermeister Dr. Franz Ludwig von Hornthal sprach anschließend über die Ziele der Verfassungsbewegung. Von Hornthal erkannte an, dass vieles von den Erwartungen, die man bei ihrer Verkündigung gehegt habe, dank der Großmut des verstorbenen Königs verwirklicht worden sei und “eben deswegen wird das Bayernvolk seinem edlen Maximilian Joseph ewigen Dank dafür wissen, ewig seine Asche segnen“. Allerdings dürfte man sich nicht verhehlen, dass die Verfassung mit Zernichtung und Entkräftigung bedroht sei.

Nach Hornthal sprach nun der Würzburger Bürgermeister W. J. Behr, der betonte, dass die bayerische Verfassung nicht den gerechtesten Anforderungen entspreche, sie entspreche ihnen sogar weniger als irgendeine in Deutschland. Das Landtagswahlgesetz sei unzweckmäßig, die Gesetzgebung sei nur ein systemloser Haufen von Verordnungen, die Staatsverwaltung und besonders die Polizeiverwaltung sei voller Willkürlichkeiten, die

sich in neuester Zeit vorzüglich gegen die verfassungsmäßige Freiheit der Presse richteten. Wie sei diesem Gebrechen abzuhelfen? “Einseitig von den Regenten ausgegangene Verfassungsakte werden nie deren Aufgabe vollkommen lösen: durch sie soll eine hinreichend wirksame Kontrolle der Staatsmacht ins Leben gerufen, soll allem Mißbrauche der Staatsgewalt ein unübersteiglicher Damm entgegengesetzt werden und ich frage: Lässt sich solches von den Machtinhabern selbst und allein mit Grund erwarten? Nimmermehr! Die Erfahrung zeigt auch unwidersprechlich, dass von den Regenten einseitig ausgegangene Staatsverfassungen die gerechtesten Erwartungen der Völker immerhin mehr oder weniger unbefriedigt gelassen haben. Wirklich befriedigende, ihrer Aufgabe wahrhaft genügende Staatsverfassungen können nur durch das Zusammenwirken von Fürst und Volk ins Dasein gelangen. Darum mache ich den Vorschlag, in einer Adresse an S.M. den König – nicht die Bitte, denn hier besteht ein Recht zu verlangen, sondern – den Antrag zu stellen, dass die Verfassung des bayerischen Staates im Wege des Vertrages zwischen Fürst und Volk dahingehend geändert werden möge, dass sie ihrem Zwecke wirklich entspreche, ihre Aufgabe wirklich befriedigt löse.“ Der auf die gegenwärtige Konstitution abgelegte Eid könne einer solchen Reform gar nicht im Wege stehen. Die Vorbilder solcher durch zweiseitigen Vertrag zwischen Fürst und Volk zustande gekommenen Normalverfassungen sah Behr in Württemberg, Kurhessen und Sachsen. Seine Ausführungen fanden tausendstimmigen Beifall.

Danach begab sich die Versammlung wieder hinunter nach Gaibach und verbrachte die Zeit bis zum Mittagessen mit der Beratung der Adresse an König Ludwig I., in der man sich beschweren wollte über die Verwaltungsbehörden, besonders über die Verletzung der Pressefreiheit und der Verfassung durch das Ministerium. Die geladenen Gäste speisten an der Tafel des Grafen Schönborn, die übrigen Teilnehmer im Gasthof und ein großer Teil, darunter 200 Studenten, lagerten sich vor dem Hause unter den Bäumen. Dabei wurde auf das Wohl der ganzen Welt getrunken. Während der Unterhaltung berührte man

die höchsten politischen Probleme, so auch die kurz vorher in England beschlossene Parlamentsreform des Ministeriums Grey, die vielen als leuchtendes Beispiel für Bayern erschien. Deshalb wurde auch ein erster Trinkspruch auf die "künftige Reformbill Bayerns" ausgebracht.

Dann folgten Toaste auf die "Brüder zu Hambach und das ganze Rheinbaiern", auf die Redner des Tages und zum Schluss auf das Heldenvolk der Polen; drei Offiziere waren in Gaibach anwesend. Gegen fünf Uhr zog man wieder auf die Höhe, wo Graf Schönborn ein Laubenzelt hatte errichten lassen. Die vorbereitete Adresse an den König zirkulierte zum Unterzeichnen. Die Menge war in gehobener Stimmung. Die Musikkapelle spielte auch französische Weisen, die Marseillaise und die Revolutionshymne. Das bewog Behr, eine zweite Rede zu halten. Bei allem Verständnis für die Gefühle, die sich in dem Verlangen nach diesen Liedern geäußert hätten, habe er gewünscht, dass man sich auf deutsche Lieder beschränke. Dann erläuterte er seine am Vormittag gehaltene Rede und sagte: "Wenn Rechtsverletzungen von oben möglich sind, so ist dies ein Beweis, dass die Verfassung des Staates keinen ausreichenden Damm gegen jene enthalte." Eine Verbesserung sei nur zu hoffen vom gemeinsamen Zusammenwirken zwischen Fürst und Volk im Wege des Vertrags. Und deshalb erneuerte er seinen Vorschlag, in einer Adresse an den König "den Antrag auf Vervollständigung in dem nun bezeichneten Wege gelangen zu lassen." Behr erbot sich, eine solche gründliche Adresse zu entwerfen. Allerdings müsse sie, "wenn der König diese als den Wunsch der Mehrheit der Staatsbürger soll ansehen können", mit den Unterschriften von Hunderttausenden versehen sein. Nur dann werde sie die erwartete Wirkung haben.

Es könnte, fuhr Behr fort, die Frage entstehen, ob das Volk wirklich Mitwirkungsrecht bei der Staatsverfassung habe. Das sei ganz unzweifelhaft. "Ich führe den einfachsten, fasslichsten Beweis. Wenn Menschen, auf die Zahl kommt es nicht an, und was von zehn gilt, gilt auch von Zehntausend, von zehn, zwanzig und mehr Millionen, zusammentreten, und sich für das Erstreben eines bestimm-

ten, gemeinsamen Zwecks vereinigen, so ist es unstreitig ihre Sache, ihren Verein zu ordnen, zu gestalten, die Mittel für jenen Zweck zu bestimmen, und sich für dessen Erreichung zu sichern. Was hier von einem Vereine überhaupt gesagt worden, gilt unverkennbar auch vom Staatsbürger-Vereine, vom Staate. Ist auch in einem Staate die Staatsgewalt übertragen, somit in bestimmten Händen, so ist zwar unstreitig die Besorgung der Staatsangelegenheiten ihre Sache, und ihren Anordnungen muss Folge geleistet werden: sie hat zu regieren. Aber sind denn die Regierten bloß dazu und darum da, um von ihr nach Belieben sich regieren zu lassen? Keineswegs!"

Den Wortlaut seiner Rede hat Behr nachträglich schriftlich festgehalten. Ob er dabei manche Formulierung etwas abgeschwächt hat, wissen wir nicht. Es ist aber zu vermuten, denn begeisterte Zuhörer riefen am Schluss "Republik! Republik!" Andere erwiderten: "Nichts Republik! Reform! Reform!" Diese Rufer, größtenteils Mitglieder Würzburger Bürger- und Trinkgesellschaften wie der 'Reichsstädter', der 'Ritter vom eisernen Helm' und des 'Grünen Bundes', hoben den Redner auf ihre Schultern und trugen ihn auf dem Platz umher. Dabei sollten Zurufe gehört worden sein, wie "Dieser sei unser Frankenkönig!" Es hätte nicht viel gefehlt, und man hätte ihn sogar zum "Herzog von Franken" ausgerufen. Als Behr die begeisterte Menge beruhigt hatte, sagte er noch: "Mit tief bewegtem Herzen danke ich Ihnen für die Beweise von Liebe und Achtung, mit denen Sie mich eben unverdient überhäufte ... Ich habe bisher lange geschwiegen, und manche schießen zu glauben, als ob ich für die gerechte Sache des Volkes erkaltet, wo nicht gar fremd geworden sei; es ist dies keineswegs der Fall: Ich schwieg, wo und weil es meiner Sprache nicht zu bedürfen schien, werde aber da nicht zurückbleiben, wo ich mit meiner Sprache dem Rechte wirklich nützen zu können glaube; denn der gerechten Sache des Volkes ist mein ganzes Leben geweiht."

Währenddessen war die sehr scharf abgefasste Adresse an den König herübergereicht und mit fast zweitausend Unterschriften versehen worden. Bald erreichte sie ihren Bestimmungsort in München. Dort nahm man

den Fehdehandschuh auf. In Franken begannen Justiz und Polizei fieberhaft zu arbeiten, um die 'große demokratische Verschwörung' zu zerschlagen, an die man in München glaubte.

Die fränkische Demagogenverfolgung richtete sich vor allem gegen Behr. Eine Ergebnisadresse Würzburger Magistratsräte und Bürger an den König sollte sich von den Vorfällen in Gaibach distanzieren, aber die Gemeindebevollmächtigten lehnten vorerst ab. Nur der Oberst des Landwehregimentes versicherte dem König unverbrüchliche Treue, gegen den Protest von etwa hundert liberalen Offizieren und Landwehrmännern.

Eine Versammlung im Guttenberger Wald nahe Würzburg hatte am 5. August 1832 zu heftigen Angriffen gegen die sogenannten 'sechs Artikel' der Bundestagsbeschlüsse vom 28. Juli geführt, worin die Beschränkung des Petitions-, Budget- und Gesetzgebungsrechtes in den Ländern verlangt wurde. Und wieder war auf Behr ein Hoch ausgebracht worden. Das führte im Gemeindekollegium zu dem Antrag, den Ersten Bürgermeister in den Ruhestand zu versetzen, um dadurch den König wieder gnädig auf Würzburg zu stimmen. Behr legte zwar Rechtsverwahrung ein, aber ein königliches Dekret stimmte umgehend zu. Die Stadt ließ ihren Bürgermeister fallen.

Der Würzburger Stadtkommissar Dr. Wiesend war seit geraumer Zeit hinter den 'Radikalen' her, und der Wiesentheider Herrschaftsrichter Joseph Habersack hatte beim königlichen Landgericht Volkach Anzeige gegen Behr erstattet. So war seit August hier eine Untersuchung wegen seiner Reden in Gaibach im Gange. Das Ergebnis reichte aus, um beim Würzburger Kreis- und Stadtgericht ein Strafverfahren wegen Hoch- und Landesverrat zu beantragen. Behr wurde am 24. Januar 1833 verhaftet und auf die Fronfeste abgeführt.

Das Verfahren wurde beim Appellationsgericht für den Untermainkreis eröffnet, bald aber nach München gezogen. Am 30. März 1836 erging das Urteil. Behr wurde verurteilt "zur öffentlichen Abbitte vor dem Bildnisse des Königs und zur Festungsstrafe zweiten Grades auf bestimmte Zeit, verbunden mit

Dienstesentzug". Die Abbitte erfolgte in Würzburg vor einer Menge von Zuschauern am 26. Juni 1836; Anfang Juli wurde er auf die Festung Oberhaus in Passau abgeführt und dort streng gehalten. 1839 durfte er sich in Passau ein Zimmer mieten und unbeaufsichtigt in der Stadt bewegen; 1842 wurde ihm gestattet, nach Regensburg zu seiner Schwester überzusiedeln. Von hier aus richtete Behr an den Würzburger Magistrat die Bitte um Unterstützung in einem Brief, dessen Schrift recht müde wirkte. Behr war wohl alt geworden, seine Kraft war gebrochen.

Der König war erst im Juni 1847 bereit, ihn zu begnadigen. Behr starb 1851 in Bamberg, völlig rehabilitiert wurde er erst lange Jahre nach seinem Tod, im Jahr 1884.

### Quellen und Literatur:

- Wilhelm Joseph Behr, Die vom Hofrath Dr. W. J. Behr am 27. Mai in Gaibach gesprochenen Worte. Würzburg 1832.
- Wilhelm Joseph Behr, Kurze Andeutung der Aufgabe der bevorstehenden konstituierenden Versammlung zu Frankfurt. Bamberg 1848.
- Max Domarus, Bürgermeister Behr. Würzburg 1971.
- Leo Günther, Würzburger Chronik, Bd. III 1802–1848. Würzburg 1925 (mit wörtlicher Wiedergabe der Zeitungsberichte von 1832 etc.).
- Max Spindler, Handbuch der bayerischen Geschichte, 4. Band: Das neue Bayern 1800–1970. München 1974.
- Ulrich Wagner (Hrsg.), Wilhelm Joseph Behr. Dokumentation zu Leben und Werk eines Würzburger Demokraten. (Veröffentlichungen des Stadtarchivs Würzburg 1). Würzburg 1985.
- Ludwig Zimmermann, Die Einheits- und Freiheitsbewegung und die Revolution von 1848 in Franken. Würzburg 1951.

Am 26. Mai dieses Jahres wird der 175. Wiederkehr des Gaibacher Festes von 1832 mit einer Festveranstaltung rund um die Gaibacher Konstitutionssäule gedacht! Hierzu lädt der Veranstalter, die Bayerische Einigung e.V., auch alle Mitglieder des FRANKENBUNDES herzlich ein. Nähere Angaben finden Sie in der Rubrik 'FRANKENBUND intern'.

# Der Gasthof zur Schwane in Sommerach 1832/33 – Ein Treffpunkt unterfränkischer Revolutionäre?<sup>1)</sup>

von

Ute Feuerbach

Am 27. Mai 1832 fand in Gaibach zu Ehren der bayerischen Verfassung von 1818 eine Verfassungsfeier statt. Diese Veranstaltung sollte dem führenden fränkischen Liberalen und damaligen Ersten Bürgermeister von Würzburg Wilhelm Joseph Behr zum politischen und persönlichen Verhängnis werden. Ob Behr ein Revolutionär und damit ein Hochverräter war, ist eine Frage, die spätestens seit den Anträgen der Bayerischen Einigung auf eine Aufnahme des fränkischen Politikers in die Ruhmeshalle auf der Münchner Theresienwiese andere Antworten gefunden hat, als es noch die Strafjustiz des bayerischen Königreichs getan hatte.

## Zur Vorgeschichte

Seit den revolutionären Ereignissen des Juli 1830 in Frankreich und den Übergriffen politischer und sozialer Unruhen auf die deutschen Staaten saß die Angst bei König Ludwig I. von Bayern tief, selbst Opfer eines revolutionären Umsturzes zu werden. Auch die politische Öffentlichkeit im Königreich Bayern reagierte in diesen Jahren besonders sensibel, vor allem, wenn es um die Ausgestaltung der Verfassung vom 27. Mai 1818 ging. "Es war eben damals die Epoche nach der Pariser Julius-Revolution, wo in deutschen Staaten nicht weniger Aufregung mancher Wünsche von der einen, als Misstrauen und Argwohn von der anderen Seite sich wirksam zeigten", so Behr im Nachhinein über den Zeitgeist jener Jahre.<sup>2)</sup>

Inbesondere die unterfränkischen Adelsbauern, immerhin um 1830 über 20% der unterfränkischen Bevölkerung<sup>3)</sup>, setzten in die politischen Mandatsträger der bayerischen Abgeordnetenkammer ihre Hoffnung, endlich aus den feudalen Fesseln befreit und damit rechtlich wie sozioökonomisch mit den "übrigen glücklicheren ... Staatsbürgern"<sup>4)</sup> gleichgestellt zu werden, nachdem von der

Justiz keine Hilfe mehr zu erwarten war.<sup>5)</sup> Die Regierungen Max I. Josephs und Ludwigs I. hatten trotz aller Beteuerungen und Verlautbarungen zur "Erfüllung der Verfassungs-urkunde"<sup>6)</sup> kein Ablösungsgesetz zustande gebracht, das den Grundholden, also den abgabe- und dienstpflchtigen Bauern, die verfassungsmäßig zugesicherte Freiheit und Gleichheit geben sollte. Ludwig I. hatte sogar zum Landtag 1830/32 die Vorlage eines solchen Landeskulturgesetzes untersagt: "Auf diesem Landtag lasse ich kein Kulturgesetz vorlegen, auch kein Versprechen für die Zukunft wird ertheilt."<sup>7)</sup> Zu tief saß schon die Furcht vor revolutionärer Unruhe in der Bauernschaft, aber einzudämmen war die revolutionäre Stimmung damit nicht, wie die Geschehnisse in Gaibach 1832 zeigen.

Die fränkische bürgerliche politische Opposition hatte sich seit den ersten Jahren des Deutschen Bundes zu formieren begonnen, vor allem infolge der Auseinandersetzungen und Diskussionen im bayerischen Landtag von 1819. Als die führenden Köpfe der liberalen Opposition galten der Erste Bürgermeister von Bamberg und erster Präsident des neugeschaffenen Landrates des Obermainkreises Dr. Franz Ludwig von Hornthal und der Würzburger Erste Bürgermeister Behr; sie bestimmten zu diesem Zeitpunkt die Debatten. Vor allem ihre Forderung nach einer Verteidigung des Militärs auf die neue bayerische Verfassung hatte die bayerische Regierung Max Josephs stark verunsichert, ja sogar Staatsstreichpläne zur sofortigen Außerkraftsetzung der Verfassung ausgelöst. Max Joseph zog es jedoch vor – man glaubt auch darin eine Intervention des Kronprinzen Ludwig zu entdecken –, die liberale Opposition in der Öffentlichkeit als 'Störenfriede' zu diffamieren und die aktive Öffentlichkeitsarbeit durch Zensurmaßnahmen zu ersticken. Zum

Landtag des Jahres 1822 gelang es ihm, Behr das Landtagsmandat zu verwehren und von Hornthal aus den Ausschüssen des Landtags auszuschließen, so dass sich schon früh die liberale Opposition auf eine außerparlamentarische Arbeit in Bayern fokussieren musste.

Diese Ausschlusspolitik, die König Ludwig I. nach 1825 gegenüber von Hornthal und Behr fortsetzte, führte zu einer politischen Radikalisierung der fränkischen Liberalen, die auch bald unter der städtischen wie ländlichen Bevölkerung des Untermainkreises um sich griff, zumal es Ludwig nicht gelang, die in ihn gesetzten Hoffnungen auf Verbesserungen der ökonomischen und sozialen Lebensbedingungen seiner unterfränkischen Untertanen zu erfüllen.

Die unterfränkische Oppositionspresse nahm diese Problematik gerne auf.<sup>8)</sup> Von besonderer Popularität war dabei das von Johann Gottfried Eisenmann<sup>9)</sup>, einem seit den Studentenprotesten von 1817 politisch aktiven Arzt, in Würzburg herausgegebene 'Bayerische Volksblatt', in dem vor allem die Missstände des Würzburger Landes angeprangert wurden.<sup>10)</sup> Auch Behr hatte sich dort mit politischen Themen zu Wort gemeldet.

Neben den politischen Themen waren es insbesondere wirtschaftliche Probleme, die zu Protesten und Unmutkundgebungen im Untermainkreis führten. Aufgrund des ständigen Auf und Ab des Getreidepreises seit den Hungerjahren von 1816/1817 war die Preisentwicklung immer wieder Gegenstand der öffentlichen Diskussion. Nachdem zwischen 1824 und 1828 die Getreidepreise um annähernd 50% angestiegen, bis 1830 aufgrund reicher Ernten jedoch wieder abgebrockelt waren, hatte die Teuerung des Roggen, des in Unterfranken vorwiegend angebauten Getreides, von Juli bis November 1830 Unruhe im Land ausgelöst. So war Magistratsrat Lülisdorf, der schärfste Gegenspieler Behrs in Würzburg und von Profession Getreidehändler, wegen seiner Getreideaufkäufe in Würzburg und Ochsenfurt in die Kritik der Würzburger Bäcker geraten und hatte für weitere Polarisierung in der Stadt gesorgt.

Bei den unterfränkischen Untertanen standen aber auch Steuern, Abgaben und Zölle in der Kritik. In seinem Bericht an den König vom 4. Oktober 1830 zitiert der unterfränkische Regierungspräsident aus einem Aufruf: "Deutsche Bürger! Erhebt Euch zum heiligen Kampfe für Freiheit, Religion und Vaterland! Steckt die Mauthäuser in Brand, diese Schlachtbänke, wo ein Glück, ein Wohlstand grausam hingeopfert wird."<sup>11)</sup> Auch in den Nachbarstaaten regte sich der Unmut: In Hessen zerstörten aufgebrachte Bauern Rent- und Landgerichtsämter, plünderten die Kassen und verbrannten die Steuerlisten. Im Untermainkreis kam es zunächst nicht zu solchen Gewaltausbrüchen; aber in Flugschriften wurde vehement die Verminderung der Abgaben und ein gerechtes Abgabensystem gefordert, was das Würzburger Stadtkommissariat im Oktober 1830 fürchten ließ, dass die hessischen Unruhen doch auf das Würzburger Land übergreifen werde: "Seit einigen Tagen findet man allerley namenlose Anschläge an den öffentlichen Gebäuden, an den Häusern der Privaten und an den Bäumen, auf den öffentlichen Spaziergängen innerhalb der Stadt. Einige derselben enthalten drohende Wünsche für wesentliche Verminderung der Abgaben, ein gerechtes Abgabensystem, Aufhebung der Mauths des Lottos und des Stempels, Abschaffung der MilitärConscription, gute Gesetzbücher, Trennung und Öffentlichkeit der Justiz, wirkliche Verbesserung der Verfassung, unmittelbare Wahlen zum Landtage und zu den Gemeindestellen, wirkliche Pressefreiheit."<sup>12)</sup>

Einige bäuerliche Gemeinden wandten sich wegen der Überlastung mit grundherrlichen Abgaben und Dienstpflichten mittels Petitionen an die Abgeordnetenversammlung, worin sie Abgabenerleichterungen und die verfassungsmäßig garantierte Befreiung von leibherrlichen Pflichten forderten. Die Abgeordneten sprachen sich infolgedessen für ein klares Gesetz zur Umwandlung und Fixation der Grundlasten aus.<sup>13)</sup> Doch König Ludwig I. war, wie schon gesagt, nicht gewillt, auf ein solches Begehren einzugehen.

Vor Ort suchte die Regierung durch gezielte Maßnahmen Ruhe und Ordnung im Unter-

mainkreis zu erhalten. Die Beamten auf dem Land sollten Sorge dafür tragen, dass die Armen genügend Nahrung erhielten, dass die Brennholzpreise beobachtet, dass Arbeitslose durch Arbeitsaufträge beschäftigt, dass durchziehende Fremde stärker kontrolliert wurden.<sup>14)</sup> Darüber hinaus setzte die Regierung nun auf flächendeckende Bespitzelung politisch verdächtiger Personen wie auch auf lückenlose Aufklärung aller Vorkommnisse. Selbst über die Kirche – in Predigten, persönlichen Gesprächen mit Gemeindemitgliedern und im Beichtstuhl – sollte auf die Gesinnung der Untertanen Einfluss genommen werden. Durch den Bundesbeschluss vom 21. Oktober 1830, 'Maßregeln zur Wiederherstellung und Erhaltung der Ruhe in Deutschland'<sup>15)</sup>, sah sich die bayerischen Regierung dazu berechtigt.

Bei Tumulten oder gewalttätigen Vorfällen ging die Würzburger Kreisregierung immer auf gleiche Art vor, um den notwendigen Respekt vor der Obrigkeit wiederzuerlangen. Auch in Sommerach – und damit sind wir endlich am Ort unserer Betrachtung angelangt – war dies so erfolgt. Nach einem Überfall auf einen in Sommerach ansässigen Juden wurde die gesamte Gemeinde zusammengerufen; sie sollte sich über den Vorfall erklären. Obwohl die Schuldfrage nach Ansicht der vorgeladenen Sommeracher keineswegs geklärt war, musste die Gemeinde allen Protesten zum Trotz am Ende für den entstandenen Schaden haften. Darüber hinaus wurde den Versammelten angedroht, dass bei weiteren Vorfällen Militär einquartiert werden werde, was weitere Kosten für die Gemeinde bedeutet hätte.<sup>16)</sup> Antijüdischer Krawall – sollte es überhaupt einer gewesen sein – fand daraufhin in Sommerach nicht mehr statt.

Es war allgemeine Strategie der bayerischen Obrigkeit, mit Polizei, Landwehr und Militär Präsenz zu zeigen und damit das Entstehen direkter Aktionen präventiv zu verhindern. Dazu wurden die Behörden auch angehalten, über jedes Ereignis Bericht zu erstatten. Die Kontrolle der öffentlichen Meinung in Presse, Vereinen und bei Versammlungen erfolgte über persönliche Verbindungen, Bespitzelung und polizeiliche

Überwachung. "Landrichter, Stadtkommissare und Polizeibeamte stellten Geheimberichte über politische Stimmung und Aktivitäten der Einwohner."<sup>17)</sup> Vor allem in den Gemeinden, in denen schon seit 1827<sup>18)</sup> auffällige politische Umtriebe registriert wurden – wie in Nordheim, Escherndorf, Münster-schwarzach und auch in der Gemeinde Sommerach<sup>19)</sup> –, mußte mit einem besonderen Eifer der Spitzel und Beamten gerechnet werden. Sensibilisiert durch den Vorfall gegen den ansässigen Juden war wohl in Sommerach auf beiden Seiten erhöhte Aufmerksamkeit vorhanden, was die revolutionäre Gesinnung betraf.

### *Die Ereignisse des Jahres 1832*

1832 erreichten die Zensurmaßnahmen der bayerischen Regierung gegenüber politischen Schriften und Zeitungen ihren Höhepunkt. Politische Vereine waren oder wurden im Laufe des Jahres verboten. Die verstärkte Kontrolle der Beamtschaft schürte Diffamation und Duckmäusertum. Bald schwelten die bisher öffentlich ausgetragenen Proteste nur noch unter der Decke.

Was als Möglichkeit zur politischen Agitation blieb, waren Volksfeste jeder Art. Gerade die feierlichen Empfänge für liberale Abgeordnete der Ständeversammlung der Landtagssession 1831 im Januar 1832 wurden dazu genutzt, politisch zu agieren. Zu Ehren der Abgeordneten fanden Bankette und Festessen statt, wo Gedichte vorgetragen wurden und man die Abgeordneten hochleben ließ. So berichtete das 'Bayerische Volksblatt' von einem "constitutionellen Fest" in Marktbreit, das Anfang Februar 1832 mit Beteiligung fast aller namhafter Landtagsmitglieder des unterfränkischen Raumes unter großer Teilnahme der Bevölkerung stattfand.<sup>20)</sup> In Würzburg fand ein Bürgerball statt, wozu gezielt keine Beamten der Zivil- wie Militärbehörden eingeladen waren, sondern nur der Stadtmagistrat mit den Bürgermeistern Behr und Benkert, die hiesigen Abgeordneten der Ständeversammlung, Professoren und Studenten. Schrifttafeln mit Aufschriften wie: "Es lebe die Konstitution", "Freiheit der Meinungen", "Gleiche Berufung zu Pflicht und Ehre der Waffen", "Gleichheit

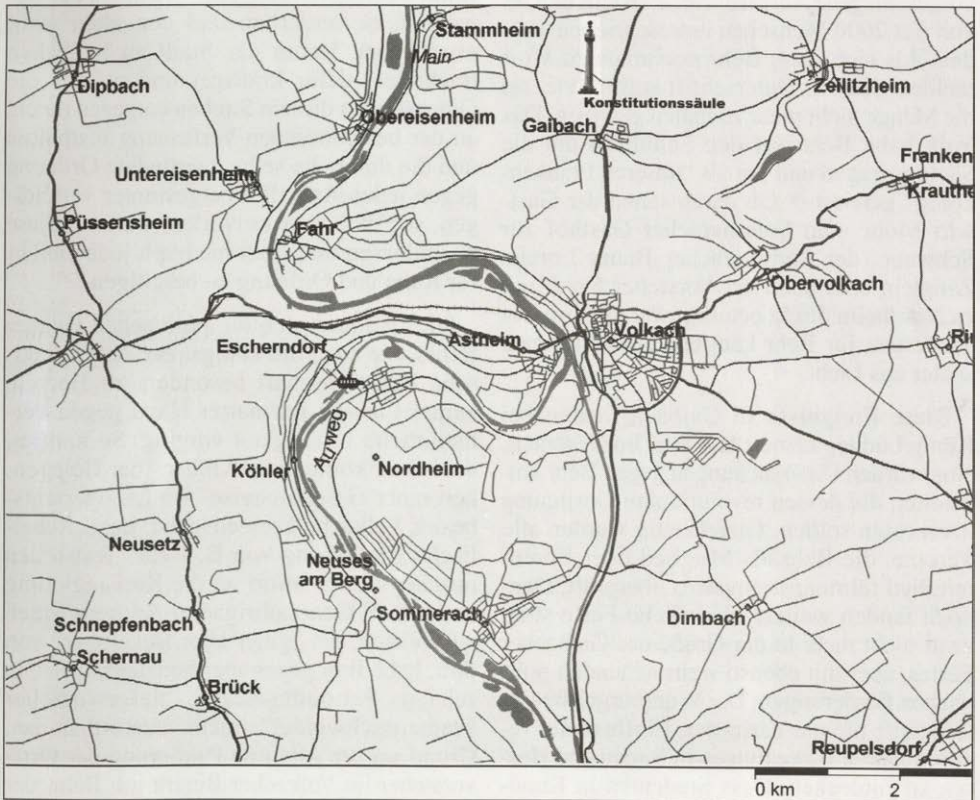
der Gesetze" und "Gleichheit vor dem Gesetze" schmückten den Saal, was die politische Absicht des Festes wohl gut beleuchtet. Der Auftritt Behrs am späten Abend hatte – einem Bericht an die Kreisregierung zufolge<sup>21)</sup> – große Begeisterung unter den Anwesenden geweckt, was herausstreicht, welch ein Charisma dieser Persönlichkeit zu eigen sein musste.

Trotz aller pressefeindlicher Bedrohung forderte die Oppositionspresse auf, zum Jahrestag der bayerischen Verfassung vom 27. Mai 1832 wieder<sup>22)</sup> Feiern stattfinden zu lassen, um dort in aller Öffentlichkeit die anstehenden Probleme des 'konstitutionellen Lebens' zu diskutieren. So rief das 'Bayerische Volksblatt' am 28. April 1832 zu einem Konstitutionsfest in Gaibach auf, wo Graf Franz Erwein von Schönborn-Wiesentheid zu Ehren der Verfassung von 1818 nicht nur einen Saal hatte errichten, sondern auch hoch auf einem Hügel über dem Schloss eine

Säule hatte errichten lassen. Acht Tage zuvor war ein Aufruf zum Hambacher Fest am 27. Mai 1832 veröffentlicht worden, das dann mit der Mobilisierung von 30.000 Menschen und leidenschaftlichen Reden auf Volk, Vaterland und republikanisches Europa in die Annalen der Geschichte eingehen sollte. Nach Gaibach sollen immerhin über 5.000 Teilnehmer aus Würzburg, Bamberg, Bayreuth, Kronach, Lichtenfels, Nürnberg, Scheinfeld und vor allem aus den umliegenden Orten des Untermainkreises gekommen sein – und die dort gehaltenen Reden und Aktionen standen denen von Hambach wohl in nichts nach.

### *Die Wirkung des Gaibacher Festes auf das Umland*

Dieses bedeutende Schauspiel fränkischer Opposition verfolgten auch Bauern und Bürger aus Sommerach, einem ca. 8 km südlich



von Gaibach gelegenen unterfränkischen Weinort. Sie hörten die flammenden Reden zur bayerischen Verfassung, zur Einheit und Freiheit Deutschlands, zum demokratischem Wahlrecht und Volksrepräsentation. Doch am meisten beeindruckt waren sie wohl vom Auftreten Wilhelm Josef Behrs. Dieser hatte nach der recht gemäßigten Rede des Bamberger Bürgermeisters von Hornthal das Wort ergriffen. Wie so oft verurteilte er die einseitige Oktroyierung der bayerischen Verfassung durch König Max Joseph, da dies das Einvernehmen zwischen Monarch und Volk ignoriere. Er schlug deshalb eine Adresse an König Ludwig I. vor, um eine entsprechende Änderung der Verfassung einzufordern. Noch habe die Menge keine große Erregung gezeigt, lediglich Beifall bekundet, berichteten die Zeitungen über das Ereignis.<sup>23)</sup> Am Nachmittag, als wohl schon im reichen Maße Wein geflossen war, habe die Menge – angeleitet durch die anwesenden Studenten – begonnen, Revolutionslieder zu singen. Die von Behr vorgeschlagene Adresse wurde erstellt und sei von fast 2000 Menschen unterschrieben worden. Als sich dann Behr nochmals zu Wort meldete und zur Unterschrift aufforderte, sei die Menge nicht mehr zu halten gewesen. Das Volk habe Behr auf den Schultern um die Säule getragen und ihn als „unseren Frankenkönig“ gefeiert.<sup>24)</sup> Ob daran schon der Gastwirt Mohr vom Sommeracher Gasthof zur Schwane, der Sommeracher Bauer Lorenz Zänglein oder auch der Vorsteher Knoblach zu Nordheim direkt beteiligt waren? Ihre Begeisterung für Behr kam erst einige Monate später ans Licht.

Diese Ereignisse in Gaibach fanden bei König Ludwig keinen Anklang. Im Gegenteil. Nun wurden Untersuchungen gegen Behr eingeleitet, die dessen revolutionäre Gesinnung überprüfen sollten. Gleichzeitig wurden alle Vereine, die Behr als Mitglied oder Ehrenmitglied führten, strengstens überprüft. Dennoch fanden weitere öffentliche Feste statt, zwar nicht mehr in der Größe des Gaibacher Festes, aber mit ebenso weitreichenden politischen Forderungen. Die Würzburger Beamenschaft meinte darin den Einfluss der revolutionären Bewegungen in Baden und Hessen zu entdecken. Dass Studenten in Kund-

gebungen die Landbevölkerung von den Freiheitsideen zu überzeugen suchten, ja mit großem Aufwand sog. Freiheitsbäume als Symbol ihrer Überzeugungen pflanzten und am Ende dazu aufforderten, Grundzinsen, Zehnten und andere Abgaben zu verweigern<sup>25)</sup>, war aber keineswegs importiert, sondern auch Teil der politischen Kultur der Zeit.<sup>26)</sup>

König Ludwig glaubte nun endgültig in Würzburg die Zentrale revolutionärer Gesinnung erkennen zu müssen. Als er sich im Juli 1832 nach Bad Brückenau aufmachte, vermied er den sonst üblichen Besuch der Stadt, und als die Stadtoberen eine Abordnung nach Brückenau schicken wollten, ja Bürgermeister Behr an deren Spitze stellten, verbat sich Ludwig eine solche Deputation: „... S.M. könne ... den Schmerz über die mannigfachen Beweise übler Gesinnungen und gefährlicher Umtriebe in Würzburg nicht beugen und müsse wünschen, daß je mehr die Übelgesinnten den guten Geist der Mehrzahl der Bewohner zu verderben und den alten wohl erworbenen Ruhm der Stadt zu beflecken trachteten, dafür kräftiger und offener die Gutgesinnten diesem Streben entgegen treten, an der beschlossenen Verfassung festhalten und die durch die selbe gegründete Ordnung gegen jeden Angriff Übelgesinnter verteidigen, sogleich aber mitwirken werden, diese zu entlarven und eben hiedurch jede Gefahr für Ruhe und Ordnung zu beseitigen.“<sup>27)</sup>

Dies nahmen sich die politischen Gegner Behrs wie auch die königstreue unterfränkische Beamenschaft besonders zu Herzen, zumal Ludwig mit harter Hand gegen vermeintliche Untätigkeit vorging. So kam es, dass Stadtkommissar Klüber „bei Gelegenheit einer Geschäftsreise“ im Landgerichtsbezirk Volkach „Freiheitsgeist, dann Rebelle Einflößung von B. Behr“ feststellen musste, was er sofort an die Kreisregierung meldete.<sup>28)</sup> Generalbrigadier Andreas Spieß zu Volkach, ein „guter alter Bekannter“ von ihm, habe ihm gegenüber bedauert, dass „in seinem Patrouille-Bezirk tiefgewurzelter Freiheitsschwindel“ nicht ausrottbar sei. Grund sei die geheime Paktierung der Ortsvorsteher im Volkacher Bezirk mit Behr, der



Die Konstitutionssäule nördlich von Gaibach

Foto: Gig

rege Korrespondenz mit diesen führe. Diese verheimlichte jede Bewegung in ihren Dörfern, so dass eine Untersuchung nur schwer durchführbar sei. Als "Muttersitz des revolutionären Stoffs" bezeichnete er das Gasthaus zur Schwane in Sommerach, wo jeden Nachmittag sich die Gesellschaft der Schwindler versammelte und weiter verarbeitete, was Professor Behr in periodischen Besuchen dort niedertrage.<sup>29)</sup> Hervorgehoben als Leitfiguren des revolutionären Zirkels werden neben Gastwirt Mohr der Bauer Zänglein, die beiden Schullehrer von Sommerach, der Gastwirt Schmitt zu Rüdtenhausen, der Schreiber des dortigen Herrschaftsgerichts namens Stöckert und der Vorsteher Knobloch zu Nordheim, "der am Feste zu Gaibach von seinen Nachbarn Unterschriften für eine ultraliberale Idee gesammelt habe".<sup>30)</sup> Erstaunt zeigte sich der Stadtkommissar Klüber in seinem Bericht über die Schilderung von Spieß, dass im Gasträum der Sommeracher Wirtschaft zur Schwane drei Porträts aufgehängt seien: von König Max, von König Ludwig

und vom Professor Behr. Letzteres sei nach dem Gaibacher Fest sofort "reich umkränzt worden". Auf seine Anfrage, warum man nicht auch die Königsbilder umkränzt habe, habe der Gastwirt "mit verächtlichem Blicke" geantwortet: "Nur dieser Mann Behr verdient beehrt zu werden."<sup>31)</sup>

Für den Volkacher Gendarm Spieß konnten diese Freiheitsgedanken nur von außen nach Sommerach getragen worden sein. Denn gerade an den Tagen, als das königl. Reitergeschwadron ("Chevaux-Legers") aus dem Rheinkreis zurückkehrend in Sommerach einquartiert war, tauchten verschiedene "Schriften freien Inhalts" auf, die auch in den umliegenden Dörfern aufgefunden wurden. Ein gewisser Max Then, der in Sommerach geboren jetzt in Würzburg lebe und dort mit Behr engen Kontakt pflege, soll an dieser Aktion beteiligt gewesen sein. Gerüchte? Diffamierung? Verleumdung? Für Spieß lag die Gesinnung dieser Personen, aber auch der Landgerichtsbewohner offen: "Unter Freiheit

denken sich diese Leute einen Zustand ohne Obrigkeit, Gesetze und Abgaben und Nichts reizt den Pöbel leichter auf, als die Aussicht auf diesen Zustand.“<sup>32)</sup>

Was anderes sollte nun Klüber angesichts des Berichts seines Bekannten aus Volkach tun, als dieser Sache auf den Grund zu gehen. Nie war die Zeit günstiger, sich für höhere Aufgaben anzuempfehlen, als jetzt. Nur fünf Tage später, am 25. Sept. 1832, legte er der Kreisregierung einen umfassenden Bericht seiner Nachforschungen vor, aus denen seiner Meinung nach deutlich hervorgehe, dass die Agitationen Behrs und seiner Mitstreiter schon viel weiter in das Volk eingedrungen seien, als dies bislang vermutet worden war. Bereits in Rottendorf, in einem Vorort östlich von Würzburg, habe er Schwärmereien über die Rede Wilhelm Behrs in Gaibach gehört. Auch sei das Volk darüber aufgeklärt worden, was König Ludwig mit dem schwer verdienten Geld seiner Untertanen mache: “Für fremde Weibsbilder” baue er Häuser in Italien, statt es zum Wohl seiner Untertanen zu verwenden. “Einem solchen Unwesen müsse ein Ende gemacht werden, koste es was wolle“<sup>33)</sup>, so das Fazit von Rottendorfer Untertanen. Weiter sei das Landvolk davon überzeugt, dass der König mit den Einkünften des Landes umgehen könne, wie er wolle. Sollte er eine Million durchgebracht haben, brauche er nur eine neue Auflage auszudenken, um sich weiterhin zu bedienen. Wenn wundert es, so der Würzburger Stadtkommissar in seinem Bericht, dass die liberalen Agitatoren so großen Zuspruch fänden.

In Sommerach, dem eigentlichen Ziel der Inspektionsreise vom 22./23. Sept. 1832, quartierte er sich im Gasthaus zur Schwane ein. Er hatte Glück, so der Berichterstatter. Tatsächlich seien dort Männer versammelt gewesen, deren Reden sie als ‘Ultraliberale’ auswiesen. Klüber bestätigte in seinem Bericht, dass für diese Männer “Behr ihr Abgott“<sup>34)</sup> sei. An diesem Abend waren deren Gemüter besonders wegen der Absetzung Behrs aus dem Bürgermeisteramt in Würzburg erhitzt, und sie hätten sich heftig darüber ausgelassen. Offensichtlich hatten sie in Klüber keinen Spitzel erkannt – oder machte sich

der Stadtkommissar von Würzburg nur wichtig? Jedenfalls behauptete er, dass der Gastwirt Mohr ihm freimütig erzählt habe, dass Behr, Advokat Friedrich<sup>35)</sup>, Metzler (Mitglied der Liberalen in Würzburg) und der Abgeordnete Joseph Leinecker oft bei ihm einkehrten, ja dass Friedrich Hoffbauer, ein politisch besonders aktiver Student der Medizin in Würzburg, später Abgeordneter der Frankfurter Nationalversammlung 1848/49<sup>36)</sup>, drei Tage bei ihm logiert hätte, um von Sommerach aus in den Ortschaften der Umgebung “Freiheit zu predigen“. Als Klüber die strafrechtliche Untersuchung gegen Behr angesprochen habe, habe sich besonders der Sommeracher Bauer Zänglein darüber ereifert, dass die Regierung hier wohl keine Unterstützung finden werde, da “das Volk ... einen Mann (nicht) verrathen (werde), der seine, des Volks Interessen vertheidige.“<sup>37)</sup> Außerdem fände die liberale Sache im Landrichter zu Volkach einen Verbündeten. Der Bauer habe Klüber daraufhin für den nächsten Tag bei sich eingeladen, wo er frei von den Zielen der liberalen Bewegung gesprochen habe. Nach Aussage von Zänglein habe der Student Hoffbauer ihm selbst versichert, dass “Männer mit ins Interesse gezogen“ seien, “die beim Beginn des Aufstands die Uebergabe der Festung Marienberg erleichtern würden.“<sup>38)</sup> Trotz aller Regierungsmaßnahmen sei Zänglein davon überzeugt gewesen, dass ihr Unternehmen nicht aufgegeben werden dürfe und “dass die Durchführung großer Ideen immer das Leben der Anfänger gekostet habe. Er selbst wolle seinen Kopf gerne hergeben, wenn nur seine Kinder eine bessere Zukunft dadurch gewöhnen.“<sup>39)</sup>

Diese Freimütigkeit der Sommeracher Revolutionäre gegenüber einem Fremden macht stutzig; aber kann man sich dieses wirklich alles aus den Fingern saugen? Dem Historiker bleibt die Skepsis – aber die Neugierde treibt ihn an, den Bericht weiter auszuwerten. Die detaillierte Angabe der beim Sommeracher Bauern Zänglein angeblich deponierten verbotenen Flugschriften kann auch eine Frucht der Arbeit Klübers im Büro des Stadtkommissars in Würzburg gewesen sein. Klüber

könnte aber auch tatsächlich die Zentrale eines revolutionären Zirkels entdeckt haben!?

Auch im Nachbardorf Nordheim am Main ist Klüber seinem Bericht zufolge dank Zänglein bei "dem Schwindler Blättnr" freundlich aufgenommen worden. Ja, man habe Zänglein und ihn dort mit Blumensträußen und Weintrauben herzlichst begrüßt und ohne Misstrauen in das Wirtshaus geführt, das dem Vorsteher zu Nordheim "und Glied der demagogischen Gesellschaft" gehörte. Auch dort habe man ihm von dem segensreichen Wirken des Studenten Hoffbauer berichtet, der "im Wirtshause einer Menge Menschen so rührend Freiheit gepredigt (habe), daß alle Anwesenden weinend sich Brudersinn und Zusammenhalten zum Kampf für die Freiheit gelobt hätten."<sup>40)</sup> Als Mitglieder der Nordheimer "demagogischen" Gesellschaft wurden ihm die Weinhändler Blendel und Schliermann zu Escherndorf, dem Nordheim gegenüberliegenden berühmten Weinort, sowie ein Mönch des Franziskanerklosters in Dettelbach genannt. Am Ende seines Berichtes bezweifelte Klüber aber, dass in den Orten Sommerach, Nordheim und Escherndorf Zeugen zu finden seien, die seine Angaben bestätigen könnten. Er schlug deshalb eine Hausdurchsuchung vor, um die Korrespondenz der genannten Personen mit Behr aufzustoßern.

Nun fragt man sich, ob sich Klüber diese Geschichte doch nur zurecht geschnitten hatte, weil er sich von einer Hausdurchsuchung die Bestätigung seiner kühnen Theorien erhoffte – oder sind diese Personen wirklich in einem revolutionären Zirkel verbunden gewesen? Angesichts meiner wissenschaftlichen Erfahrungen mit politischen Handlungen und Denken von Bauern im Vormärz<sup>41)</sup>, angesichts der oben aufgezeigten revolutionären Zeitlage neige ich – zumindest in der Grundtendenz – dazu, den Angaben Klübers Glauben zu schenken.

### *Sommerach und Umgebung – ein Hort von Revolutionären?*

Landrichter Ehlen von Volkach, der zuständigen Amtstadt ganz in der Nähe von Gaibach, bestätigte auf Anfrage der Kreisre-

gierung, dass Sommerach aufgrund seiner politischen Vorgeschichte ein unruhiger Ort sei, dass die Franzosenzeit dort den einen oder anderen beeinflusst haben könne. Aber insgesamt seien die Sommeracher in ihrer Mehrheit dem König, der Verfassung und den Gesetzen treu und warteten die auf gesetzlichem Wege erbetenen Verbesserungen für den Weinabsatz, in der Steuergesetzgebung und dergleichen ruhig ab. Er ging von keiner Störung der öffentlichen Sicherheit in Sommerach aus.<sup>42)</sup> Eine Durchsuchung bei dem Würzburger Max Then, der in Verdacht stand, Flugblätter mit revolutionärem Inhalt in Sommerach und Umgebung verteilt zu haben, hatte tatsächlich nichts zu Tage gefördert, was Klübers Angaben hätte bestätigen können.

Dennoch glaubte die Kreisregierung, diese Beobachtungen nicht ignorieren zu dürfen. Nun wurde der Volkacher Landrichter Ehlen aufgefordert, der Wahrheit auf die Spur zu kommen. Doch – war er nicht auch als Liberaler mit den Revolutionären unter einer Decke, wie Klüber andeutete? Deshalb bemühte sich die Kreisregierung um eine polizeiliche Untersuchung, die in Volkach in die Zuständigkeit der 6. Brigade der Polizeikompanie fiel, der auch der Gendarm Andreas Spieß angehörte.<sup>43)</sup> Dem Bericht von Spieß zufolge hat kurz nach dem Gaibacher Fest der Gastwirt Dominikus Mohr zu Sommerach in seiner Wirtsstube nicht die beiden Brustbilder von Max Joseph und Theresia(!), sondern das von Bürgermeister Behr mit frischem Laub begrünt. Auch bestätigte Spieß die genannte Verbindung von Mohr, Zänglein, Then und Sauer aus Sommerach zu Behr und bezeichnete die beiden Lehrer Michael Quagliu und Johann Longinus Krökel "als sehr freisinnig".

Es überrascht, dass der Volkacher Gendarm Spieß jetzt nach besonderer Aufforderung durch die Kreisregierung die Berichte Klübers bestätigte. Wenn er zu seiner Entlastung angab, dass diese Verhältnisse dem Landgericht Volkach längst bekannt gewesen seien, so macht ihn dies nicht glaubwürdiger. Warum hatte sich Spieß dann gegenüber Klüber geäußert, obwohl er doch wissen musste, dass Klüber an einer Aufklärung dieser Angele-

genheit besonders interessiert sein musste? Nun – es muss doch etwas Wahres an der Sache sein oder unterliegen auch wir einer geschickt eingefädelten Intrige?

Der Volkacher Landrichter Ehlen hatte bereits am 26. September, als Klübers Spitzelbericht schon angefertigt war, den verdächtigen Besuch eines Studenten Leopold und eines nicht namentlich bekannten Bedienten des Stadt- und Universitätskommissärs Wiesend zu Würzburg (vermutlich Klüber!) im Gasthaus zur Schwane in Sommerach gemeldet und vor allem das verdächtige Benehmen der beiden Besucher gegenüber dem Sommeracher Bauern Zänglein, aber auch in Nordheim selbst detailliert geschildert, wonach der Student wie auch die zweite Person sich als geheime Revolutionäre ausgegeben und “noch mehreres unsinnige Zeug geschwätzt” hätten. In Nordheim hätten sie vor allem dem Wein zugesprochen und ähnliches Geschwätz von sich gegeben. Dies sei dem Gastwirt Knoblach, dem Ortsvorsteher zu Nordheim, verdächtig vorgekommen, und er habe deshalb noch am selben Abend eine schriftliche, Zänglein am nächsten Tag eine protokollarische Anzeige gemacht.<sup>44)</sup>

Jetzt stand nicht nur die Kreisregierung vor dem Problem, welche Version der Geschichte nun die richtige sei – die Klübers oder die des Landrichters Ehlen? Auch für den Historiker wird es schwer, die Glaubwürdigkeit der Berichterstatter einzuschätzen. Klüber gelang es, Ehlen zu diskreditieren. Der Volkacher Gendarm Spieß wie auch Ehlen mussten nun Hausdurchsuchungen durchführen und Stimmungsberichte vorlegen. Die Berichte der Polizei gelangten an das Ministerium des Innern nach München. Dort nahm man die Angelegenheit sehr ernst, zumal das Gaibacher Ereignis vor allem bei Ludwig einen bleibenden traumatischen Eindruck hinterlassen hatte. Als aber Ehlen am 6. Oktober 1832 anzeigte, dass er den beiden Gastwirten zu Sommerach und zu Nordheim keine solchen Veranstaltungen mehr genehmigen werde und die beiden genannten Lehrer zu Sommerach als unschuldig erklären konnte, hatte sich der Volkacher Landrichter noch aus der Affäre retten können.

Brigadier Andreas Spieß legte in der Folgezeit seine ganze Aufmerksamkeit auf das Treiben in den Dörfern am Main. Am 11. Oktober meldete er an das ‘kgl. Compagnie-Commando der 7. GendarmerieCompagnie’ eine “muthmaßliche geheime Verbindung und aufgefundene aufrührerische Schriften”.<sup>45)</sup> Ehlen versäumte es nicht, die Meldung von Spieß sofort an die obere Behörde weiterzugeben. Beide Beamte konnten sich in solchen Angelegenheiten eine Nachsicht nicht mehr nachreden lassen.<sup>46)</sup>

Auf einem Tanz in dem bei Escherndorf am Main gelegenen Weiler Köhler im Oktober 1832 hatten junge Burschen aus Sommerach das in Gaibach gesungene Mailied<sup>47)</sup> angestimmt und einige Stellen aus einem Flugblatt mit dem Titel ‘FriedensVorschlag’ vorgelesen. Herausgekommen ist die ganze Angelegenheit durch den Ortsvorsteher von Obervolkach, der seinen staatlichen Pflichten gemäß die Erzählung eines Obervolkacher Musikanten von diesem Ereignis bei der Polizei angezeigt hatte. Dieser Musikant zeigte sich aber bei der Vernehmung verschwiegen, und die drei beschuldigten jungen Burschen aus Sommerach beriefen sich darauf, auf dem Weg nach Köhler unterhalb der Hallburg die besagte Flugschrift gefunden zu haben. Sie hätten sich lediglich einen Scherz daraus gemacht, diese für sie eigentlich ganz unverständliche Schrift zu zitieren. Nach dem Tanz habe man sich dieser Schrift “wieder dort erledigt”.<sup>48)</sup>

Für Ehlen ein Dummer-Jungen-Scherz – weiter nichts. In seinem Bericht zur revolutionären Stimmung in Sommerach kam er am 30. Oktober zum Ergebnis, dass wohl vieles nur auf Gerüchte zurückzuführen sei, für die im Grunde keine handfesten Beweise vorlägen; ja selbst das Verhalten von Leopold und Klüber, die “allgemein als autorisierte Spione gehalten werden”, könne keine klaren Schlüsse zulassen.<sup>49)</sup>

Das Ministerium des Inneren zeigte sich jedoch davon nicht überzeugt. Zunächst wurde dem Volkacher Landrichter eine Disziplinarstrafe angedroht, sollte er sich weiter so untätig erweisen. Beim Sommeracher Bauern Zänglein erfolgte eine Hausdurchsuchung,

die aber ohne Ergebnisse blieb. Der Dettelbacher Franziskanermönch blieb unerkannt. Gegen den Nordheimer Ortsvorsteher Knoblach wurde wegen seines Verhaltens nach dem Gaibacher Fest in einer Gastwirtschaft zu Werneck ein Disziplinarverfahren eingeleitet, dem Gastwirt Mohr ebenso wie auch weiteren Gastwirten in Sommerach und Nordheim mit dem Entzug der Lizenz gedroht, sollten sie "aufwieglerische Umtriebe" unterstützen. Ehlen war nun verpflichtet, jede Woche einen Sicherheitsbericht an die Regierung zu schicken, was auch bis zum 7. März 1833 erfolgte.

In München war man gegenüber Ehlen misstrauisch geworden. Nachdem dieser in seinen Berichten immer abwiegelte, die beschuldigten Personen verharmloste, ja die angeordneten Untersuchungen ohne Ergebnis blieben, kam man im Ministerium zu dem Schluss, dass wohl Landrichter Ehlen "parteilich" sei. Infolgedessen schloss man ihn von allen Untersuchungen weitgehend aus, ohne dass man ihn aber disziplinarisch verfolgte.<sup>50</sup> Die Polizei hatte nun ein besonders wachsames Auge auf Sommerach zu richten.

Doch damit war es für die 'liberalen Köpfe' in den Mainorten nicht ausgestanden. Zunächst gelang es offensichtlich, keine weiteren Aktivitäten an die Oberfläche gelangen zu lassen. Längst war es auch den Menschen im Landgerichtsbezirk Volkach klar geworden, dass es König Ludwig sehr ernst mit der Verfolgung oppositioneller Ideen und Meinungen war. Gegen Behr wurde ein Hochverratsprozess eingeleitet, viele Studenten des Landes verwiesen, die Presse verboten.

Kurz nachdem Ehlen seine wöchentlichen Berichte eingestellt hatte, brachte das Regierungspräsidium in Würzburg in Erfahrung, dass "regelmäßig wechselnde Zusammenkünfte mit politischer Tendenz bey dem Ökonom Zänglein zu Sommerach und dem Wirthe und Gemeindevorsteher Knoblach zu Nordheim stattfinden, an welchen außer diesen beyden Individuen der Lehrer Kröckel, ein gewisser mit Zänglein in Verbindung stehender Sauer – der Ökonom Max Then und der Wirth Dominikus Mohr von Sommerach, dann Blattner von Nordheim und Schlier-

mann von Escherndorf theilnehmen, Zänglein besonders kräftig wirken, Mohr aber sich in der jüngsten Zeit etwas zurückgenommen haben soll."<sup>51</sup>

Müssen nun doch alle Zweifel an einer revolutionären Gesinnung in den Mainorten überdacht werden? Wieder tauchen die gleichen Namen auf, wieder werden ihnen revolutionäre Umtriebe vorgeworfen. Landrichter Ehlen wurde nun strikt angewiesen, jede Zusammenkunft genau zu protokollieren, die Versammlungen entsprechend dem neuen Gesetz vom 31. März 1832 über das Verbot politischer Vereine zu überprüfen, jede angekündigte Versammlung durch eine 'obrigkeitliche Person' begleiten zu lassen und im gegebenen Falle alles zu unternehmen, um politische Aktivitäten in seinem Bezirk zu unterbinden.

Landrichter Ehlen blieb aber dabei, dass es im Landgericht Volkach diesbezügliche politische Aktivitäten nicht gebe. Die genannten Personen würden sich zwar regelmäßig in Nordheim treffen, um ortsüblich am späten Nachmittag "häusliche und ökonomische Gegenstände" zu erörtern oder verwandtschaftliche Beziehungen zu pflegen. Auch die häuslichen Kontakte bei Lorenz Zänglein entsprängen der Pflege freundschaftlicher und verwandtschaftlicher Beziehungen. Er selbst habe bei gelegentlichen Wirtshausbesuchen in Sommerach und Nordheim beobachten können, dass dort keinerlei "politische Umtriebe" mehr gepflegt würden.<sup>52</sup>

Der Brigadier Spieß von Volkach wurde aber nicht müde, darauf hinzuweisen, dass in Sommerach sehr wohl noch politisiert werde; auch beziehe Zänglein heimlich Pakete und Briefe über den Postboten von Gaibach, da der Postweg über Dettelbach kontrolliert wurde. Zusammenkünfte der vielfach genannten Personen, die sich um die eine oder andere Person erweiterten, wurden für Münsterschwarzach und für Dettelbach nachgewiesen. Der Dettelbacher Landrichter, dem nun die Überprüfung der Mainorte übertragen wurde, ging voller Eifer jedem Gerücht nach. Jedoch für alles fand sich eine einfache, ganz unpolitische Erklärung, so dass auch die Kreisregierung einsehen musste, dass von der

revolutionären Stimmung im Landgericht Volkach seit dem Mai 1832 nicht mehr viel übrig geblieben war.

Mit dem Tod des Sommeracher Bauern Zänglein zum Jahresende 1833 war offensichtlich dann auch der Kopf der revolutionären Vereinigung in Sommerach verstorben; denn dessen Sohn war entgegen ersten Vermutungen nicht in der Lage, die geistige Führerschaft zu übernehmen. Auch das Interesse der Regierung an den Ortsgeschehnissen nahm im Laufe des Jahres 1834 rasch ab.

Am Ende blieb alles nur eine Episode im Meer der Geschichte – mehr nicht. Dass aber Ereignisse wie das Gaibacher Fest im Lichtkegel der Historie eine weitreichende Wirkung auf die Mitlebenden und Miterlebenden hatte, konnte durch den glücklichen Zufall der Überlieferung anschaulich betrachtet werden.

### Anmerkungen:

- 1) Unter demselben Titel veröffentlicht in: Unsere Mainschleife 11/12 – 1998; für die Zeitschrift Frankenland überarbeitet und ergänzt.
- 2) Rechtfertigungsschrift Behrs, 1840–1848, in: U. Wagner, Wilhelm Joseph Behr, 1985, S. 133.
- 3) U. Feuerbach, *Konflikt und Prozess. Bäuerliche Interessenpolitik für Freiheit und Eigentum in Mainfranken (1802–1848)*. (Veröffentlichungen der Gesellschaft für fränkische Geschichte: Reihe 9 / 46). Neustadt an der Aisch, 2003, S. 44 (= U. Feuerbach, *Konflikt und Prozess*. 2003).
- 4) Zit. nach Ferdinand K. H. Beck, der dies für die hessischen Untertanen der Justizkanzlei Michelstadt formulierte; ebd., S. 595.
- 5) Ebd., S. 593 ff.
- 6) Graf Armansperg 1827; ebd., S. 596.
- 7) Ebd., S. 612.
- 8) U. Feuerbach, *Konflikt und Prozess*. 2003 (wie Anm. 3), S. 609 f.
- 9) H. Hoffmann, *Johann Gottfried Eisenmann (1795–1867)*. (Mainfränkische Hefte 49). Würzburg 1967.

- 10) U. Feuerbach, *Konflikt und Prozess*. 2003 (wie Anm. 3), S. 617.
- 11) Zit. nach: E. A. Mayring, *Unruhen*. 1995, S. 26, Anm. 121.
- 12) StAWü, *Regierungsabgabe 1943/45*, Nr. 9853.
- 13) Vgl. *Verhandlungen der zweyten Kammer der Ständeversammlung des Königreichs Bayern, 1831, Beilagenband 3, Beilage 21, § 88–100; Bd. 11, Prot. 55, S. 26*.
- 14) StAWü, *Regierungsabgabe 1943/45*, Nr. 9853: Reskript an alle Distriktkommissariate vom 22. Sept. 1830.
- 15) Döllinger, *Verordnungssammlung*, Bd. 13, S. 701–703.
- 16) StAWü, *Regierungsabgabe 1943/45* Nr. 9853: Schreiben an das LG Volkach v. 6. Okt. 1830.
- 17) Zit. nach: E. A. Mayring, *Unruhen*. 1995, S. 65.
- 18) StAWü, *Regierungsabgabe 1943/45*, Nr. 9829.
- 19) StAWü; *Regierungsabgabe 1943/45*, Nr. 9837.
- 20) E.A.Mayring, *Unruhen*. 1995, S.120
- 21) StAWü, *Regierungsabgabe 1943/45*, Nr.9830: I. Bericht Gessert an die Kreisregierung vom 30. Jan. 1832.
- 22) Im Jahr 1831 waren schon einmal unter der Führung des Rechtskonsulenten Quante Verfassungsbegeisterte in Gaibach zusammengekommen; aus seiner Rede am 27. Mai 1832: M. Domarus, *Bürgermeister Behr. Ein Kämpfer für den Rechtsstaat*. Würzburg 1971, S. 169 (= M. Domarus, *Bürgermeister Behr*. 1971); zu Andreas Quante: U. Feuerbach, *Konflikt und Prozess*. 2003 (wie Anm. 3), S. 715, 722.
- 23) L. Günther, *Würzburger Chronik*. 1925, S. 595 ff.
- 24) Obwohl von Behr später bestritten, wurde dies als entscheidendes Kriterium für seine Verurteilung wegen Hochverrats vom Gericht herangezogen; nachzulesen bei: U. Wagner, W. J. Behr. 1985, S. 146, 186 ff.
- 25) Z.B. in Reichenberg am 8. Juli 1830: StAWü, *Regierungsabgabe 1943/45*, Nr. 9830 I; dass diese Parolen hier auf fruchtbaren Boden fielen, beweisen die in den 30er Jahren des 19. Jahrhunderts stattgefundenen prozessualen Auseinandersetzungen der Reichenberger mit ihrer Grundherrschaft v. Wolfskeel; s. U. Feuerbach, *Konflikt und Prozess*. 2003 (wie Anm. 3), S. 699 f.
- 26) Ebd., S. 593 ff.

- 27) StAWü, Regierungsabgabe 1943/45, Nr. 9830 I: Ludwig an Reg. d. UMK v. 8. August 1832.
- 28) StAWü, Regierungsabgabe 1943/45, Nr. 9829: Politische Umtriebe in Sommerach und Nordheim und Münsterschwarzach, 1832; Bericht Klübers v. 25. Sept. 1832.
- 29) A.a.O.
- 30) A.a.O.
- 31) A.a.O.
- 32) A.a.O.
- 33) A.a.O.
- 34) A.a.O.
- 35) U. Feuerbach, *Konflikt und Prozess*. 2003 (wie Anm. 3), S. 126.
- 36) Hoffbauer, Friedrich Wilhelm Ferdinand (1812-1892), 1831-32 und 1837-41 Studium der Medizin in Würzburg, Kiel und Berlin, 1841-92 prakt. Arzt, in: H. Best, W. Weege, *Biographisches Handbuch der Abgeordneten der Frankfurter Nationalversammlung 1848/49*. Düsseldorf 1998, S. 183.
- 37) StAWü, Regierungsabgabe 1943/45, Nr. 9829. Politische Umtriebe in Sommerach und Nordheim und Münsterschwarzach, 1832; Bericht Klübers v. 25. Sept. 1832.
- 38) A.a.O.
- 39) A.a.O.
- 40) A.a.O.
- 41) U. Feuerbach, *Konflikt und Prozess*. 2003 (wie Anm. 3); dies., "... die Stimme der Unzufriedenheit". Volkach 1996.
- 42) StAWü, Regierungsabgabe 1943/45, Nr. 9829: Bericht v. 22. Sept. 1829 auf Klübers erste Anzeige.
- 43) A.a.O., Bericht der 6. Brigade v. 29. Sept. 1832.
- 44) A.a.O.
- 45) A.a.O., Bericht v. 11. Okt. 1832.
- 46) A.a.O., Bericht v. 12. Okt. 1832.
- 47) abgedruckt in: L. Günther, *Würzburger Chronik*. 1925.
- 48) StAWü, Regierungsabgabe 1943/45, Nr. 9829, Bericht v. 12. Okt. 1832.
- 49) s. StAWü, Regierungsabgabe 1943/45, Nr. 9829: Dekret vom 30. Jan. 1833.
- 50) A.a.O.
- 51) StAWü, Regierungsabgabe 1943/45, Nr. 9829: Schreiben des LG Volkach v. 7. April 1833.
- 52) A.a.O.

### Verwendete Literatur:

- M. Domarus, *Bürgermeister Behr. Ein Kämpfer für den Rechtsstaat*. Würzburg 1971.
- U. Feuerbach, "...die Stimme der Unzufriedenheit." *Feudalrechtsprozesse des frühen 19. Jahrhunderts*. Beispiele bäuerlichen Konfliktverhaltens in Unterfranken (Mainfränkische Studien. 59), Würzburg 1996.
- U. Feuerbach, *Konflikt und Prozess. Bäuerliche Interessenpolitik für Freiheit und Eigentum in Mainfranken (1802-1848)*. (Veröffentlichungen der Gesellschaft für fränkische Geschichte: Reihe 9 / 46). Neustadt an der Aisch, 2003.
- D. Götschmann (Hrsg.), *Die Beschwerden an die Kammer der Abgeordneten des Bayerischen Landtags 1819-1918*, 2 Bde, München 1998.
- D. Götschmann, *Bayerischer Parlamentarismus im Vormärz. Die Ständeversammlung des Königreichs Bayern 1819-1848* (Handbuch der Geschichte des deutschen Parlamentarismus). Düsseldorf 2002.
- H. Gollwitzer, *Ludwig I. von Bayern. Eine politische Biographie*. München 1986.
- L. Günther, *Würzburger Chronik - Personen und Ereignisse von 1802 - 1848*. Würzburg 1925.
- E. A. Mayring, *Bayern nach der Französischen Julirevolution. Unruhen, Opposition und anti-revolutionäre Regierungspolitik 1830-1833*. München 1990.
- O. Meyer, *Josef Behr. Professor des Staatsrechts, Bürgermeister von Würzburg und Abgeordneter des Landtags*, in: D. Weber, G. Zimmermann (Hrsg.), *Varia Franconiae Historica. Aufsätze - Studien - Vorträge zur Geschichte Frankens* (Mainfränkische Studien 24/III). Würzburg 1986, S. 1203 -1208.
- P. Mireau, *Unterfranken und unterfränkische Geschichte in den bayerischen Nationaldenkmälern des 19. Jahrhunderts*, in: E.-G. Krenig (Hrsg.), *Wittelsbach und Bayern* (Mainfränkische Studien 65). Würzburg 1999, S. 229 -241.
- U. Wagner (Hrsg.), *Wilhelm Joseph Behr. Dokumentation zu Leben und Werk eines Würzburger Demokraten* (Veröffentlichungen des Stadtarchivs Würzburg 1), Würzburg 1985.

# Die Alte Schule zu Eisfeld – ein bedrohtes Denkmal

von

Hans Gauß



Die 'Alte Schule' von Osten mit der Südfront der Dreifaltigkeitskirche; um 1970.

Copyright: Archiv des Museums Otto Ludwig.

Der Verein 'Freunde von Kirche und Schloss zu Eisfeld e. V.', eine Gruppe im Frankenbund, sieht es als eine seiner Aufgaben an, den Erhalt und die Pflege von Bau- und Kulturdenkmälern in der Stadt Eisfeld, Ldkr. Hildburghausen, zu unterstützen und zu fördern. Leider ist angesichts der seit Jahren schlechten Finanzlage der Kommune der Sanierungsbedarf außerordentlich groß. Deshalb kann in diesem Beitrag kein Bericht über die erfolgreiche Sanierung eines städtischen Baudenkmals gegeben werden, sondern nur einer der Problemfälle vorgestellt werden,

nämlich die Alte Schule, eines der Wahrzeichen der Stadt Eisfeld.

## *I. Zur Geschichte der 'Alten Schule'*

Die Stadt Eisfeld, gelegen am Oberlauf der Werra im südlichen Vorland des Thüringer Waldes, kann auf eine mehr als 1200jährige Geschichte zurückblicken. Durch die zweimalige Zerstörung der Stadt während des Dreißigjährigen Krieges in den Jahren 1632 und 1640 sowie durch einen verheerenden Stadtbrand im Jahr 1822 ist von der mittelal-

terlichen und frühneuzeitlichen Bausubstanz des dank seiner Lage an einer wichtigen Handelsstraße einst bedeutenden Städtchens bis auf die spätgotische Stadtkirche (erbaut 1488 bis 1530) und Teile des Schlosses, des Pfarrhauses und der Alten Schule nichts erhalten geblieben.

### – Errichtung im 16. Jahrhundert

Das Ensemble Kirche, Pfarrhaus und Alte Schule darf als die schönste Gruppe von Bau- und Kulturdenkmälern der Stadt Eisfeld angesehen werden. Das südlich der Kirche gelegene alte Schulhaus, wohl eines der ältesten noch erhaltenen in Südthüringen, wurde wenige Jahrzehnte nach Einführung der Reformation im Fürstentum Coburg errichtet, zu welchem Eisfeld damals gehörte.

Bemerkenswert sind seine Inschriftentafeln und die steinerne Skulptur in einer Nische an der Südostecke des Hauses, das sogenannte "Schulmännle". Die erste bekannte Erwähnung eines Schulmeisters in Eisfeld findet sich auf einer Inschrift von 1364, die an der Außenseite des Chores der Eisfelder Stadtkirche angebracht ist. Eine weitere Nennung auf einer heute nicht mehr sichtbaren Inschrift im Kircheninneren datiert in das Jahr 1436. Beide beziehen sich auf die Schulmeister der mittelalterlichen Lateinschule, deren Besoldung in der Stadtrechnung des Jahres 1497/98 aufgeführt ist.

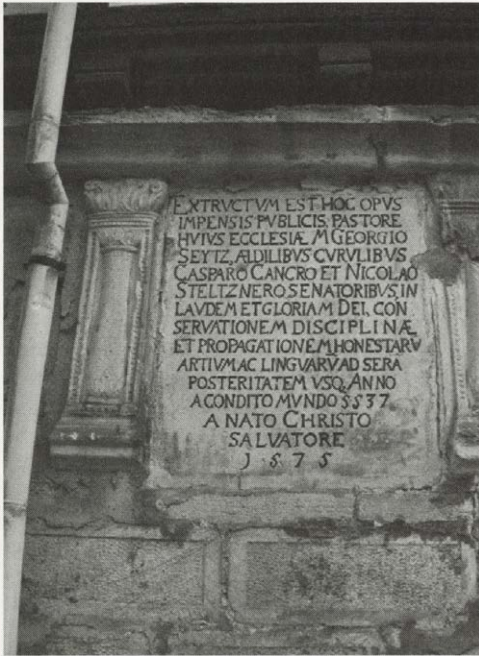
Von der Errichtung eines Schulgebäudes, dessen genauen Standort wir nur vermuten können, ist 1501 die Rede. 1528 hatten an dieser Schule, wie aus Visitationsakten hervorgeht, zwei Lehrkräfte den Unterricht zu halten, die vom Stadtrat und aus dem Gotteskasten besoldet wurden: der Schulmeister oder Ludirektor und sein Gehilfe, der Locator. Letzterer hatte das ABC und das Singen zu lehren. Für die nicht unbedeutende Stellung dieser Schule könnte sprechen, dass kein Geringerer als Philipp Melanchthon den in Ingolstadt ob seines Bekenntnisses zum evangelischen Glauben in Bedrängnis geratenen Magister Arsacius Seehofer für die Lehrerstelle in Eisfeld empfohlen hatte, die dieser als erster Schulmeister "nach dem Pabsthum"

von 1528 an bis mindestens 1532 innehatte. Und ein bedeutender Sohn der Stadt, der in Wittenberg lebende Verleger von Schriften Luthers und Melanchthons, Georg Rhaw (1488–1548), fand nach einem Besuch in seiner Heimatstadt für die dortige Schule folgende lobende Worte: "Beyde Kirche und Schulen dermassen mit feinen gelerten und vleissigen Leuten versorget befunden, welche auch alles auffs beste geordnet und angericht haben." 1541 ließ die Stadtgemeinde neben dem Pfarrhaus ein großes Schulgebäude mit vier Klassenräumen für Knaben im Erdgeschoss und mit den Wohnungen für Rektor und Konrektor im Stockwerk darüber erbauen, das der Lateinschule als Domizil diente und bis 1881 für Unterrichtszwecke genutzt wurde, in Quellen des 18. und 19. Jh. als "Querbau" bezeichnet. An dieser Schule waren, wie 1555 bezeugt, drei Lehrkräfte – Magister, Kantor (zuständig für Sprachunterricht und Kirchengesang) und Infimus (Lehrer der untersten Lateinschulklasse) – tätig.

Neben der Lateinschule wurde auch eine 'deutsche oder Mägdleinschule' unterhalten, an welcher der Kirchner (Küster) unterrichtete, und von der es 1555 hieß: "Die deutsche Schule für Knaben und Jungpfern ist zuvor durch einen Vikarier oder Bürgersohn verwaltet worden und stehet zur Zeit im Mangel." Dieses Schulhaus von 1541 reichte wohl nach wenigen Jahren für die anwachsende Zahl der Schüler nicht mehr aus; denn 1569 richtete die Stadt Eisfeld ein Gesuch an die fürstliche Regierung mit der Bitte um Zuwendungen für den Gotteskasten (Opferkasten), damit man eine neue Schule bauen könne.

1575 wurde dann unsere 'Alte Schule' als Domizil für die Lateinschule errichtet, damals die 'Neue Schule' genannt. Sie, die auf späteren Plänen als 'Langbau' bezeichnet wurde, stand mit dem Giebel zur Straße, nahezu im rechten Winkel zum älteren Querbau von 1541, der den Kirchhof im Anschluss an das Pfarrhaus nach Westen abriegelte. An den Schulneubau von 1575 erinnert auf der Nordseite links vom östlichen Rundbogenportal eine Inschriftentafel, deren lateinischen Text wir in deutscher Übersetzung wiedergeben

wollen: "Dieses bedeutende öffentliche Gebäude wurde unter dem Pfarrer dieser Kirche M. Georg Seitz, der Inhaber öffentlicher Ämter und Senatoren Caspar Krebs und Nicolaus Stelzner, zum Lobe und zur Ehre Gottes, zu Erhaltung der Wissenschaft und zur Fortpflanzung ehrenwerten Strebens sowie der Sprachen bis zu späteren künftigen Zeiten errichtet. Im Jahre seit Erschaffung der Welt 5557, seit der Geburt des Heilandes Christus im Jahr 1575."



Inscriptionstafel aus der Zeit der 'Alten Schule' von 1575. Foto: Hans Gauß

Zwei weitere Schrifttafeln aus der Erbauungszeit des Gebäudes weisen auf seine Funktion hin: Eine Inschrift an der Giebelseite mit dem lateinischen "Epigramma in Scholam Eisfeldensis" des poetisch gestimmten Rektors Caspar Conrad (Leiter der Schule von 1567 bis 1587), eine zweite neben der Nische mit der Schäferfigur begrüßt den fremden Wanderer und teilt ihm mit, dass dieses Haus nicht Bacchus oder Venus, sondern den freien Künsten, den Wissenschaften und der Musik geweiht sei, und hebt die Verdienste des Eisfelder Rates und des verdienstvollen

Inhabers öffentlicher Ämter Caspar Krebs hervor.

Eine weitere Inschriftentafel, die an der Seite zur Kirche hin ihren Platz hatte und bei der Erweiterung des Gebäudes abgenommen wurde, ist leider verloren gegangen. Einem von betrunkenen Bürgern am 22. April 1601 verschuldeten Stadtbrand fielen neben der Kirche, dem Pfarrhaus und 128 Wohngebäuden auch die beiden Schulhäuser zum Opfer, deren Wiederaufbau erst 1616 abgeschlossen werden konnte.

Aus der Eisfelder Lateinschule sind bedeutende Leute hervorgegangen, wie der bereits erwähnte Thomaskantor und Buchdrucker Georg Rhaw, der in Wittenberg Schriften Luthers und Melancthons verlegte, oder der Begründer der Universitätsdruckerei in Basel Georg Decker. Zahlreiche Eisfelder wurden in dieser Schule auf den Besuch der Universitäten in Wittenberg oder Jena vorbereitet. Erwähnt sei auch die Rolle einer tüchtigen und mutigen Frau, Margarete Richter, die als Witwe des Superintendenten Balthasar Richter nach dem Brand von 1601 zu Hause in ihrer Wohnung die 'Mägdlein' der Eisfelder Bürger das 'Beten, Lesen und Nähen' lehrte. Als ihr dieses Amt nach einigen Jahren entzogen wurde, verdiente sie das Brot für sich und ihre Kinder als 'Informatorin' (Hauslehrerin) in der Residenzstadt Coburg.

### – nach dem Dreißigjährigen Krieg

Einen tiefen Einschnitt in der Geschichte der Stadt Eisfeld bedeuteten die Zerstörungen im Dreißigjährigen Krieg. Besonders verheerend waren die Folgen der Brandschätzungen und Plünderungen durch Wallensteinsche Soldaten am 1. Oktober 1632, welche die Stadt fast vollständig zerstörten. Bereits 1633 wurde der Wiederaufbau des Querbaus, des Schulgebäudes neben dem Pfarrhaus, begonnen. 1635 wurde dieses Gebäude fertig gestellt und von der Lateinschule bezogen. Der Bau kostete die Stadt 929 fl. 9 gr. und 10 1/2 Pf. Im Erdgeschoss waren vier Klassenräume untergebracht, während sich im Obergeschoss die Wohnungen des Rektors und des Konrektors befanden.

Der Unterricht für die Schüler der deutschen und der Mädchenschule wurde vom Kirchner Wilhelm Kost in seinem Haus durchgeführt, bis am 31. August 1653 der Langbau wiederhergestellt war und bezogen werden konnte. Von diesem Ereignis kündet eine weitere Inschriftentafel an der Giebelseite des Hauses. Die Kosten für den Wiederaufbau des Hauses beliefen sich auf 732 fl. und 20 gr. Im Erdgeschoss unserer Alten Schule befanden sich die Räume der Mädchenschule und die Wohnung des Mädchenschulmeisters, im Obergeschoss die Wohnräume des Kantors und des Organisten.

Im Jahr 1665 wurde auf Befehl des Landesherrn Herzog Ernst des Frommen von Sachsen-Gotha (1601–1675) der Wiederaufbau der Stadtbefestigung mit der Errichtung von Mauern um Kirche, Pfarrhaus und die Schulhäuser begonnen. Diese lagen vor dem Dreißigjährigen Krieg vor dem unteren Tor, also außerhalb der Stadt. Während der Regierungszeit von Ernst dem Frommen, dem die Verbesserung des Schulwesens in seinem Lande sehr am Herzen lag, wurde für den Unterricht in der Deutschen Schule eine Reihe von Schulbüchern eingeführt, die sicher auch an der Eisfelder Schule im Gebrauch waren. An der 'seit alters' her in Eisfeld beschlossenen Schulgeldfreiheit – sie war nach der Visitation von 1528/29 eingeführt worden – hielt die Stadt in guten wie in schlechten Zeiten fest.

Sicher waren es steigende Schülerzahlen, die 1763 eine Erweiterung der "Deutschen Schule" erforderlich machten. Das Gebäude wurde in seiner Längsachse nach Westen verlängert. Davon kündet die Inschrift rechts von dem dazugehörigen Portal. Wie groß diese Erweiterung war, lässt sich ohne baugeschichtliche Untersuchung nicht genau sagen. Geht man von den gleichartigen Gewänden der drei Erdgeschossfenster (zwei davon sind heute zugesetzt) im westlichen Abschnitt der Nordfassade aus, könnte der Langbau um ca. 14 m nach Westen verlängert worden sein. Mit dem Anbau wurde die Lücke zum Querbau geschlossen, doch musste dazu die nördliche Wand des Erweiterungsbaues auf einer Länge von 3,80 m nach innen angewinkelt werden.

## – *Nutzung des Gebäudes im 19. Jahrhundert*

Mehrfach wurden Reparaturen und Werterhaltungsarbeiten notwendig. So wurde 1872 das Fachwerk an der Nord- und Südseite erneuert und verputzt. Dennoch hören wir von Klagen des Lehrkörpers und der Bewohner über den schlechten baulichen Zustand, was in jener Zeit offenbar auf eine Vielzahl der kommunalen Schulen in Deutschland zutraf. So verwundert es nicht, dass am 24. September 1875 die Ehefrau des Schuldirektors Keiser samt ihrer Magd durch den Fußboden ihrer Wohnung im Gebäude der Lateinschule, dem Querbau, brach und in den darunter liegenden Unterrichtsraum der Elementarklasse stürzte. Ein nach diesem Unfall angefertigtes Gutachten des zuständigen Landbaumeisters Hoppe wies eindringlich auf den schlechten Zustand des Balkenwerkes hin, so dass der Gemeinderat am 10. Februar 1876 den Beschluss fasste, auf eine Sanierung des Gebäudes zu verzichten und einen Schulneubau ins Auge zu fassen. Im August 1878 wurde in Vorbereitung für diesen Neubau mit der Abtragung der Stadtmauer von 1665 hinter der Lateinschule begonnen; im Jahr 1880 folgte dann der Abriss des Mauerabschnittes hinter dem Pfarrhaus. Danach wurde unmittelbar vor Beginn der Arbeiten am Neubau der Querbau mit seinem reichen Schmuckfachwerk und seinem Rundbogenportal abgebrochen. Das beim Abbruch der Stadtmauer und des Schulhauses gewonnene Material wurde teils für den Straßen- und Wegebau verwendet, teils an die Bevölkerung der Stadt verkauft. Von dem abgebrochenen Schulgebäude sind heute noch Reste des Fundamentes in situ erhalten.

Dank der erhaltenen Pläne und Ansichten können wir uns von seinem Aussehen ein einigermaßen genaues Bild machen. Der zweigeschossige rechteckige Fachwerkbau in den Abmessungen 10,25 x 19,38 m wurde von einem Steinsockel getragen. Das Erdgeschoss an der Stadtseite war massiv aufgeführt und wurde durch ein Rundbogenportal an der Ostseite etwas außerhalb der Gebäudemitte erschlossen, das auf den Hausflur führte. Ein weiterer Eingang befand sich auf der Rück-/



Die 'Alte Schule' mit Querbau von Osten in einer Ansicht um 1880.

Copyright: Archiv des Museums Otto Ludwig.

Westseite, der über einen Treppenaufgang erreicht werden konnte. Der südliche Giebel schloß als Satteldach ab, während der Nordgiebel abgewalmt war. An der Westseite war dem Obergeschoss ein geschlossener hölzerner Laubengang vorgeblendet, der von Holzstreben getragen wurde. Das Obergeschoss der Ostseite zeigte als Schauseite ein reiches Zierfachwerk: Zwischen den Pfosten zog sich unterhalb der Fensterriegel ein von sich kreuzenden Hölzern gebildetes reiches Rautenmuster hin, das auch einige Gefache zwischen den Fenstern des Obergeschosses füllte. Das Fachwerk an den anderen Seiten war wesentlich sparsamer ausgeführt.

Der Neubau der Bürgerschule wurde 1880 begonnen und 1882 vollendet. Nach dessen Fertigstellung stand der Langbau – unsere Alte Schule – zunächst leer. Bemühungen des Druckereibesitzers und Zeitungsverlegers Wilhelm Behling, Räume in dem Schulhaus für gewerbliche Zwecke anzumieten, scheiterten, weil man sich auf die Höhe der Mietzahlung nicht einigen konnte. So ließ die

Stadtverwaltung 1883 einige der nicht mehr genutzten Schulräume zu Dienstwohnungen für Lehrer und Bedienstete der Stadt ausbauen, die allerdings angesichts des Zustandes des alten Hauses immer wieder zu Klagen Anlass gaben.

Auf Grund stark angewachsener Schülerzahlen wurde im Jahr 1902 eine Erweiterung des Neubaus von 1882 vorgenommen. Hier konnten nunmehr 700 Schulkinder unterrichtet werden, ohne Räume in der Alten Schule nutzen zu müssen. Diese diente weiterhin als städtisches Wohngebäude. Nach dem Ersten Weltkrieg 1914 – 1918 wurden zwei Räume der Tuberkulosenfürsorgestelle zur Verfügung gestellt.

#### – Nutzungsänderungen im 20. Jahrhundert

1934 war das Gebäude der Bürgerschule mit rund 1.300 Schülern überbelegt, da darin auch die Mittelschule und die Berufsschule

untergebracht waren. So entschied der Stadtrat nach dem Leerzug einiger Wohnungen auf Antrag der drei Schulleiter, im alten Schulhaus wieder Klassenräume zu schaffen, obwohl die hygienischen Bedingungen nicht mehr zeitgemäß waren. Außerdem fand hier das Eisfelder Heimatmuseum in zwei Räumen des Erdgeschosses eine erste Bleibe. 1936 konnte der Putz von der Fassade des Obergeschosses entfernt und das schöne Fachwerk freigelegt werden. Eisfelder Handwerksmeister führten die Arbeiten unentgeltlich durch.

Gegen Kriegsende, im Jahr 1944, musste das Museum geschlossen und das Kulturgut – später Grundstock der Sammlungen des Museums Otto Ludwig im Schloss – ausgelagert werden, um einem ungarischen Lazarett Platz zu machen. In den Jahren nach Kriegsende 1945 sah das alte Haus immer wieder neue Bewohner und Nutzer. Mit der Aufnahme von Werkräumen der Schule und der zeitweiligen Nutzung von Räumen für den Unterricht von Unterstufenklassen leistete das historische Gebäude bis zum Jahr 1998 noch gute Dienste für die Eisfelder Schuljugend. In den östlich gelegenen Räumen des Erdgeschosses war von 1990 bis 1999 die Stadtbibliothek Eisfeld untergebracht.

1996 ließ die Stadtverwaltung Eisfeld durch ein Architekturbüro aus Hildburghausen eine Voruntersuchung des Gebäudes durchführen. Diese erbrachte wichtige Erkenntnisse zur Baugeschichte der Alten Schule. Angesichts der schlechten Finanzlage der Stadt unterblieb jedoch leider eine Sanierung des historischen Gebäudes, bis auf das Einbringen von Zugankern zur Sicherung des Sockelgeschosses. Dafür wurde das ehemalige Amtsgerichtsgebäude neben dem Schloss, das um 1830 errichtet worden war, für die Aufnahme der Stadtbibliothek und des Stadtarchivs gründlich erneuert. 1999 beschloss der Eisfelder Stadtrat auf Vorschlag der Stadtverwaltung, das Gebäude angesichts der kritischen Haushaltslage an einen privaten Nutzer, ein Coburger Architekturbüro, zu veräußern. Dieses hatte der Stadtverwaltung ein Nutzungskonzept in zwei Varianten vorgelegt

und eine baldige Sanierung der Alten Schule in Aussicht gestellt. Diese ist leider bis zum heutigen Tag unterblieben.

## II. Baubeschreibung

Das Schulhaus besitzt einen langrechteckigen Grundriss in den Abmessungen 9 x 24 m und verläuft in seiner Längsachse parallel zur spätgotischen Dreifaltigkeitskirche. Das Erdgeschoss ist massiv aus Sandsteinquadern aufgeführt, das oben durch einen umlaufenden Kämpfersims als Auflage für das an der Ost- und der Nordseite vorkragende Fachwerk des Obergeschosses abgeschlossen wird. Das Mauerwerk zeigt verschiedene Flickstellen bzw. zugesetzte ältere Öffnungen. Die Westseite und große Teile der Südseite sind bis auf die zwei Eckverbände aus Werksteinen verputzt, hier fehlt auch der Sims zwischen Erd- und Obergeschoss. Das Satteldach ist uneinheitlich mit Muldenfalzziegeln und Betondachsteinen eingedeckt.

### – Fachwerk

Das Fachwerk aus Weichholz im Obergeschoss ist relativ schlicht gestaltet, kennzeichnend ist eine einfache Gitterstruktur aus senkrechten Ständern und zweifacher (waagerechter) Verriegelung. Die Firstseite und die nördliche Langseite sind als Schauseite ausgebildet, nur an diesen Seiten zeigen sich bearbeitete Balkenköpfe und mit Wulst und Kehle profilierte Füllhölzer. Der Ostgiebel über dem Fachwerk-Obergeschoss mit der unser Gebäude kennzeichnenden Gitterstruktur ist in zwei Dachgeschosse unterteilt.

Das Fachwerk des unteren Geschosses zeigt in der Mitte eine doppelte K-Strebe, also eine aus Kopf- und Fußstreben gebildete Mannfigur. Rechts und links davon sind weitere K-Streben mit einer zusätzlichen Fußstrebe zu sehen. Das Fachwerk des oberen Geschosses unter dem First zeigt eine rautenförmige Struktur, ein in unserer Region häufig auftretendes Fachwerk-Motiv. An der Nordseite weist das Fachwerk im östlichen Abschnitt zwei zueinander gekehrte K-Streben auf, die auf diese Weise eine Art Stern-

motiv bilden; es folgen in einigen Abständen zwei gleich ausgerichtete K-Streben. Die Ständer sind von unterschiedlicher Stärke. Der nordöstliche Eckständer zeigt an seiner Nordseite, zur Kirche hin, die Jahreszahl '1654' über einem Dreipassmotiv. An der Südseite wiederholt sich zwischen den beiden östlichen Ständern die sternförmige Ausbildung zweier K-Streben, in dem nach Westen folgenden Abschnitt ist das Sternmotiv nicht mehr voll ausgebildet.

Der Westteil des Gebäudes ist um ein weiteres Fachwerkstockwerk erhöht, das Dach dort nach Süden und Westen abgewalmt. Die Gefache sind meist mit Ziegelsteinen ausgemauert, einige mit Bruchsteinen. Die Westfront des Gebäudes ist an den beiden Obergeschossen mit hellem Asbestschiefer verkleidet, der vermutlich in den 1970er Jahren angebracht wurde.

### – Fenster- und Türöffnungen

Die Fenster sind bis auf ein neuzeitliches an der Südseite rechteckig. Sie sind von un-

terschiedlicher Größe und zumeist nicht mehr bauzeitig. Die Erdgeschossfenster der Nordseite besitzen teilweise profilierte Sandsteingewände. An zwei Stellen sind Reste des Gewändes zugesetzter älterer Fenster sichtbar. Ihre Profile entsprechen denen des erhaltenen Fensters an dem abgeschrägten Abschnitt der Nordfassade.

Das Gebäude wird traufseitig von Norden her durch zwei Rundbogenportale aus Sandstein erschlossen. Das östliche, reicher gestaltete Portal zeigt einen auf zwei Pilastern ruhenden Rundbogen, der durch eine Zierleiste mit Eierstab zwischen zwei Zahnstockfriesen geschmückt wird. Die beiden gedrückt wirkenden Kapitelle tragen zwischen zwei Wülsten einen Eierstabfries. Im Scheitel des Bogens ist die Jahreszahl 1653 – vermutlich nachträglich – eingearbeitet. Die beiden Schäfte weisen Füllungen aus verflachtem Rollenwerk auf. Der Sandstein ist stellenweise geschädigt. Das schlichtere westliche Portal zeigt den gleichen Aufbau: Auf den Kapitellen der Pilaster ruht der Bogen. Die Pfeilerförmigen Schäfte der Pila-



Nordseite der 'Alten Schule' mit den Portalen.

Copyright: Archiv des Museums Otto Ludwig.

ster sind kanneliert, der auf den schlichten Kapitellen ruhende Bogen ist mehrfach profiliert. Die seitlichen Fugen des Portals verlaufen senkrecht und um den Bogen herum abgewinkelt, so als sei das ganze Tor später in das Mauerwerk der Fassade eingefügt worden. Rechts vom Bogen befindet sich die Inschrift "Herr Johann Christian Bühling derzeit Gotteskasten Vorsteher Anno 1763."

An der Südseite des Hauses befinden sich zwei rundbogig geschlossene, schlichte Eingangstüren zum Keller, von denen die östliche ebenerdig angelegt, die westliche über einige nach unten führende Stufen zu erreichen ist.

### – Ausschmückung



Nische an der Südostecke der 'Alten Schule' mit der Skulptur des 'Schulmännles'.

Foto: Hans Gauß.

Das 'Schulmännle' an der 'Alten Schule' zu Eisfeld kennt jeder, der mit Eisfeld und seiner Geschichte einigermmaßen vertraut ist,

schautes doch seit einigen Jahrhunderten aus seiner rechteckigen Nische an der Südostecke des Schulhauses heraus den Passanten entgegen, die einst auf der alten Handelsstraße durch das nicht mehr existierende Coburger Tor ins Städtchen hinein zogen und die heute zu Fuß oder per Auto das altherwürdige Haus passieren.

Die grob gearbeitete, 116 cm hohe Skulptur stellt ein Männlein mit gedrungenem Körper und großem Kopf dar, mit Kutte, Gürtel und Gürteltasche. Die linke Hand hält einen langen Knotenstock, zu seiner Rechten sitzt ein kleiner Hund. Der volkstümliche Repräsentant Eisfelds und seiner einstigen 'Mädleinschule' fiel 1721 auch dem Chronisten Friedrich Diezel ins Auge, sollte doch dieser sagenumwobene Schäfer das Geld zum Schulbau gestiftet haben, das er beim Hüten seiner Schafe im Bärenthal als Schatz gefunden hatte. Auch Superintendent Johann Werner Krauß erwähnte 1753 die aus 'Eisenstein' gehauene Skulptur des edlen Spenders, zweifelte jedoch an dem, was die Sage berichtet.

Bis heute bleiben Herkunft und Bedeutung unseres knorrigen Schäfers ungewiss, einige Merkmale sprechen für das späte 15. Jahrhundert als Entstehungszeit. Dennoch, er ist den Eisfeldern lieb und teuer, besonders seit er 1955 unter der Last des Alters und der zersetzenden Wirkung von Witterung und Abgasen zerbrach und beinahe von der Bildfläche verschwunden wäre, hätten nicht das Museumskollektiv unter Leitung des damaligen Museumsleiters Ernst Dahinten und Steinmetzmeister Arno Körschner das beschädigte Original sicher gestellt und durch eine Kopie ersetzt. Das sorgsam restaurierte Original hat seitdem im Museum Otto Ludwig im Schloss seine Bleibe gefunden. Erhalten sind noch der Oberkörper mit Wams, Gürtel und Tasche sowie der Kopf mit Ausnahme des Gesichtes und die linke Hand mit dem Stock, ergänzt sind die Beine, das Gesicht und der Hund sowie der rechteckige Sockel in den Abmessungen 50 x 35 cm. Die inzwischen schon patinierte Kopie am alten Standort erweist sich als beliebtes Fotoobjekt, geschichtsträchtig wie das Bauwerk selbst.

## – *Datierungen*

Die ältesten erhaltenen Teile aus der Erbauungszeit von 1575 sind einmal das Mauerwerk des Erdgeschosses aus Sandsteinquadern an der Ostseite einschließlich beider Ecken bis zur jeweils ersten Fensteröffnung an der Süd- und an der Nordseite. Zudem könnte das östliche Rundbogenportal aus der Erbauungszeit stammen. Das nach Westen anschließende Mauerwerk stammt aus der Zeit des Wiederaufbaus von 1653 bzw. gehört weiter westlich zum Erweiterungsbau von 1763. Der im Grundriss trapezförmige Abschluss im Westen erwies sich bei der Untersuchung als neuzeitlich, stammt jedoch auf jedem Fall aus der Zeit vor 1860.

Das Fachwerk gehört in die Zeit des Wiederaufbaus des im Dreißigjährigen Krieg zerstörten Hauses. Die Verwendung von Weichholz und die schlichte Gestaltung spiegeln die Notzeit nach dem großen Krieg wider. Das Balkenwerk im Obergeschoss des Verlängerungsbaus von 1763 wurde dem älteren angeglichen. Die Balken waren ursprünglich schwarz gestrichen, während die Gefache einen weißen Kalkanstrich besaßen. Im Inneren konnte für die Periode des Wiederaufbaus eine nahezu einheitliche Farbgestaltung von Decken- und Wandflächen nachgewiesen werden. Weitere Untersuchungen wie z.B. die Erhebung dendrochronologischer Daten stehen noch aus und könnten zu neuen Erkenntnissen führen.

## – *heutiger Zustand*

Seit dem Auszug der Bibliothek und dem Eigentümerwechsel steht das alte Schulhaus völlig leer. Die von dem neuen Eigentümer in Aussicht gestellte Sanierung ist ebenso unterblieben wie die dringend notwendigen Sicherungsarbeiten, so dass Rissbildungen an Mauern und Wänden, Schäden am Sandstein und an der Fachwerkkonstruktion, undichte Regenrinnen und Fallrohre sowie abbröckelnder Putz und desolate Schornsteinköpfe die Folge sind. Das denkmalgeschützte Gebäude – eines der Wahrzeichen der Stadt Eisfeld – ist dem Verfall preisgegeben, wenn nicht bald erste Schritte zur Rettung des Kul-

tur- und Baudenkmalns unternommen werden. Diese wären der Rückerwerb durch die Kommune, die Findung eines schlüssigen Nutzungskonzeptes, die Bereitstellung erforderlicher Finanzmittel und schließlich die Inangriffnahme der Bau- und Sanierungsarbeiten. Die Freunde von Kirche und Schloss zu Eisfeld sind bereit, nach besten Kräften und im Rahmen ihrer Möglichkeiten an der Rettung der 'Alten Schule' teilzuhaben und zu einer sinnvollen Nutzung beizutragen.

## **Literatur:**

- Martin Brecht: Arsacius Seehofer, in: Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon, Bd. XV. Nordhausen 1999, S. 1275–1278.
- Ernst Dahinten: Geschichte der Heimat. Stadt und Amt Eisfeld. Teil I–IV. Eisfeld 1932, 1934 u. 1938.
- Eisfeld in Geschichte und Gegenwart. Festgabe zum 1200jährigen Jubiläum der Ersterwähnung von Asifeld – Eisfeld. Eisfeld 2002.
- Michael Freyer: Das Schulhaus: Entwicklungsetappen im Rahmen der Geschichte des Bauern- und Bürgerhauses sowie der Schulhygiene. Passau 1998.
- Ulrich G. Großmann: Fachwerk in Deutschland. Petersberg 2006.
- Rudolf Herrmann: Die städtischen Lateinschulen im ernestinischen Thüringen 1555, in: Zeitschrift des Vereins für thüringische Geschichte. Neue Folge, Bd. 34. Jena 1940, S. 218–241.
- Johann Werner Krauß: Beiträge zur Erläuterung der Hochfürstl. Sachsen-Hildburghäusischen Kirchen-, Schul- und Landeshistorie. Teil III: Von der Stadt und Dioeces Eißfeld. Hildburghausen 1753.
- Paul Lehfeldt/Georg Voß: Bau- und Kunstdenkmäler Thüringens. Heft 30: Amtsgerichtsbezirk Eisfeld. Jena 1903.
- F. Peters-Marquardt: Georg Rhaw aus Eisfeld, Verleger der Schriften Luthers und Melancthons in Wittenberg, in: Nordfränkische Monatsblätter. Dezember 1954, S. 612–619.
- Jutta Sobotta: Das Schulwesen der Pflege Coburg im 15. und 16. Jahrhundert. Bildungsgeschichtliche Auswirkungen der Reformation. Schriftenreihe der Historischen Gesellschaft Coburg e.V., Bd. 19. Coburg 2005.

# Das ehemalige Bauernhaus in der Kirchstraße 7 in Riedenheim, Unterfranken. Hauskundliche Würdigung im Kontext der naturräumlichen und kulturhistorischen Umgebung<sup>1)</sup>

von

Alexandra Schwarz und Peter Frey

## 1. Naturräumliche Grundlagen in Unterfranken für die Entwicklung des Dorfes Riedenheim

Der Name Unterfranken beschreibt eine administrative Einheit innerhalb Bayerns. Diese umfasst den Kernbereich des östlich vom Spessart gelegenen Mainfranken und schließt das natur-, kultur-, und wirtschaftsräumlich andersartige Untermaingebiet westlich des Spessarts ein. Die Verbreitung und Gestaltung bäuerlicher Haustypen in Unterfranken wie das untersuchte Objekt, beruhen nicht auf Zufall oder Willkür, sondern sind Ergebnis vielfältiger Wechselbeziehungen zwischen den natürlichen Gegebenheiten und den politischen, ökonomischen, sozialen und kulturellen Verhältnissen (Schenk, 1996: S. 19).

### – Naturlandschaft

Geologisch gehört das Gebiet zu den Muschelkalkgäuplatten des südwestdeutschen Schichtstufenlandes. Der dortige geologische Aufbau wird bestimmt durch Buntsandstein, Muschelkalk und Keuper, der 'Trias' (Breitenbacher/Grimm, 1985: S. 3). Im Erdmittelalter wurden mächtige Gesteinspakete abgelagert, dann in liegenden Schichten im oberen Jura herausgehoben mit einer Abkipfung nach Südosten. Dadurch erscheinen alle Gesteinsschichten nebeneinander, die älteren des Buntsandsteins im Westen, der Spessart, die jüngsten Keuperschichten aus Mergeln, Gipsen und Sandsteinen im östlichen Unterfranken, aus ihnen sind Steigerwald und Haß-

berge aufgebaut. Im Norden erhebt sich die Hochrhön mit Buntsandstein- und Muschelkalkschichten mit Basalteinschlüssen.

### – Klimatische Prägung

Die maritimen Klimateinflüsse in den westlichen Randgebirgen und ihren Vorländern stehen dem vom kontinentalen Klimatypus geprägten Beckenraum gegenüber. Wesentlich für die klimatische Prägung Mainfrankens sind die höheren westlichen Randgebirge, die gegenüber den niedrigeren östlichen Randgebirgen als Regenfänger wirken. Mainfranken liegt damit im Regenschatten des aufsteigenden Spessarts und der aufsteigenden Rhön, während der Regenstau der Keuperstufe örtlich begrenzt bleibt. Der Untermain ist mit seinen Jahresdurchschnittstemperaturen von klimatisch begünstigter als das mainfränkische Becken. Die Klimageschichte zeigt, dass diese auf die Gegenwart bezogenen Angaben nicht einfach in die Vergangenheit umzulegen sind. Das Hochmittelalter war durch eine Erhöhung der Jahresdurchschnittstemperatur um etwa 1°C bestimmt. Das bedeutete eine längere Vegetationsperiode gegenüber heute, das Ernterisiko war gemindert (Schenk, 1996: S. 21).

### – Land- und Forstwirtschaft – Baustoff Holz

Im Ochsenfurter Gau wurden Böden bis heute überwiegend landwirtschaftlich ge-

<sup>1</sup> Auszug aus der Abschlussarbeit im Masterstudiengang 'Denkmalpflege – Heritage Conservation' an der Otto-Friedrich-Universität Bamberg in Zusammenarbeit mit der Fachhochschule Coburg im Wintersemester 2005/2006.

nutzt, besonders dominiert die Ackernutzung, vor allem ab Beginn des 19. Jahrhunderts mit der Einführung der ganzjährigen Stallhaltung von Vieh. Früher war der unterfränkische Raum fast völlig mit Laubwald bedeckt. Intensive Rodung zur Gewinnung von Bau- und Ackerland führte zu starker Zerstückelung der Wälder am Ende des Hochmittelalters, erst gemindert durch Forstordnungen Würzburger Fürstbischöfe. Der Waldanteil beschränkt sich noch heute oft auf kleine Inseln. Sie lieferten Holz für Hausbau, Geräte, Herdfeuer und Weideplätze für Vieh. Gemeindewälder waren meist genau festgelegt und wurden einem begünstigten Kreis, den Vollbauern, zugestanden; die minder gestellten Dorfbewohner hatten nur geringe Sammelrechte; dies galt aufgrund der vorgefundenen Hofgröße des untersuchten Objekts vermutlich auch für die Bewohner des ehemaligen Bauernhauses. Ab dem 18. Jahrhundert erfolgte die Waldwirtschaft gemäß der damals etablierten Forstwissenschaft. Zur Ertragssteigerung wurde mit schnell wachsendem Nadelholz (verwendet im neueren Teil des Dachstuhls des Bauernhauses) aufgeforstet, das es vorher seltener gab. Bis dahin waren in Mainfranken zweischichtige Wälder typisch, mit Eichen und Hainbuchen im Oberholz sowie einem mehr oder minder reichen Unterholz aus z.B. Birke und Pappel; alle diese Holzarten wurden für das Bauernhaus verwendet (*Ramming / Stonus, 1997: S. 52–54*).

### – Baustoff Stein

Unterfranken ist geologisch von der Natur begünstigt, denn der Main mit seinen Nebenflüssen schneidet die gewaltigen Steinpakete so an, dass es oft nur geringer Mühe bedarf, an Naturwerksteine heranzukommen. So konzentrieren sich trotz der großen Ausdehnung der geologischen Formationen drei der vier geschlossenen Steinbruchgebiete des Bezirks auf den als Transportweg genutzten Main: die Steinbrüche im Keupergebiet um Zeil und Eltmann mit weißem und grünem Sandstein, das unterfränkische Gebiet südlich von Würzburg bei Kirchheim mit seinem ausgezeichneten Muschelkalkvorkommen und das Un-

termaingebiet mit weißem und rotem Sandstein. Die unterfränkischen Basaltvorkommen der Rhön konnten erst nach dem Eisenbahnbau Ende des 19. Jahrhunderts ausgebeutet werden. Die Steinbrüche am Main lieferten das Baumaterial für die Städte und für herrschaftliche Repräsentationsbauten. Aufgelassene Brüche und Abraumbalden zeugen allerorten von der einstigen Bedeutung der Steinbrecherei. In den Steinbrecherorten entwickelte sich der Typus des 'Steinbauern', der immer zugleich Landwirt und Steinbrucharbeiter war. Wenngleich noch um 1900 die Natursteinindustrie als der größte Industriezweig Unterfrankens galt, waren die meisten Steinbrüche in Unterfranken Kleinbetriebe, die in unmittelbarer Nähe der Siedlungen Baumaterial für die nächstliegenden Behausungen brachten. Die massive Verwendung von Stein kann man auch auf der Gäuhochfläche beobachten, in deren Dellen die Steinbrüche im Muschelkalk und Sandstein unmittelbar hinter den Dörfern lagen, so z.B. in Riedenheim (*Schenk, 1996: S. 25 f*). Große Bedeutung erlangte die Ausfachtung mit Bimssteinen im 19. Jahrhundert; diese wurden durch die aufkommende Baustoffindustrie als erste Verbundwerkstoffe hergestellt (*Bedal, 1996: S. 49*).

### 2. Geschichte des Dorfes Riedenheim und die historische Dorfstruktur

Die Ortsgeschichte Riedenheims ist eng verbunden mit der Siedlungsentwicklung in Unterfranken. Augenmerk gilt hierbei dem sogenannten Ochsenfurter Gau, zwischen Main- und Taubertal im südlichen Unterfranken gelegen, an dessen südlichem Ende sich das Dorf Riedenheim befindet. Die Besiedlung geschah nicht in einer kontinuierlichen Entwicklung, sondern in mehreren Hauptphasen, anhand derer die Entwicklung der Ortstruktur und der Zusammenhang mit dem untersuchten Bauernhaus deutlich wird. Die Entwicklungsphasen waren nicht nur vom gegebenen Naturraum abhängig, sondern auch von der Territorialpolitik der damaligen Grundherren, von der Wirtschaftsweise und Entwicklung des Gemeinwesens der Siedler

und letztlich auch vom Erbrecht, das in Unterfranken eine besondere Rolle gespielt hat. Diese Faktoren prägten das Dorf Riedenheim und sein Ortsbild mit.

### – Vorgeschichte

Archäologische Funde beweisen bereits eine erste Besiedlung und Sesshaftigkeit der Menschen im dortigen Raum vor ca. 3000 Jahren (Großgrabhügel Fuchsenbühl aus der Hallstattzeit). Um 100 vor Christi Geburt drangen Germanenstämme in das zuvor keltisch geprägte Gebiet Mainfrankens und bildeten die Basis der ersten festen Einwohnerschaft, die durch die römische Besatzungszeit hindurch wahren sollte. Nach dem Zusammenbruch des römischen Reiches und mit der späteren Überlagerung des Reiches der Franken mit dem alten Siedlungsgebiet der Alemannen und Thüringer, die Ende des 3. Jahrhunderts die römische Besatzungszeit in Mainfranken beendet hatten, setzte ein erster Landesausbau in Unterfranken im Frühmittelalter ab dem 5. Jahrhundert ein (Schenk, 1996: S.27). Unmittelbar nach der Eingliederung in das fränkisch-merowingische Reich im 8. Jahrhundert begann durch die Einwanderung fränkischer Siedler vom Rhein aus ein erster Ausbau des Landes in mehrere Siedlungszentren durch die Karolinger, darunter im Gäuland bzw. im Ochsenfurter Gau (Ramming / Stonus, 1997: S. 11f). Die Ortsnamenendung Riedenheims, also `heim´, im Sinne von `Wohnstätte, Heimat´, könnte daher vermutlich gemäß namenskundlicher Forschung auf einen merowingischen Ortsnamentyp und so auf die Gründungszeit im Frühmittelalter hinweisen. Für eine erste Siedlungsform des Dorfes kamen wohl einzelne Höfe, Weiler oder Gehöftgruppen in Frage. Durch eine frühe Christianisierung des Landes, die vor allem durch die Gründung des Bistums Würzburg um 741 gefestigt wurde, sehr bald mit viel Landbesitz durch die damaligen Könige ausgestattet, geriet Riedenheim allmählich in den Einflußbereich der Würzburger Bischöfe (Schenk, 1996: S. 28).

### – Mittelalter

Eine neue Siedlungsphase begann mit dem Hochmittelalter ab der Jahrtausendwende bis 1300 durch eine Rodungsperiode. Eher ist daher in diesem Zusammenhang die Gründung des Dorfes anzunehmen, zumal sich der vordere Teil des Ortsnamens Riedenheim, hier "Rieden-", aus den Wörtern "riuti" oder "riute" ableitet, d.h. im Sinne von "durch Roden urbar gemachtes Land" (Schumm, 1899: S. 392). Laut Stalldorfer Ortschronik des Pfarrers Friedrich Martin (1876–1949) könnte aber auch der Wortteil "Ried-" eine Wandlung des Wortes Rohr sein und somit auf "Schilfrohr" deuten. Es bezeichnet die Lage des Dorfes an einem ehemaligen Moor, das im nahen ehemals sumpfigen Waldgebiet um Riedenheim und Stalldorf (ca. 5km entfernt) vermutet wird (Martin, 1998: S. 2). Diese Zeit war geprägt durch eine weitere Erschließung des Landes und die Verdichtung der bereits besiedelten Gebiete, die durch eine planmäßige Siedlungspolitik erfolgte und auch zum Zusammenschluss der Gebäude zu Haufendörfern führte (zu denen auch Riedenheim zu zählen ist). Andererseits zeichnete sich diese Phase aber auch durch eine komplizierte und äußerst kleinteilige Herrschafts- und Territorialpolitik aus, die zu einer extremen Zersplitterung des Gebietes in mannigfaltige Besitzansprüche führte, bis hinab in die einzelnen Gemeinden (Ramming / Stonus: 1997, S. 12). Dies erschwert zuweilen bis heute die wissenschaftliche Arbeit mit Archivalien zur Datierung einzelner Gebäuden vor der Integration Unterfrankens in das Bayerische Königreich im 19. Jahrhundert, wie sich auch am untersuchten Bauobjekt feststellen ließ. Das Gründungsjahr von Riedenheim ist zumindestens bis in das Jahr 1103 zurück zu verfolgen, in welchem das Dorf erstmals namentlich im sog. Hirsauer Codex ("Codex Hirsaugiensis") erwähnt wird, der die Schenkung des adeligen Herrn Diemar von Röttlingen an das Kloster Hirsau bestätigte:

"Fol. 32b: Dessen Sohn Diemarus schenkte (...) alles was er von seiner väterlichen Erbschaft hatte (...): so hat er also nicht nur alles, was ihm rechtmäßig zustand, dem Kloster Hirsau (...), zum Nutzen der dort Gott die-

nenden Brüder vermacht und übergeben, und er hat sich entschlossen, in deren Gemeinschaft einzutreten. Seine Güter aber, die er geschenkt hat, und die Besitzungen sind folgende: (...) dies sind die Namen der Dörfer, in denen andere [Hufen] gelegen sind: Riedenheim, Nasaha [Nassau], Strute [Strüth], Argirsheim, Hoferstet [Hopferstadt]" (*Schneider, 1987: S. 1 f.*)

In der Ortschronik Riedenheims läßt sich anhand vieler Archivalien eine territoriale Zersplitterung bereits ab dem 12. Jahrhundert nachweisen. In ihnen machen eine Unzahl an Lehensherren Rechte und Besitzungen im Dorf geltend, bis es im 14. Jahrhundert endgültig in den Besitz der Fürstbischöfe von Würzburg gelangte. Unter etlichen Namen sind vor allem die einflussreichen Herren von Hohenlohe zu nennen, mit Sitz in der unweit gelegenen Burg Brauneck, die allerdings im Jahre 1345 neben der Herrschaft über die nahegelegene Stadt Röttingen ihre Rechte an Riedenheim aufgrund von Schulden an das Würzburger Bistum und den Deutschen Ritterorden in Bad Mergentheim abtraten (*Roth, 2000: o. S.*). Die Abgabe des Dorfes erfolgte zum Teil an das Würzburger Bischöfliche Kollegiatstift Neumünster, einer der "vielen (...) Stiftgründungen seit der ottonisch-frühsalischen Zeit" (*Bünz, 1995: S. 35*), das seinen Besitzschwerpunkt als Grundherr neben dem Kollegiatstift Haug im Ochsenfurter Gau hatte. Durch erste landwirtschaftliche Innovationen (Einführung der Dreifelderwirtschaft) stieg die Bevölkerungszahl im Hochmittelalter in Unterfranken rapide an, vermutlich auch in Riedenheim (*Schenk, 1996: S. 31*). Dies änderte sich durch eine spätmittelalterliche Wüstungsperiode, die gekennzeichnet war von Kleinkriegen, Seuchen und einem Bevölkerungsrückgang. Der Siedlungsausbau kam an seine Kapazitätsgrenzen, viele Siedlungen fielen wüst (*Ramming / Stonus, 1997: S. 14*). So gilt dies exemplarisch für den Riedenheim ehemals angrenzenden Weiler Gammertshof mit der Burganlage Schönstheim (damals bereits Ruine), der Anfang des 16. Jahrhundert aufgegeben wurde. Die damaligen Bewohner schlossen sich wohl dem Dorf Riedenheim an.

## – Frühe Neuzeit

Einen ersten Höhepunkt in seiner Geschichte erlebte Riedenheim in der frühen Neuzeit, in dem der Landesausbau durch Territorialherren, hier durch das Würzburger Hochstift, sich eher auf Förderung des Ausbaus bestehender Orte anstatt auf die weitere Besiedlung des Landes konzentrierte. Der Verzicht auf Siedlungsneugründungen fand auch aus politischem, konfessionellem und wirtschaftlichem Kalkül statt. So sind die baulichen Leistungen des Würzburger Fürstbischofs Julius Echter von Mespelbrunn (1573–1617) in Land und Stadt, als Landesherr von Riedenheim, zum Teil als Maßnahmen im Rahmen der Gegenreformation zur Festigung des katholischen Bestands im Hochstift zu sehen, da die Reformation einen Großteil Unterfrankens um das Jahr 1550 protestantisch werden ließ. Berichte aus Manuskripten und Archivalien des Bischöflichen Ordinariatsarchivs und des Staatsarchivs in Würzburg über die Julius-Echter-Bauten um die Jahre 1612–1614 enthalten neben einer Auflistung aller Bauten auch Angaben über die Anzahl der amtierenden Geistlichen: als Wiedergabe des Seelsorgerstatus im eigenen Lande.

Seiner damaligen Bedeutung entsprechend wurde Riedenheim erheblich ausgebaut und erneuert. Das Wappen von Riedenheim weist letztlich auf die prosperierende Phase unter der Regentschaft Julius Echters hin. Es zeigt das Dorfgerichtssiegel, welches das Echtersche Familienwappen trägt: ein mit drei blauen Ringen belegter silbener Schrägbalken und einen Rost als Heiligenattribut des Kirchenpatrons Sankt Laurentius in weiß-roten Farben. Aus dieser Erneuerungsphase stammt das untersuchte Bauernhaus, in bedeutender Nachbarschaft zur Pfarrkirche im Dorfzentrum, das zumindest in die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts datiert (siehe folgende Kapitel). Aufgrund seiner Lage gehört es zu den ältesten Gebäuden des Dorfes, an dessen Stelle möglicherweise ein noch älteres Haus gestanden haben könnte. Die Gefügetechnik des Holzdachstuhls und Fachwerks ähnelt zudem, wenngleich vereinfacht, der des Holz-

fachwerks des Rathauses (datiert ins Jahr 1575), so dass beide Gebäude aus annähernd gleicher Zeit stammen dürften. Mehrere Häuser in Riedenheim, ähnlich der Größe und Form des untersuchten Bauernhauses, sind bis heute noch erhalten. Unmittelbar nach dieser Zeit dezimierte der 30-jährige Krieg und die Pestwelle, die gemäß Ortschronik das Dorf in den Jahren 1631 bis 1636 mit wechselnder Heftigkeit heimsuchte (Roth, 2000: o. S.), wieder erheblich die Bevölkerungszahl im Dorf.

### – Siedlungsgang bis zum 18. Jahrhundert

Das Ende der territorialen Vielfalt Unterfrankens trat sehr spät mit der Eingliederung in das Königreich Bayern im 19. Jahrhundert ein. Bis dahin herrschte in vorindustrieller Zeit in Riedenheim, wie in vielen anderen Dörfern der Region, ein ausgeprägtes Gemeindewesen. Die Mitgliedschaft in der Gemeinde, verbunden mit Rechten und Pflichten, setzte den Besitz eines eigenen Hauses voraus. Alle Hausvorstände trafen sich pflichtgemäß in der Gemeindeversammlung, deren Vorsitz ein Schultheiß als leitender Dorfbeamter führte, der selbst durch die jeweilige Herrschaft eingesetzt wurde. Auch die Besitzer des untersuchten Bauernhauses übten in dieser Zeit ein Gemeindeamt aus, was sich anhand archivalischer Quellenforschung nachweisen lässt (Schenk, 1996: S. 33). Das dörfliche Leben war in der Dorfgerichtsordnung festgelegt. Durch straffe Regelungen entfaltete sich eine rege Bautätigkeit, die zur Entstehung zahlreicher repräsentativer kommunaler Bauten führte, wie sich am Riedheimer Rathaus zeigt, typisches Beispiel für viele aufwendig gestaltete Gemeindehäuser in den Gäulagen Mainfrankens. Die ökonomische Basis hierfür bildete Jahrhunderte lang die Landwirtschaft, begünstigt durch das Klima (siehe vorherige Kapitel), aufgrund fehlender Rohstoffquellen und nur geringen Handels, fernab von gewinnbringenden überregionalen Handelswegen.

Soziale Unterschiede prägten die innere Struktur des Dorfes. Man unterschied zwi-

schen Bauern mit großen Höfen und Kleinbauern, deren Betriebsgröße oft eine ausreichende Selbstversorgung nicht zuließ und daher zusätzlich einen Nebenberuf erforderte (Wagner, Schmied, Schneider, Schuster, etc.). So dürfte dies aufgrund der vorgefundenen Hofgröße und archivalischen Quellen für die Hausbesitzer des untersuchten Bauernhauses zutreffen. Die geringe Größe des Grundstücks des zu Recht bezeichneten Ackerbürgerhauses geht zudem vermutlich auf die sog. Realteilung im Erbrecht zurück, das allen Nachkommen den elterlichen Grundbesitz gleichmäßig zukommen ließ. Dies führte zur stetigen Zunahme der Hofstellen innerhalb des engen Haufendorfes und zur Zersplitterung des Grundbesitzes. Die Dorfstruktur weist daher bis heute einen unregelmäßigen Grundriss mit sehr enger Bebauung und eine Vielfalt von Hofformen auf. Aufgrund der Lage des Dorfes im fruchtbaren und ertragreichen Gäuland dürften allerdings am Ortsrand und in der Dorfmitte nur wenig Tropf- oder Söldenhäuser entstanden sein, Wohnorte von armen Ortsbewohnern wie Kleinbauern und Tagelöhnern mit geringem oder gar keinem Grundbesitz (Ramming / Stonus, 1997: S. 20 f). Der Reichtum des Ochsenfurter Gaus war seit jeher bekannt. Durch das milde Klima und wertvolle fruchtbare Böden konnten reiche Ernten erzielt werden. Besitz und Reichtum spiegelten sich vor allem in der üppigen Tracht des Ochsenfurter Gaus wider, wie sie nur in dessen katholischen Gebieten getragen wurde. Eines der Zentren des "Trachtentragens" lag auch in Dorf Riedenheim. Im Jahre 1790 wurde das Dorf wie folgt beschrieben:

"Rietheim, großes würzburgisches katholisches Pfarrdorf, von 108 Häusern im Amte Röttingen, eine Stunde von diesem Städtchen. Es enthält 513 Seelen. Die Markung begreift 2500 Morgen Ackerfeld, 250 Morgen Wiesen, 5 Morgen gemischter Waldung, 50 Morgen Garten. Zehntherr ist das Stift Neumünster zu Würzburg. Die Schäferey ist Erbbestand. Der Viehbestand ist zahlreich. Handwerker sind 20" (Bundschuh, 1801: S. 522).

# PFARRDORF RIEDENHEIM.

Katze No. 11. 1826. LXIX. 50. mit 105 Bl.

Gebäude  
Kirchstraße 7



Ortsblatt Riedenheim vom 10. Juli 1826, Originalmaßstab M 1/2500; Copyright Bayerische Vermessungsverwaltung

## – Das 19. Jahrhundert

Das 19. Jahrhundert führte nochmals zu drastischen Veränderungen. Aufgrund neuer territorial-politischer Verhältnisse durch die

Neuordnung Europas nach der napoleonischen Ära und der Säkularisation fiel im Jahre 1814 das Fürstentum Würzburg dem Königreich Bayern zu, es entstand der bayerische Verwaltungsbezirk "Untermainkreis". Mit der

Einführung der Gewerbefreiheit nach 1862 und durch die sogenannte Bauernbefreiung im Jahre 1848 wurden Landwirte von ihren grundherrschaftlichen Lasten befreit und konnten volle Eigentumsrechte erwerben. Im Fall des untersuchten Objektes bewirkte dies den Verkauf und Abbruch des Vorderhauses spiegelgleicher Bauweise, der durch einen Neubau eines städtisch anmutenden Wohnhauses mit Kolonialwarenhandlung im Jahre 1881 durch den damaligen Besitzer Michael Kolmstetter ersetzt wurde. Trotz der Verbesserung der Verhältnisse, wie die Einführung neuer landwirtschaftlicher Produktionsweisen, Maschinen und ganzjähriger Stallhaltung sowie einer Intensivierung der Viehwirtschaft, blieben die agrarischen und kleingewerblichen Strukturen innerhalb des Dorfes und das Ortsbild gleich. Der Ausbau der Ortsstraßen, die Elektrifizierung 1912 und der Bau der Wasserversorgung 1955 fanden verhältnismäßig spät statt.

### – Das 20. Jahrhundert

Heute hat die Gemeinde zusammen mit den Weilern Lenzenbrunn, Oberhausen und Stalldorf ca. 800 Einwohner und gehört der Verwaltungsgemeinschaft Röttingen im Landkreis Würzburg an. Trotz der sich stetig modernisierenden Landwirtschaft und der Anpassung der Wohn- und Lebensräume des Dorfes an städtische Verhältnisse hat sich die historische Ortsstruktur bis heute nur unwesentlich verändert; sie konnte zusätzlich durch einen Ortserneuerungsprozeß Ende der 1990er Jahre gefestigt werden. Lediglich am westlichen Ortsrand entstanden zwei Neubaugebiete. Aufgrund der wirtschaftlichen Rezession der letzten Jahre ist allerdings eine allmähliche Abwanderung vor allem der jungen Einwohner zu befürchten, deren Auswirkungen in absehbarer Zeit zu einer Verödung des Dorfkerns führen wird.

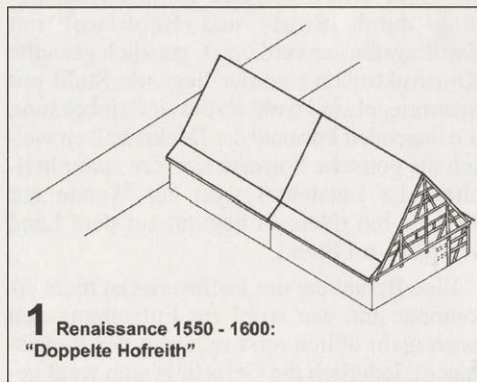
### 3. Baugeschichte und hauskundliche Würdigung des Bauernhauses an der Kirchstraße 7

Die folgenden Hypothesen zur Bauge-schichte beruhen auf Erkenntnissen aus

einem Raumbuch, einem verformungsgetreuen Aufmaß, einer dendrochronologischen Untersuchung und einer genauen archivalischen Forschung, die im Rahmen der wissenschaftlichen Arbeit an der Universität Bamberg erstellt wurden und hier nur kurz erwähnt werden können. Als Quellenangaben aus hauskundlicher Literatur wird besonders auf die Arbeiten des Hausforschers Prof. Dr. Konrad Bedal hingewiesen, dessen Recherchen u.a. einen großen Beitrag zur Hausforschung in der Region Unterfranken leisten.

War das untersuchte Bauernhaus ursprünglich nur eine Hälfte einer 'Hofreith', dessen Gebäudeabschnitt zur Straße im 19. Jahrhundert abgerissen wurde, können die Annahmen zur Baugeschichte für das Hofgebäude aufgrund seiner spiegelgleichen Bauart mit hoher Wahrscheinlichkeit auch auf das Haus an der Straße übertragen werden.

### – Erste Bauphase (Zweite Hälfte 16. Jahrhundert)



Von den Autoren angefertigte Skizze

Die älteste Bauphase lässt sich größtenteils nur gefügekundlich anhand des Holzdachstuhls im Ober- und Dachgeschoss datieren. Eine dendrochronologische Untersuchung macht eine Entstehung des Gebäudes zum Teil auf die Zeit vor 1604 wahrscheinlich; dies darf allerdings als nicht gesichert angenommen werden. Die zeitliche Einordnung des Dachstuhls ist bei einfachen Bauten ohne kunstgeschichtliche Einordnung von Ornamentik ohnehin recht schwer. Grundsätzlich

lassen sich daher folgende Annahmen machen:

Beim (heute noch vorhandenen) Dachstuhl der ersten Bauphase handelt es sich um eine Stuhlkonstruktion mit einem zweifach stehenden Stuhl an der Giebelwand und mit einem liegenden Stuhl in den inneren Binderebenen mit mittlerer Längsunterstützung. Es verweist vieles auf die Zeit zwischen 1550 und 1600, auf eine Übergangsphase der Konstruktion zwischen dem stehenden und dem liegenden Dachstuhl (vor allem erkennbar an der Einhälsung des Stuhlrähms in der liegenden Stuhlsäule, das in der darauffolgenden Zeit durch ein trapezförmig behauenes Rähm zur besseren Lastabtragung der Kräfte ersetzt wird).

Betrachtet man die ehemalige äußere Giebelwand, so lässt sich ein verhältnismäßig hoher Baukörper mit geringer Breite feststellen, mit gezapften Bauteilen im Außenbau; Überblattungen lassen sich lediglich im Bereich der Kreuzung zwischen den Fußstreben und dem Brustriegel feststellen. Das Fachwerkbild wird durch eine zweifache Riegelung durch Brust- und Kopfriegel mit Zwillingsfenster verdichtet, gänzlich gezapfte Konstruktionen und der liegende Stuhl mit Spannriegel sind wohl ab dieser Zeit bekannt; die liegenden Formate der Deckenbalken weisen als gotische Formate auf ihre spätmittelalterliche Entstehungszeit zur Wende zur Neuzeit hin (Neuzeit beginnt auf dem Land verspätet zur Stadt).

Eine Bemalung des Fachwerks ist nicht erkennbar und war wohl zur Entstehungszeit noch nicht üblich (erst später in der Renaissance), lediglich die Gefache waren weiß getüncht, was sich an Resten der damaligen originalen Fachwerkwand erkennen lässt, die sich bis heute fast unverseht im südlichen Dachzwickel zwischen der Wohnstube im Obergeschoss und dem Dach erhalten hat. Das in Unterfranken dominierende Steildach des Bauernhauses wurde als Ziegeldach ausgeführt, vorhandene handgestrichene Biberschwanzziegel mit Rautenspitz könnten daher auf die Entstehungszeit verweisen. Voraussetzung für die Verwendung von Dachziegeln war das Vorhandensein des Rohstoffs Lehm und die häufige Anzahl an Ziegelstadel oder

Ziegeleien, die vermutlich in relativ hoher Dichte spätestens seit dem 16. Jahrhundert existierten, so vermutlich auch in Riedenheim (*Bedal, 1996: S. 58*).

Überträgt man die zweischiffige Konstruktion des Dachstuhls auf das Erdgeschoss, kann angenommen werden, dass das tragende Gerüst des Hauses ursprünglich ein hölzerner Stockwerksbau mit Querbalkenlage war, ohne besonderes Schmuckfachwerk, ohne durchgehende Säulen und ohne Vorkragung der Geschosse zur Seite. Dies kann nach eingehender Untersuchung zunächst nur anhand leerer Zapfen- und Holznagellöcher und der nur leicht aus der alten Giebelwand vorkragenden Stuhlrähme geschlossen werden, da das Erdgeschoss ab dem 18. und vor allem im 19. Jahrhundert fast komplett versteinert wurde. Ob die Konstruktion im Erdgeschoss auf einem umlaufenden Schwellholz lagerte, ist daher nicht ersichtlich, dies ist für den Raum Unterfranken auch für andere Gebäude um das Jahr 1600 nicht bekannt (*Bedal, 1990: S. 18 f*). Das tragende Gerüst des Gebäudes bestand aus Holz, während die füllenden Teile als Lehmausfachung mit dicht an dicht in die Spitznut der Deckenbalken eingesetzten Rundhölzer ohne zusätzliches Flechtwerk hergestellt wurden. Diese hier aus Birkenholz bestehenden und als Stakhölzer bezeichneten Asthölzer wurden mit einem mit Langstroh durchsetzten Stroh-, Lehm- und Sandgemisch gefüllt und umwickelt, die Fugenräume mit dem gleichen Gemenge ausgefüllt und anschließend mit einem Kalkanstrich versehen.

Diese Wandtechnik scheint vorzugsweise im südlichen Unterfranken vorzukommen und wurde auch am Riedensteiner Rathaus beobachtet, das in gleicher Zeit mit ähnlichem Fachwerkbild entstand (siehe vorheriges Kapitel). Als vorherrschende Holzart wurde Eiche verwendet, im südlichen Unterfranken vermehrt auch Nadelholz wie Fichte, Tanne (*Bedal, 1996: S. 48 f*), was sich auch durch die Untersuchung der verwendeten Holzarten am Objekt im dendrochronologischen Bericht bestätigt hat. Das Stammholz wurde vierseitig behauen bzw. gebeilt und nach einem für das 16. Jahrhundert typischen Abbundsystem abgebunden.

Eine kurze Bemerkung zum Grundriss und zur Gliederung des Gebäudes:

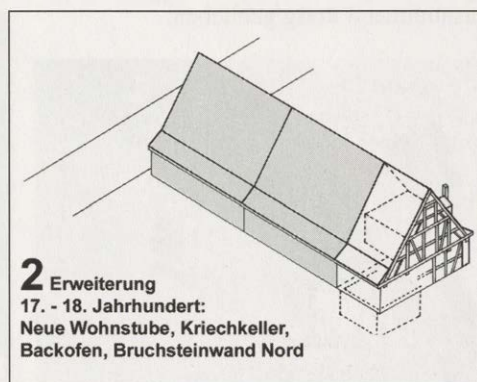
Wie bereits erwähnt, ist das Haus nach der Entstehungszeit und nach der Dachkonstruktion wohl als rasterähnlicher, längsrechteckiger Gerüstbau mit zweischiffiger und vermutlich dreizoniger Teilung mit traufseitiger Erschließung anzunehmen, wie sie heute in etwa noch anzutreffen ist. Der Aufbau ist in Unterfranken für das 16. Jahrhundert typisch (Bedal, 1990: S. 26 f). Im Gegensatz zur zweiraumtiefen Teilung des Hauses lässt sich jedoch die Dreizonigkeit nicht belegen, da durch den Abriss einer Hälfte der Hofreith im Jahre 1881 der daran anschließende Teil samt Dachstuhl komplett umgebaut und ausgetauscht wurde.

Anzunehmen ist eine Nutzung des Hauses als horizontales Wohnstallhaus im Erdgeschoss, die sich bis in die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts erhalten hat. Die Raumaufteilung wurde dann durch spätere Umbauten vor allem im Erdgeschoss leicht verändert. Eine Wohnstube befand sich vermutlich im 16. Jahrhundert wie heute im südöstlichen Eck, die Küche lag dabei wohl nördlich hinter der Stube, der Hausflur war schmal und kurz. Bohlenstuben als rauchfreie beheizbare Räume waren allerdings im südlichen Mairdreieck ab der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts nicht üblich. Belege für einen offenen Herd oder eine Schwarzküche sind in dieser Zeit kaum vorhanden, Schmauch- bzw. Brandspuren der Lehmgefache der Decke verweisen auf einen Backofen aus späterer Zeit. Möglicherweise wurde der Rauch als primitivere Form des Heizens ohne Schlot frei in den Dachraum abgeleitet, was sich anhand der geschwärzten Sparren im Obergeschoss belegen lassen könnte.

Auch wenn diese Form des Heizens im 16. Jahrhundert ausläuft, könnte dies dennoch ein Zeichen für die Armut der damaligen Bewohner des Bauernhauses sein (Bedal, 1996: S. 65). Mit dem zweiten Baustadium, der Erweiterung des Gebäudes in Längsrichtung nach Osten, fiel das möglicherweise vorhandene Rauchloch in der Spitze der ursprünglichen Giebelwand weg, ab dem 17. Jahrhundert wurde dann eine andere Form des Heizens gewählt. Ober- und Dachge-

schoß wurden hingegen anfänglich wohl zur Lagerung der Ernteerträge genutzt, Reste von Getreide finden sich heute noch in den Fehlböden der Zwischendecken. Auch die Tatsache, dass zwischen Erd- und Obergeschoss Lehmgefache zur Dämmung des bewohnten unteren Bereichs gegen das kältere Obergeschoss eingesetzt wurden, könnte auf obige Tatsache hinweisen.

### – Zweite Bauphase (Östlicher Erweiterungsbau 17. Jahrhundert)



Von den Autoren angefertigte Skizze

Wohl nicht sehr lange nach Fertigstellung des ersten Baus erfolgte eine querschnittsgleiche Verlängerung in östlicher Firstrichtung von ca. 4 m mit einer neuen östlichen Wohnstube und einem Kriechkeller im Bereich der Erweiterung. Ein Bauteil der dadurch neu entstandenen Giebelwand konnte auf das Jahr 1604 datiert werden, allerdings dürfte die Entstehungszeit insgesamt etwas später liegen, was die dendrochronologische Untersuchung belegen konnte. Die neue Konstruktion wurde einfach vor die alte Giebelwand gestellt. Für diese Zeit ist auch die nördliche Natursteinwand aus gebrochenem Muschelkalk anzunehmen. Die Entstehung der Natursteinwand könnte mit der Errichtung des (abgebrochenen) Backofens als Feuerstelle zusammenhängen, die versteinerte Wand wäre so als Brandschutzmaßnahme zu

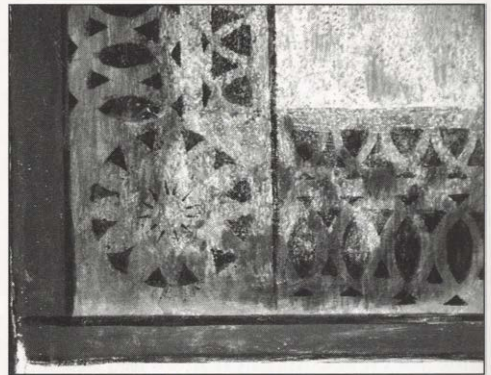
verstehen. Der Ofen ragte aus einer großen Wandöffnung erkerartig aus dem Haus heraus und war von der Küche aus zu bedienen. Mit einer Sondage zur Feststellung der Tiefe der Gebäudefundamentierung konnte die Lage des Ofens durch Freilegung der Fundamentplatten aus Muschelkalk lokalisiert werden; im Katasterplan des Jahres 1826 wurde der Ofen bereits vermessen und eingezeichnet. Er wies stattliche Ausmaße von fast 2 m auf 2 m Grundfläche und eine Höhe von 1,5 m auf. Öfen dieser Art können anhand des bereits erwähnten Katasterplans des Jahres 1826 für verschiedene Häuser im Ort nachgewiesen werden; heute ist nur noch ein einziges Exemplar dieser Art in der St. Michaelstraße Hausnummer 4 übrig geblieben.

18. Jahrhunderts entstand, ein ornamentales Motiv als Flächenschablonierung mit Kreis- und Vierecksmustern als umlaufende rechteckige Rahmen (zwei Kassetten pro Wand bildend), die über die überputzten Innenwände als fachwerkunabhängiges Gestaltungssystem konzipiert wurden. Wenige Hinweise deuten nur vage auf die Entstehungszeit im 18. oder 19. Jahrhundert hin: vor allem durch den Vergleich einer freigelegten Schablonierung des barocken Ratssaales im Riedenheimer Rathaus, die identische Muster aufweist und nach Angaben des für die Sanierung zuständigen Restaurators in die Zeit zwischen 1730 und 1800 zu datieren ist.



*Letzter Ofen seiner Art in der Riedenheimer St. Michaelstraße; Foto von den Verfassern.*

Ein weiterer wesentlicher Bestandteil der ersten Erweiterung ist die Errichtung und Gestaltung der Wohnstube im Obergeschoss. Der Raum wurde vermutlich mit einem kleineren gusseisernen Ofen beheizt (Abdruck auf dem Boden). Bemerkenswert ist die erste Farbfassung der barocken Wohnstube, eine Schablonenmalerei, die wohl im Laufe des

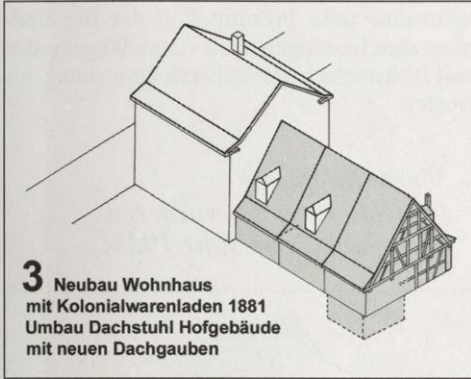


*Die freigelegte Schablonierung im Riedenheimer Rathaus ähnelt der Schablonierung im Bauernhaus! Fotografische Aufnahme mit freundl. Genehmigung der Gemeinde Riedenheim*

Stuckdecken scheinen in unterfränkischen Häusern weit verbreitet gewesen zu sein und waren spätestens im 18. Jahrhundert Allgemeingut. Die Stuckdecke im Riedenheimer Bauernhaus weist eine sehr schlichte Form mit einem umlaufenden Rahmen mit zart profiliertem Anstrichstück aus Kalk-Lehmputz auf. In einer ersten Farbfassung war dieser wohl ursprünglich weiß gefasst, dann hellblau, und noch später mehrfach mit Kalkfarbe weiß überstrichen. Die Übergänge von der Malerei zum Stuck sind 'fließend', sämtliche Raumecken sind als Hohlkehlen ausgestaltet worden. Die Vorliebe für Stuckverzierung kommt möglicherweise aus einer Nachahmung der damals bereits hochentwickelten

mainfränkischen Kirchen- und Schlossbaukunst. Farbe war ein billiges und einfaches Mittel für die ärmeren Kleinbauern, um ihr Haus zeitgerecht zu gestalten. Das Fachwerk der untergeordneten Räume blieb allerdings nach innen sichtbar, die Lehmgefache wurden nur mit Kalkfarbe weiß gestrichen.

– *Dritte Bauphase*  
*(Neubau des Wohnhauses mit*  
*Kolonialwarenladen im Jahre 1881)*



**3** Neubau Wohnhaus  
 mit Kolonialwarenladen 1881  
 Umbau Dachstuhl Hofgebäude  
 mit neuen Dachgauben

*Von den Autoren angefertigte Skizze*

Das 19. Jahrhundert brachte drastische Veränderungen für das Gebäude mit sich: Die straßenseitige Hälfte des Bauernhauses wurde zugunsten eines neuen Wohnhauses mit Kolonialwarenhandlung abgerissen. Das übrig gebliebene Rückgebäude wurde im Erdgeschoss im 19. Jahrhundert fast vollständig mit Ziegelmauerwerk versteinert. Auch die östliche Fachwerkgiebelwand wurde vermutlich erst in dieser Zeit verputzt. Die Praxis des 'Fachwerkverputzens' scheint in Unterfranken besonders nach 1840 einzusetzen, oft im Zusammenhang mit tiefgreifenden Modernisierungen am Gebäude (Bedal, 1996: S. 53), wie sie auch hier zu beobachten sind. Die Raumaufteilung änderte sich: Im südöstlichen Eck des Hauses entstand in fast verschwenderischer Weise eine sehr große, längsrechteckige Wohnstube, erkennbar an den kunstvoll gestalteten Türen; möglicherweise wurde deshalb der Boden bzw. die Decke über den Kriechkeller neu eingebaut. Die Ausfachungen der Gewölbedecke über dem Keller und

einer Fachwerkwand der Kammer im Obergeschoss wurden aus einem Kunststein aus mit Zementmilch vergossenen gemahlten Bimssteinen gemauert, einem Material, das erst ab der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts durch die neu aufkommende Bauindustrie zur Verfügung stand (Bedal, 1996: S. 49). Die Küche, nördlich hinter der Stube gelegen, blieb an der gleichen Stelle; in der späteren Zeit erfolgte ein Umbau zur Waschküche. Der westliche Teil des Gebäudes wurde als Viehstall verwendet. Zwei weitere Kammern wurden im Obergeschoss eingerichtet und erhielten jeweils eine große Giebelgaube auf der südlichen Dachhälfte zur Belichtung der Räume (Seitenwände: Gauben mit Kunststein aus Bims!).

Als letzter interessanter Punkt sind die vielen mehrschichtigen Malereien an den Wänden der Räume im Erd- und Obergeschoss zu erwähnen, die entweder in Schablonen- oder Rollentechnik ab dem 19. Jahrhundert bzw. ab der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts mit der Gummiwalze hergestellt wurden. Die aufgetragenen Muster überzogen die ganze Wand gleichmäßig in vielen Farben und Motiven z.B. in Form von stilisierten Ranken, Blüten und Blättern. Das massenhafte Auftreten schablonierter Malerei ab der Mitte des 19. Jahrhunderts, genauer: ab 1860/70, kann mit der im Historismus einsetzenden 'Tapezierungselle' in der gutbürgerlichen Wohnung erklärt werden, deren billiger Ersatz die Schablone sein konnte (Bedal, 1984: S. 37). Die tiefgreifenden Umbaumaßnahmen am untersuchten Bauernhaus sind im direkten Zusammenhang mit dem Teilabriss des Hauses für den Neubau des Vordergebäudes zu sehen. Der Abriss der einen Hälfte des ehemaligen Doppelhauses erforderte eine grundlegende Änderung des konstruktiven Systems des alten Bauernhauses, so dass der Dachstuhl bzw. dessen Stuhlrahme des Rückgebäudes an das Vordergebäude in die Kommwand eingehängt werden mussten, was archivalisch auch belegt ist. Nahezu ein Drittel des Baubestands des Rückgebäudes wurde ausgetauscht. Eine Inschrift des damaligen Hausbesitzers Lorenz Wetzel auf einer Dachlatte aus dem Jahr 1904 zeugt von dieser Umbauphase. Im Gegensatz zum untersuchten Bau-

ernhaus bzw. Rückgebäude kann die Baugeschichte des Vordergebäudes anhand vieler noch vorhandener Archivalien dokumentiert werden mittels Bauakten und Bauplänen und historischen Fotografien, die sowohl im Besitz des heutigen Hauseigentümers liegen als auch im Staatsarchiv Würzburg und im Landratsamt Ochsenfurt öffentlich zugänglich sind.

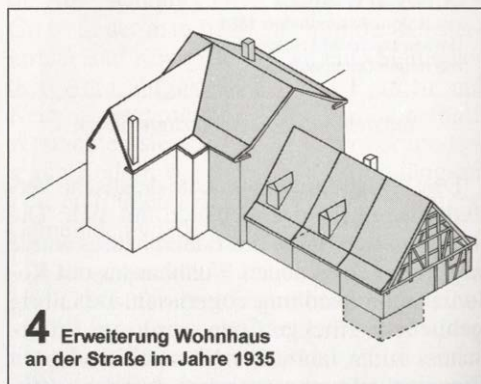


Eine der ersten fotografischen Aufnahmen des Wohnhauses aus dem späten 19. Jahrhundert. Foto: freundliche Leihgabe der Familie Kolmstetter aus Riedenheim.

Initiator der Errichtung des neuen Wohnhauses war ein Herr Michael Kolmstetter, dessen Familie 1806 nach Riedenheim gezogen war. Das Jahr 1881 steht als Errichtungsjahr des Hauses fest. Das Grundstück hatte Herr Kolmstetter von der Witwe Margarethe Seubert kurz zuvor erworben. Das städtische Wohnhaus mit der Hausnummer 94 mit Laden im Erdgeschoss zur Gemeindestraße hat fast städtisch anmutenden Charakter: Es besteht aus verputztem Ziegelmauerwerk und zeichnet sich durch regelmäßige Fensterachsen mit gleich großen Fenstern, stark hervorgehobenen Fenstereinfassungen und profilierten Traufgesimsen aus, deren Gestaltung bewusst vom örtlichen Baumeister (Zimmermeister Josef Schnabel, Betrieb aus dem

nahen Dorf Sachsenheim, heute noch existent) aus dem Formenschatz der Architekten und Baumeister der damaligen Zeit aufgenommen wurde. Charakteristisch ist zugleich die Fünfergruppe im Giebel (1. Obergeschoss): zwischen den rechteckig hohen Fenstern befindet sich in der Mitte eine Nische mit der Heiligenfigur St. Josef. Diese Gruppierung scheint vor allem in katholischen Gebieten des südlichen Unterfranken gebräuchlich gewesen zu sein (*Bedal, 1996: S. 57*). Überhaupt zeigt die große Anzahl an Heiligenbildern an Haus und Flur in Riedenheim eine tiefe Frömmigkeit der Bevölkerung; dies bestätigen auch vielen Wegekreuze und Bildstöcke in der näheren Umgebung des Dorfes.

– *Vierte Bauphase  
(Erweiterung des vorderen  
Wohnhauses im Jahr 1935)*

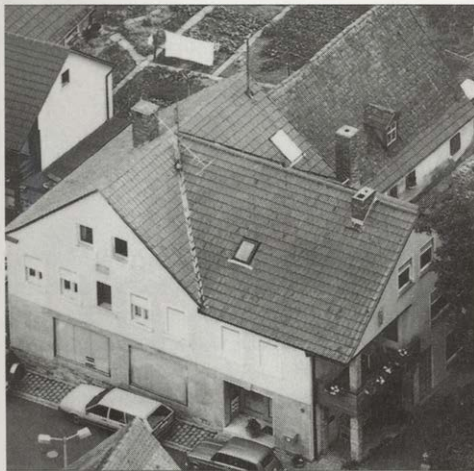
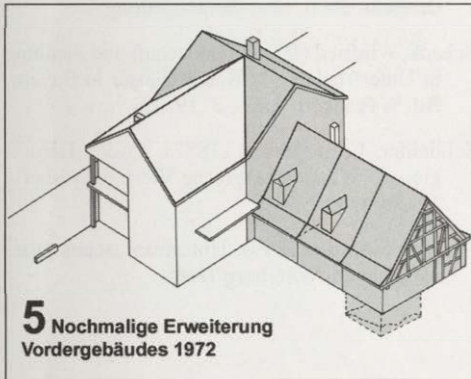


*Von den Autoren angefertigte Skizze*

Im Jahre 1935 wurde das vordere Kolmstettersche Wohnhaus an der Straße durch einen direkten Nachfahren des Erbauers, Franz Kolmstetter, zum ersten Mal erneuert bzw. erweitert. Die Erweiterung erfolgte als konventioneller, schmuckloser Mauerwerksbau mit steilem Dach in Nord-Südrichtung über Eck. Die Raumerweiterung bot zwei zusätzliche Zimmer im Süden im Erd- und Obergeschoss, mit attraktivem Blick auf die Pfarrkirche St. Laurentius. Der Laden der zwei 'Gebrüder Kolmstetter' im Erdgeschoss wurde weiter aufrechterhalten. Das Rückge-

bäude (damals noch bewohnt) weist bis heute eine häufige Sparform bei Erneuerung der Dachdeckung in Unterfranken auf, indem die Dachziegel nur im Bereich der Dachtraufen (bis zum Knick des Aufschieblings) ausgetauscht und auf der übrigen Fläche die alten Ziegel belassen wurden. Ende des 19. Jahrhundert wurden handgestrichene Dachziegel von fabrikmäßig hergestellten Dachziegeln abgelöst und im Falle des Bauernhauses durch die ersten aufkommenden Muldenfalzziegel ersetzt (Bedal, 1996: S. 58).

– *Fünfte Bauphase  
(Erneute Erweiterung des vorderen Wohnhauses im Jahr 1972)*



*Luftbild mit dem Straßen- und Hofgebäude aus den 1980er Jahren; Foto: freundliche Leihgabe der Familie Kolmstetter aus Riedenheim.*

Die letzte Umbauphase des Anwesens fand im Jahre 1972 statt mit dem nochmaligen Umbau der Erweiterung des Jahres 1935 für einen Postraum im Erdgeschoss und einem großen Wohnraum im Obergeschoss. Bis auf den Einbau einer Schaufensterfront in der Westfassade des Vordergebäudes im Jahre 1965 (im Jahre 2000 rückgebaut) fanden keine weiteren wesentlichen Veränderungen des Hauses statt. Lediglich der ehemalige kleine Stallbereich im westlichen Teil des Rückgebäudes wurde zu einer Küche mit Speis umfunktioniert und der Grundriss durch den Einbau neuer Trennwände leicht verändert. Das Rückgebäude verlor durch den Auszug des Besitzers seine ursprüngliche Nutzung als Wohnstallhaus und steht bis heute leer.

*Fazit*

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass das untersuchte Objekt ein typisches Gebäude für Unterfranken in der damaligen Zeit war, errichtet im 16. Jahrhundert als reiner Fachwerkbau mit einem Steildach mit Ziegelddeckung, mit geringer Größe und innerer Enge und einer schmalen Giebelseite von nur 8 m. Das Erdgeschoss wurde wie bei vielen anderen Beispielen ab dem 18. bzw. 19. Jahrhundert versteinert und der Baubestand nahezu ausgewechselt, der Grundriss nach einem überkommenen Schema vermutlich bis ins 18. Jahrhundert beibehalten, danach stark verändert. In der Gestaltung des Gebäudes mit seinen An- und Umbauten zeigt sich stellenweise eine modisch nachempfundene, gestalterische Durchformung in den jeweiligen Umbauten, wenn die barocke Wohnstube mit Stuckdecke oder das im 19. Jahrhundert neu errichtete Wohnhaus mit straßenseitigem Laden mit seiner historistischen Fassade berücksichtigt wird. Möglicherweise legte sich in der 'Repräsentierfreude' ein gewisses Selbstbewusstsein der Besitzer bzw. Kleinbauern gegenüber der Obrigkeit an den Tag, die sich durch Nachahmung mit deren Lebens- und Wohnstil zu messen versuchten.

## Literaturverzeichnis:

- Bedal, Konrad (1984): Farbe an Häusern in Franken, in: Das farbige Haus. Symposium am 28. Juli 1983.
- Fränkisches Freilandmuseum in Bad Windsheim (Kleine Schriften des Fränkischen Freilandmuseums) 1984, S. 23–39.
- Bedal, Konrad (1990): Fachwerk vor 1600 in Franken – Eine Bestandsaufnahme. Bad Windsheim, 1990.
- Bedal, Konrad (1996): Bäuerlicher Hausbau im südlichen Unterfranken, in: Bauernhäuser in Bayern, Band 3: Franken. Hrsg. v. Bayerischen Staatsministeriums für Ernährung, Landwirtschaft und Forsten und dem Bayerischen Landesverein für Heimatpflege e.V. München 1996, S. 47–77.
- Breitenbacher, Günter / Grimm, Paul (1985): Der Main-Tauber-Kreis und seine Aufgaben, in: Meine Heimat, mein Kreis – Main-Tauber-Kreis. Hrsg. v. Kreissparkasse Mergentheim u. Sparkasse
- Tauberbischofsheim im Rahmen des Sparkassen Schulservice. 1985, S. 1–8.
- Bundschuh, Johann (1801): Geographisches statistisch-topographisches Lexikon von Franken, Bd. 3. Nd. der Ausgabe von 1799–1804. München 1979.
- Bünz, Enno (1995): Gründungsausstattung und Güterverteilung des Würzburger Kollegiatstifts Haug im Spiegel der ältesten Papsturkunden (1182–1195), in: Würzburger Diözesangeschichtsblätter, Bd. 57. Würzburg 1995, S. 35.
- Martin, Friedrich (1998): Stalldorfer Ortsgeschichte. Hrsg. v. Gemeinde Riedenheim. Würzburg 1998.
- Ramming, Jochen / Stonus, Dagmar (1997): Dorf und Flur in Unterfranken – Zur Geschichte einer Kulturlandschaft. Hrsg. v. der Direktion für Ländliche Entwicklung Würzburg und des Bezirks Unterfranken. Münsterschwarzach 1997.
- Roth, Edgar J. (2000): Ortsgeschichte Riedenheim, in: 125 Jahre freiwillige Feuerwehr Riedenheim. Hrsg. v. Gemeinde Riedenheim. Riedenheim 2000, ohne Seitenzählung.
- Schenk, Winfried (1996): Landschaft und Siedlung in Unterfranken, in: Bauernhäuser in Bayern, Bd. 3: Franken. AaO., S. 19–43.
- Schneider, Emil (Hrsg.) (1887): Codex Hirsau-giensis. Württembergische Vierteljahreshefte 10. Stuttgart 1887.
- Schumm, Anton (1899): Unterfränkisches Ortsnamenbuch. Würzburg 1899.

## Plädoyer für den Denkmalschutz

von

*Alexander Biernoth*

Im Rahmen der Mitgliederversammlung der Ansbacher *FRANKENBUND*-Gruppe hat der Landtagsabgeordnete und Vorsitzende des Landesdenkmalrates, Dr. Ludwig Spänle, ein engagiertes Bekenntnis zum Denkmalschutz abgegeben. Denkmäler nannte Spänle nicht nur das "kollektive Gedächtnis einer Nation", sondern zeigte auch die ökonomische Dimension bei Maßnahmen der Denkmalerhaltung auf. Hintergrund der Einladung des *FRANKENBUNDES* an den Vorsitzenden des

Landesdenkmalrates war die geplante Novellierung des Landesdenkmalschutzgesetzes im Zuge der allgemeinen Verwaltungsreform in Bayern. Das Vorhaben, Vorschriften und Gesetze einzuschränken, hatte in der jüngsten Vergangenheit für heftigste Diskussionen auf politischer Ebene gesorgt.

Bevor Dr. Spänle beim *FRANKENBUND* auf die Details der Novellierung einging, hielt er ein leidenschaftliches Plädoyer für die



*Der Redner Dr. Ludwig Spänle, der 1. Vorsitzende der Ansbacher FRANKENBUND-Gruppe Wolfgang Osiander und der Ansbacher Landtagsabgeordnete Klaus Dieter Breitschwert (von links nach rechts)*

Denkmalpflege. "Denkmalpflege ist operative Kulturpolitik, sie ist hochmodern und wegweisend; eine Zukunft kann es nur geben, wenn man seine Wurzeln kennt", meinte der Landespolitiker. Man denke sich nur einmal die Stadt Ansbach ohne Denkmäler, wo bliebe da die Identitätsstiftung. Gerade in einer Welt der ‚rasenden Globalisierung‘ müsse man wissen, wo man herkomme und wo man stehe, um zu wissen, wo man hin wolle. Ohne Denkmalpflege würde sicher nicht die Ansbacher Residenz verschwinden, aber das Erbe des kleinen Mannes, dokumentiert in Arbeiterhäuschen in der Vorstadt oder dem Austragshaus auf dem Bauernhof, würde wohl komplett verloren gehen, sagte der Landtagsabgeordnete.

Viel zu wenig im Bewusstsein der Öffentlichkeit und auch der Politik verankert sei neben der gesellschaftlichen Bedeutung der

Denkmalpflege deren ökonomischer Bedeutung. "Denkmalpflege ist qualifizierte Wertschöpfung für den Mittelstand, da jeder Euro Fördermittel bis zu 15-fach Investitionen vor Ort auslöst", betonte Dr. Spänle. Er sprach von einer "gewaltigen ökonomischen Dimension". Jährlich würden im Freistaat etwa 500 Millionen Euro in die Fachdienstleistung des qualifizierten Handwerks und anderer Dienstleister rund um die Denkmäler investiert, touristische Aspekte noch gar nicht eingerechnet. Die professionelle Denkmalpflege müsse allerdings wesentlich besser als bisher auch herausstellen, dass sie ein Dienstleister sei, der dem Eigentümer eines Denkmals durch qualifizierte Beratung helfe und nicht als Besserwisser und Angeber oder gar zum Kontrollieren daherkomme, betonte Spänle.

Im Zuge der bayerischen Verwaltungsreform sei von der Staatskanzlei angedacht ge-

wesen, auch gewisse Vorschriften im Denkmalpflegegesetz auszusetzen, berichtete das Mitglied des Landtages. Positiv sei, dass dadurch bei den Genehmigungsbehörden ein Handlungsdruck aufgebaut werde. In dem Gesetzesvorhaben war vorgesehen, dass bei ausbleibender Antwort der Behörde auf einen Abrissantrag für ein denkmalgeschütztes Haus innerhalb einer Frist von acht Wochen der Abbruch automatisch als genehmigt gelte. "Das war der Versuch, eine Axt an die praktische Denkmalpflege zu legen", so Spänle's Einschätzung. Er fand auch deutlich ablehnende Wort zu der im Zuge der Novellierung geplanten Änderung der Bedeutung der sogenannten denkmalpflegerischen Fachgutachten. Diese Gutachten sollten zu einer freiwilligen Sache für die Entscheidungsträger gemacht werden; bisher waren sie zwingend vorgeschrieben. "Wer würde sein Auto zum TÜV bringen, wenn ein technisches Gutachten freiwillig wäre", fragte Spänle. Die Argumentation, der Handlungsspielraum von Oberbürgermeistern und Landräten würde ohne dieses Fachgutachten im Sinne der Verwaltungsvereinfachung erweitert, kann nach Überzeugung des Redners nicht greifen.

Schon seit 1990 hätten Oberbürgermeister und Landräte die letzte Entscheidung in kritischen Konfliktfällen der Denkmalpflege. "Wir brauchen das verpflichtende Fachgutachten aber weiterhin als das schlechte Gewissen der Entscheidungsträger, wenn sie sich entschließen, es in den Papierkorb zu werfen. Sonst wird es Denkmalpflege nur noch in Sonntagsreden geben", so die Einschätzung Spänle's. Er nannte es einen außerordentlichen Vorgang, dass die CSU-Fraktion im Landtag in diesem Sinne für eine Änderung des Gesetzentwurfes mit dem Erhalt des Fachgutachtens gestimmt habe und sich damit gegen den Willen der Staatskanzlei gestellt habe.

Als ausdrücklicher Unterstützer nannte Spänle den Ansbacher Landtagsabgeordneten Klaus Dieter Breitschwert, der auch in einem Grußwort vor den Mitgliedern des Ansbacher *FRANKENBUNDES* seinen Standpunkt bekräftigte, dass das fachliche Gutachten gerade in Konfliktfällen erhalten bleiben müsse, um alle Beteiligten zur intensiven Auseinandersetzung mit dem strittigen Denkmal zu zwingen.

## Grüßwort des Forchheimer Oberbürgermeisters Franz Stumpf



Forchheim und das Forchheimer Land stehen in diesem Jahr ganz im Zeichen des großen Bamberger Bistumsjubiläums. Denn die Gründung des Bistums Bamberg vor 1000 Jahren zeitigte neben ihrer kirchen- und reichshistorischen Bedeutung auch für die Geschichte des Forchheimer Raumes eine wichtige Weichenstellung.

Am 1. November 1007 bekannte der König und spätere Kaiser Heinrich II., dass er im Gebiet des oberen Mains und der Regnitz ein neues Bistum mit seinem Lieblingsort Bamberg als Zentrum zu gründen gedenke. Gleichzeitig löste er das bisherige Königsgut Forchheim mit seinen Zugehörungen, darunter 14 weitere Orte, auf, und stiftete es dem neuen Bistum zu dessen Ausstattung. Neben dem Pfalzort Forchheim selbst erwähnt die Königsurkunde hierbei die Siedlungen Weigelshofen, Ober- oder Untertrubach, Thuisbrunn, Hetzelsdorf, Ober- und Mittelehrenbach, Wellerstadt, Kleinseebach, Möhrendorf, Hausen, Heroldsbach, Ober- und Unterwimmelbach sowie Schlehenbach. Bis zur Säkularisierung 1803, also fast 800 Jahre, ver-

blieb das Forchheimer Land unter dem Krummstab, ehe es dann kurfürstlich- bzw. königlich-bayrisch wurde.

Forchheim entwickelte sich nach seiner Stadterhebung unter Bischof Otto dem Heiligen im 12. Jahrhundert zur Zweitresidenz des Bistums und späteren Hochstifts. Insbesondere die Gründung des Kollegiatstifts St. Martin unter Fürstbischof Lupold von Bebenburg 1354, der Bau eines neuen Schlosses, der so genannten 'Kaiserpfalz' (ca. 1380–1390), unter Lamprecht von Brunn und die Errichtung einer modernen Bastion ab der Mitte des 16. bis zum Ende des 17. Jahrhunderts festigten die herausragende Stellung Forchheims im geistlichen Staat.

Die Grenzlage zum protestantischen Markgraftum Kulmbach- bzw. Bayreuth-Brandenburg und gegenüber dem Einzugsgebiet der Reichsstadt Nürnberg bewirkten ein besonderes Augenmerk der Fürstbischöfe auf ihre Landesfestung. Die Kontinuität der Bindungen zu Bamberg hat neben den baulichen Zeugnissen auch in Konfession, Kultur, Mentalität und Mundart tiefe Spuren hinterlassen. Forchheim sieht sich heute wie damals als ein Kernland des 1000jährigen Bistums Bamberg und wird wohl auch von diesem so gesehen: Eine Großplastik des Künstlers Jan Koblasa, die am 12. Juli, dem Vorabend des Heinrichstages, übergeben wird, soll eine ästhetische Manifestation dieser 1000jährigen Bindung sein.

Der Frankenbund hat mit der Wahl des Tagungsortes Forchheim wohl auch der historischen Rolle Forchheims bei der Gründung des Bistums Bamberg Rechnung getragen, worauf wir natürlich sehr stolz sind. So darf ich allen Vorträgen, Diskussionen und Beratungen nicht nur einen guten Verlauf, sondern auch eine, der Aura des Tagungsortes entsprechende, Bedeutung und Tragweite wünschen.

Ihr

Franz Stumpf  
Oberbürgermeister

# Einladung zur Konstitutionsfeier in Gaibach

Am 26. Mai 2007 veranstaltet die Bayerische Einigung/Bayerische Volksstiftung e.V. ein großes Fest an der Konstitutionssäule in Gaibach. (Dieser Ort liegt ca. 5 km nördlich von Volkach, wo wir im letzten Jahr unseren Bundestag abgehalten haben.) Zu dieser Feier sind auch alle *FRANKENBUND*-Mitglieder herzlich eingeladen!

Um 11.30 Uhr sammelt sich vor Schloß Gaibach ein Festzug unter Beteiligung der Bevölkerung, Trachtengruppen und Musikkapellen zum Gang zur Konstitutionssäule. Um 12.00 Uhr beginnt dort in einem eigens aufgestellten Zelt die Festveranstaltung. Begrüßt werden Sie durch Böllerschützen; nach den Grußworten von Herrn Besold, Vorsitzender der Bayerischen Einigung e.V., dem Volkacher Bürgermeister Herrn Kornell, Graf Schönborn und der Vizepräsidentin des Bayerischen Landtages Frau Stamm führt Sie die Münchener Historikerin Frau Dr. Weigand kurz in die Geschichte des Ortes ein. Die Festansprache hält Herr Staatsminister Dr. Beck-

stein zum Thema: "Ist Europa noch demokratisch?" Diese Frage verweist auf das Motto der Veranstaltung; sie möchte an diesem geschichtsträchtigen Ort zum Nachdenken über unsere Demokratie, ihre Wurzeln und Entwicklung seit dem Gaibacher Fest von 1832 wie auch über den aktuellen Stand anregen. Dabei kommt das leibliche Wohl nicht zu kurz; für Essen und Trinken ist gesorgt.

Für weitere geschichtliche Aufklärung über das Gaibacher Fest und seine Folgen sorgt die Ausstellung über: "175 Jahre Gaibacher Fest 1832" im Museum Barockscheune in Volkach (dort haben wir im vorigen Jahr den Festakt des Bundestages abgehalten). Sie wird vom Heimatverein Volkacher Mainschleife e.V. unter Federführung von Frau Dr. Ute Feuerbach ausgerichtet. (Die Ausstellung läuft vom 11. Mai bis 10. Juni 2007, Sa, So u. Fei. ist von 11 Uhr bis 17 Uhr, Fr von 14 Uhr bis 17 Uhr geöffnet.) Weitere Informationen unter: [www.museum-barockscheune.de](http://www.museum-barockscheune.de)

Miltenberg, Museum der Stadt Miltenberg

## Alfons Klühspies (1899–1975),

### Vorreiter der Abstrakten in Franken

16.03. 2007 – 29.04.2007

Der 1975 in Würzburg verstorbene Maler Alfons Klühspies wandte sich bereits in den 1920er Jahren der abstrakten Formsprache zu und gehört zur Avantgarde der Abstrakten in Franken.

Das Museum der Stadt Miltenberg zeigt rund 60 Arbeiten aus dem facettenreichen Werk des Künstlers. "Seine Arbeiten sind faszinierend, voll individueller Gestaltungskraft, eigenständig in der Handschrift, über die Jahre hinweg unverwechselbar." (Prof. Kern).

Auch wenn sein Frühwerk in Berlin durch einen Luftangriff zerstört wurde und er auf-

grund zeitgeschichtlicher Entwicklungen der freien künstlerischen Entfaltung beraubt war, hatte seine Kunst keine Einbuße erlitten. Nach 1946 wandelte sich seine Malerei immer mehr vom Flächigen zum Räumlichen. Die Kultivierung von Körperlichkeit, Raum, Farbe und Gesamtkomposition stellte er sich immer wieder als Aufgabe. In vielen seiner Bilder ist eine Vollendung dieser Einstellung zu erkennen. Niemals bleibt Alfons Klühspies an der Oberfläche haften, immer steigt er in die tieferen Schichten des Seelenlebens hinab.

Auffallend und interessant auch eine Werkphase des Künstlers ab 1967: Papierarbeiten mit bizarrem Geäder und kristallinen Formen in dynamischen Lichträumen.

**Öffnungszeiten:**

Mi - So 11 - 16 Uhr

Zusätzlich in der Galerie im Pfarrkeller:

Sa + So 14 - 16 Uhr

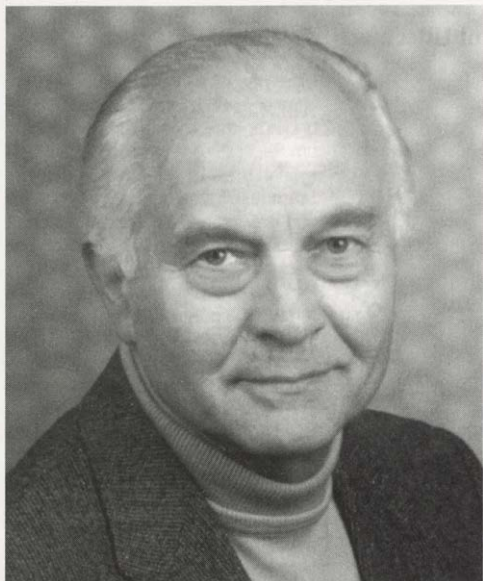
Info unter [www.museum-miltenberg.de](http://www.museum-miltenberg.de)

## Herr Professor Heller mit dem Bundesverdienstkreuz ausgezeichnet



Am 16. März 2007 wurde Herr Professor Heller das Bundesverdienstkreuz (im Amtsdeutsch: das Verdienstkreuz am Bande des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland) von Herrn Staatssekretär Karl Freller überreicht. Der *FRANKENBUND* gratuliert seinem langjährigen Stellvertretenden Bundesvorsitzenden, dem er sehr viel zu verdanken hat, zu dieser Auszeichnung!

Bereits seit 1974 ist Herr Professor Heller Mitglied im *FRANKENBUND*. Von 1985 bis 2003 war er Stellvertretender Bundesvorsitzender und hat in dieser Zeit die Arbeit und Ausrichtung des Gesamtbundes maßgeblich mitgeprägt. Dem *FRANKENBUND* kam zugute, daß er als Professor für Landes- und Volkskunde an der Universität Erlangen-Nürnberg sich um Themen und Referenten für das alljährliche 'Fränkische Seminar' kümmerte und diese Veranstaltung auch mehrmals leitete. Auch hat Herr Professor Heller großen Anteil daran, daß sich der *FRANKENBUND* bei anderen fränkischen Kulturinstitutionen und wissenschaftlichen Einrichtungen einen Namen machen konnte. Mit seinen Publikationen und Vorträgen sorgt er bis heute für eine lebendige Vermittlung fränkischer Landeskunde und Kultur, wobei er nicht müde wird, gängige Klischees über das "Fränkische" zu hinterfragen.



*Paul Ultsch*

Ich stolpere über ein Ausrufezeichen in Klammern.

In einer seiner letzten Veröffentlichungen – war es seine vorletzte? – schrieb Paul Ultsch über “Christliche Motive im Exlibris”: “Zu allen Zeiten hat der Mensch sein Eigentum irgendwie kenntlich gemacht und glaubte(!), es dadurch sichern zu können.”<sup>1)</sup> Er erzählte vom alten Ägypten wie von den mittelalterlichen Klöstern. Sich selbst führte er nicht auf, dazu war er zu bescheiden, aber er hat es nicht anders gemacht. Es gibt natürlich auch von ihm ein Exlibris.



*Exlibris von P. Ultsch*

Aber dieses Ausrufezeichen in Klammern signalisiert überdeutlich: Der “Glaube der Sicherung” war ihm in seiner Doppelbödigkeit bewußt. Natürlich war er ein leidenschaftlicher Sammler, und da saß ihm das Geld locker im Portemonnai (ob seine Frau darüber immer so glücklich war?), aber gleichzeitig wußte er, dass man seine angehäuften Schätze nicht auf Dauer sichern kann. So trennte er sich im Alter von seinen Sammlungen, weil er wußte, dass sie in den Städtischen Sammlungen und dem Stadtarchiv der Stadt Schweinfurt oder beim Historischen Verein seiner Heimatstadt besser aufgehoben sind. Nicht zuletzt die Umzüge in die Burggasse und in die Judengasse in Schweinfurt zwangen zum Reduzieren und Konzentrieren.

90 Jahre war Paul Ultsch in den letzten Novembertagen des vergangenen Jahres geworden. Auch wenn das Körperliche beschwerlich wurde, und man nicht wußte, wie der nächste Tag verlaufen würde – nach wie vor konnte man auf seine geistige Präsenz bauen. Im familiären Rahmen erzählte dann der 90-Jährige lebendig aus seinem Leben. Bis ins Detail war ihm alles geläufig, und er glänzte mit Jahreszahlen und Namen.

Mit dem Nachbarn im familiären Schweinfurter Stadtteil Zürc kam ich immer wieder ins Plaudern. Nie drängte er sich auf, aber stets wußte er Interessantes und auch Neues zu erzählen. Wie leicht, heiter und anschaulich liest sich seine Erinnerung an die Schulzeit, die er auch ein wenig selbstironisch “Oberndorfer Idylle” nannte.<sup>2)</sup> Ja, er konnte erzählen, und er konnte genau hinschauen. Als Beirat des Historischen Vereins kam er bis in die letzten Jahre zu den Jahressitzungen. Nur Krankheit hinderte ihn zuletzt daran.

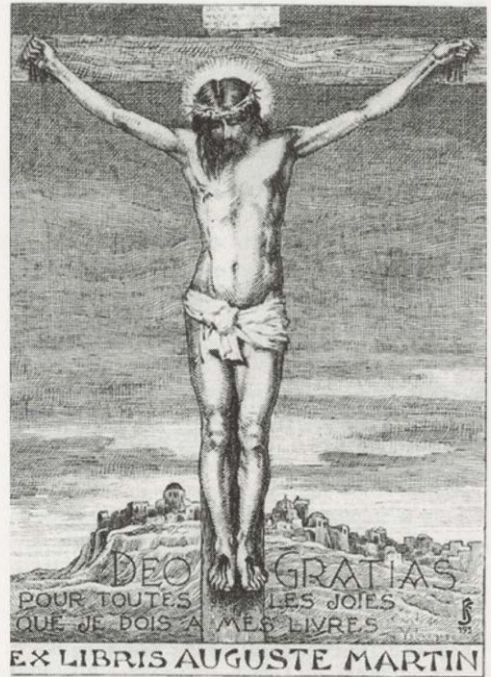
Wer ihn kannte, den wundert es keineswegs, welche Ehrungen er entgegennehmen durfte: die Dauthendey-Plakette für Verdienste um die fränkische Literatur (1976), das Große Goldene Bundesabzeichen des Frankenbundes für besondere Verdienste (1977) und als ‘Krönung’ das Verdienstkreuz am

Bande des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland (1999) durch den damaligen Bundespräsidenten Johannes Rau. Denn nicht nur die Stadt (er war lange Jahre stellvertretender Heimatpfleger), nicht nur der Frankenbund (er war von 1985–1989 Schriftleiter und lange Jahre in die Schriftleitung des 'Frankenlandes' eingebunden, wobei er in dieser Eigenschaft die Aufsatzreihe 'Fränkische Künstler der Gegenwart' initiierte und betreute, und bis zuletzt Mitglied des Bundesbeirates des Frankenbundes), nicht nur die Deutsche Exlibrisgesellschaft, nicht nur die Fränkische Bibliophilengesellschaft, die er tatkräftig unterstützte, nicht nur zahlreiche Künstler, die er nach Möglichkeit mit Kunstausstellungen förderte, aber ganz besonders Herr Dr. Erich Schneider als Leiter der Sammlungen, der immer auf Paul Ultsch zählen konnte und ihn mit zwei ehrenden Beiträgen zum 80. und 85. Geburtstag in der "Schweinfurter Mainleite" würdigte,<sup>3)</sup> und der Historische Verein Schweinfurt, der Paul Ultsch bereits 1991 die Ehrenmitgliedschaft verlieh, wissen, was sie ihm zu verdanken haben. 2009 hätte er die 50jährige Mitgliedschaft feiern können.

Paul Ultsch war ein Bürger alter Schule. Aus einer Oberndorfer Familie – der Vater war in der Großindustrie beschäftigt – stammend, arbeitete er sich fleißig empor. Er besuchte das Gymnasium, prägend aber war sein Volksschullehrer Anton Dörfler, dem er über die Schulzeit hinaus verbunden blieb. In seine Interessensgebiete vertiefte er sich im Selbststudium. Denn sein Brot verdiente er zunächst als Kaufmann; lange Zeit musste er als Soldat dienen, er wurde im Krieg verwundet, nutzte die Zeit aber, die er infolge eines kriegsbedingten Lungenleidens in Sanatorien verbringen musste, indem er die tschechische und sudetendeutsche Kultur aufsaugte und liebenlernte.

In den ersten Nachkriegsjahren arbeitete er dann in der Oberpfalz und in Niederbayern, bevor er 1956 wieder nach Schweinfurt zurückkehrte, um eine Stelle bei SKF als Kaufmann anzutreten. Dort, wo er lebte, engagierte er sich. Kaum in Wenzenbach bei Regensburg ansässig, ist er schon 1946 Mitar-

beiter der oberpfälzischen Monatszeitschrift 'Der Zwiebelturm'. Das zeichnet einen Bürger damals wie heute aus: Dass er sich in das öffentliche Leben hineinbegibt mit den Gaben und Fähigkeiten, die ihm gegeben sind; da wird nicht nach Lohn oder Geld gefragt, sondern man weiß um den Lohn, der in der Beschäftigung mit den schönen Dingen der Welt liegt. Wie heißt es in einem Exlibris, das Paul Ultsch aus seiner umfangreichen Sammlung ausgewählt hatte? "DEO GRATIAS POUR TOUTES LES JOIES QUE JE DOIS A MES LIVRES".



*Exlibris von Julio Fernandez Saez für den Sammler Auguste Martin*

In der Laudatio zum 90. Geburtstag wünschte ich Herrn Ultsch, ihm möge die Freude an seinen Büchern, Exlibris und schönen Dingen der Welt erhalten bleiben. Heute sagen wir ihm Dank für sein Lebenswerk und trauern zusammen mit seiner lieben Frau.

*Ernst Petersen*

## Anmerkungen:

<sup>1)</sup> Paul Ultsch, Christliche Motive im Exlibris, in: Politik – Religion – Kunst. Beiträge zur Geschichte Schweinfurts (Festschrift Horst Ritzmann). Hg. von Uwe Müller u. Ernst Petersen (= Veröffentlichungen des Historischen Vereins Schweinfurt e.V. Neue Folge, Band 4). Schweinfurt 1998, S. 59–66, hier: S. 59.

<sup>2)</sup> Paul Ultsch, Oberndorfer Idylle. Erinnerung an meine Schulzeit, in: Schweinfurter Mainleite 2001, IV, S. 20–24.

<sup>3)</sup> Erich Schneider, Paul Ultsch achtzig Jahre, in: Schweinfurter Mainleite 1996, IV, S. 45–48.

Erich Schneider, Paul Ultsch zum 85. Geburtstag, in: Schweinfurter Mainleite 2001, IV, S. 38f.

## Ehrenmitglied Werner Dettelbacher, Würzburg, verstorben

Nach längerer Krankheit verstarb am 23. Februar 2007 der Würzburger Gymnasiallehrer, Historiker und Buchautor Werner Dettelbacher in seiner Heimatstadt. Am 29. September 1926 geboren, verlor er damals gerade erst 18-Jährige kurz vor Ende des Zweiten Weltkrieges das linke Bein. Diese Verletzung beeinflusste die Lebensplanung Dettelbachers entscheidend. Da sein Entschluß zum Lehrerberuf feststand, wählte er unter Verzicht auf den von ihm so geschätzten Sport schließlich die Studienfächer Deutsch, Geschichte und Erdkunde. Generationen von Schülern wurden von seinem – vor allem wegen seiner großartigen Gabe der Erzählkunst – fesselnden Unterricht, den er zuletzt als Studiendirektor am Siebold-Gymnasium erteilte, geprägt.

Das Kriegsleiden zwang Werner Dettelbacher 1977, den Schuldienst zu quittieren. Fortan konnte er sich noch mehr als schon zuvor der lokalhistorischen Forschung widmen, wovon zahlreiche erfolgreiche Veröffentlichungen und das ehrende Epitheton "Gedächtnis Würzburgs" Zeugnis ablegen können. Das Fundament seines Wirkens legte er mit drei zu jener Zeit zukunftsweisenden Bildbänden über die Geschichte der Stadt Würzburg von 1866 bis 1966, die zwischen 1970 und 1974 entstanden. Bis zum kompletten Erscheinen der wissenschaftlichen Stadtgeschichte darf – ungeachtet verschiedener Versuche aus anderen Federn – sein Werk "Würzburg – ein Gang durch seine Vergangenheit" wohl als die beste populäre und dennoch facettenreiche Darstellung zu diesem Thema gelten. In der zu seinem 80. Geburtstag

mit der Unterstützung der Frankenbund-Gruppe Würzburg erschienenen Festschrift künden allein 23 Seiten Bibliographie mit rund 30 Büchern und zahllosen Aufsätzen, biographischen Skizzen und Zeitschriftenbeiträgen von seiner Schaffenskraft. Auch außerhalb Würzburgs ist Werner Dettelbacher ein Begriff für sachkundige Qualität gewesen, denn für den Kölner Du Mont Verlag entstanden an seinem Schreibtisch insgesamt fünf Kulturreiseführer, darunter derjenige über "Franken" mit einer Auflage von über 150.000 Exemplaren.

Schon 1973 trat Werner Dettelbacher der Würzburger Gruppe des Frankenbundes bei und engagierte sich stets für unsere Ideale und Ziele. Regelmäßig über die vergangenen 33 Jahre hat er sich durch die Übernahme von Veranstaltungen an der Gestaltung unserer Jahresprogramme beteiligt. Seine Treue dankten wir ihm 1998 mit dem goldenen Abzeichen des Frankenbundes und verliehen ihm für seinen großartigen Einsatz zum Wohle der Würzburger Gruppe im Jahr 2001 die Ehrenmitgliedschaft. Auch von anderer Seite wurde Herr Dettelbacher geehrt: Die Stadt Würzburg machte ihn zu ihrem Kulturpreisträger, der Staat zum Träger des Bundesverdienstkreuzes. Mit dem Tod von Werner Dettelbacher verliert der Frankenbund eine beeindruckende Persönlichkeit, die als Lehrer, Geschichtsforscher und Verfasser zahlreiche Menschen durch seine lebendigen Schilderungen der Würzburger und fränkischen Geschichte in ihren Bann schlug und dabei immer zu wahrer Menschlichkeit mahnte. Voll Dankbarkeit werden wir ihm stets ein ehrendes Andenken bewahren.

*Peter A. Süß*

## Hommage für Fritz Griebel – seine Scherenschnitte bezaubern bis heute

von

*Birgit Rauschert*

Im Zuge der Umgestaltung der Marktgemeinde Heroldsberg wurde im vergangenen Jahr ein Patrizierschlösschen vakant, das ursprünglich den Freiherren von Geuder-Rabensteiner gehörte. Seit 1928 ist es in öffentlichem Besitz und beherbergt bis zum Sommer 2006 das Rathaus der Kommune. Die Nachkommen des Hauses Geuder, vor allem Eberhard Brunel-Geuder sowie Peter Griebel, der Sohn des in Heroldsberg beheimateten Künstlers Fritz Griebel (1899–1976), forcieren nun – gemeinsam mit der Bürgermeisterin Melitta Schön – eine neue Nutzung des Gebäudes als zukünftiges ‚Museum im Weißen Schloss‘. Diese Funktion hätte u.a. den positiven Effekt, dass Original-Glasgemälde sowie Teile des Mobiliars und Familienerbes aus dem Geuder’schen Besitz wieder an ihren ursprünglichen Standort zurückgeführt werden könnten.

Neben einer historischen Abteilung mit Ausrichtung auf die Kultur- und Familiengeschichte des Nürnberger Geschlechtes von Geuder soll das künftige Schlossmuseum auch bedeutende Teile einer umfangreichen Kunstsammlung beherbergen. Es handelt sich dabei um die Werke des in Heroldsberg aufgewachsenen Fritz Griebel, der hier im Jahre 1976 auch verstarb und auf dem Heroldsberger Friedhof seine letzte Ruhestätte fand. – Wo sonst wäre das Andenken dieses Mannes würdiger bewahrt als hier, wo man 1999 anlässlich seines 100. Geburtstages eine Gedächtnisausstellung arrangierte, während das nahe gelegene Nürnberg, die Stadt seines Wirkens unter anderem als Direktor der angesehenen Akademie der Bildenden Künste

(1948–1957), den Meister des Scherenschnittes und des Aquarells anscheinend vergessen hatte?

Bei der Archivierung des noch im Besitz der Familie befindlichen künstlerischen Nachlasses wurde 2006 erstmals das gesamte Lebenswerk inventarisiert, gesichtet und ausgewertet. Dazu zählen neben 176 Ölgemälden, 405 Aquarellen, 80 Kreidezeichnungen und 77 Lithographien vor allem mehr als 1000 Scherenschnitte, – eine erst in den letzten Jahren neu belebte Kunstgattung, die Griebel meisterlich und seit frühester Jugend beherrschte.

### *Frühe Scherenschnitte*

Erstaunen und Bewunderung riefen die filigranen Scherenschnitte Fritz Griebels schon von Beginn an hervor. 1922 trat er geradezu schlagartig in die Kunstszene, indem er ein erstes Buch mit eigenen Papierschnitten veröffentlichte. Der Bildband ‚Gottesgarten‘<sup>1)</sup> zeigte Werke des damals 23-jährigen Akademiestudenten, der schon hier in verblüffender Weise seine virtuosen und überaus phantasievollen Interpretationen mittelalterlicher Marienlieder publizierte (Abb.1)<sup>2)</sup>. Dies war Fritz Griebels erster öffentlicher Erfolg, mit dem er auch seine Herkunft aus dem pietätvollen Milieu eines evangelischen Pfarrhauses offenbarte, das – der eigenwilligen Nürnberger Tradition gemäß – in der Verehrung der Gottesmutter Teile der katholischen Frömmigkeit gewahrt hatte. Die Marienlieder stammten aus einer Sammlung seiner Mutter



Abb. 1: Heroldsberg – Vignette für das Buch "Der Gottesgarten", erschienen im Verlag "Der Bund", Nürnberg, Scherenschnitt 1922

Luise, der Fritz Griebel dieses Erstlingswerk widmete.

Seine geradezu visionären Entwürfe, die bis heute in ihrer technischen Brillanz unübertroffen sind und in der künstlerischen Tradition Ernst Penzoldts und Annette von Droste-Hülshoffs stehen, besitzen einen Erfindungsreichtum, der damals im religiösen Kontext neuartig war und die alten Lieder in einem neuen Licht erstrahlen ließ. Oft finden beispielsweise diese Marienbildnisse in einer Szenerie märchenhafter Baumriesen, zerklüfteter Felslandschaften und exotischer Traumsequenzen statt. So kniet etwa der Heilige Franziskus inmitten einer höchst filigranen Vogelschar (Abb. 2). Mit der bizarren Flora und Fauna dieser Meisterstücke transponierte er die im 18. Jahrhundert höchst beliebte Scherenschnittkunst in eine vollkommen neuartige Dimension, die sie – bei aller Verwurzelung in der Tradition des Biedermeierlichen – bereits in die Nähe der modernen Kunst katalpultierte.<sup>3)</sup> Nur wenige Jahre später schuf

Henry Matisse mit seiner Scherenschnitt-Serie 'Jazz' vergleichbar Neuartiges auf diesem Gebiet. Wie dieser fand auch Fritz Griebel im Lauf der Zeit immer mehr zu den elementaren Formen der Abstraktion, die ab den 60er Jahren nicht nur seine Papierschnitte prägen sollten. Der Weg dieser Entwicklung gleicht einer langsamen Metamorphose, die sich über einen Zeitraum von mehr als 50 Jahren erstreckte.

### Jugend in Heroldsberg

Wie war dieser junge Mann zum Scherenschnitt gekommen? – Diese Frage stellt sich dem Betrachter seines Gesamtwerkes bis heute, das in seiner Fülle auf diesem Gebiet in ganz Europa seinesgleichen sucht. Zunächst vermutlich als Autodidakt, dies kann bisher mit Wahrscheinlichkeit gesagt werden. Man darf annehmen, dass Griebel schon um 1914 Schattenrisse zeichnete und schnitt. Das lack-schwarze Glanzpapier, die messerscharfen



Abb. 2: "Vogelpredigt des Hl. Franziskus", Scherenschnitt 1920

Konturen der zierlichen Miniaturen – all das muss ihn von Beginn an gefesselt haben. Auch seine Umgebung war sofort von der Anmut dieser Bildnisse bezaubert. Schon damals besaß er Sammler und Förderer seiner Kunst, etwa Freifrau Sophie von Geuder-Rabensteiner, die ihren Wohnsitz in Heroldsberg hatte und offenbar immer wieder um jene kleinen Kostbarkeiten seiner Hand bat.

Wie sein älterer Bruder Paul (1878–1918) versuchte sich auch der jüngere Peter Christoph Friedrich Griebel, wie sein vollständiger Name lautet, bereits seit frühester Jugend in einer Art Miniaturmalerei 'à la Dürer'. Die beiden Brüder betätigten sich als Epigonen des Altmeisters, der im Jahre 1510 Heroldsberg besucht hatte und von dem die erste Vedute des Ortes stammt. Der Nürnberger Albrecht Dürer war nämlich mit dem damaligen Losunger der Stadt, Martinus Geuder, befreundet, der sich um 1500 das 'Rote Schloss' in seiner Hofmark Heroldsberg hatte errichten lassen. Noch heute befindet sich das imposante Anwesen an dieser Stelle und damit ganz in der Nähe des Pfarrhauses, in dem die beiden Brüder gemeinsam mit weiteren fünf Geschwistern aufwuchsen. Das Patrizierschlösschen ist im Übrigen noch heute im Besitz der Geuder'schen Nachkommen und beherbergt ein bis ins 14. Jahrhundert zurückreichendes Archiv mit wertvollen Dokumenten der Familienchronik! Dürers Werke, vor allem seine Aquarelle mit den stillen Ansichten des Nürnberger Reichswaldes, den Weihern und weiten Blicken hinab ins Tal bei Kalchreuth, waren einst in dieser Landschaft entstanden. Gewiss waren diese Bildnisse den beiden Jugendlichen ebenso bekannt wie seine Zeichnung 'Das Kirchdorf', eine Ansicht des Marktfleckens aus dem Jahre 1510 mit seinen schon damals bestehenden vier Geuder-Schlössern.<sup>4)</sup>

In der Tradition dieser, der Realität verpflichteten, minutiösen Feinmalerei übten sich die Geschwister. Auch Paul Griebel (1897–1918) schuf beachtliche Bildnisse in diesem Stil, etwa mit dem Motiv des elterlichen Pfarrhauses, das noch heute als eines der schönsten in ganz Deutschland gilt. Paul verstarb jedoch in jungen Jahren als Soldat 1918 in

England an den Folgen seiner Kriegsverletzungen aus dem Ersten Weltkrieg. Dieser Verlust muss für Fritz Griebel unermesslich gewesen sein. Wie eng die beiden Brüder einander verbunden waren, beweisen uns einige, heute im Archiv des Germanischen Nationalmuseums aufbewahrte Briefe, die Fritz noch bis 14 Tage vor dem Tod an seinen Bruder geschrieben hatte.

### *Ausbildung in Nürnberg und Berlin*

In die Malklasse von Prof. Rudolf Schießl an der Nürnberger 'Akademie der Bildenden Künste' zu gelangen, war für ihn beruflich der nächste bedeutende Schritt. Fritz Griebel hatte das Melanchthongymnasium in Nürnberg vorzeitig verlassen, um eine Laufbahn als Bildender Künstler einzuschlagen. An der Kunstakademie wurde er nun zum Maler und Grafiker ausgebildet. Der noch heute allgemein bekannte Grafiker Rudolf Schießl wanderte mit seinen Studenten gerne in die Umgebung Nürnbergs, wo er seine Studenten Zeichnungen nach der Natur anfertigen ließ. Bis heute erinnert eine Stube in der Schlossgaststätte von Kalchreuth an ihn. Wer die Bildnisse von Rudolf Schießl kennt, wird jedoch nur geringe stilistische Verwandtschaften mit Fritz Griebels Werken jener Zeit feststellen können. Dem Studenten sagte eher das Gegenteil dieses etwas schwerblütigen Stiles zu, ja er bevorzugte schon damals eine geradezu schwebende Transparenz, die in ihrer Ästhetik dem Surrealismus nahe stand. Ohne sich dessen bewusst gewesen zu sein, folgte er damit der Avantgarde seiner Zeit.

Im Jahre 1924 fand er Einlass in die Berliner 'Akademie der Bildenden Künste' und wurde Schüler des Malers Hans Meid, der die Richtung der Neuen Sachlichkeit vertrat. In jenem Stil versuchte sich Griebel nun in der Ölmalerei: Berliner Vorstadtviertel in grauer Frühlingstristesse, Blumenstillleben, alles in etwas gedämpftem Licht. Daneben gibt es eindrucksvolle Porträts der Eltern, Geschwister und Freunde, wie etwa des Bildhauers Gustav Seitz. Verhalten, bisweilen spröde, kündigt sich in ihnen eine neue Richtung an. Ein Selbstbildnis aus jenen frühen Berliner Jahren zeigt ihn als skeptisch blickenden jun-



Abb. 3: Bug bei Bamberg, Ölgemälde 1947

gen Mann. Trotz seiner reservierten Haltung – auch hier ist der Vergleich mit Dürers frühen Selbstporträts nicht abwegig – scheint er genau zu wissen, was er will. Nur kurze Zeit später schon zieht es ihn in die Ferne. Seine erste Reise geht nach Italien (1924), nur zwei Jahre später nach Paris (1926), dem damaligen Zentrum der zeitgenössischen Kunst.

Weitere Reisen führen ihn nach Florenz (1929) und auch später noch immer wieder nach Italien. Ist es Zufall, dass er auf diesem Weg in den Süden erneut auf den Spuren seines geistigen Ahnherrn Dürer wandelte und wie dieser einst die Burg Arco ebenfalls im Aquarell festhielt? Wie bei Dürer verwandelte sich sein Stil unter dem Einfluss des Südens. Er malt nun weicher, offener, transparenter. Seit dieser Zeit kommt das Aquarell zu den vertrauten Techniken Papierschnitt und Ölmalerei hinzu. Es soll für ihn das bevorzugte Medium seiner ersten Reiseimpressionen bleiben.

### *Erste Ausstellungen*

Nach seiner Rückkehr ins heimatliche Heroldsberg im Jahre 1926, wo er nach dem Abschluss des Studiums in Berlin sein erstes Atelier bezog, reiste er immer wieder in den Süden. Vor allem die Regionen, die einst als 'Welsches Land' bezeichnet wurden, waren bis an sein Lebensende seine bevorzugten Ziele. Ab 1929 arrangierte er Ausstellungen in Heroldsberg und Nürnberg. Eine Präsentation, die in einem Pfarrsaal hinter der Lorenzkirche stattfand, besuchte im Jahre 1931 kein Geringerer als der Physiker und Nobelpreisträger Albert Einstein! Der Nürnberger Kunsthistoriker Justus Bier, der aufgrund seiner jüdischen Herkunft 1937 in die Vereinigten Staaten emigrieren musste, wurde einer seiner wichtigsten Förderer. Der Riemenschneider-Spezialist und Leiter der Kestner-Gesellschaft in Hannover protegierte ihn, indem er ihm 1936 eine Einzelausstellung widmete. Doch seit 1933 verlangten die ein-



Abb. 4: *Schlafendes Kind*, Rötzelzeichnung 1943

schneidenden Veränderungen der politischen Verhältnisse äußerste Vorsicht auf allen Gebieten. Vor allem die Entwicklung hin zur Abstraktion, mit der sich Fritz Griebel ab 1930 intensiv beschäftigte, musste er nun einstellen.<sup>5)</sup> 1940 wurde eine Gesamtschau seiner Arbeiten in Nürnberg 'aus politischen Gründen' abgesagt. Wohl aus der Not heraus wandte sich Griebel nun verstärkt dem Wunder des menschlichen Körper zu. Meistens werden die Akte als antike Szenen deklariert. Das Motiv der Maske tritt jetzt des öfteren auf. Die griechische Tragödie ist auf einigen seiner Gemälde als verschlüsselter Kommentar zur politischen Lage zu verstehen.

Trotz all dieser Umstände heiratete er noch kurz vor Ausbruch des Krieges 1939 die Bamberger Ärztin Dr. Gertrud Jensen. Aus der Ehe gingen die beiden Kinder Annette und Peter hervor. Die Familie lebte seither in der Domstadt Bamberg, – ein glücklicher Umstand, denn die Stadt wurde im Unterschied zu Nürnberg am Ende des Krieges nur geringfügig zerstört. Einige Jahre lang war er hier noch unbehelligt künstlerisch tätig

(Abb. 3). Gerade in dieser schwer belasteten Zeit entstehen seine intimsten und berührendsten Blätter. Es sind Rötzelzeichnungen der beiden Kinder als Babies, später als Kleinkinder, schlafend oder wachend, an der Brust der Mutter, Bildnisse von bezaubernder Unschuld und Unberührtheit. Die Kinder sind dabei bereits in ihrer ganzen Persönlichkeit getroffen. (Abb. 4) Diese Porträts offenbaren Fritz Griebels außergewöhnliches Ethos, seine Hingabe, Güte und schlichte Menschlichkeit. Gerade die beiden Kleinen sind ihm in dieser schweren Zeit Trost und Hilfe. Als er 1941 zum Militär eingezogen wurde, versetzte man ihn zunächst nach Holland, dann in den Ort Streitberg in der Fränkischen Schweiz. Erst mit 47 Jahren konnte er aufatmen. Die unausgesprochene, aber stets drohende Gefahr, als Kritiker des Regimes verfolgt zu werden, war überstanden.

### *Familienchronik*

Von Else Eichhorn, einer in den Nürnberger Künstlerkreisen bekannten und vielfach

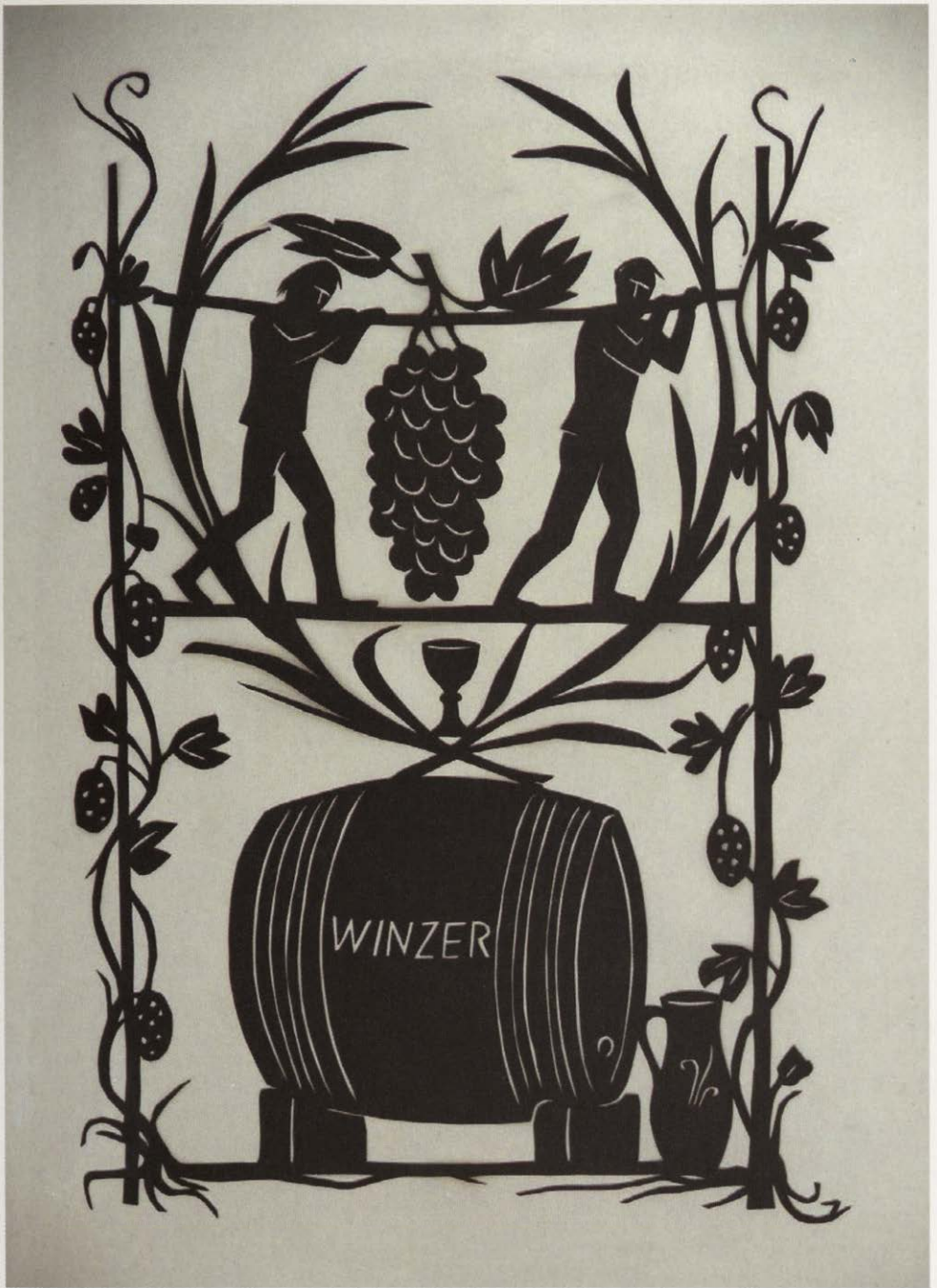


Abb. 5: "Winzer", aus der Serie "Ehrames Handwerk", Scherenschnitt um 1946

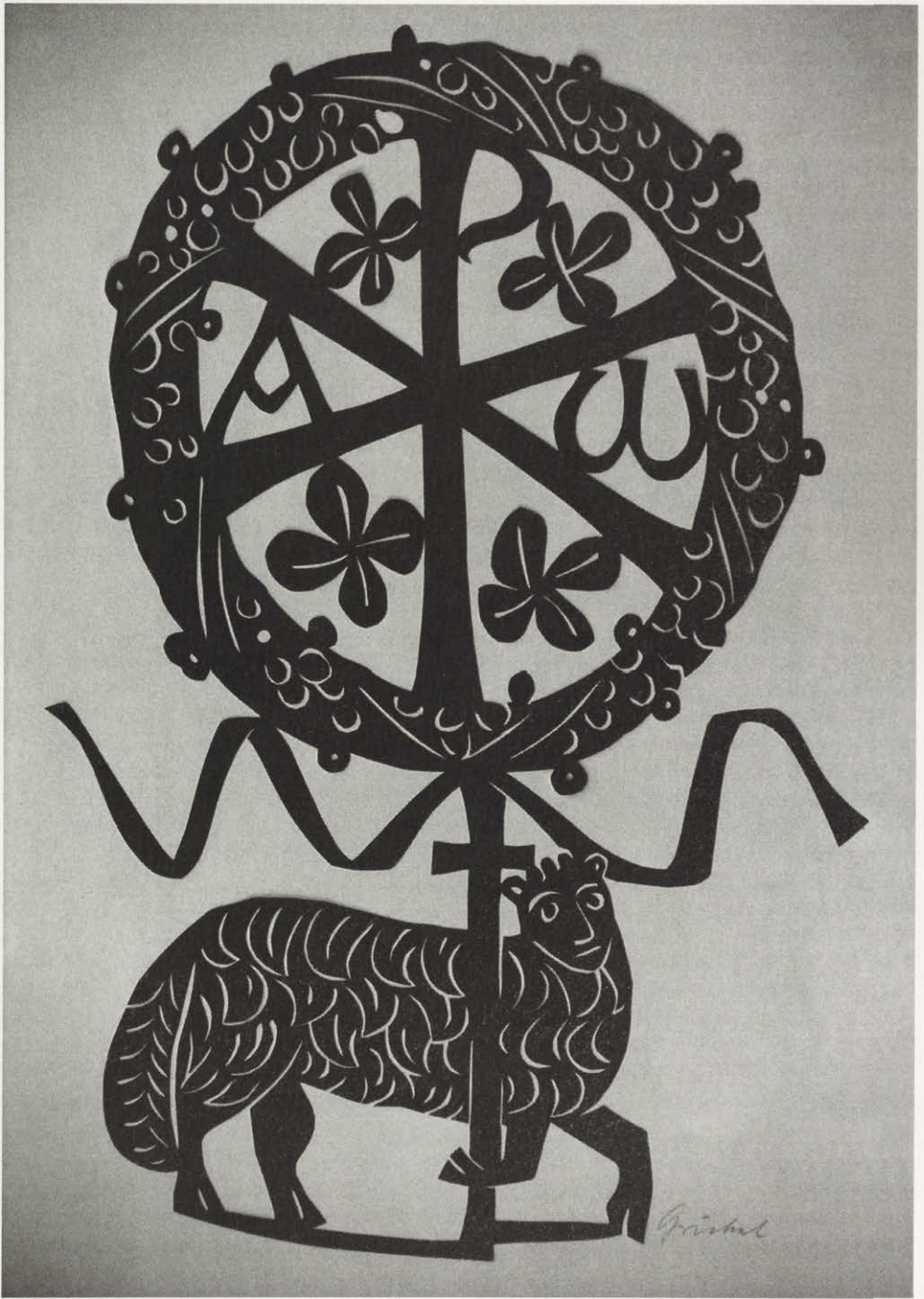


Abb. 6: Lamm Gottes, aus der Reihe "Zeichen der Christenheit", Grauschnitt um 1950



Abb. 7: *Komposition aus Zeichen und Menschen, Ölgemälde, 60er Jahre*

verehrten Kunstbedarfshändlerin, genannt die 'Künstlermutter', hatte das Ehepaar Griebel als Hochzeitsgeschenk ein kostbares, in Leder gebundenes Buch erhalten. Diese Familienchronik führte Fritz Griebel mehr als 30 Jahre lang. Ereignisse des gemeinsamen Lebens sind darin in Wort und Bild festgehalten. Dieses Buch ist unter all den Werken vermutlich das persönlichste und kostbarste Stück seines künstlerischen Nachlasses. Vor allem die Kinderbildnisse darin, korrespondierend mit den Notizen des stolzen Vaters, bilden ein nicht alltägliches Tagebuch. Emotional berührend sind auch die Bilderbücher für seine beiden Kinder Annette und Peter, die der Künstler gemeinsam mit seiner Frau entworfen hat, so zum Beispiel 'Das Märchen von dem Mäuschen, dem Vögelchen und der Bratwurst'. Die Geschichte ist mit einem handgeschriebenen Text versehen und von Fritz Griebel illustriert. Noch heute könnte es die kindliche Psyche bezaubern. Diese Bilderbücher gehören zu den Werken, die aus der Not der Nachkriegszeit geboren waren, als es kaum

Spielsachen und Kinderbücher zu kaufen gab. Sie zeigen den Künstler von seiner privaten Seite als liebenden Vater, der sich in die kindliche Welt des Traums und der Phantasie zu versetzen vermochte. Im Laufe der Zeit änderten sich die Herausforderungen, die das Familienleben stellte. Nun gab es neue Entwürfe, so das 'Kinder-ABC'. Kalender und Bücher entstanden, die dem Aufbaugeist der Nachkriegszeit Genüge leisteten, so das heute vergriffene, das Handwerk illustrierende Buch 'Ehrsamtes Handwerk'<sup>6)</sup>, das mit seinen Illustrationen zu den zahlreichen Auftragsarbeiten nach dem Kriege zählte (Abb. 5).

Als Fritz Griebel 1946 zum Professor der Nürnberger Kunstakademie berufen wurde, bedeutete dieser Schritt notwendigerweise, die eigene künstlerische Tätigkeit vorübergehend in den Hintergrund treten zu lassen. Er unterrichtete, da die Gebäude in Nürnberg zerstört waren, im Deutschherrenschloss von Ellingen. Dort lebte er mit seiner Familie, bis der moderne Neubau von Sep Ruf in der

Nürnberger Bingstraße am Schmausenbuck unter seinem Direktorat 1953 eingeweiht werden konnte. Seine Ernennung zum Akademiedirektor verdankte er nicht allein seinen überragenden künstlerischen Leistungen und seinem schon recht umfangreichen Œuvre, sondern vor allem auch seiner untadeligen Haltung während des Dritten Reiches. Die Entwicklung der Nürnberger Akademie der Nachkriegszeit wurde nachhaltig von ihm geprägt. In seiner ebenso unorthodoxen wie zurückhaltend-höflichen Art gelang es ihm, das beschädigte Ansehen der Institution wieder herzustellen und neue Kontakte über die Grenzen hinweg zu knüpfen.

### *Klassiker der Moderne*

Stilistisch entwickelten sich seine Arbeiten unter dem Einfluss der internationalen Kunst der Moderne nun weiter zur Abstraktion hin. Diese bereits Anfang der 30er Jahre sichtbaren Tendenzen gelangten nun zur Verwirklichung in pointiert ausgewogenen Kompositionen, die dominant aus Farben und Formen bestehen, wobei der Gegenstand meist noch erkennbar ist. Auch den Papierschnitt entwickelte er experimentell weiter. So gründete er die Blätter, die später mit den Schattenrissen versehen wurden, mit geometrischen Formen, sodass die Risse in einer weiteren räumlichen Dimension zu schweben scheinen. Eine Kostprobe dieser Periode gibt der 1952 erschienene Bildband 'Zeichen der Christenheit'<sup>7)</sup> wieder (Abb. 6).

Thematisch ging es ihm bevorzugt um die archaische Gemeinschaft in der Natur. Die Darstellungen von Mensch und Tier, Mann und Frau mit ihren Idolen bildeten gewissermaßen einen Widerhall der damals populären Schriften des Anthropologen Claude Lévi-Strauß. Ab 1960 kam die Abstraktion auch in den Aquarellen verstärkt zur Geltung. Sie weisen eine stilistische Verwandtschaft zu Paul Klee auf und zeigen die unendliche Variationsbreite seiner heiter-verspielten Phantasie. In den Ölgemälden fanden diese Wege letztlich ihren vollendeten Ausdruck. Die Bildnisse bestehen überwiegend aus abstrakten Zeichen (Abb. 7). Mehr als berechtigt ist es, diese Kompositionen 'klassisch' zu nennen. In ihrer

Harmonie und ihrem differenzierten Farbklang fanden jene späten Bilder Fritz Griebels in der Kunst der Gegenwart kaum ihresgleichen. Sie zeugen vom lebenslangen Suchen nach ästhetischer Vollendung und halten die empfindliche Balance zwischen Bewegung und Statik. Auch wenn diese Bildnisse ausschließlich aus Form und Farbe zu bestehen scheinen, teilt sich in ihnen unverkennbar die menschliche Einstellung des Künstlers mit. Diese Bilder als Werke der 'Klassischen Moderne' zu bezeichnen, ist gewiss nicht zu hoch gegriffen.

Wer sich heute mit Fritz Griebels Gemälden und Schattenrissen auseinandersetzt, wird eine zeitlose Kunst entdecken, die ihre Fortsetzung bei den 'Papercutters' der amerikanischen Gegenwart findet.

### **Anmerkungen:**

- 1) Gottesgarten. Scherenschnitte von Fritz Griebel in Begleitung alter Lieder. Nürnberg 1922.
- 2) Diese Abbildung wie alle weiteren in diesem Beitrag erwähnten Werke von Fritz Griebel finden Sie farbig abgebildet in der Mitte dieses Heftes.
- 3) Stadtgeschichtliche Museen der Stadt Nürnberg (Hrsg.): Fritz Griebel. Scherenschnitte 1920–1965. Ausgewählt u. eingeleitet v. Karl Heinz Schreyll. Nürnberg 1980, S. 9 ff.
- 4) Albrecht Dürer: Das Kirchdorf. Federzeichnung von 1510 im Musée Bonnat, Bayonne. Es gibt eine sehr verwandte Lithografie des Motivs von Fritz Griebel aus dem Jahre 1937.
- 5) Mammel, Gerhard: Zu den Aquarellen der 30er bis 60er Jahre, in: Albrecht Dürer Gesellschaft (Hrsg.), Fritz Griebel. Aspekte eines Lebenswerkes. Aquarelle, Zeichnungen, Bilder. Kat. 41, Nürnberg 1979, o. S.
- 6) Distler, Max: Ehrsamtes Handwerk. Illustrationen von Fritz Griebel. 1952.
- 7) Fritz Griebel: Zeichen der Christenheit. Nürnberg 1952.

Vierzig Scherenschnitte von Fritz Griebel werden in der Ausstellung 'Fritz Griebel. Scherenschnittausstellung. Meisterwerke aus fünf Jahrzehnten' vom 18.03.2007 bis 24.06.2007 in Nürnberg ausgestellt.

Zu betrachten sind sie in dieser Zeit im Studio Karin Dütz, Albrecht-Dürer-Straße 13, dienstags bis freitags von 13 h bis 18 h. Außerhalb der genannten Zeiten ist eine Besichtigung nach Voranmeldung möglich; Tel.: 0911/244 74 83.

## 'Cranach im Exil' – Aschaffenburg ehrt Lucas Cranach

von

Marc Peschke

Lucas Cranach der Ältere, 1472 im oberfränkischen Kronach geboren, galt schon seinen Zeitgenossen als einer der wichtigsten Maler der Epoche. So lobte im Jahre 1509 der Nürnberger Jurist und Humanist Christoph Scheurl den Renaissancemaler: "In der Tat, wenn ich den einzigen Albrecht Dürer, meinen Landsmann, dieses unzweifelhafte Genie ausnehme, so muß, was die, ... lange vernachlässigte, jetzt neuerwachte Malerkunst anlangt, unser Jahrhundert, meines Erachtens, Dir allein den obersten Rang zugestehen ..."

Cranachs Stern begann in der Residenzstadt Wittenberg – dem geistigen Zentrum der Reformation – zu glänzen: Zwischen 1505 und 1550 lebte er hier als Hofmaler der Kurfürsten von Sachsen. In Wittenberg betrieb Cranach, der Künstlerfürst, seine große Malerschule, er stand dieser Stadt als Bürgermeister vor – und war bald ihr reichster Bürger. Hier lernte er Philipp Melancthon kennen und wurde ein enger Freund und schließlich auch Trauzeuge Martin Luthers. Cranach war ein großer Unterstützer der Reformation: Er schuf Holzschnitte für die protestantische Bibel und andere Reformationsschriften Luthers, illustrierte Flugblätter, half nach Kräften mit, den neuen Glauben bekannt zu machen. Die Luther-Übersetzung des Neuen Testaments, die sogenannte 'Septemberbibel', erschien im Verlag Cranachs.

Weniger bekannt ist die Verbindung des Malers, Zeichners, Holzschneiders und Kupferstechers zur Rhein-Main-Region. Gleich an drei Orten ehrt die Stadt Aschaffenburg jetzt den Meister der Reformationszeit. Im Schlossmuseum, der Kunsthalle Jesuitenkirche und dem Stift St. Peter und Alexander ist noch bis zum 3. Juni die Ausstellung 'Cranach im Exil' zu sehen. In der Jesuitenkirche wird mit dem großen, jetzt zusammengeführten und restaurierten Magdalenen-Altar ein Hauptwerk Cranachs gezeigt, die Ausstellung im Schloss berichtet von den historischen Zusammenhängen, während im Stift St. Peter und Alexander vor allem die Figur Albrechts von Brandenburg beleuchtet wird.

Albrecht – katholischer Erzbischof von Mainz und Magdeburg, Bischof von Halberstadt, Kurfürst und Reichserzkanzler – gab ausgerechnet Cranach, dem Wittenberger Künstler des Protestantismus, den größten Auftrag der deutschen Kunstgeschichte: die Ausgestaltung der Stiftskirche seiner Heimatstadt Halle mit 16 Altären. 1540 floh Albrecht vor der Reformation aus Halle, ein "geordneter Rückzug" ins Erzbistum Mainz allerdings, wie Dr. Gerhard Ermischer, Kurator und Stadtarchäologe an den Museen der Stadt Aschaffenburg, erläutert. Das Schicksal meinte es jedenfalls gut mit dem bayrischen Aschaffenburg: Viele Ausstattungsstücke der Stiftskirche konnte Albrecht im Jahr 1541 an



*Mondsichelmadonna aus der Werkstatt von Lucas Cranach, um 1520;*

*Copyright: Bayer. Staatsgemäldesammlungen/Artothek.*

den Main bringen, die jetzt, nach aufwändiger Restaurierung, neu präsentiert werden.

Die Ausstellungssektion im Schloss Johannisburg gibt Auskunft über die paradoxe Position Cranachs, in dessen Person die Spaltung der Gesellschaft der Reformationszeit kulminiert. Als Freund Luthers, als Künstler der Reformation arbeitete er zeitgleich für den katholischen Auftraggeber Albrecht von Brandenburg, dessen Hang zum künstlerischen Prunk und Reliquienkult den Reformatoren ein Dorn im Auge waren. "Hurhaus in der Moritzburg", so nannte Luther die Residenz Albrechts einmal spöttisch.

Auch wenn es verwundern mag: Ganz untypisch ist Cranachs interkonfessioneller Geschäftssinn nicht: Viele der wichtigsten Maler der Dürerzeit, so auch der nur wenige Jahre jüngere Hans Baldung Grien, waren Künstler zwischen allen konfessionellen Stühlen: Sie bedienten gleichermaßen protestantische wie katholische Kunden und sind damit Beispiel für einen erst in der Renaissancezeit ausgebildeten neuen, sehr selbstbewussten Künstlertypus. Diese Ausstellung führt auf faszinierende Weise vor Augen, dass Kunst nicht nur Glaubensbekenntnis gewesen ist: Cranach war virtuoser Gestalter und gleichermaßen

moderner Unternehmer, der seiner unterschiedlichen Kundschaft individuelle Angebote machte.

Ein Paradebeispiel dafür sind in der Ausstellung gezeigte Kreuzigungsgruppen. Die Kernszene mit dem gekreuzigten Jesus ist sowohl in der protestantischen als auch katholischen Variante beinahe gleich, doch stellt Cranach in dem für seinen katholischen Auftraggeber entstandenen Gemälde eine Vielzahl von Figuren bei, während er bei dem protestantischen Käufer darauf verzichtet. Dafür wird diese Gruppe von einigen Spruchbändern begleitet – ganz im Sinne von Luthers Diktum, dass die Schrift vor dem Bild stets Vorrang haben müsse. Zur Ausstellung ist ein großer Katalog erschienen.

### **Informationen:**

Die Ausstellung 'Cranach im Exil' wird gezeigt im Aschaffener Schlossmuseum, in der Kunsthalle und im Stiftsmuseum in der Zeit vom 4.2. bis 3.6.2007.

**Öffnungszeiten:** Dienstag bis Sonntag 9-18 Uhr;  
Eintritt: 8 €, ermäßigt 5 €  
Telefon: 06021-386 74 - 13  
Führungen unter: 06021-386 88 - 66  
Im Internet: [www.cranach-im-exil.de](http://www.cranach-im-exil.de)

## 'Oberfränkische Malertage' feiern 10-jähriges Jubiläum

von

*Kathrin Bauer*

Unter dem Motto 'Coburg – eine Stadt mit Geschichte' finden in diesem Jahr bereits zum zehnten Mal die sog. 'Oberfränkischen Malertage' statt. Ins Leben gerufen hat die 'Oberfränkischen Malertage' die Bayreuther Künstlerin Christel Gollner. 1998 trafen sich namhafte Künstlerinnen und Künstler aus der Region mit Teilnehmern der Volkshochschulen von Stadt und Landkreis Bayreuth in Weidenberg und malten mit großem Engagement Sehenswürdigkeiten und Besonderheiten des

Ortes vor den Augen der interessierten Bevölkerung.

Das Besondere dieser ersten mehrtägigen gemeinsamen Arbeit war, dass Künstler, die größtenteils vorher nur namentlich voneinander gewusst hatten, sich dadurch näher kennenlernten, Erfahrungen austauschten und voneinander lernen konnten. Dieses Erlebnis war der entscheidende Anlass für die Gründerin und Organisatorin Christel Gollner, die

Malertage in diesem Sinne fortzusetzen und sie auf ganz Oberfranken auszudehnen. So fanden bereits im Mai 1999 die 2. 'Oberfränkischen Malertage' – eingebunden in die Pegnitzter Kulturtage – in Stadt und Umgebung Pegnitz statt. Die Werke der 15 beteiligten Künstlerinnen und Künstler wurden anschließend bei der gemeinsamen Ausstellung in der dortigen Sparkasse vom Publikum wie auch im Jahr zuvor in Weidenberg mit Begeisterung angenommen und waren heiß begehrt.

Regierungspräsident Hans Angerer gab damals der Hoffnung Ausdruck, dass die 'Oberfränkischen Malertage' zu einem alljährlich wiederkehrenden Ereignis werden mögen. Zu den bisher teilnehmenden Orten gesellten sich nach 2000 in Bayreuth, 2001 die Stadt Hof, 2002 Creußen, 2003 Kronach, 2004 Kulmbach, 2005 Forchheim und im vergangenen Jahr Wunsiedel.

Zum 10-jährigen Jubiläum der 'Oberfränkischen Malertage' treffen sich heuer in Coburg namhafte Künstlerinnen und Künstler vom 17. bis 20. Mai zu gemeinsamer Arbeit.

- Beim ersten Teil der Malertage – dem Workshop – werden sich die Künstlerinnen und Künstler vor Ort bildnerisch mit dem Thema: "Coburg – eine Stadt mit Geschichte" auseinandersetzen. Um gleiche Arbeitsbedingungen zu schaffen, werden als erstes sämtliche Blätter, Leinwände und anderer Bildträger auf der Rückseite mit dem Sonderstempel '10. Oberfränkische Malertage Coburg 2007' versehen. Nach einer Stadtführung werden sich die Maler aufmachen, um in den Straßen und Gassen, auf den Plätzen und in den historischen Gebäuden Coburgs das Thema bildnerisch zu bearbeiten. Somit wird die Stadt vier Tage lang zum Atelier, und die interessierte Bevölkerung kann die Maler dabei beobachten und ihnen über die Schulter schauen.
- Den zweiten Teil der 10. 'Oberfränkischen Malertage' bildet schließlich eine Ausstellung der entstandenen Werke vom 10. Juni bis zum 8. Juli in der Angerturnhalle in Coburg. Neu ist in diesem Jahr, dass auch Führungen durch die Ausstellung angeboten werden.

Seit den ersten Malertagen 1998 in Weidenberg hat sich also so einiges getan, und die Malertage genießen immer mehr Ansehen. Zum einen hat der alljährliche Wechsel für die Künstlerinnen und Künstler einen besonderen Reiz, da sich ihnen stets neue Motive und Themen an unterschiedlichen Orten bieten. Sie können somit die nähere Heimat mit ihren sehens- und malenswerten Kultur- und Stadtlandschaften bis ins Kleinste erkunden und darstellen. Anders ausgedrückt – die Teilnehmer befassen sich mit der jeweiligen Stadt so eingehend, wie dies in solcher Intensität und Fülle wohl kaum vorher der Fall war. Dieses Interesse an der Heimatstadt ist andererseits auch für die Bewohner insofern beeindruckend, als dass sie zum Teil völlig fremden Malern bei ihrer Tätigkeit an zahlreichen Standorten der Stadt zusehen und das Entstehen der Bilder hautnah miterleben dürfen. Vier Wochen später, wenn dann die einzelnen Werke fertiggestellt, gerahmt und in repräsentative Form gebracht sind, kann das Publikum 50, 60 oder gar 70 ganz unterschiedliche Werke, die aber alle das gleiche Thema zum Inhalt haben, bewundern. Jeder Interessent kann sich unter dem reichhaltigen Angebot sein Lieblingsexemplar aussuchen und es käuflich erwerben.

Immer beliebter werden die 'Oberfränkischen Malertage' auch bei den gastgebenden Städten, für die diese Veranstaltung eine nicht unerhebliche Image-Werbung bedeutet. Denn wann wurden jemals zuvor so viele Bilder von ihrer Stadt zur gleichen Zeit erschaffen und gezeigt? Somit sind die 'Oberfränkischen Malertage' sowohl für die Künstler als auch für die Kommunen gleichermaßen von unschätzbarem Nutzen. Um diese Kunst- und Kulturförderung in der Region Oberfranken noch effektiver voran treiben zu können, wurde im Herbst 2006 der Verein Oberfränkisch Malertage e. V. gegründet.

#### **Kontaktadresse:**

1. Vorsitzende Christel Gollner,  
Siegmunstraße 11, 95445 Bayreuth,  
e-mail: chagoll@yahoo.co.uk;  
weitere Informationen unter:  
[www.oberfraenkische.malertage.site.ms](http://www.oberfraenkische.malertage.site.ms)

## Brauchtum in der Karwoche in der Rhön und im Grabfeld

von

Reinhold Albert

In kaum einer anderen Woche im Jahreslauf ist so viel Brauchtum erhalten geblieben wie in der Karwoche. Die Volkssprache bezeichnet sie auch als stille, hohe, gute, heilige oder große Woche. Der Name Karwoche bedeutet Kummer-, Klageweche (ahd. kara = Klage, Trauer). Die stillen Leidenstage beginnen. Nach christlicher Vorstellung muss alle weltliche Lust schweigen, bis der Heiland glorreich aus dem Grabe aufersteht. In der Karwoche wird im Gottesdienst die Leidensgeschichte Christi verlesen, wie sie die vier Evangelisten aufgeschrieben: Am Palmsonntag nach Matthäus, am Dienstag nach Markus, am Mittwoch nach Lukas, am Karfreitag nach Johannes.

Einstmals wurde in der Karwoche nur das Notwendigste gearbeitet. Es waren vor allem bestimmte Arbeitsverbote zu beachten. Es durfte kein Hausbrot gebacken, nicht geschlachtet, keine Wäsche gewaschen und aufgehängt, nicht gesponnen, gestrickt oder geflickt, überhaupt keine neue Arbeit in Haus und Hof aufgenommen werden.

Mit dem Palmsonntag beginnt die Karwoche. Er hat seinen Namen von den Palmzweigen, mit denen die Kinder Jerusalems Christus bei seinem Einzug begrüßten. Es ist gute Sitte, dass die Gemeinde mit geweihten Palmen (bei uns Salweiden) in feierlicher Prozession zur Pfarrkirche zieht. Noch im 19. Jahrhundert war es im Grabfeld Brauch, dass hierbei auch ein hölzerner 'Palmesel' mit darauf sitzender Christusfigur mitgeführt wurde.<sup>1)</sup>

Der Glaube an die schützende Kraft des geweihten 'Palm' war zu früheren Zeiten vielfältig und ist z.T. heute noch lebendig. Palmzweige bedeuten in der christlichen Symbolik ein Siegeszeichen Christi über Todesgefahr und Hölle. Es ist Brauch, die Zweige nach Hause zu tragen und aufzustecken, z.B. ans

Kruzifix oder in den Stall. Die Zweige des Vorjahrs wandern unters Dach. Man verbindet damit den Glauben, dass dort, wo geweihte Palmen stecken, kein Blitz einschlägt. Sie sollen vor Feuersbrunst und jeglicher Gefahr schützen. Seinen Ursprung hat der Brauch wohl in einer Zeit, wo Gewitter gefürchteter als heute waren. Eine Versicherung konnte man noch nicht, und die Höfe waren durch Holzbauweise und Strohdächer stark gefährdet.

In Oberweißbrunn in der Rhön erhielt jedes Kind, das die Palmprozession mitmachte, einen Palmbüschel zum Weihen mit in die Kirche. Diese Palmen (Salweide) wurden an den Vortagen gesucht. Der schönste und größte Palmbüschel macht seinen Träger besonders stolz. Früher war es üblich, dass bei der Palmprozession das sog. Fastenmännchen mitging. Die Schulbuben mussten alljährlich das Fastenmännchen stellen. Dabei hatte es ein rotes Mäntelchen an. Da es aber von den Kindern geneckt, ausgelacht und verspottet wurde, wollte kein Bub mehr die Rolle eines Fastenmännchens übernehmen, und so schief dieser Brauch allmählich ein.

### *Beichtzettel – heute unbekannt*

Größere Verfehlungen beichteten katholische Christen im Grabfeld nach Möglichkeit bei den Kapuzinern in Königshofen. Osterbeichte in der Karwoche hörten einst in Landgemeinden drei Pfarrer. Noch bis in die siebziger Jahre des 20. Jahrhunderts wurden in jeder katholischen Pfarrei Beichtzettel mit dem Aufdruck: "Hl. Osterkommunion 19.. in der Pfarrei ....." verteilt. Am Beichtzettel hing bis in die fünfziger Jahre des 20. Jahrhunderts ein perforierter Zettel. Auf diesen

musste man seinen Namen eintragen. Um Christi Himmelfahrt trennte man den Streifen ab und brachte ihn nebst einem Ei oder zumindest 10 Pfennig zum Pfarrer. So hatte dieser nicht nur eine Kontrolle, wer zur Beichte ging, sondern auch noch ein kleines Zubrot.

In evangelischen Gemeinden war der Gründonnerstag bis in die sechziger Jahre des letzten Jahrhunderts Feiertag. Die Familien gingen geschlossen zur Beichte. Am Morgen wurde z.B. in Sulzdorf an der Lederhecke Beichte mit Abendmahl und Gottesdienst gehalten. Zuvor hatten sich die Gläubigen im Pfarrhaus oder der Sakristei in eine Beichtliste einzutragen. Noch lange war es üblich, dass sie hierfür mindestens 10 Pfennig Beichtgeld entrichten mussten, dazu freiwillige Spenden für die Mission, für Neuanschaffungen in der Kirche usw. 1970 wurde die Anmeldung abgeschafft.

### *Spinat und Spiegeleier am Gründonnerstag*

Am Gründonnerstag feiert die Kirche in der hl. Messe die Einsetzung des allerheiligsten Altarsakramentes beim letzten Abendmahl. Er wurde einst auch der hohe, weiße, große oder reine Donnerstag genannt. Der Gründonnerstag wird seit dem Jahr 690 in Deutschland gefeiert und erhielt im 12. Jahrhundert seinen Namen. Damals mussten die Kirchenbüßer während der 40-tägigen Fastenzeit in grauen Bußkleidern vor der Kirchentür stehen, denn sie waren vom Gottesdienst ausgeschlossen. Am Gründonnerstag wurden sie wieder, geschmückt mit dem ersten Grün, aufgenommen.

Freilich gibt es auch andere Namensdeutungen. Die Ansicht, dass der Name Gründonnerstag von greinen (= weinen) abzuleiten sei, dürfte wohl zu weit hergeholt sein. Wahrscheinlicher ist ein Hinweis aus den zwanziger Jahren des 20. Jahrhunderts: "Zum Osterei essen die Leute gerne etwas Grünes, ist man doch nach der langen Winterzeit hungrig nach frischer Naturkost. Sie suchen die zartesten Blättchen vom Löwenzahn, Rapünzchen, nehmen aus dem Garten Petersilie oder vom Mistbeet den ersten grünen Salat.

Danach hat wohl der Tag seinen Namen Gründonnerstag."

Und noch heute ist es in unserer Heimat guter Brauch, dass am Gründonnerstag Spinat und Spiegeleier, dazu 'Schafmälleszolat' (d.i. Feldsalat, der einst auf unseren Wiesen weit verbreitet war) oder Reisbrei mit "Eingemachten" (Birnen, Äpfel, Zwetschgen etc.) das Mittagessen bilden. Eier, die am Gründonnerstag gelegt werden, soll man essen, heißt es, denn sie haben besondere Heil- und Nährkraft.

In Irmelshausen zogen die Frauen am Gründonnerstag mit Körben in den Wald und holten den sog. Wald- oder Holzkörl. Dieser besteht aus verschiedenen Kräutern, die sie dann ähnlich wie Spinat zubereiteten. Man erzählt, der Körl würde sich aus neun verschiedenen Kräutern zusammensetzen. Vielleicht war es einmal so. Heute sind es nur noch drei Arten:

- 'Blutströpflich', das sind Pflanzen mit herzförmigen Blättern, von denen es männliche und weibliche Exemplare gibt. Die Weiblichen haben bei der Einkerbung der Herzform einen dunkelroten Flecken, daher der Name.
- Bei der als 'wilder Waldmeister' bezeichneten Pflanze handelt es sich um das Waldlaabkraut, und
- die 'Mäusöhrlich' mit ihren lanzettförmigen haarigen Blättern heißen eigentlich 'haariges Habichtskraut'.

'Holzkörl' wird auch an anderen Tagen gegessen. Aber der am Gründonnerstag, sagt man, bringe Glück und Gesundheit. Jeder bekommt etwas davon, sogar dem Vieh im Stall mischt man einen Teil davon ins Futter. Ab 12 Uhr herrscht am Gründonnerstag Fleischverbot.

Wer Wolkenbrüche, Überschwemmungen und Gewitter fernhalten wollte, musste am Gründonnerstag mit dem Wasser sparsam umgehen. In Erinnerung an die Ölbergstunden Jesu hielt man sich von lauter Handwerksarbeit fern. Da man diesen Tag als einen Tag der Reinigung und Abkehr vom Alten ansah, widmete man sich intensiv der Säuberung des Hauses, brachte die Kleider an die Luft und vertrieb Ungeziefer. Der Gründon-

nerstag erweckt alles in der Natur und ruft den Frühling herbei. Er war deshalb ein bevorzugter Tag zum Ackern, Säen und Pflanzen. Die an diesem Tag gesäte Gerste und Blumen sollen besonders gut gedeihen.

### *Fußwaschung am Gründonnerstag*

Mit der Messe am Gründonnerstagabend (früher um 8 Uhr morgens) beginnt der Höhepunkt des Kirchenjahres, das österliche Triduum (= Zeitraum von drei Tagen – Karfreitag, Karsamstag, Ostersonntag).

Am Gründonnerstag werden die Altäre mit violetten Tüchern, sog. Hungertüchern, verhängt. Die Gemeinde versammelt sich zur abendlichen Messe und feiert zum Gedächtnis des Letzten Abendmahls festlich die Eucharistie. Zu Beginn legen die Ministranten auf die Altarstufen die Klappern. Es sind einfache Holzbrettchen mit Stiel und Klöppel, die nach dem Gloria die Schellen ersetzen. Während der Messe fand (und findet zuweilen noch heute) die Fußwaschung statt. Sie wurde durch das Konzil von Toledo im Jahre 694 eingeführt und gilt als Zeichen der Demut und Nächstenliebe, wie sie Christus vorgelebt hat. 1908 wird aus Königshofen berichtet: "Am Gründonnerstag wäscht der Ortsgeistliche 12 weißgekleideten Kindern im Alter bis zu drei Jahren die Füße. Jedes Kind bekommt einen Brezel und an einem Stecken ein Stück Oblaten."

### *"Wir klippern und klappern für's heilige Grab ..." – Klappern in Sternberg*

Seit Kaiser Karl d. Gr. (um 800) werden nach dem Ende des Gloria in der Gründonnerstagsmesse Orgelklang und Glockenläuten zum Zeichen der Trauer und Wehmut um den Kreuzestod Christi eingestellt. Sie schweigen bis zum Anstimmen des Gloria in der Osternacht. Der Volksmund meint, dass die Glocken jetzt Christi Tod betrauern, ihren Turm verlassen, nach Rom fliegen und den Segen des Heiligen Vaters empfangen. Früher wurden die Glockenseile zusammengebunden, damit niemand in Versuchung kam.

Klappern ersetzen die Glocken, und Sprechchöre rufen die Gläubigen zur Kirche und zum Gebet des 'Engel des Herrn'. Bereits Bischof Amalarius schrieb um 800, dass der Klang der hölzernen Klappern mehr Demut bedeute als das Geläute von erzenen Glocken.

Die Klapper, Ratsche oder der Rumpelkasten, wie das Lärminstrument bei uns genannt wird, erhielt ihren Namen wohl wegen ihres leiernden und klappernden Geräusches. Wahrscheinlich gehörte sie schon sehr früh zu jenen Lärminstrumenten, mit denen man anhand der alten Lärmbräuche im Vorfrühling Dämonen bannen oder den Winter austreiben wollte.

Die meist vom Dorfschreiner hergestellten Klappern sind oft Hunderte von Jahren alt und werden weitervererbt. Für die Seitenteile wird Pappel- oder Lindenh Holz verwendet. Boden und Deckel sind aus Sperrholz. Für Walze, Zähne, Walzenhalter, Walzenwelle, Arm und Griff eignet sich Buchen- sowie Eichenholz (Hartholz). Die einzelnen Hämmer werden zusammen mit den Federn aus Buchenholz hergestellt. Die sogenannten Spannriegel, durch welche die Federn auf den Ratschenkasten aufgeschraubt sind, bestehen aus Linden- oder Pappelholz.

Die Klappern müssen das ganze Jahr über schweigen. In Sternberg z.B. ist es strikt untersagt, sie außer in den Kartagen zu benutzen. Vernimmt der Oberministrant, dass gegen dieses ungeschriebene Gesetz verstoßen wird, "wird a Ei abgezogen". Eier bei der Verteilung des Klapperlohns am Karsamstagnachmittag werden auch abgezogen, wenn jemand z.B. zu spät zum Klappern kommt, nachklappert (d. h. das Kommando des Oberklapperers missachtet), sich ungebührlich benimmt usw. Manch einer bekommt so viele Striche 'auf's Kerbholz', dass er bei der Verteilung eigentlich leer ausgehen müsste. Dennoch wird er großmütig vom Oberklapperer bedacht.

Einst begannen in Sternberg, einem Dörfchen in der Nähe von Bad Königshofen im Grabfeld, die Klapperbuben nach dem Gottesdienst am Gründonnerstag ihre Rundgänge. Heute klappern in Sternberg die Buben und Mädchen (seitdem Mädchen ministrieren, dür-

fen sie auch mitklappern) erstmals am Karfreitagmorgen. Sie sammeln sich an der Schlossgärtnerei und um 6 Uhr bewegen sie sich in Zweierreihen, die Anführer voraus, klappernd durch das Dorf. Der "Überscht" hebt etwa alle fünfzig Meter die rechte Hand. Die Klappern verstummen, und die Kinder sagen Sprüche auf, die schon jahrhundertlang in Gebrauch sind. Am Karfreitagmorgen heißt es:

"Christi Mutter stand mit Schmerzen,  
bei dem Kreuz und weint von Herzen,  
als ihr lieber Sohn da hing.

Durch die Seele voller Trauer  
schneidend unter Todesschauer  
jetzt das Schwert des Leidens ging."

Eine Stunde vor dem jeweiligen Gottesdienst sammeln sich die Kinder vor der Kirche. In vier Gruppen geteilt (je eine ins "Hinner-", "Vürder-", "Ünterdürf" und zum "Bätz'n Schreiner") klappern sie eine, eine halbe und eine viertel Stunde vor Beginn des Gottesdienstes und rufen:

"Dies ist das erste (oder je nachdem zweite oder dritte) Mal zur Kirche."

Vor dem Gottesdienst halt es durch die Dorfstraßen:

"Wir klippern und klappern auf Haufen,  
wer zur Kirche will, muss laufen. Wer nicht  
laufen kann, muss langsam gehen, aber in die  
Kirche soll er doch gehen."

Am Karfreitagmorgen wird in der Kirche zunächst ein feierlicher Kreuzweg vor den 14 Stationen, die den Weg Jesu vom Haus des Pilatus in Jerusalem nach Golgatha zeigen, gebetet. Bis in die fünfziger Jahre des letzten



*Sternberger Klapperbuben 1932;  
Archivfoto: Reinhold Albert.*

Jahrhunderts war es in katholischen Gemeinden üblich, dass am Karfreitag früh Gottesdienst war, um 13 Uhr eine Kreuzwegandacht stattfand und um 17 Uhr eine Andacht "zur Todesangst Christi am Kreuz" gehalten wurde. Heute ist in der Regel um 15 Uhr Kirchgang.

Nach dem Karfreitagsgottesdienst klappern die großen Klapperbuben 'Riss'. Während das übliche Klappern ohne Unterbrechung geschieht, wird beim 'Riss' nach jeder halben Umdrehung der Walze eine kurze Pause eingelegt. Damit soll das besondere dieser Stunde, der Todesstunde des Herrn, unterstrichen werden. Der Spruch lautet: "Dies ist die Schiedung(!) Christi!"

Das 'Gebetläuten' um 18 Uhr übernehmen natürlich auch die Klapperer. Jetzt ertönt folgender Vers:

"Dies ist der englische Gruß, den jeder Christ beten muss. Ave Maria, gratia plena."

Am Karsamstagmorgen wird das Kirchenlied "Reinste Jungfrau, o betrachte, wie zu dir der Engel sagte ..." gesungen. Um 12 Uhr stimmen die Kinder an:

"Jesus am Kreuze,  
die Mutter dabei, Johannes daneben.  
Sie blickten zum Grabe,  
das Grab war verschlossen.  
Sie blickten zum Himmel,  
der Himmel stand offen.  
Ave Maria, gratia plena."



*Sternberger Klappermädchen und -buben 2006;  
Foto: Reinhold Albert.*

Beim Klappern um 14 Uhr lautet der Spruch:

“Der Sonntag ist der Tag des Herrn,  
am Sonntag ruh’ und bete gern.”

Am Samstagnachmittag sind die Oberklapperer mit Korb und Geldsack von Haus zu Haus unterwegs, um ihren Lohn einzusammeln.

“Wir klippern und klappern  
für’s heilige Grab  
und bitten um eine milde Gab“,  
lautet der Heischespruch.

Einst wurden nahezu ausschließlich Eier gegeben. Nachdem kaum noch Hühner gehalten werden, bekommen die Kinder Geld. früher fand die Verteilung nachmittags am Weinberg am Ortsrand statt. Je älter ein Klapperer war, desto mehr Eier bzw. Geld bekam er. Zuvor mussten allerdings die jüngsten Klapperbuben erst noch das ‘Judassäl’ (Judasseil) im Unterdorf beim ‘Becker Karl’ holen. Ohne dass sie es merkten, wurden sie im Gesicht mit Ruß geschwärzt und mussten einen mit Steinen gefüllten verschlossenen Sack den steilen Kirchenrängen hinaufschleppen und neben der Nepomukfigur vor der Kirche ablegen. Die Älteren hatten ihre Freude – aber ihnen war ja einst auch das Gleiche widerfahren. Es hieß, das ‘Judassäl’ werde am Abend ins ‘Judasfeuer’ geworfen.

Mit Bangen sah man dem Klappern am Samstagabend bei einbrechender Dunkelheit entgegen – denn da kam der ‘Judas’. Verkleidete schulentlassene Burschen sammelten sich am Weinberg, später in der Teufelskammer, und erschreckten die Kinder. Mit der Disziplin war es meist vorbei, als man das Haus der Familie Klein am Ortsende erreicht hatte. Wilde Rufe und Klopfen ließen einem das Herz in die Hose sacken. Nun galt es, möglichst unbeschadet durch die wilde Horde auf dem Weinberg oder in der Teufelskammer das Unterdorf zu erreichen. Einige Schläge bekam man schon ab, mitunter landete man gar im Wassergraben, aber Kneifen galt nicht, und der Schreiber dieser Zeilen trägt heute noch Spuren aus seiner Zeit als ‘Judas’ am Oberarm, nämlich den Abdruck der Zähne eines in die Enge getriebenen Klapperbuben. In unseren Tagen geht es nicht mehr ganz so

ungestüm zu, aber der ‘Judas’ kommt immer noch.

Im Unterdorf sammeln sich die Kinder nach diesem ca. 15 Minuten währenden Spektakel und klappern ihre Tour zu Ende. Den Abschluss bildet schließlich noch das Klappern zur Osternachtfeier in der Kirche. Bis zu Beginn der fünfziger Jahre wurde letztmals am Morgen des Karsamstags geklappt, anschließend wurden die Eier eingesammelt. Der ‘Judas’ trieb bereits am Abend des Karfreitags sein Unwesen.

Im Nachbardorf Obereßfeld müssen die Klapperer schon Wochen vorher üben, um den richtigen Rhythmus zu beherrschen. “Pack dein Bündelein, pack dein Sack!” sagen sie sich im Stillen vor und danach klappern sie. Sie beginnen nach dem Gründonnerstagsgottesdienst. “Hört ihr Leut, wir klappern das Ave Maria, Gratia Plena!”, lautet ihr Ruf. An der Madonna vor dem Pfarrhaus beteten die Kinder einst auf ihren Klappern kniend den ‘Engel des Herrn’. Pfarrer Carl Bonaventura Hofmann achtete stets auf die notwendige Andacht. “Wehe, wenn er die vermisste, dann gab es im Gottesdienst ein mächtiges Donnerwetter!”, erinnert sich Edgar Ruck.

Am Karfreitag in der Früh lautet der Klapperspruch:

“Hört ihr Leut’, wir klappern die Todesangst Christi, Gratia Plena!”

Beim Einsammeln der Eier ist der Spruch üblich:

“Wir sind die Wächter am heiligen Grab  
und bitten um eine milde Gab“.

Im katholischen Wolfmannshausen (Kreis Meiningen) lautete am Karfreitagabend der Vers: “Christus am Kreuz, Maria dabei, Johannes daneben, die Engel umschweben, Ave Maria. Das Grab ist verschlossen, der Himmel steht offen in alle Ewigkeit, Amen, Ave Maria.” Der langjährige Ortspfarrer Alfred Rind hat dann noch den Vers eingeführt: “Das ist das Ave Maria, gratia plena, dominus tecum, Pilatus war ein falscher Mann, Pilatus war nicht recht, denn Jesus war unschuldig, Pilatus aber schlecht.”

## *Karfreitag – höchster evangelischer Feiertag*

Der Karfreitag gilt in der evangelischen Kirche als höchster Feiertag. Auch bei den Katholiken verstärkte sich durch die Liturgiereform des Zweiten Vatikanischen Konzils immer mehr der Charakter des Feiertags. Zuvor war der Karfreitag nur ein halber Feiertag – um 9 Uhr war Messe, anschließend Fastenandachten bis 13 Uhr. In gemischtkonfessionellen Gemeinden soll es bis zu diesem Zeitpunkt vorgekommen sein, dass die Katholiken am Karfreitag und die Protestanten an Allerheiligen Mist ausfahren, um damit der jeweils anderen Konfession ihre Geringschätzung kundzutun. Dazu zählte sicher auch, dass am Karfreitag im Basaltsteinbruch von Maroldsweisach mit dem Pferdegespann Grus geholt und damit evangelische Gemeinden durchquert wurden.

Den Karfreitag würdig zu begehen, bedeutet für die Menschen Trauer und Enthaltbarkeit zu zeigen. Nach dem Volksglauben trauert die Natur. Die Bäume lassen ihre Zweige hängen. Die Stalltiere neigen zu Mittag wie müde das Haupt. Sogar die Sonne hält sich zurück und trauert bis nachmittags drei Uhr. Da soll auch der Mensch still sein. Lärm und Musik sind verpönt. Die Männer bleiben dem Wirtshaus fern. Der "Karfreitag ist still, wie das Grab", hieß es früher.

Er gilt heute neben dem Aschermittwoch noch als der strengste Fasttag im ganzen Jahr. Fasten bedeutet, an diesem Tag bis Mittag nüchtern zu bleiben. Auf keinen Fall darf Fleisch gegessen werden, und so kommt in den meisten Haushalten am Mittag gebackener Fisch mit Kartoffelsalat auf den Tisch. Früher wurde ab Dienstag in der Karwoche kein Fleisch mehr gegessen. Besonders fromme Leute aßen in der Fastenzeit, in der übrigens auch keine Betten überzogen werden durften, überhaupt kein Fleisch. Ab Karsamstag um 13 Uhr war das Fastengebot aufgehoben.

Das Kreuz ist in der vierzigtägigen Fastenzeit in der kirchlichen Fastenfarbe violett verhüllt und wechselt am Karfreitag ins ernstere Schwarz. Am Nachmittag des Karfreitags versammelt sich die Gemeinde – wenn möglich in der Todesstunde des Herrn – zu einem

eigenen Gottesdienst. Der Karfreitagsgottesdienst besteht aus Wortgottesdienst, Kreuzverehrung und Kommunionfeier.

In Sulzdorf ist am Karfreitagmorgen ein Gottesdienst mit Abendmahl und Beichte. Einst erschienen Männer wie Frauen ausschließlich in Schwarz. Die Männer trugen bis zu Beginn der fünfziger Jahre bei solchen festlichen Anlässen 'Schöss' (knielange Mäntel) und Zylinder. Um 14 Uhr findet erneut eine Beichte mit Abendmahl statt. Den Altar verhüllt eine schwarze Decke. Nach der kirchlichen Feier werden die Gräber auf dem Friedhof aufgesucht. Die Sterbestunde Jesu um 15 Uhr wird mit der Sterbeglocke für ca. zwei Minuten eingeläutet.

Aus Irmelshausen, einem Dorf nördlich von Bad Königshofen im Grabfeld, wird mitgeteilt, dass man an diesem 'stillen Tag' laute Arbeiten und überhaupt Lärm vermeiden soll. Auch in der Natur soll es ruhig sein. Eine alte Irmelshäuser Bauernregel sagt: Ist es am Karfreitag dunkel und ruhig, gibt es ein fruchtbares Jahr. Die Erinnerung an die Passion bestimmt an diesem Tag die Bräuche. Ältere Irmelshäuser erzählten, dass sie am Karfreitagmittag Erlen oder Weiden schnitten und zu Kränzchen drehten, die ähnlich wie Dornenkronen aussahen. Diese Kränzchen hängte man überall in Haus, Stall und Scheune auf. Sie sollten den Blitz vom Hof abhalten. Ähnliche Wirkung schreibt man ja auch vielerorts den geweihten Palmkätzchen zu.

## *Karfreitagsprozession im alten Königshofen*

Einstmals gab es in unserer Heimat auch Karfreitagsprozessionen, wie sie heute noch im unterfränkischen Lohr gehalten werden. Solche sind z.B. nachgewiesen in Königshofen 1667 und in Obereßfeld 1752. Im genannten Jahr erhielten laut Gemeinderechnung die "fahn- und himmelträger" einen Gulden neun Batzen, weil sie an der Karfreitagsprozession in Obereßfeld teilnahmen. Und auch am Palmsonntag scheint einst im Ort eine größere Prozession stattgefunden zu haben, denn 1768 bekamen die Statuenträger am Palmsonntag ein Pfund und ein Batzen Zehrkosten erstattet.

Nachhaltiger als heute war das gemeindliche Leben in früherer Zeit mitbestimmt von der Kirche und ihren Hochfesten. Reich an Kirchenbräuchen war besonders die Karwoche mit Palmprozession, Fußwaschung am Gründonnerstag, gesungener Passion und Singen am hl. Grab, wozu man unter Umständen auch auswärtige Musikanten einsetzte.

Einen besonderen Höhepunkt bildete ein Brauch, der wohl in der sinnensfreudigen Barockzeit aufgekommen ist: die Karfreitagsprozession. In vereinfachter Form hat sie sich, wie bereits erwähnt, in Lohr noch erhalten. In Königshofen, dem heutigen Bad Königshofen im Grabfeld, trug man Bildnisse vom Leiden Christi im Zuge mit; vor allem aber schritten als biblische Personen verkleidete Teilnehmer in Gruppen einher, dazwischen Sänger und Beter. Der kreuztragende Heiland, Pilatus mit einem Knaben, Kreuzschlepper, Longinus mit dem Speer, Judas, die schmerzhaftige Mutter, Maria Magdalena, Veronika mit dem Schweiß Tuch, Henkersknechte, Juden, Soldaten waren vertreten. In Kissingen zog man zum Markt, wo man die Kreuzigung mit Öffnung der Seite eines Kruzifixbildes darstellte, so dass Blut daraus floss. Ähnliches mag sich in Königshofen abgespielt haben.

Vom Jahre 1667 an kommt in den Archivalien der Stadt Königshofen eine Karfreitagsprozession vor. Im genannten Jahr werden fünf Bockshäutlein angeschafft, "so am Karfreitag in der Prozession der Geißelung Christi gebraucht werden". Die Geißler, Disziplinant genannt, erscheinen nun in den Unterlagen Jahr für Jahr. Sie erhalten laut Eintragungen Bier für ihre Mitwirkung. 1669 muss der Seiler bezahlt werden für etliche Pfund "gesotten Haar, so uf der Karfreitagsprozession unterschiedlich gebraucht worden". Regelmäßig finden sich unter den Ausgabeposten Beträge für mehrere – vier bis sechs – Maß Essig, "so zu denen Disziplinant verbraucht worden". Die Kriegsknechte trugen in Königshofen Harnische aus dem hiesigen fürstbischöflichen Zeughaus. So heißt es 1678: "2 Pfund 7 Pfennig denen Konstablern dahier wegen deren aus dem

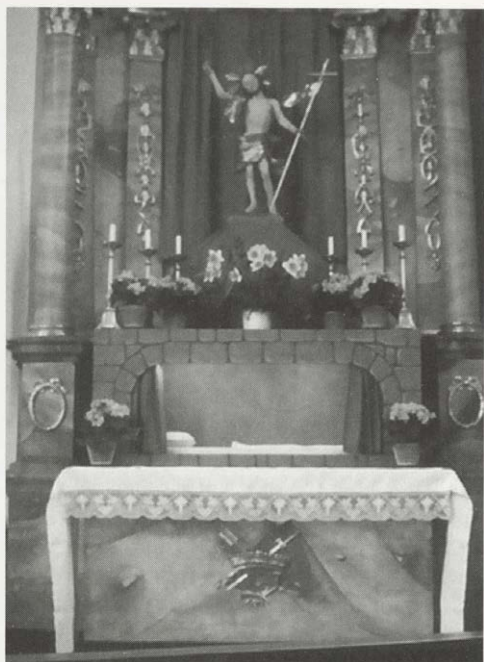
Zeughaus zur Karfreitagsprozession dargegebenen Harnischen für ihre Bemühungen abgegeben." Die Bemühungen bestanden darin, dass die Konstabler die ausgegebenen Harnische hinterher säubern, wohl auch flicken mussten.

Zwar wird bei der Rechnungsprüfung bemängelt: "Bey der Karfreitagsprozession sollen aus gewissen Ursachen keine Küräß mehr aus dem Zeughaus entlehnt u. gebraucht werden", doch sind sie 1700 wieder in Verwendung, auch noch 1749, da aber nur mehr für die Palmsonntagsprozession. Selbstverständlich erhielt der Lehrer (Rector scholae pro labore) wegen Haltung der Prozession eigens eine Vergütung, einmal auch der Maler Joh. Mich. Köhler für das Auffrischen von Bildern. Vier fremde Musikanten werden 1673 bezahlt, "umb daß selbe bey der Prozession am Karfreitag musizieren helfen". 1681 erhalten die Musikanten aus denen nächsten Dorfschaften, "... so der Prozession haben helfen beiwohnen" 18 Maß Bier. Damals musste man auch dem, der den Judas verkörperte, eine Sondervergütung zukommen lassen, "weylen sich sonst keiner freywillig hierzu gebrauchen lassen wollen". Die Karfreitagsprozession in Königshofen wird Mitte des 18. Jahrhunderts das letzte Mal erwähnt.

### *Beten am 'Heiligen Grab'*

In Alsleben, einem Ort östlich von Bad Königshofen, ist es noch heute üblich, dass an einem Seitenaltar der Kirche am Karfreitag ein Heiliges Grab aufgestellt wird. In einem Schrein befindet sich eine ca. 140 cm lange, in weiße Leinen gehüllte Christusfigur. Nach dem Gottesdienst wird 'ausgesetzt', d.h., das Allerheiligste wird in der Monstranz auf das Grab gestellt. Anschließend findet bis gegen 21 Uhr eine stille Anbetung statt. In der Osternacht wird eine Figur des Auferstandenen auf den Aufbau gestellt, das Grab steht leer.

Über Jahre hinweg war das 'Heilige Grab' von Kleineibstadt im Grabfeldmuseum von Bad Königshofen zu sehen. Als dieses seine Pforten schließen musste, kam es als Leihgabe zum Kunstreferat der Diözese Würzburg. Kunstreferent Dr. Jürgen Lenssen, gebürtiger Kleinbardorfer, erinnerte sich an



Das Heilige Grab in Alsleben.

Foto: Reinhold Albert.

das 'Heilige Grab' der Nachbargemeinde, das von dem Künstler Johann Peter Herrlein vom Grabfeld geschaffen wurde. Mittlerweile steht es als besonderes Ausstellungsstück im Diözesanmuseum Astheim bei Volkach.

Der Künstler Herrlein hatte das prunkvolle Stück 1764 für die Gemeinde Kleineibstadt gefertigt. Gerade im 18. Jahrhundert hatte sich der Brauch mit den 'Heiligen Gräbern' trotz staatlicher Einwände wieder vermehrt durchgesetzt. In zahlreichen Rechnungsbüchern der Pfarreien lassen sich Kosten für die kunstvollen Werke und deren Auf- oder Abbau nachweisen. Wie das Heilige Grab aus Kleineibstadt waren sie zumeist detailreich bemalte Bretterkulissen, die, perspektivisch gestaffelt, den Durchblick auf die ausgesetzte Monstranz öffneten. Innerhalb des Aufbaus waren die Grabruhe Christi und oft auch Szenen der Passion dargestellt.

Überliefert ist auch, dass manche Gräber 'belebt waren'. In Eyershausen etwa, wo 1991 auch Überreste eines 'Heiligen Grabes' gefunden wurden, hätten Jungen aus dem Ort

Nächte verkleidet in der Kulisse verbracht und darauf geachtet, dass die von Öllampen beleuchtete Konstruktion kein Feuer fing. Weit verbreitet war die Ausleuchtung mit Glaskugeln, die, mit gefärbtem Wasser gefüllt, einen besonderen Glanz auf die Szenen zauberten. Neben den statischen Anfertigungen sind auch mechanische Gräber bekannt, bei denen Szenen des Leidenswegs und auch die Auferstehung wie bei einer Spieluhr abliefern.

'Heilige Gräber' gab es bis in die fünfziger und sechziger Jahren des 20. Jahrhunderts auch in Bad Königshofen, wo am rechten Seitenaltar der Stadtpfarrkirche das 'Grab' aufgestellt wurde. Umrahmt von großen Tannenbäumen und vielen bunten Lichtern strahlte das Bad Königshöfer 'Heilige Grab' eine besondere Ruhe aus und wurde gern betrachtet. Ein großes Kreuz, das erst am Karsamstag entfernt wurde, war über dem Grab aufgerichtet. Dann öffnete man den Flügelaltar, der die Auferstehung Christi zeigte. Ein 'Heiliges Grab' findet man heute noch in der Klosterkirche Bad Königshofen, wo eine Statue vor dem Altar aufgestellt und mit Blumen und Kerzen geschmückt wird. Über Jahrzehnte verstaubten sie auf Dachböden oder modernten in Kellern vor sich hin. Doch in jüngster Zeit erstrahlen 'Heilige Gräber' in einigen Gemeinden wieder in neuem Glanz.

Während es sich im südbayrischen Raum oft um ausufernde Konstruktionen handelte, die in ein Blüten- und Lichtermeer getaucht wurden, sind in Unterfranken meist kunstvolle Grabkisten oder mechanische Passions-Szenarien bekannt. "Das Phänomen der Heiligen Gräber an sich ist weit gestreut", erklärt Volkskundler Dr. Wolfgang Schneider vom Kunstreferat der Diözese Würzburg. So lasse sich die Tradition schon beim Nachbau in Jerusalem greifen. Auch in Fulda und Eichstätt fänden sich komplette Nachbauten aus dem 9. bzw. 12. Jahrhundert. Aufklärung, Säkularisation und die liturgischen Neuerungen des vergangenen Jahrhunderts sorgten für Verbot oder Vergessen dieser alten Tradition. Der Leichnam Christi oder das Kreuz seien fast überall in feierlichen Prozessionen zu einem Grab gebracht, dort niedergelegt und zur Auferstehung wieder in das Gotteshaus

getragen worden. Dafür wurden teils spezielle Anfertigungen verwendet, so genannte Schwenkarmkreuze, bei denen die Arme eingeklappert werden konnten. Eine dieser Konstruktionen ist im Museum Kartause Astheim ausgestellt. Dort findet sich heute auch eines der schönsten erhaltenen barocken 'Heiligen Gräber'.

### *Das Judasfeuer am Karsamstag*

Der Karsamstag steht noch bis zum Abend im Zeichen der Trauer. In der Kirche findet die Auferstehungsfeier statt. In der Osternacht durchschritt Jesus das Meer des Leidens und gelangte in der Auferstehung in das Reich des Lebens. Im Wasser der Taufe hat der Christ denselben Weg begonnen. Darum versammelt sich die Gemeinde, um neue Zuversicht zu gewinnen, dass sie mit Christus an das Ziel der Pilgerschaft gelangen wird.

Die Osterliturgie beginnt mit der Weihe des Osterfeuers, das meist auf dem alten Friedhof vor dem Gotteshaus brennt. Der Volksmund nennt es 'Judasfeuer', offenbar in Anspielung auf das biblische Feuer im Vorhof des Pontius Pilatus. In dieses Feuer werden auch die Reste der drei geweihten Öle zusammen mit der ölgetränkten Watte vom Reinigen der hl. Gefäße geworfen. Weiter wurden früher in ihm allerlei geweihte Gegenstände, so alte Holzkreuze, -figuren, Kränze, die am Allerheiligentag die Gräber schmückten, alte kirchliche Gewänder oder auch Kräuterbüschel verbrannt. In Obereßfeld entfachten einstmals insbesondere 'Wachsblumen' 'der Kränze ein besonders schönes Feuer, weshalb sie die Ministranten das Jahr über heimlich sammelten.

Wie es in alter Zeit war, schilderte Lehrer Philipp Greßer aus Aub 1923: "Am Schluß der Nachmittagsandacht an Karfreitag sammeln die Buben von Haus zu Haus Holz und Reisigwellen zum Judasfeuer für den nächsten Tag. In aller Frühe, schon bei Dunkelheit, schleppen die Buben das Holz auf den freien Platz vor der Kirche und legen Feuer an. Das war oft ein Feuer, dass man Angst haben konnte um sein Haus. So flogen die Funken. Die Kohle trugen die Leute heim und steckten sie unter den Dachsparren. Im Lauf des

Abends ist die Auferstehungsfeier mit Umgang im Dorf. Läutet es am Abend Auferstehung, so muss man Gras rupfen. ... Am Abend stellen die Bauern Heu in den Hof, damit es am Ostersonntag mit Tau benetzt werde. Das betaute Heu bewahrt das Vieh vor Blähungen."

Noch heute ist in Untereßfeld Brauch, dass die Klapperbuben am Karfreitag eine Puppe (den Judas) fertigen (sie stopfen alte Kleider mit Stroh aus), diese an einen Baum in der Nähe der Kirche aufhängen, um sie im 'Judasfeuer' ' zu verbrennen. Dieser Brauch war übrigens einstmals auch in Obereßfeld üblich. In alter Zeit wurde am Karsamstagsmorgen in Obereßfeld das Osterfeuer bereits um 4 Uhr entzündet. Um 19 Uhr fand dann die Auferstehungsfeier statt. Am Osterfeuer wurden die Osterkerze, das Öl sowie das Wasser geweiht. Beim Gloria in der folgenden Messe durfte wieder die Orgel spielen. An dieser Feier nahmen nur einige wenige Familienmitglieder teil. Sie hatten ein kleines Eimerchen mit in die Kirche zu nehmen, mit dem sie das in einem Bottich befindliche geweihte Osterwasser mit nach Hause brachten. Jedes Familienmitglied trank sofort nach Rückkunft eine Tasse. Das Wasser sollte gegen Krankheiten, insbesondere gegen Halsschmerzen, helfen.

Aus Wechterswinkel überliefert Bruno Hauck: "Ähnliche Parallelen sind das Fangen des Judas zum Verbrennen beim Osterfeuer. Die jüngsten Ministranten fieberten schon wochenlang, weil sie vom Oberministrant zum Einfangen des Judas eingeteilt wurden. Ganz spannend wurde ihnen erzählt, dass sich dieser immer zwischen den Grabsteinen des Friedhofs in der Fastenzeit und besonders in der Karwoche aufhält. Am Gründonnerstag und Karfreitag wurde alles auffindbare Holz gesammelt und auch von den Haushaltungen ein bis zwei Reisigwellen, die dann schließlich auf dem Kirchplatz vor dem Kirchenportal bis zu 5 Meter hoch aufgeschichtet wurden. Nach dem letzten Karfreitagsklappern ging es nun mit Schnüren und Reisigdraht zum Friedhof, wobei die Kleinen, in der Dämmerung ihren Mut beweisend, den Friedhof stürmen mussten. Währenddessen holt der Oberministrant aus der benachbarten Hecke ein Grabkreuz, das in einem Sack ver-

schnürt ist. Mit Kraftausdrücken wie "Hammer Dich, Du Lump; Du Verräter", als müsste er ihn bändigen, kniet er darauf und verschnürt vor den Augen der herbeigeeilten das Bündel noch fester. Nun wird ein Kreis gebildet. Die Ministranten fassen sich an den Händen. Inmitten ist der "Ober", der mit Anstrengung das Bündel zum Kirchplatz trägt und unter den mächtigen Reishaufen einbaut. In der Nacht vom Karfreitag auf Karsamstag früh um 2 Uhr rasselten die unter die Kissen versteckten Wecker, und dies war wohl das einzige Aufstehen ohne dreimaliges Rufen der Mutter und ohne Recken und Strecken. Da flogen sie förmlich aus den Betten, um dabei zu sein, wenn "ögebröntt werd". Heimlich wird mit einem ordentlichen Brotkanten aus dem Haus geschlichen, und um halb drei wurde früher aus einem Stein Feuer geschlagen, wogegen später an dem Tag fast jeder ein Schächtelchen Zündhölzer dabei hatte. Bereits nach einer Stunde schlugen die Flammen nicht selten bis an die Kirchuhr. Je höher, umso mehr hörten die jungen Erstlingsministranten, die den Spuk noch glaubten, den Judas schreien.

Es war eine innere Befriedigung, den Christusverräter in dem mächtigen Feuer schmoren und brennen zu sehen. Bis zur Feuerweihe, früher am Karsamstagmorgen, war meist das Feuer so zusammengebrannt, dass man meistens bei der Klostermühle die herrlichen Buchenscheitchen klauen musste, die dem Hochwürden ein gediegenes Osterfeuerchen präsentierten. In den 50er Jahren wurde dann, weil jedes Jahr die Flammen die Vorjahreshöhe überbieten sollte, das Feuer auf den Holzplatz verlegt, wo eine Brandgefahr ausgeschlossen war, ohne dass der Brauch aufgegeben werden musste. Ein kleines unscheinbares Feuerchen ist für die Feuerweihe am Kirchplatz verblieben, das aber nicht einmal einen Judas umbringen würde."<sup>2)</sup>

Die im Osterfeuer entstehenden Holzkohlen ('Judaskohlen') wurden einstmals als Segenspenden mit nach Hause genommen zum Schutz gegen Gewitter und böse Geister, so z. B. in Frankenheim. Man hob sie aber auch zusammen mit den geweihten Palmzweigen und dem 'Würzbüschel' von Mariä Himmel-

fahrt auf dem Dachboden auf. Das Ewige Licht und die Osterkerze in der Kirche werden in der Osternacht gelöscht, am Osterfeuer wieder entzündet und für die nächtliche Auf-erstehungsfeier geweiht.

## Quellen und Literatur:

Gemeindearchiv Obereßfeld, Gemeinderechnungen.

Karl Josef Bartels, Religiöser Volksbrauch im würzburgischen Franken, in: Heiliges Franken. Beilage zum Würzburger katholischen Sonntagsblatt Nr. 4, 5/1966.

Alfons Maria Borst, Zum Gründonnerstag und Karfreitag, in: Rhön- und Saalepost Nr. 83, 86/1963.

Johann Kaspar Bundschuh: Geographisches Statistisch-Topographisches Lexikon von Franken. 6 Bände. Ulm 1799 bis 1804.

Georg Düll, Geschichte von Memmelsdorf/Ufr. MS 1927. (Gemeindearchiv Untermerzbach).

Karlheinz Goldmann, Von Fasenacht bis Allersee-len. Heroldsberg 1977.

Monika Kömpel, Bäuerliche und handwerkliche Arbeitswerkzeuge in Franken. (Seminararbeit).

Karl-Sigismund Kramer, Bauern und Bürger im nachmittelalterlichen Unterfranken. Würzburg 1984.

Otto Mölter, Brauch in der Fastenzeit. MS 1956.

Ludwig Röder, III. Pfarrbeschreibung von Sulzdorf, MS 1915.

Josef Sperl: Karfreitagsprozession im alten Königshofen, in: Am Kornstein 10/1971.

Reinhard Worschech, Fränkische Klapperbuben in der Karwoche, in: Schönere Heimat. Zeitschrift des Bayerischen Landesvereins für Heimatpflege 1/1985.

Reinhard Worschech/Klaus Reder, Karwoche und Osterzeit, in: Hauszeitschrift Überlandwerk Unterfranken 3/1996.

## Anmerkungen:

- 1) S. hierzu den Artikel von Fred G. Rausch: "... Sieh, Jerusalem, dein König, wie voll Sanftmut kommt er an ...". Zur Palmsonntagsprozession und ihrer Kulturfigur "Palmesel" in Franken, in: Fankenland 1/2 – 2006, S. 54–73.
- 2) Bruno Hauck, Wechterswinkel einst und jetzt. Mellrichstadt 1989.

W

B 29 38  
ISSN 0015-9905



# FRANKEN LAND



ZEITSCHRIFT FÜR  
FRÄNKISCHE LANDESKUNDE  
UND KULTURPFLEGE

VERLAG FRANKENBUND  
HEFT 3 · 2007

Freunde Mainfränk.  
Kunst u. Geschichte e.V.  
bei der UB Würzburg  
13. Aug 07  
21/NA 93520

# FRANKENLAND

**Zeitschrift für fränkische Landeskunde und Kulturpflege**

Neue Folge der Zeitschrift FRANKENLAND 1914–1922

Heft 3 / 2007 / 59. Jahrgang

Die Zeitschrift FRANKENLAND erscheint sechsmal im Jahr mit einer Auflage von 4700 Exemplaren pro Ausgabe (Stand 2005) in ganz Franken und Südthüringen. Herausgegeben und verlegt wird sie vom FRANKENBUND e.V. Für FRANKENBUND-Mitglieder ist der Bezugspreis im Mitgliedsbeitrag enthalten.

## Schriftleitung

Dr. Christina Bergerhausen, Bundesgeschäftsstelle des FRANKENBUNDES,  
Hofstr. 3, 97070 Würzburg, Tel. u. Fax: 0931/5 67 12,  
E-Mail: bundesgeschaeftsstelle@frankenbund.de.  
Stellvertreter: Dr. Peter A. Süß M.A., Schollergasse 15, 97084 Würzburg,  
Tel.: 0931/61 17 30.

Manuskripte, Mitteilungen und Besprechungsexemplare für das FRANKENLAND sind bitte an die Adresse der Bundesgeschäftsstelle zu richten. Für unverlangt eingesandte Manuskripte kann keine Haftung übernommen werden.

Beiträge bitte in digitalisierter Form abgeben. Wenn dies nicht möglich ist, übernimmt der Autor bei einer Veröffentlichung im *FRANKENLAND* die Kosten für eine digitale Aufbereitung seines Artikels.

## Schriftleitungsausschuß

Prof. Dieter J. Weiß (Uni Bayreuth), Prof. Werner K. Blessing (Uni Erlangen), Prof. Helmut Flachenecker (Uni Würzburg), Dr. Andrea Kluxen (Bezirksheimatpflegerin für Mittelfranken), Prof. Günter Dippold (Bezirksheimatpfleger für Oberfranken), Dr. Klaus Reder M.A. (Bezirksheimatpfleger für Unterfranken), Dr. Christina Bergerhausen (Schriftleiterin), Dr. Peter A. Süß M.A. (stellvert. Schriftleiter).

## Gesamtherstellung:

Halbigdruck GmbH, 97076 Würzburg, Heisenbergstraße 3  
Telefon 09 31 / 2 76 24, Telefax 09 31 / 2 76 25  
www.halbigdruck.de, info@halbigdruck.de

**Aufsätze**

*Franz Schürr:*  
 Forchheim: "Fränkisch, modern mit altem Kern" ..... 149

*Andreas Otto Weber:*  
 Forchheim von Karl dem Großen bis zur Gründung des Bistums Bamberg ..... 160

*Christina König:*  
 Geschichte aus dem Untergrund. Stadtarchäologie in Forchheim ..... 169

*Otto Voit:*  
 Lebens- und Wohnverhältnisse in Forchheim um 1860 ..... 174

*Georg Brütting:*  
 FachWerkPfad Forchheim. Ein bauhistorischer Rundgang entlang dendrochronologisch untersuchter Fachwerkbauten des 14. bis 19. Jahrhunderts. .... 179

*Dieter George:*  
 Die Ortsnamen des Königsgutes Forchheim in der Schenkungsurkunde Heinrichs II. für das Bistum Bamberg vom 1. November 1007: Herkunft und Bedeutung ..... 188

**Frankenbund intern**

Bericht über den 78. Bundestag in Forchheim mit der Grußansprache des 1. Bundesvorsitzenden ..... 194

*Annette Schäfer:*  
 Neue Stellvertretende Bundesvorsitzende  
 Wechsel in den FRANKENBUND-Gruppen Bad Neustadt und Rodacher Rückertkreis ..... 200

*Anton Gruber:*  
 20 Jahre Frankenbund - Gruppe Augsburg. Eine Gruppe stellt sich vor ..... 201

*Andreas Kuschbert:*  
 Trauer um Dr. Georg Aumann ..... 203

*Hans Wörlein:*  
 Zum Gedenken an Dr. Ernst Eichhorn ..... 204

Fränkisches Seminar 2007: Frauen in Franken ..... 205

Anmeldung zum Fränkischen Seminar ..... 206

**Kunst und Kultur**

*Barbara Ernst-Hofmann:*  
 Das ehemalige Zisterzienserkloster Bronnbach im Taubertal ..... 208

*Georg Hippeli:*  
 Maximilian Dauthendey – ein berühmter Sohn Würzburgs ..... 212

**Aktuelles**

*Florian Sepp:*  
 Das 'Historische Lexikon Bayerns' – ein Internet-Lexikon auch zur fränkischen Geschichte .. 214

*Franz Och:*  
 Gesamtfränkische Mundart-Theaterbewegung:  
 Im Zeitalter der Globalisierung die Regionalkultur stärken ..... 217

*Fred G. Rausch*  
 Vom neuen zum modernen Bayern. Eine Einführung in die Ausstellung ..... 218

*Wolfgang G.P. Heinsch:*  
 Die Forschungsstelle für fränkische Volksmusik ..... 222

**Der FRANKENBUND wird finanziell gefördert durch**

- das Bayerische Staatsministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst,
- den Bezirk Mittelfranken,
- den Bezirk Oberfranken,
- den Bezirk Unterfranken.

Allen Förderern einen herzlichen Dank!

# Mitarbeiterverzeichnis

---

Georg Brütting M.A.	Gerhard-Hauptmann-Weg 7, 91320 Ebermannstadt
Barbara Ernst-Hofmann	Eigenbetrieb Kloster Bronnbach, 97877 Wertheim
Dr. Dieter George	Untere Kellerstraße 60, 91301 Forchheim
Anton Gruber	Wiedemannstraße 2 1/2, 86343 Königsbrunn
Wolfgang G. P. Heinsch	Windsheimer Straße 31a, 91459 Markt Erlbach
Georg Hippeli	Stauferstraße 8, 97076 Würzburg
Christina König	Pfalzmuseum Forchheim Kapellenstraße 16, 91301 Forchheim
Andreas Kuschbert	Heinrichs-Verlag GmbH Heinrichsdamm 32, 96047 Bamberg
Franz Och	Trattach 5, 91362 Pretzfeld
Fred G. Rausch	Bayerische Staatskanzlei Franz-Josef-Ring 1, 80539 München
Annette Schäfer M.A.	Schleusenweg 30, 96144 Hirschaid
Dr. Franz Schürr	John-F.-Kennedy-Ring 63, 91301 Forchheim
Florian Sepp M.A.	Historisches Lexikon Bayerns Bayerische Staatsbibliothek, 80328 München
Otto Voit	Birkenweg 12, 91301 Forchheim
Dr. Andreas Otto Weber	Lehrstuhl für Bayerische und Fränkische Landesgeschichte Universität Erlangen-Nürnberg Kochstr. 4/BK13, 91054 Erlangen
Hans Wörlein	Tillystraße 5, 90431 Nürnberg

Für den Inhalt der Beiträge, die Bereitstellung der Abbildungen und deren Nachweis tragen die Autoren die alleinige Verantwortung. Soweit nicht anders angegeben, stammen alle Abbildungen von den jeweiligen Verfassern.



Der Marktplatz in Forchheim am Morgen des Bundestages.

Foto: Alois Hornung

## Liebe Leser,

am 5. Mai dieses Jahres fand zum 78. Mal ein Bundestag des FRANKENBUNDES statt. Der Veranstaltungsort war diesmal Forchheim. Deshalb ist dieses FRANKENLAND-Heft schwerpunktmäßig dieser Stadt gewidmet.

Auf ganz unterschiedlichen Wegen bringen uns die Autoren die Stadt Forchheim mit ihrer Geschichte und ihren geschichtsträchtigen Orten nahe. Ein erster Beitrag von Franz Schürr erläutert, was es mit dem Slogan: "Fränkisch, modern mit altem Kern", mit dem sich Forchheim seit 1998 schmückt, auf sich hat. Der Autor führt durch das heutige Forchheim und weist auf wichtige historische Orte in der Altstadt hin. Mit einer gewichtigen Epoche Forchheims setzt sich der Aufsatz von Andreas Otto Weber auseinander. Er beleuchtet die Entwicklung der Stadt in der Zeit von Karl dem Großen bis zur Gründung des Bistums Bamberg 1007 und geht dem Einfluß der Bistums-

gründung auf den Werdegang Forchheims nach. (Es handelt sich hierbei um den etwas erweiterten Vortrag, den Herr Weber beim Festakt gehalten hat.) Forchheim sozusagen von unten beleuchtet der anschließende Artikel von Christina König. Sie zeigt auf, wie mittels der Instrumente der Stadtarchäologie neue Erkenntnisse über die Anfänge Forchheims gewonnen werden konnten. In die Lebens- und Wohnverhältnisse in Forchheim um 1860 führt uns Otto Voit anhand eines Physikatsberichtes aus dieser Zeit ein. Neben einer allgemeinen Beschreibung der Stadt geht dieser Bericht auch auf Probleme ein, die sich u.a. durch die Energiegewinnung durch Holz oder durch fehlende sanitäre Anlagen für die Bewohner ergaben. Einen ganz anderen Weg durch Forchheim beschreibt der FachWerkPfad, ein bauhistorischer Rundgang entlang ausgewählter Fachwerkhäuser aus dem 14. bis 19. Jahrhundert. Wie das Alter von Fachwerkhäusern exakt be-

stimmt werden kann, erläutert Georg Brütting in seinem Bericht über diesen ungewöhnlichen Pfad. Abschließend befaßt sich Dieter George mit der Herkunft und Bedeutung der Ortsnamen, die in der Schenkungsurkunde Heinrichs II. für das Bistum Bamberg aufgeführt sind.

In der Rubrik 'Frankenbund intern' folgt ein Bericht über den Bundestag in Forchheim. Hier ist auch die Ansprache des 1. Bundesvorsitzenden in vollem Wortlaut abgedruckt. Ferner erfahren Sie hier, wer die Nachfolger von Frau Dr. Dengler-Schreiber und Frau Konrad in der Bundesleitung geworden sind.

Leider hat der FRANKENBUND Abschied nehmen müssen von zwei Mitgliedern, die sehr viel für ihre jeweilige Gruppe wie auch für Franken insgesamt getan haben: Herrn Dr. Georg Aumann von der Historischen Gesellschaft Coburg und Herrn Dr. Ernst Eichhorn von der FRANKENBUND-Gruppe Nürnberg. In Nachrufen gedenken Andreas Kuschbert und Hans Wörlein dieser verdienten Mitglieder.

Wie schon berichtet, befaßt sich das diesjährige Fränkische Seminar mit dem Thema: Frauen in Franken. Alles Wissenswerte rund um diese Tagung erfahren Sie hier. **An dieser Stelle ist auch ein Anmeldeformular abgedruckt, mit dem Sie sich für diese Veranstaltung in der Bundesgeschäftsstelle anmelden können.**

In der Rubrik 'Kunst und Kultur' erinnert Georg Hippeli an einen berühmten Sohn Würz-

burgs: Max Dauthendey. In Württembergisch-Franken angesiedelt ist das ehemalige Kloster Bronnbach. Mit großem Aufwand sind die Klosteranlagen einer neuen Bestimmung zugeführt worden. Hierüber berichtet Barbara Ernst-Hofmann.

Unter 'Aktuelles' stellt Florian Sepp das Internetlexikon: 'Historisches Lexikon Bayerns' vor. Wolfgang G. P. Heinsch berichtet über die 'Forschungsstelle für fränkische Musik' im unterfränkischen Uffenheim. Stärkung der Regionalkultur - dazu will auch Franz Och aufrufen, wenn er auf die Mundart-Theaterbewegung aufmerksam macht. Fred G. Rausch informiert über die jetzt in Unterfranken präsentierte Wanderausstellung 'Vom neuen zum modernen Bayern' und macht auf ein besonderes Trachtenbüchlein von Peter Back aufmerksam.

An dieser Stelle möchte ich mich von den Lesern des FRANKENLANDES verabschieden. Ich danke Ihnen für den großen Zuspruch wie auch für kritische Hinweise, die ich in den vergangenen zwei Jahren während meiner Herausgeberschaft erfahren habe. Auf Beschluß der Bundesleitung werden Schriftleitung und Geschäftsführung wieder als getrennte Bereiche geführt; ich werde Ihnen weiterhin als Bundesgeschäftsführerin zur Verfügung stehen.

Ihre  
Christine Bergerhausen

Der 1. Bundesvorsitzende informiert:

"Wie Sie wissen, hat Frau Dr. Bergerhausen bislang das Amt sowohl der Bundesgeschäftsführerin wie auch der Schriftleiterin des Frankenbundes wahrgenommen. Im Hinblick auf die damit verbundene Doppelbelastung erschien es der Bundesleitung angezeigt, die Aufgaben dieser beiden Ämter wieder auf zwei Mitglieder der Bundesleitung zu verteilen. Wir haben deshalb mit Frau Dr. Bergerhausen vereinbart, dass sie das Amt der Bundesgeschäftsführerin beibehält, die Schriftleitung für die Zeitschrift "Frankenland" jedoch abgibt. Frau Dr. Bergerhausen hat mit ihrem unermüdlichen Einsatz und ihrem Ideenreichtum dem "Frankenland" ein neues Profil gegeben und neues Ansehen verschafft. Dafür gebührt ihr unser besonderer Dank und unsere Anerkennung."

Dr. Paul Beinhofer

## Forchheim: “Fränkisch, modern mit altem Kern”

von

Franz Schürr

Seit 1998 verwendet Forchheim als neues Logo den obigen Slogan. Damit weist die Stadt auf die in 1200 Jahren gewachsene Altstadt und die seit der Zugehörigkeit zu Bayern hinzugekommenen Neubauviertel hin.

Im folgenden Beitrag sollen im Wesentlichen die Sehenswürdigkeiten der Altstadt in einem kurzen Überblick dargestellt werden. Dabei wird dies sozusagen in einem historischen Rundgang durch die Stadt versucht.

### *Die Pfarrkirche St. Martin und Umgebung*

Mittelpunkt der Stadt und Blickfang aller Gäste und Touristen ist der Rathausplatz mit dem 57 m hohen Turm der Pfarrkirche St. Martin im Hintergrund. Deren Baugeschichte ist sehr komplex und fast schon verwirrend. Erstmals erwähnt ist sie 890 als königliche Eigenkirche, als in Forchheim eine Kirchenversammlung (Synode) mit zahlreichen Bi-



Abb. 1: Blick auf die Hauptstraße in Forchheim.

Bildnachweis: Friedrich Zirnsack, Forchheim.

schöfen und Äbten stattfand, um die Missionierung der inzwischen angesiedelten Slawen voranzutreiben. Urkundlich tritt die Kirche St. Martin erst rund 100 Jahre später wieder auf, als Kaiser Otto II. 976 die bis dahin zum Königshof gehörige Kirche samt den zu ihr gehörigen Gotteshäusern dem Bistum Würzburg schenkte, dessen Bischof Poppo sein Vetter war. Erst zehn Jahre nach der Gründung des Bistums Bamberg, dessen 1000-jähriges Jubiläum in diesem Jahr in der gesamten Erzdiözese gefeiert wird, tauschte Bischof Eberhard von Bamberg die St. Martinskirche gegen andere Pfarreien wieder ein. Nach einer kurzen Zwischenperiode von 1040-1062, als Forchheim Kaiser Heinrich III. unter Reichsverwaltung genommen hatte, blieb die Stadt mit ihrer Pfarrkirche St. Martin bis zur Säkularisation 1803 beim Fürstbistum Bamberg.

Baureste aus der Zeit der königlichen Eigenkirche sind nicht mehr vorhanden. Die heutige Krypta, um die Jahrtausendwende als Taufkirche entstanden und später als Karner verwendet, ist der älteste Teil der Kirche. Das südliche Seitenschiff weist noch einen gut sichtbaren romanischen Fries auf. Die Kirche selbst ist eine dreischiffige basilikale Anlage mit erhöhtem Hauptschiff ohne Fenster (Pseudobasilika) mit einem gemeinsamen Dach und einem hohen Chor, erbaut um 1300 im gotischen Stil. Das Maßwerk der Fenster wurde leider bei einem der zahlreichen Umbauten, wahrscheinlich um 1720, herausgebrochen. Der Turm wurde in der 2. Hälfte des 14. Jahrhunderts mit einem Spitzhelm errichtet, der durch einen Brand 1669 schwer geschädigt wurde. Danach erfolgte der Wiederaufbau mit einer doppelt geschwungenen Haube.

An der Außenfassade des Chors laden in Nischen die Figur des Schmerzensmannes ("Unseres Herrgotts Läng"), eine Madonna mit Jesuskind, geschaffen um 1745, an der Chorstirnwand ein eindrucksvolles Kruzifix (ca. 1510/20) und ein steinerner Ölberg in der südlichen Chornische, etwa zur gleichen Zeit entstanden, zur Einstimmung auf das Kircheninnere ein.

Wenden wir uns nun dem Kircheninneren zu. Der barocke Hochaltar von 1698, umge-

staltet 1834, zeigt in dem großen Bild den Kirchenpatron St. Martin bei der Mantelteilung. Die beiden Heiligenfiguren stellen das Kaiserpaar Heinrich und Kunigunde dar. Die acht Tafeln des früheren spätgotischen Flügelaltars (um 1480/85), bemalt auf der Vorderseite mit Passionsszenen und auf der Rückseite mit Darstellungen aus dem Leben des Hl. Martin, können jetzt im Hauptschiff bewundert werden. Dort sind sie an den Pfeilern frei aufgehängt, so dass beide Bildseiten zu betrachten sind. Die sieben Seitenaltäre sind Werke aus dem frühen 18. Jahrhundert. Aus dieser Zeit stammt auch die Kanzel, während das Chorgestühl um 1741/42 geschaffen wurde. Eine besondere Beachtung verdient das im Chor aufgehängte Relief "Unserer lieben Frauen Abschied" von 1515/18. Zahlreiche Grabsteine und Epitaphien der Chorherren und "hervorragender Personen" aus dem Laienstand sind verloren gegangen bzw. wurden verkauft, um die Anschaffung des Hochaltars 1698 zu finanzieren. Deshalb haben sich nur wenige Grabdenkmäler, wie das prächtige Grabmal von 1590 für den Forchheimer Schultheiß Georg Groß-Pferdsfelder und für den 1583 verstorbenen Philipp von Egloffstein und seiner Gemahlin Felicitas Neustetter erhalten.

Jetzt sei erwähnt, dass 1354 Fürstbischof Leupold von Bebenburg an der Martinskirche ein Kollegiatstift mit einem Propst, Dekan und acht Kanonikern errichtete, das bis zur Auflösung des Hochstifts Bamberg 1803 Bestand hatte. Die Chorherrenhöfe der zum Kollegiatstift St. Martin gehörenden Kanoniker schlossen sich südlich in der heutigen St. Martin-Straße (früher: Pfaffengasse) an. Heute sind noch sieben an der Zahl vorhanden. Sie sind bei einem kurzen Spaziergang von der Kirche aus zu besichtigen. Dabei handelt es sich um die Anwesen Nr. 1-7 und 17, beginnend am Anfang der St. Martin-Straße bei der Abbiegung von der Wallstraße. Hervorzuheben ist dabei der Dechanthof, St. Martin-Straße Nr. 4. Der Kern des Hauses stammt von 1564/65, mehrmals umgebaut und mit einer Fassade im Neurenaissancestil von 1910 versehen, wie der angebrachten Jahreszahl am Giebel zu entnehmen ist. Im Nordostteil des Erdgeschosses befand sich die spätmittel-

telalterliche Kapelle. Dort wurden 1983/84 an den noch erhaltenen Kapellenwänden umfangreiche Wandmalereien (Passionsdarstellungen und Bilder des hl. Martin mit der Mantelspende sowie des hl. Kaiserpaars Heinrich und Kunigunde mit dem Modell des Bamberger Doms) entdeckt. Sie wurden saniert und durch eine vorgeblendete Wand geschützt. Besonders auffällig ist der größte Chorherrenhof "Steinhof" St. Martin-Straße Nr. 5 von 1431/32. Das Rückgebäude, die sog. "Frankscheune", schaut mit seiner abgewalmten Fassade zur Schulstraße und beherbergt jetzt städtische Einrichtungen.

Schließlich soll noch die ehemalige Stiftsschule im Haus St. Martin-Straße 7 a, das älteste Schulgebäude in der Stadt und vom letzten Bamberger Hofbaumeister Lorenz Fink 1791 errichtet, erwähnt werden. 1864 wurde das Obergeschoss aufgestockt. 1885 erfolgte im Süden ein Anbau über sechs Achsen über alle drei Geschosse. Dieser Bauteil fügt sich unmittelbar westlich des Hauses St. Martin-Straße 7 a an. In der Zeit von 1958 bis 1969 war in diesem Bau die Städt. Realschule untergebracht. Ein weiterer Umbau erfolgte 1978/79, bei dem im Inneren moderne Büroräume für die Stadtverwaltung geschaffen

wurden. Gleichzeitig wurde nach Süden nochmals ein Anbau angefügt, jetzt Schulstraße Nr. 3.

Der Propst des Kollegiatsstifts selbst, immer ein Mitglied des Domkapitels in Bamberg, hielt sich nur ganz selten in Forchheim auf. Er hatte folglich auch kein eigenes Haus. Das jetzige Pfarrhaus Sattlertorstraße 2, das gemeinhin als Sitz des Stiftspropstes angesehen wird, gehörte der Dompropstei in Bamberg selbst. Es handelt sich um ein dreigeschossiges Mansardenwalmdachhaus um 1760 mit einer imposanten Barockfassade. Das Hintergebäude aus dem Mittelalter erfuhr keinen Umbau und wurde so in seiner baulichen Substanz erhalten.

### *Das Rathaus*

Nun ist es an der Zeit, sich dem Zentrum der städtischen Gebäude zuzuwenden, nämlich dem Rathaus der Stadt.

Der Baugeschichte ist voranzustellen, dass der Bau bisher in allen Veröffentlichungen dem Jahr 1490 zugeordnet wurde. Das rührt daher, dass der große Rathaussaal im Obergeschoss zu dieser Zeit eingerichtet wurde, was durch eine städt. Urkunde belegt ist.



Abb. 2: Der Rathausplatz.

Bildnachweis: Friedrich Zirnsack, Forchheim.



Abb. 3: Osterbrunnen auf dem Rathausplatz vor dem Magistratsbau.

Bildnachweis: Friedrich Zirnsack, Forchheim.

Folglich zog man daraus den Schluss, dass das Erdgeschoss nur wenig vorher errichtet sein könne. Nun aber haben dendrochronologische Untersuchungen in den letzten Jahren ergeben, dass der Hauptbau schon aus den ersten Jahren des 15. Jahrhunderts stammt (s. hierzu den Beitrag von Georg Brütting in diesem Heft). Der Südflügel entstand im Jahre 1491. Auf ganz sicherem Boden beruht die Datierung des sich nach Westen anschließenden Magistratsbaus. Dieser stammt aus dem Jahre 1535, wie eine Inschrift am 2. Obergeschoss in Form eines Schriftbandes an der Säule ausweist: "HANS RVHALM EIN MEISTER GEBESEN DIESES PAVS". Im Südflügel richtete man um das Jahr 1700 die

große Wendeltreppe ein. In den Jahren 1865 bis 1867 erfolgte die völlige Erneuerung des großen Rathaussaales im neugotischen Stil. Die Kuppel des Türmchens wurde im 18. Jahrhundert hinzugefügt.

Das Rathaus selbst nimmt den größten Teil des südlichen Rathausplatzes, des ehemaligen Marktplatzes, ein und stellt mit den sich anschließenden Fachwerkbauten des Frechs- und des Streitshauses ein eindrucksvolles Ensemble dar. So fügen sich mehrere, nahezu selbständige Bauteile zu einer Gesamtanlage des Rathauses zusammen. Dabei stellt der Ostflügel mit dem Türmchen den Hauptbau dar, an den sich ein kleiner Zwischenbau an

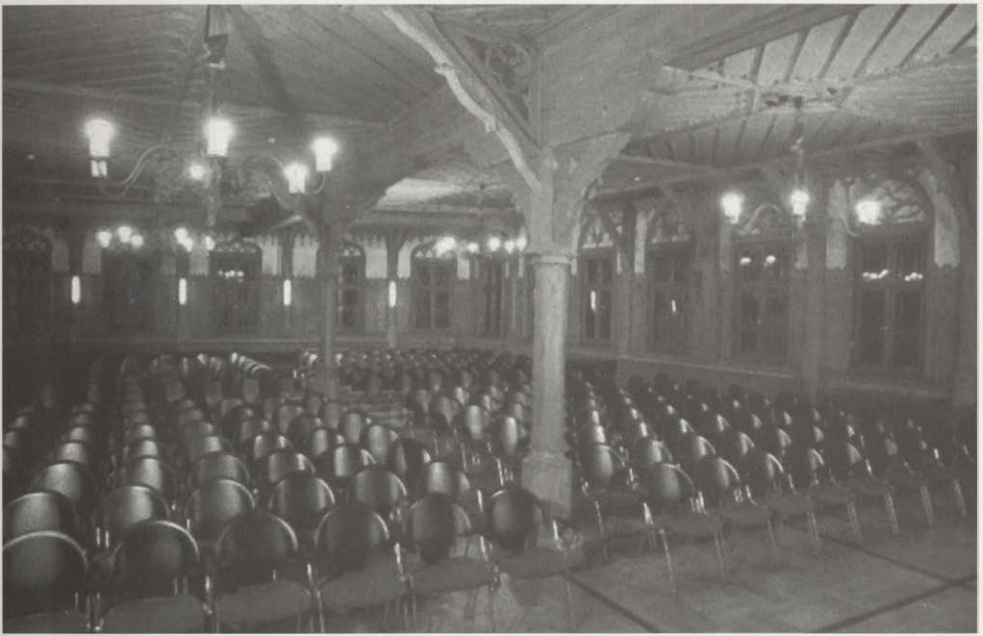


Abb. 4: Der große Rathaussaal von der Bühne aus. Bildnachweis: Friedrich Zirnsack, Forchheim.

seiner Westseite anschließt. Den Abschluss des Baukomplexes bildet der Magistratsbau mit seinem herausragenden Fachwerk. Im Südflügel, der einen fantastischen Blick auf den hohen gotischen Chor der St. Martinskirche gewährt, sind der Treppenhaus- und Registraturbau untergebracht.

Der Hauptbau, gelegentlich auch als Rats-herrenbau bezeichnet, zeigt mit seiner Giebelseite zum Rathausplatz. Während das Untergeschoss aus unverputzten Sandsteinquadern besteht, ist das Obergeschoss mit Fachwerk durchzogen. Das Erdgeschoss des Hauptflügels nahm früher eine durchgehende, zweischiffige Halle mit Flachdecke auf zwei Rundpfeilern ein, jetzt ist es in eine größere und eine kleinere Halle aufgeteilt. Das Obergeschoss beherbergt die "Gute Stube" der Stadt Forchheim, nämlich den großen Rathaussaal, eine zweischiffige Halle mit einer Flachdecke, die auf Holzstützen ruht. Dieser Saal wurde, wie schon erwähnt, im 19. Jahrhundert völlig erneuert und im neogotischen Stil ausgestattet. Der kleine Rathaussaal, der sich nach Westen an den großen anschließt, ist ebenfalls neogotisch ausgestattet. Der letzte Umbau des Rathauses erfolgte 1959, als

im großen Rathaussaal eine Bühne im südlichen Teil gefühlvoll eingesetzt wurde.

### Der Magistratsbau

Das Hauptaugenmerk richten aber Touristen und Gäste auf den Magistratsbau. Dies deshalb, weil das Fachwerk in den sechs Achsen mit reichem Zierwerk versehen ist. Dort befindet sich auch das Amtswappen des damals in der Bauzeit regierenden Fürstbischofs Weigand von Redwitz mit der Jahreszahl 1535. Darüber befindet sich das schon erwähnte Schriftband mit Hans Ruhalm als Baumeister. Er hat die Säulen und Kapitelle durch plastisch herausgearbeitete Motive aus der Tier- und Pflanzenwelt kraftvoll, ja schon teils urwüchsig gestaltet. Dadurch sollten die bösen Geister und Dämonen abgehalten werden. Das dominierende, einen Spiegel haltende und das Gewand leicht nach oben ziehende Männlein, das auf einer Kugel kauert, zeigt die Absicht an, es wolle Dämonen abwehren. Denn im Spiegel kann es verfolgen, was alles hinter ihm passiert. Weiter streckt ein nackter Mann sein Hinterteil den Passanten zu.

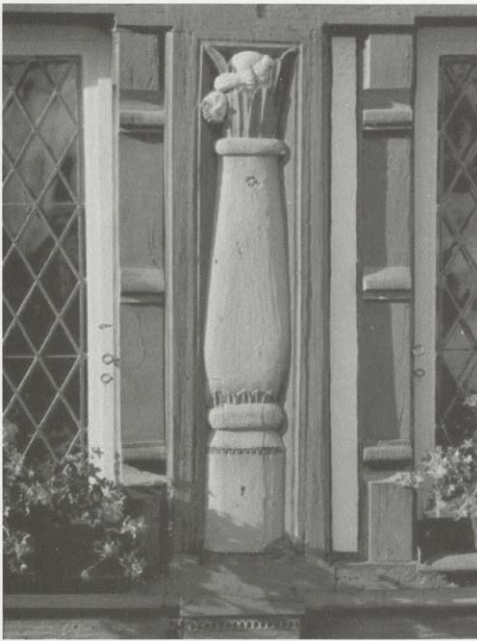


Abb. 5: Nacktes Männlein.  
Bildnachweis: Friedrich Zirnsack, Forchheim.

Es folgen noch weitere Darstellungen: ein aus einem Blattwerk herausragender Fischkopf, ein Dudelsack pfeifender Bär, eine Eule als Schutzgeist, ein Löwenkopf mit Greifenklau und ein Possenreißer (Till Eugenspiegel?). Alles sind Figuren, die nach dem mittelalterlichen Glauben Unheil abwehren ("apotrophäische" Figuren) sollen. Ein Blick in den Südbau des Rathauses, in den sog. Treppenhausbau, lohnt sich schon deshalb, weil dort eine barocke Wendeltreppe mit Holzspindel aus einem einzigen Holzstamm zu bewundern ist.

### Weitere Fachwerkhäuser

Nach dem engen Durchgang zur Martinskirche wird das Fachwerk-Ensemble fortgesetzt durch das sog. Frechs-, das Schuster- und das Streitshaus. Die beiden ersten Häuser stammen aus dem späten 15. Jahrhundert. Das Fachwerk ist deutlich einfacher ausgestaltet als beim Magistratsbau des Rathauses. Das sog. Frechshaus dient seit 1900 als Rathausenerweiterung für die städt. Verwaltung und wurde 1953 mit dem Haus Sattlertorstraße 3 (Schusterhaus) im Inneren völlig umgebaut.

Die Räume beherbergen jetzt Büros für die Stadtverwaltung. Ein markantes Gebäude stellt das langgestreckte sog. Streitshaus dar. Das Anwesen wurde aus zwei Bauteilen des späten 16. Jahrhunderts in der Barockzeit zu einem Gebäude zusammengefasst. Auch darin sind Ämter der Stadtverwaltung untergebracht.

### "Kaiserpfalz"

Folgt man der Sattlertorstraße weiter, so wird der Blick unweigerlich auf den Ostflügel des bischöflichen Schlosses (sog. "Kaiserpfalz") gelenkt. Diese eindrucksvolle, vierflügelige Anlage schließt die Altstadt am Nordwestrand zur barocken Festungsmauer ab. Der Name "Kaiserpfalz" hat sich bei der Bevölkerung Forchheims in Erinnerung an die glanzvolle Zeit als Königshof erhalten, obgleich der Bau selbst erst ab dem 14. Jahrhundert errichtet worden ist. Der Gebäudekomplex ist an drei Seiten von einem Graben eingefasst und an der Westseite auf der barocken Festungsanlage errichtet. Die vier Gebäudeflügel bilden den Schlosshof. Er ist an der Südseite durch eine Brücke und das dort groß angelegte Tor zu erreichen. Der Ostflügel zur Stadt hin beherbergte einst die große Kemenate. Ihm gegenüber liegt an der Westseite der Schultheißenbau. An der Süd- und der Nordseite verbinden schmale Bauten die beiden Hauptflügel, wobei nur im Süden ein Obergeschoss mit malerischem Fachwerk zum Besuch einlädt. Darin hat das Trachtenmuseum seine Bleibe gefunden.

Die Untersuchungen bei der grundlegenden Sanierung ab 1997 haben zur Baugeschichte der "Kaiserpfalz" neue Erkenntnisse erbracht. Diese konnten sich auf den bisher schon bekannten Kaufbrief vom 17. Januar 1377 stützen, in dem Bischof Lamprecht von Brunn von einem Herrn Heinz von Wiesenthau ein Haus auf dem "Burgstal" in Forchheim erwarb. Danach ist man zu dem Ergebnis gekommen, dass im Bereich des südlichen Westflügels schon vor 1377 eine Kemenate errichtet war. Diese Tatsache konnte durch eine dendrochronologische Untersuchung der Balkendecke auf 1339 festgelegt werden. Auch in weiteren Untersuchungsergebnissen

des Estrichbodens und des Kellers konnte geklärt werden, dass im Westbau der älteste Teil des bischöflichen Schlosses (Burg) liegt. An dieses Ergebnis schließt sich nahtlos die weitere Schlussfolgerung an, dass Bischof Lamprecht von Brunn den Ostflügel errichtet hat. An der Ostfassade dieser großen Kemenate sind auch sein Wappenstein am dritten Obergeschoss und der des Fürstbistums Bamberg mit dem stiftischen Löwen und am zweiten Obergeschoss das Wappen des Fürstbischofs Johann Philipp von Gebsattel angebracht. Der Ostbau wird zu den Obergeschossen erschlossen durch den 1604 errichteten Treppenturm mit einer Wendeltreppe um eine offene Spindel.



Abb. 6: Der Innenhof der "Kaiserpfalz".  
Bildnachweis: Friedrich Zirnsack, Forchheim.

Im Inneren sind die wertvollen mittelalterlichen Wandmalereien erhalten. Sie stellen kunsthistorisch gesehen den größten Schatz des bischöflichen Schlosses dar. Die Entstehungszeit verteilt sich auf zwei Zeitperioden. Während die Malereien des Erdgeschosses im sog. Kaisersaal und in der sog. Kapelle des 1. Obergeschosses der Gotik zugerechnet werden, datieren die Malereien des Bamberger Hofmalers Jakob Ziegler im 2. Obergeschoss von 1559/60. Die ältesten Malereien befinden sich im sog. Kaisersaal an der Südwand mit dem Wappen des Deutschen Reiches und dem böhmischen Löwen. Ersteres wird von einem Gewölbe durchschnitten, das später eingezo- gen worden ist. Besonders eindrucksvoll ist die Darstellung des Königs David, ebenfalls im Kaisersaal, mit einem Spruchband und der eindringlichen Mahnung: "(...)KEIT IST HIE

EIN HORT UND PRINGT UNZ EWIG FREWDE DORT." Gedeutet wird dieser Spruch dahin, dass "(Gerechtigkeit)" gerade eine Tugend des Herrschers sein soll.

In der früheren Kapelle sind besonders ein- drucksvoll das Bild mit der Anbetung der drei Weisen aus dem Morgenland sowie an der Ostwand die Verkündigungsszene des Engels an Maria. Im Nebenraum der Kapelle behan- deln die Darstellungen mehrere Themen, die durch Pflanzenranken verbunden sind. Dabei sind vor allem interessant zwei Fabelwesen in der Fensterlaibung der Ostwand: Ein sog. Kranichmensch, dem ein Triton gegenüber steht. Dieses Fabelwesen, das zur Hälfte aus einem Menschen und zur anderen aus einem Fisch besteht, gilt als Symbol für die Verlok- kungen des menschlichen Lebens. Im 2. Obergeschoss ist das Fresko einer Städtedar- stellung zu sehen. Für jeden Besucher der Stadt Forchheim sollte es ein absolutes "Muss" sein, sich diese herausragenden goti- schen Wandmalereien anzusehen.

Hinzuzufügen ist schließlich noch, dass im 1. und 2. Obergeschoss das Archäologie-Mu- seum Oberfranken im Jahr 2008 eingerichtet werden soll. Im 3. Obergeschoss wird die Forchheimer Stadtgeschichte gezeigt. Diese Ausstellung hat allseits hohe Anerkennung gefunden.

### *Marienkappelle und Schüttspeicher*

Vor dem bischöflichen Schloss liegt die Marienkappelle. Sie wurde unter Fürstbischof Otto I. dem Heiligen um 1120 im romani- schen Baustil errichtet und zählt deshalb zu den ältesten Bauten der Stadt Forchheim. Später erfolgte ein gotischer Umbau, der noch an einer zugemauerten Tür und an einem zweiteiligen Rechteckfenster auf der Nord- seite zu erkennen ist. Der Dachreiter aus einem Fachwerk wurde 1591 aufgesetzt. Die Innenausstattung ist in den Jahren 1720-30 barock umgestaltet worden. Das Band- und Laufwerk an der Decke stammt von Johann Jakob Vogel, dem bekannten Stuckateurmei- ster aus Bamberg.

Genau gegenüber dem bischöflichen Schloss liegt der sog. Schüttspeicher, den der letzte Hofbaumeister Lorenz Fink 1782 für den

Fürstbischof Franz Ludwig von Erthal in Auftrag gab. Als Vorratskammer für Getreide erfüllte er schon kurz nach der Erbauungszeit im 1. Koalitionskrieg in den 90er Jahren des 18. Jahrhunderts seine Aufgabe. 1857 wurde das Gebäude zum Gefängnis umgebaut und hatte diese Funktion bis 1952. Nach einer aufwändigen Restaurierung in den Jahren 2003 - 2006 dient es dem Vormundschafts- und Nachlassgericht des Amtsgerichts mit hellen publikumsfreundlichen Räumen.

### *Festigungsanlagen*

Nach einem kurzen Weg durch die Sattlertorstraße in nördliche Richtung gelangt man zum einzig übrig gebliebenen Stadttor der mittelalterlichen Stadtmauer, dem Saltorturm. Er wurde bereits mehrere Male umgebaut.

An dieser Stelle sind auch einige Hinweise zur mittelalterlichen Stadtmauer zu geben. Ihr genauer Verlauf lässt sich nicht mehr rekonstruieren. Die früher verbreitete Ansicht, dass die Spitalmauer ein Teil der alten Stadtmauer gewesen sei, wurde durch archäologische Grabungen Ende der 90er Jahre des letzten Jahrhunderts widerlegt. Denn es wurde Keramik aus dem 16. Jahrhundert unter dem untersuchten Teilstück südlich des Krottentals mit den deutlich sichtbaren Entlastungsbögen und dem Quadermauerwerk gefunden. Freilich könnte es sich bei diesem Mauerstück auch um eine Erneuerung und Ausbesserung einer älteren Mauer handeln. Diese Annahme ist deswegen gerechtfertigt, weil die genannten Entlastungsbögen nur im östlichen Teil vorhanden sind. Letztendlich könnte nur durch eine eingehende archäologische Grabung entlang der Spitalmauer geklärt werden, ob diese ein Teil der mittelalterlichen Stadtmauer ist oder nicht.

Geklärt ist allerdings der weitere Verlauf der mittelalterlichen Stadtmauer. Diese zog sich vor bis zum Hausanwesen Bamberger Straße Nr. 4. Da stand der sog. Blaue Turm, der um 1789 abgebrochen wurde. Die Mauer führte sodann durch die heutige Hornschuchallee zum Reuther Tor mit dem sog. Steigerturm an der Engstelle Einmündung Marktplatz in die Hornschuchallee. Von dort verlief sie zum Nürnberger Tor mit dem sog.



Abb. 7: Saltorturm

Bildnachweis: Friedrich Zirnsack, Forchheim.

“Bettelturm” zwischen dem ehemaligen Heunshaus, das 1970 abgetragen worden ist, und dem Anwesen Paradeplatz Nr. 1 an der Ecke Hauptstraße/Einmündung Wallstraße. Von dort führte sie entlang der Wallstraße zum Saltorturm.

Dies ist nun der richtige Augenblick, um zur barocken Befestigungsanlage überzuwechseln. Anlass für den Ausbau der Stadt Forchheim als Festungsstadt waren die erschreckenden Erfahrungen aus dem Bauern- und dem 2. Markgräflerkrieg. Im Verlauf des letzteren wurde Forchheim durch den Markgrafen von Brandenburg-Kulmbach Albrecht Alcibiades erobert. Fürstbischof Weigand von Redwitz nahm dies zum Anlass, Forchheim als südliche Grenzfeste im Hochstift Bamberg auszubauen. Er begann sofort mit der Errichtung der St. Veit-Bastion, südwestlich der Pfalz, wahrscheinlich unter Bauleitung des Baumeisters Paul Beheim aus Nürnberg. Daran schloss sich die Bastion beim Saltorturm an. Beide Bastionen sind heute noch vollständig erhalten. Sie wurden nach dem altitalienischen Bastionärsystem errichtet. Nördlich der Sattlertorstraße setzt sich die Befestigungsanlage mit dem modernen Bastionärsystem des 17. Jahrhunderts in der Zwinger-Bastion, dem nördlichen Wasserschloss und östlich der Bamberger Straße mit der Dernbach-Bastion fort. All diese Bastio-

nen sind heute noch erhalten und können besichtigt werden. Dazu hat sich im Süden der Stadt das Nürnberger Tor erhalten. Somit ist noch rund ein Drittel der bastionären Stadtbefestigung Forchheims erhalten und stellt ein wirkliches Glanzstück dar, das auch in Zukunft gepflegt und erhalten werden muss.

Zahlreiche Wappensteine sind an den einzelnen Bastionen noch zu bewundern und können anhand der Jahreszahl in den zeitlichen Ablauf der Errichtung der Bastionsanlage eingeordnet werden. Der Festungsgraben ist entlang der erhaltenen Bastionen zu einer Grünanlage ausgebaut, dem sog. Stadtpark. Die übrigen Bastionen wurden nach Aufhebung der Festungseigenschaft Forchheims im Jahre 1838 und den Kauf der Festungswerke durch die Stadt Forchheim um 40000 Gulden vom Königreich Bayern 1875 abgetragen, wobei man mit dem Reuther Tor begann. Um 1888 wurden die übrigen Festungstore, Bastionen und Mauerzüge im Umfang von zwei Dritteln des Gesamtareals abgetragen. Einige Wappensteine sind im Hof des fürstbischöflichen Schlosses (Kaiserpfalz) aufgestellt. Zahlreiche andere harren in der Kasematte des Saltorturms der Restaurierung und Aufstellung im Museum (Lapidarium). Drei prächtige Wappensteine der 1683 beseitigten Neuwerkbastion, die an der Wallstraße lag und die größte Ausdehnung hatte, sind an der Ostmauer der Turnhalle des Herder-Gymnasiums eingemauert. Sie wurden vor einigen Jahren beim Umbau der Halle durch den Landkreis Forchheim restauriert, was an dieser Stelle lobend hervorgehoben werden muss.

Von den anderen Bauten der Festungsanlage Forchheims sind in der Stadt noch einige zu finden. Am Paradeplatz errichtete in den Jahren 1743–47 Johann Michael Küchl die fürstbischöfliche Kommandantur. Gegenüber am nördlichen Ende entstand um 1800 die Hauptwache, die heute zum viel besuchten Café umgebaut worden ist. In der Kasernstraße steht noch der mächtige Block der früheren Dragonerkaserne, geplant von Balthasar Neumann und ausgeführt 1730–33 von einheimischen Kräften. Sie diente nach 1886 als Waisenhaus. Heute ist in dem Bau u.a. das Jugendzentrum der Stadt Forchheim untergebracht.

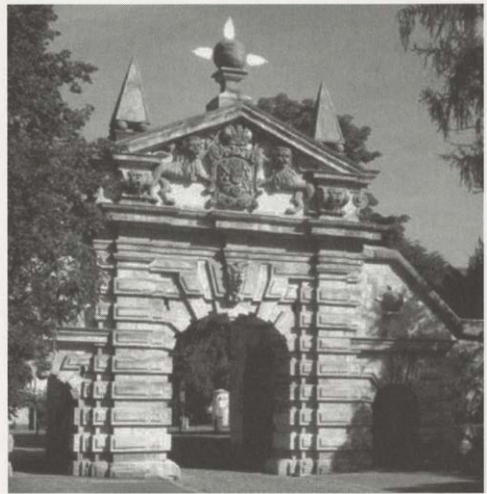


Abb. 8: Nürnberger Tor  
Bildnachweis: Friedrich Zirnsack, Forchheim.

In der Bamberger Straße sind noch am Eingang zum früheren Zeughof, dem Waffenarsenal der Festungsstadt Forchheim, die beiden Torhäuser links und rechts erhalten, ebenfalls vom letzten fürstbischöflichen Baumeister Lorenz Fink 1779 errichtet. Das Zeughaus selbst, 1605 errichtet und vermutlich im 17./18. Jahrhundert erneuert, war ein langgestrecktes, eingeschossiges Fachwerkgebäude mit Halbwalmdach. Es stieß unmittelbar mit der östlichen Giebelseite an den Festungswall an. Es wurde noch 1968, rund fünf Jahre vor Inkrafttreten des Bayerischen Denkmalschutzgesetzes, abgebrochen.

Die ehemalige Artilleriekaserne von 1701 (Sackgasse 3-7) ist ein langer zweigeschossiger Bau. Das neue Lazarett, nach Plänen von Johann Michael Küchl 1753 vollendet, ging in das spätere alte Krankenhaus auf. Die Sanierung bzw. Umnutzung dieses Komplexes hat bis jetzt trotz heißer Diskussionen noch zu keinem guten Ende geführt.

### Sakralbauten

Von den Sakralbauten Forchheims sind noch die Spitalkirche St. Katharina mit den städtischen Spitalgebäuden und die ehemalige Franziskaner-Klosterkirche, jetzt Redemptoristenkloster, und Kirche St. Antonius zu erwähnen. Letztere ist ein Bau von 1684-

1693. Die Franziskaner kamen nach dem Dreißigjährigen Krieg nach Forchheim und hatten ihre erste Niederlassung bei der Kapelle St. Gereon. Das Kloster wurde bei der Säkularisation 1803 aufgehoben. Nach einer kurzen Wiedereinräumung von 1811-1830 erfolgte dann die endgültige Aufhebung und die Umwandlung der Konventgebäude in eine Kaserne, später in eine Volksschule bzw. Progymnasium. Am 1. April 1919 übernahm der Redemptoristenorden Kirche und Kloster. Der schmucklose Außenbau besticht durch seine prächtige Innenausstattung insbesondere des Hochaltars und der beiden Seitenaltäre am Chorbogen. Die Bildhauerarbeiten stammen von Bernhard Kamm, dem letzten Bamberger Hofbildmeister. Das Altarblatt des Hochaltars hat wie das von der Pfarrkirche St. Martin der Bamberger Hofmaler Sebastian Reinhard angefertigt. Der Sebastiansaltar, 1693 von Fürstbischof Marquard Sebastian Schenk von Stauffenberg gestiftet, hat einen prächtigen Aufbau aus marmoriertem Holz mit vergoldetem Frucht- und Akantusdekor. Das Herz des Stifters ist vor dem Altar, gemäß einer testamentarischen Verfügung, zur letzten Ruhe gebettet. Bei einem längeren Aufenthalt in der Stadt sollte man sich dieses sakrale Einod nicht entgehen lassen.

Die katholische Spitalkirche St. Katharina ist in ihrem Kern noch spätmittelalterlich und weist u.a. in dem Altar von Johann Bernhard Kamm ebenfalls eine kunsthistorisch bedeutende Ausstattung auf.

Schließlich sollte man die Kapelle St. Gereon, errichtet um 1521 im gotischen Stil, nicht übergehen. Sie war von 1653-83 die erste Kirche für den Franziskanerorden. 1852 erfolgte der Um- und Ausbau zur ersten evangelischen Kirche in Forchheim. Nach 1896 wurde sie profaniert. Nach einer langen Zeit des Leerstandes soll sie nun wieder vom Eigentümer, dem Landkreis Forchheim, erfreulicherweise saniert werden. Danach wird sie für kulturelle Zwecke zur Verfügung stehen.

Unmittelbar neben der Gereonskapelle steht ein prächtiges Barockgebäude, das ehemalige fürstbischöfliche Amtshaus (Nürnberger Straße 3). Es wurde 1685 für die Schwester des Fürstbischofs Marquard Sebastian Schenk von Stauffenberg errichtet. 1694 wurde es den



Abb. 9: Katharinenspital.  
Bildnachweis: Friedrich Zirnsack, Forchheim.

Stadtschultheißen bzw. Oberamt Männern als Wohn- und Amtssitz zur Verfügung gestellt. Der Hauptbau ist ein dreigeschossiger Putzbau mit Walmdach. Im Erdgeschoss hat sich im Nordwestzimmer mit der schweren Stuckdecke ein Raum erhalten. Er diente als Gerichtssaal, bis das heutige Gerichtsgebäude im Neorenaissancestil 1896 in der Kapellenstraße in unmittelbarer Nähe des fürstbischöflichen Schlosses errichtet worden ist.



Abb. 10: Kammerersmühle.  
Bildnachweis: Friedrich Zirnsack, Forchheim.

## Sehenswerte Privathäuser

Von den Privathäusern, von denen rund 400 als Einzeldenkmäler in die Denkmalliste eingetragen sind und zahlreiche weitere Gebäude den Schutz eines Ensembles genießen, sind insbesondere die zahlreichen Fachwerkhäuser in der Hauptstraße und in der Sattlertorstraße hervorzuheben. Nicht versäumen sollte man das "Schiefe Haus" (Wiesentstraße 10), die frühere Kammerersmühle. Es liegt idyllisch an der Wiesent. Der Besuch dieses Hauses lohnt sich schon deshalb, weil hier ein Speiselokal mit Weinstube eingerichtet ist.

## Sehenswertes in den Stadtteilen

Last but not least sollen nicht die durch die Gebietsreform 1972 eingemeindeten Stadtteile Reuth, Buckenhofen, Kersbach und Burk vergessen werden. Auch sie haben beachtliche Bauwerke aufzuweisen und dazu eine gepflegte Gastronomie. Burk sollte man heuer schon deswegen nicht übergehen, weil es als "Slierbach" sein 1000jähriges Jubiläum der ersten urkundlichen Erwähnung feiert. Kaiser Heinrich II. schenkte nämlich in der Urkunde vom 1. November 1007 diesen Ort neben Forchheim und weiteren Siedlungen aus dem heutigen Landkreis Forchheim dem neu gegründeten Bistum Bamberg. Die Pfarrkirche zu den Hl. Drei Königen lädt durch ihre stilvolle Innenausstattung zur Besinnung ein. Die Figuren des ehemaligen Flügelaltars sind im Relief hervorragend dargestellt. Dieses Werk ist an der Emporenbrüstung angeheftet.

## Zum Schluß

Nicht alle Sehenswürdigkeiten konnten bei diesem Streifzug durch die rund 1200 Jahre alte Stadt Forchheim erwähnt werden. Insbesondere mussten die Bauten des "bayerischen Forchheim" auf der Strecke bleiben, wie die evangelische Johanniskirche, der qualitätsvolle Bau des Herdergymnasiums und die Industriebauten um die Jahrhundertwende von 1900, die jetzt teilweise unter Denkmalschutz gestellt worden sind. Aber wenn die Ausführungen den einen oder anderen Leser dazu animieren könnten, Forchheim einen Besuch

abzustatten oder sich in die Geschichte der Stadt weiter zu vertiefen, dann wäre das Ziel des Verfassers schon erreicht. Jedenfalls würde er mit Genugtuung feststellen, dass die Hausinschrift aus den 50er Jahren "Alt ehrwürdig ist unsere Stadt und reich an neuem Leben" keine Übertreibung darstellt.

## Literaturauswahl:

Herrmann Ammon (Hg.): Forchheim in Geschichte und Gegenwart. Beiträge aus Anlass der 1200-Jahr-Feier. Bamberg 2004.

Ders. (Hg.): Die Entwicklung Forchheims im frühen Mittelalter (Schriftenreihe der universitären Außenstelle Forchheim, Heft 1). Forchheim 1992.

Ders. (Hg.): Der Saltorturm in Forchheim (Schriftenreihe der universitären Außenstelle, Heft 3). Forchheim 1995.

Renate Baumgärtel: Spätgotische Tafelbilder aus der Forchheimer St. Martinskirche. Faltblatt zur Ausstellung des Diözesanmuseums Bamberg. Bamberg 1978.

Tilmann Breuer: Stadt und Landkreis Forchheim (Bayerische Kunstdenkmale XII). München 1961.

Daniel Burger: Forchheim (Band 214 der Reihe "Große Kunstführer"). Regensburg 2005.

Georg Dehio: Handbuch der Deutschen Kunstdenkmäler. Bayern I: Franken. 2. Aufl. München u.a. 1999.

Förderkreis Kaiserpfalz e.V. (Hg.): Die Wandmalereien in der Kaiserpfalz Forchheim. Forchheim 2007.

Rainer Hofmann (Hg.): Ritter, Burgen, Dörfer – Mittelalterliches Leben in Stadt und Land (Katalog zur Sonderausstellung zum 650. Todestag Konrads II. von Schlüsselberg). Bayreuth 1997.

Andreas Jakob: Das Kollegiatenstift bei St. Martin Forchheim usw. Bamberg 1998.

Konrad Kupfer: Forchheim. Geschichte einer fränkischen Stadt. Nürnberg 1960.

Karl Sitzmann: Forchheims Kirchen. Ein Spiegel Bamberger Kunst. Forchheim 1922.

Katharina Sitzmann: Stadt Forchheim (Denkmäler in Bayern Bd. IV. 53/1). München/Zürich 1989.

Barbara Wenig: Von Haus zu Haus. Ein Blick in die Geschichte Forchheimer Häuser. Forchheim 1995.

# Forchheim von Karl dem Großen bis zur Gründung des Bistums Bamberg

von

Andreas Otto Weber

## 1. Die Bamberger Bistumsgründung 1007

Kaiser Heinrich II. war der Herrscher, der im östlichen Franken, im Herzogtum Bayern und auch im Ostalpenraum große Veränderungen im regionalen Machtgefüge hervorrief, die jahrhundertlang nachwirkten, und zum Teil bis heute von Bedeutung sind. Das zentrale Ereignis mitten in diesen Veränderungen war die Gründung des Bistums Bamberg im Jahr 1007. Drei Haupthandlungen bestimmten Heinrichs Veränderungen im Süden des Reichs:

1. Die Verdrängung der Adelsmacht der Babenberger aus dem noch in der Karolingerzeit so königsnahen nördlichen Franken und aus dem bayerischen Nordgau.
2. Die Gründung des Bistums Bamberg als dem Königsdienst unterworfenen ‚Überbistum‘ (W. Störmer).
3. Die Schwächung der Machtbasen des bayerischen Herzogtums.

Für Forchheim und sein Umland war besonders die Bistumsgründung in Bamberg ein einschneidendes, ja weichenstellendes Ereignis. Im Folgenden soll der Blick vor allem darauf gerichtet werden, was Forchheim bereits war, als das Bistum Bamberg vor tausend Jahren gegründet wurde.

Heinrich II. wollte Bamberg zum Musterbistum formen, zu einem besonderen Zentrum der Königsherrschaft mit einem neuen, sakralen Amtsverständnis. Dieses wird in Heinrichs berühmten Perikopenbuch deutlich: Christus selbst krönt das von den Aposteln Petrus und Paulus herangeführte Herrscherpaar Heinrich und Kunigunde und verleiht ihnen die Kronen des ewigen Lebens.



Abb: 1: Krönungsbild aus dem Perikopenbuch Heinrichs II., Bayerische Staatsbibliothek, Clm 4453, Blatt 2r.

Als Vorbedingung hierfür fordert eine Beischrift jedoch eine gerechte Herrschaft. Die Aufwertung Bambergs als neues sakrales und weltliches Zentrum von Heinrichs Königsmacht machte Franken für einige Zeit zu einem, wenn nicht gar zu dem Kernland des Reiches.

Um dies zu ermöglichen, mußte Bamberg allerdings zunächst einmal mit entsprechenden Grundlagen versorgt werden. Diese lagen neben der Zuweisung eines Diözesangebietes auf Kosten Würzburgs und Eichstätts auch in einer immensen Ausstattung mit weltlichem

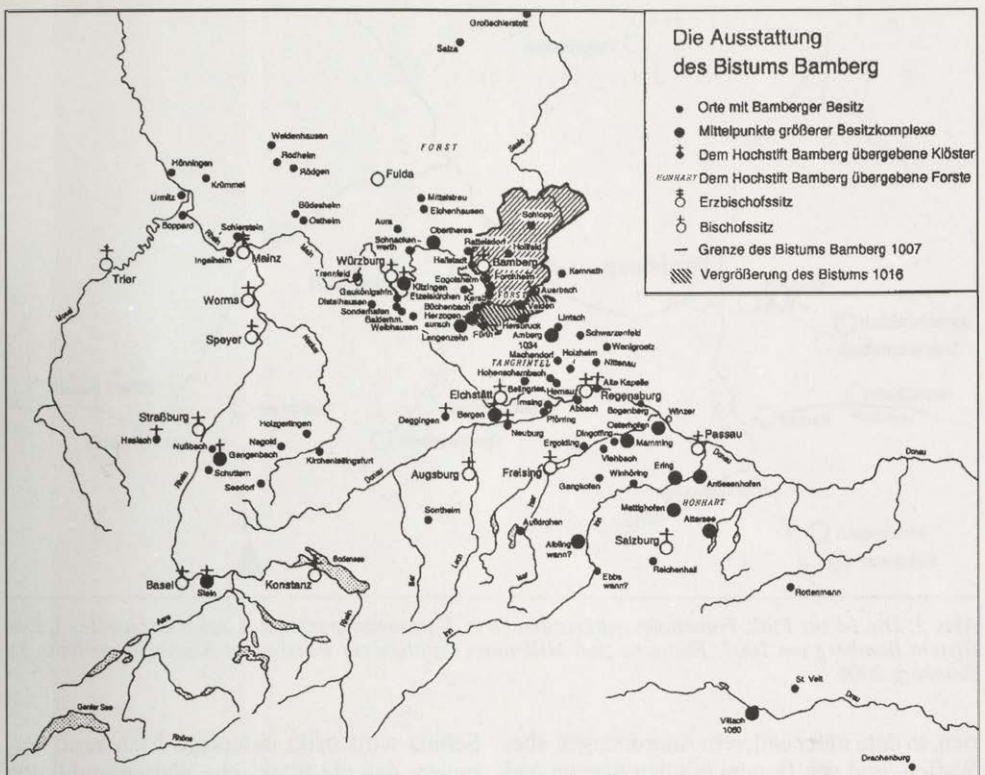


Abb 2: Ausstattung des Bistums Bamberg (aus: Wilhelm Störmer, *Bayern und der bayerische Herzog im 11. Jahrhundert*, in: *Die Salier und das Reich I*, Sigmaringen 1991).

Eigentum in der Umgebung, also im Osten Frankens und im bayerischen Nordgau, aber auch in der Ferne, vor allem im Herzogtum Bayern und weit darüber hinaus.

In einer groß angelegten Aktion wurden am Tage der Bistumsgründung, dem 1. November 1007, wichtige Komplexe des Königsguts in Franken und Bayern, sowie des herzoglichen Amtsgutes seines eigenen bayerischen Herzogtums der neuen Bischofskirche übertragen. Auch die bislang immer königsnahen fränkischen Bistümer wurden nicht geschont, sondern mußten Besitz- und Rechtseinbußen hinnehmen.

Am 1. November 1007 wurden in der königlichen Kanzlei König Heinrichs II. über 60 Einzelurkunden für das neue Bistum Bamberg ausgestellt, signiert und besiegelt. Unter anderem erhielt das Bistum an diesem Tag Forchheim, die in der späten Karolingerzeit

wichtigste Königspfalz in Franken, samt ihrem Pfalzumland mit vierzehn Ortschaften. Diese 14 Orte im Forchheimer Umland erscheinen dadurch schlagartig und feiern zusammen mit vielen Orten in Mitteleuropa, die ebenfalls einen Bezug zur Bamberger Bistumsgründung haben, in diesem Jahr das tausendjährige Jubiläum. Alle diese Orte waren 1007 schon Königsgut und dies vermutlich schon weit vor 1007. Fragen wir deshalb nach dem Zusammenhang dieser Orte mit Forchheim und der Bamberger Bistumsgründung. Dazu müssen wir nochmals 200 Jahre zurückgehen, in die Zeit Karls des Großen.

## 2. Forchheim - vom Grenzhandelsplatz zur Kaiserpfalz

Im Winter 805/806 erließ Karl der Große in seiner Pfalz Diedenhofen (Thionville in Lothringen) eines seiner letzten großen Kapitula-

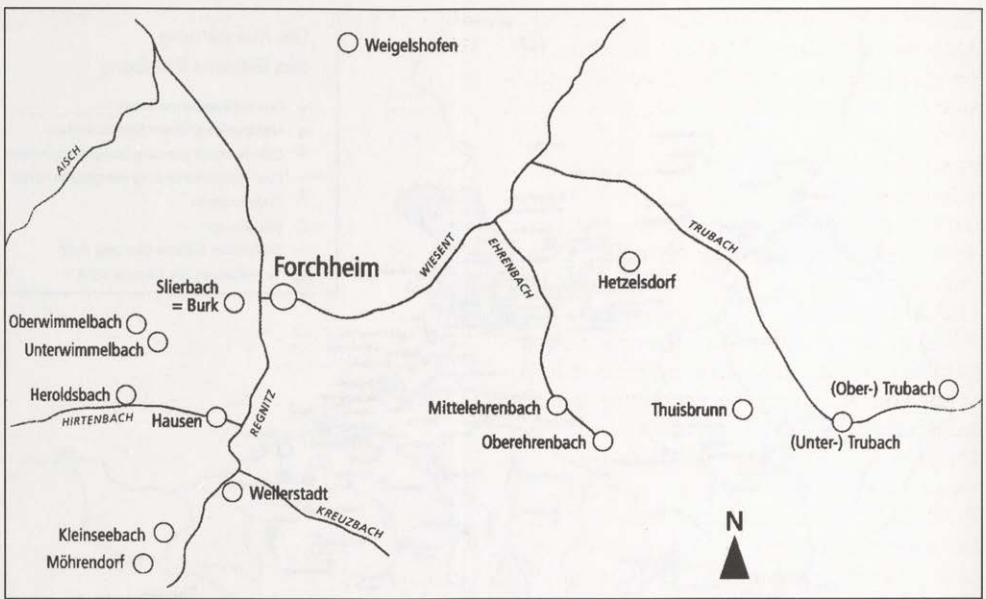


Abb. 3: Die 14 zur Pfalz Forchheim gehörenden Orte. Karte entnommen aus: Josef Urban (Hg.), *Das Bistum Bamberg um 1007. Festgabe zum Millenium (Studien zur Bamberger Bistumsgeschichte 3)*, Bamberg 2006.

rien, in dem unter anderem Anordnungen über Waffen- und den Handel mit den Slawen und Awaren, den östlichen Nachbarn des Frankenreiches, enthalten sind. Es ist das letzte einer ganzen Reihe von Kapitularien, welche die innere Organisation des erweiterten Frankenreiches regeln sollten. Im zweiten Teil des Kapitulars wird der Grenzhandel mit den Slawen behandelt, es werden Grenzhandelsplätze zwischen Ostsee und Donau genannt, die verschiedenen königlichen Funktionsträgern (Grafen) unterstellt waren, die den dort stattfindenden Handel genau zu überwachen hatten. Sie beginnt im Norden bei Bardowick nahe Lüneburg, dann folgen Chesel bei Celle, Magdeburg, Erfurt, Hallstadt bei Bamberg, Forchheim (Foracheim), Premberg bei Burglengenfeld, Regensburg, Lorch bei Enns (Oberösterreich). In dieser Liste wird Forchheim erstmals schriftlich erwähnt. Die Orte der Liste waren neben Plätzen des kontrollierten Grenzhandels auch Stapelplätze für Waren. Neben der eher unregelmäßigen Ein- und Ausfuhr normaler Handelsgüter wird in diesem Kapitular ein Bereich eigens behandelt: Der Waffenhandel mit Waffen zum Angriff oder zum

Schutz wird strikt untersagt. Man kann vermuten, daß die fränkische Waffenproduktion durch die Herstellung eines elastischen Stahls einen technischen Vorsprung hatte. Dieser war vielleicht durch die auf den königlichen Gütern vorgesehene Schmiede entwickelt worden.

Forchheim war für diese Rolle als Kontrollort des Handels durch seine Lage an wichtigen Verkehrswegen geeignet: Die Wasserstraße Regnitz-Main und die Fernstraßen Regensburg-Forchheim-Thüringen, bzw. -Würzburg kreuzten sich hier. Die Spuren dieser karolingischen Fernstraßen sind noch heute in den Wäldern westlich und östlich von Forchheim eindrucksvoll zu sehen. Östlich von Forchheim lag die Ostgrenze des fränkischen Reiches zu den slawisch-awarischen Herrschaftsgebieten, die jedoch eher ein fließender Übergangsraum zwischen den Siedlungsgebieten der verschiedenen Stammesgebilde war.

Vermutlich ist Forchheims Rolle als Handelsplatz an östlichen Rand des Frankenreiches nicht erst 806 entstanden. Der Aufstieg

dieses Ortes ist im Rahmen der großräumigen Machtpolitik Karls des Großen zu sehen. Dieser griff im Rahmen der Nord- und Ostexpansion seines Herrschaftsgebietes intensiv auch in die Verhältnisse in Franken ein, besonders in der Zeit der Eingliederung des agilolfingischen Stammesherzogtums Bayern (788) und der anschließenden Awarenkriege. Würzburg wird von ihm mit der Mission in Sachsen beauftragt, er schlägt 785/86 den Aufstand des Ostfranken Hadrad nieder, versucht zwischen Altmühl und Rednitz einen Kanal - die fossa carolina - bauen zu lassen, befiehlt dem Bischof von Würzburg die Errichtung von Slawenkirchen, siedelt sächsische Gefangene in Franken an und empfängt 803 erstmals Gesandte des byzantinischen Kaisers in der Pfalz Salz im fränkischen Saaletal. Forchheim lag während dieser Zeit an der wichtigsten Schiffsverbindung zwischen dem Kernraum des Frankenreiches in den Osten. Ostfranken war das wichtigste Aufmarschgebiet sowohl gegen die Sachsen als auch gegen die Baiern. Im Rahmen dieser Gesamtsituation ist auch der Aufstieg Forchheims vom Grenzhandelsplatz zur Königspfalz zu sehen.

wichtige politische Ereignisse, zum Beispiel Hoftage.

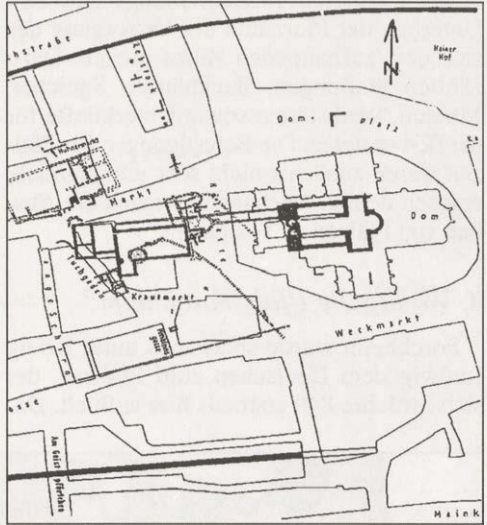


Abb 4: Die karolingische Königspfalz Frankfurt am Main, aus: Günther Binding, *Deutsche Königspaläen von Karl dem Großen bis Friedrich II. (765-1240)*, Darmstadt 1996.

### 3. Was ist eine Königspfalz?

Der König des Ostfrankenreiches hatte keine feste Residenz, er herrschte ohne flächendeckende Verwaltung über Personenverbände und mußte immer mit den regionalen Machträgern in Verbindung bleiben, um erfolgreich zu herrschen. Dazu reiste der König umher, von Pfalz zu Pfalz und traf sich hier mit den lokalen Großen. Diese Reisen hielten das Reich zusammen, die Reisewege und die oft besuchten Orte zeigen uns die Schwerpunkte der königlichen Macht.

Die bedeutenderen Orte, die der König öfters besuchte, wurden zu Pfalzen. Sie waren immer auf königlichem Eigengut gelegen und davon umgeben. Das Wort Pfalz bezeichnet eine befestigte, mit einem Versammlungsgebäude und mit Wohngebäuden ausgestattete Anlage zur Beherrschung des Königs und seines Gefolges. Der Herrscher hielt sich hier oft längere Zeit auf, beging dort hohe kirchliche Feste und veranstaltete hier

Zum Komplex einer karolingischen Pfalz gehörten: Palatium, Wirtschaftshof und Befestigung. Vom lateinischen palatium leitet sich die Bezeichnung "Pfalz" ab. Dazu gehörte zunächst der Saalbau - die aula regia, die als Versammlungsort für Hoftage- und als repräsentativer Saal zum Empfang geistlicher und weltlicher Großer diente. Zweiter wichtiger Teil des palatium war die Pfalzkapelle. Während eines königlichen Aufenthalts wurde hier der königliche Reliquienschatz aufbewahrt. Die Pfalzkapellen in karolingischen Pfalzen waren oft dem Hl. Martin, dem Reichsheiligen des Frankenreiches, geweiht. Zudem gehörten auch die Wohnungen der Königsfamilie, der hochrangigen Mitglieder des Hofes sowie Wohnungen für Gäste zum palatium. Die einzelnen Gebäude waren meist durch überdachte Wandelhallen miteinander verbunden, die in gerader Linie von der Kapelle zur Aula führten und feierliche Prozessionen ohne Wettereinfluß ermöglichten. Der Wirtschaftshof war die wirtschaftliche

Zentrale für das Umland der Pfalz, das den König und seinen Hofstaat bei ihrem Aufenthalt versorgen mußte. Zu diesem großen Gutshof gehörten alle Einrichtungen, die dem Unterhalt der Pfalz und der Versorgung des sich dort aufhaltenden Hofes dienen. Dazu zählten Stallungen, Backhäuser, Speicher, Mühlen, Werkstätten sowie Unterkünfte für die Bediensteten. Die Befestigungen der Pfalzen waren zunächst nicht sehr umfangreich, erst seit dem 9. Jahrhundert begann der Ausbau von Pfalzen zu Festungen.

#### 4. Wo lag die Pfalz Forchheim?

Forchheim wurde spätestens unter König Ludwig dem Deutschen zum Pfalzort, der sich im Jahre 849 erstmals hier aufhielt. Da-

nach wurde Forchheim von den späten Karolingern häufig besucht, hier fanden wichtige Reichsversammlungen und zwei Königserhebungen statt. Dies allein spricht schon für eine durchaus ansehnliche und große Pfalzanlage. Wo die Pfalz lag, ist umstritten und derzeit nicht eindeutig zu sagen. Den Ergebnissen der archäologischen Grabungen im spätmittelalterlichen Bischofsschloß (sog. "Kaiserpfalz") nach ist dieser Standort auszuschließen. Zwei wichtige Indizien für die Lage der Pfalz sind erstens das Martinspatrozinium der Pfarrkirche, die wohl direkt an der Stelle der 1002 genannten Kirche des Pfalzstifts Forchheims entstand, und zweitens der sog. "Pilatushof": 1077 wurde in den noch vorhandenen Gebäuden der Pfalz der Gegenkönig Rudolf von Rheinfelden gewählt. Ein zeitge-

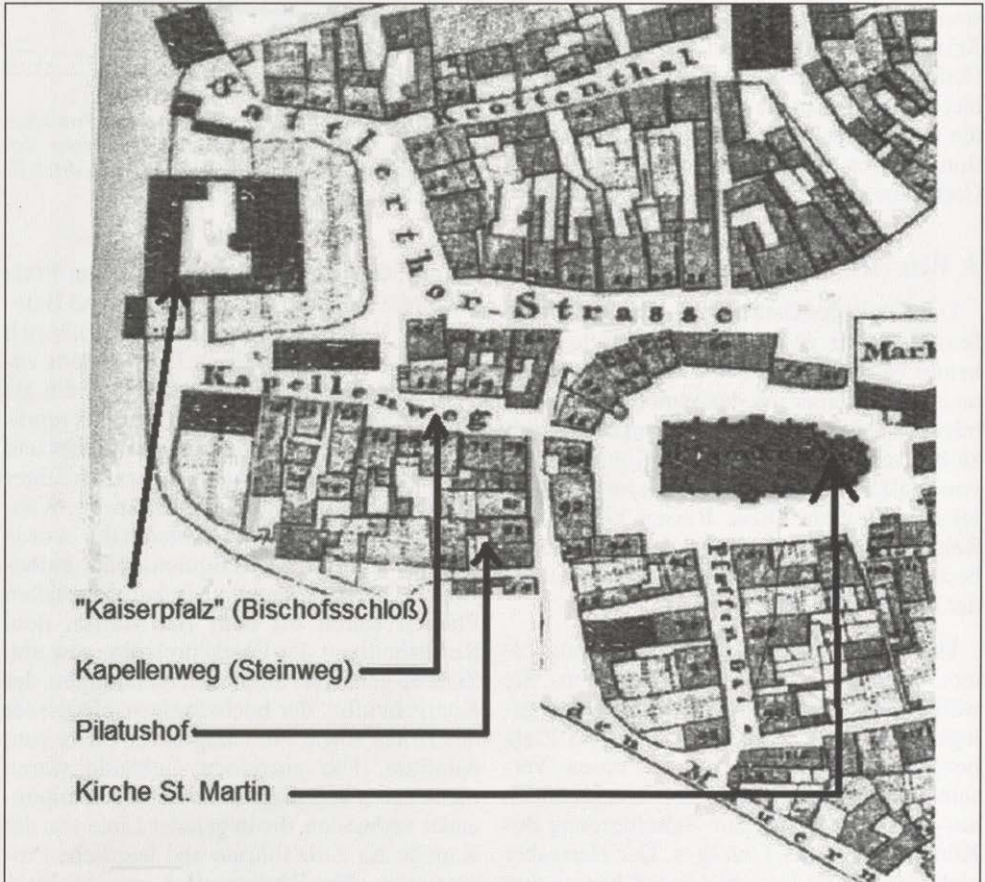


Abb. 5: Indizien für die Lage der Pfalz Forchheim. Karte: Andreas Otto Weber.

nössischer Chronist berichtet, daß dies im Haus des "Pontius Pilatus zu Forchheim" geschah. Demnach kann man in dem später als Pilatushof bezeichneten Areal zumindest einen Teil des Pfalzareals vermuten. Ein weiteres Indiz ist die alte Bezeichnung "Steinweg" für die von der Martinskirche in gerader Linie nach Westen führende Kapellenstraße, vielleicht ein Hinweis auf eine sehr alte, gepflasterte Straße. Die bis heute gerade Linie könnte auch auf einen Wandelgang zwischen Pfalzkapelle und Aula zurückgehen. Dafür würde auch die klare ost-westliche Ausrichtung im Anschluß an die Kirche sprechen. In diesem Areal liegt außerdem die Marienkapelle, die von Bischof Otto dem Heiligen von Bamberg (1102-1139) geweiht wurde. Auch hier kann man sich einen Vorgängerbau vor-

stellen, besonders wegen des ebenfalls für Pfalzen typischen Patroziniums.

Wie muß man sich die Ausdehnung der Forchheimer Kaiserpfalz vorstellen? Hier hilft ein Vergleich mit den aussagekräftigen Ausgrabungsbefunden einer, in ihrer historischen Bedeutung in der Karolingerzeit ähnlich bedeutsamen Kaiserpfalz, nämlich der von Frankfurt am Main. Diese wurde in untenstehender Karte auf den Forchheimer Stadtplan von 1825 maßstabsgetreu projiziert. Zentrum der Projektion ist dabei die Kirche. Durch einen solchen topographischen Vergleich wird deutlich, daß der Raum zwischen Martinskirche und östlicher Stadtmauer als Pfalzstandort in Frage kommt. Dabei sind nur die zentralen Teile der Pfalz, also Pfalzkapelle, Palastaula und Wandelgänge berück-

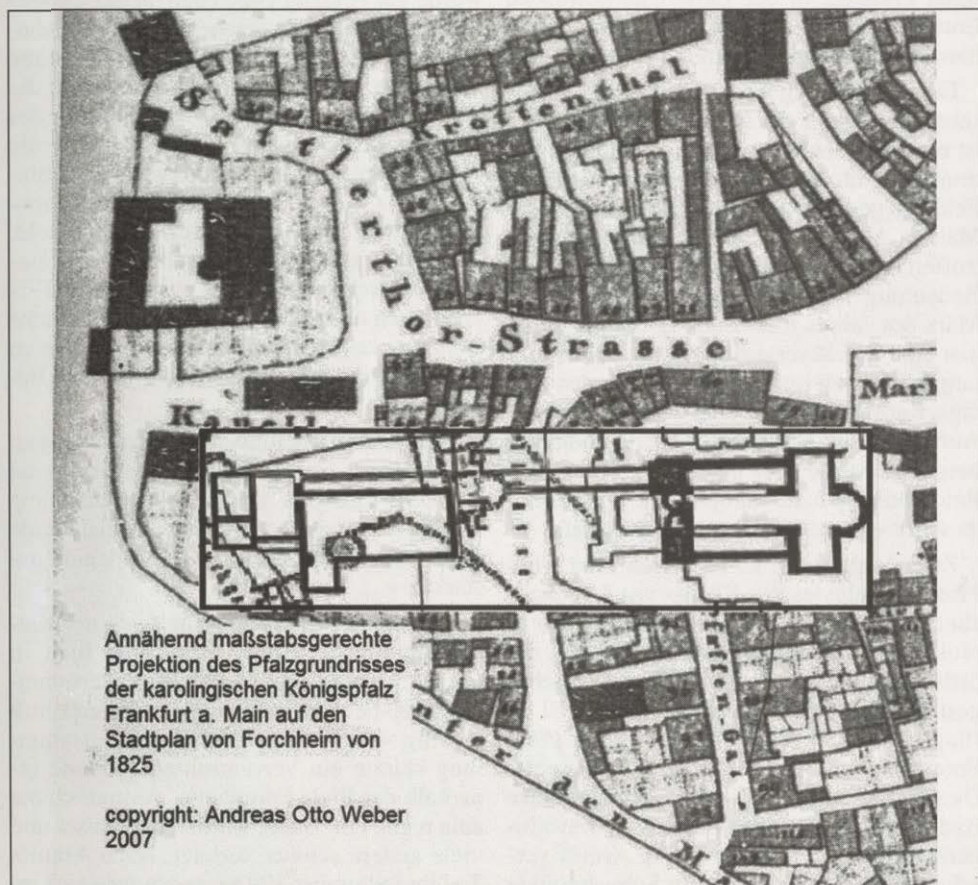


Abb. 6: Projektion der Pfalz Frankfurt auf Forchheim, Karte: Andreas Otto Weber.

sichtigt, nicht jedoch die umfangreichen Wirtschaftsbauwerke. Man muß sich das Pfalzareal also wesentlich größer vorstellen als die vergleichsweise kleine Fläche des spätmittelalterlichen Bischofsschlosses. Dennoch bleiben all diese Überlegungen zur Lage der Forchheimer Kaiserpfalz bis zu aussagekräftigen archäologischen Funden spekulativ.

## 5. Politik in der Pfalz Forchheim

Forchheim spielte bereits 805 eine wichtige Rolle in der karolingischen Grenz- und Raumpolitik nach Osten. Diese Rolle wird vor allem in der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts immer deutlicher. Forchheim wurde in dieser Zeit mehr und mehr zu einer der wichtigsten Königspalzen im Raum des heutigen Franken, in der zahlreiche politische Entscheidungen, die den slawischen Nachbarraum betreffen, getroffen wurden.

Ein erster Hoftag König Ludwigs des Deutschen und damit ein Hinweis auf eine Pfalz ist erst 849 nachweisbar, dann wieder im Februar 858, als hier Vorbereitungen für einen Feldzug gegen die slawischen Stämme der Mährer, Abodriten, Linonen und Sorben getroffen wurden. Bis 872 nahm Forchheims Bedeutung offenbar noch deutlich zu, im März des Jahres hielt Ludwig der Deutsche hier eine Reichsversammlung ab, bei der der lange Streit zwischen den Söhnen des Königs, Karlmann, Karl und Ludwig d. J. um die Aufteilung der Herrschaftsgebiete endgültig beigelegt wurde. Die dadurch beschlossene Reichsteilung hatte europäische Bedeutung, da sie das ganze Ostfrankenreich betraf.

Zwei Jahre später ist Forchheim Ort eines Friedensschlusses des Königs mit dem östlichen Nachbarn, dem Mährerherzog Swatopluk. In Forchheim wurde damit erneut die östliche Außenpolitik des Ostfrankenreiches gestaltet. Für den Nachfolger, Ludwig III. d. Jüngere ist 878 belegt, daß er in der Pfalz Forchheim das Weihnachtsfest verbrachte. Dies zeigt die inzwischen hohe repräsentative Bedeutung der Pfalz in der späten Karolingerzeit. Besonders unter König Arnulf verschieben sich die politischen Schwerpunkte des Ostfrankenreiches nach Süden, Forch-

heim wird neben seiner "Hauptpfalz" Regensburg die wichtigste Königspfalz im heutigen Franken. Die hier getroffenen Entscheidungen gehen weit über die Region hinaus: 887 erhielten von Forchheim aus die Klöster Fulda, Corvey und Herford, alle wichtig für Mission und kirchliche Erschließung im Norden des Reiches, Immunität, Königsschutz und freie Abtwahl.

Im Mai 889 ist erstmals eine große Reichsversammlung (*generale conventum*) König Arnulfs in Forchheim überliefert, bei der die unehelichen Söhne Arnulfs, Zwentibold und Ratold, zu Nachfolgern im Ostfrankenreich designiert wurden, eine politische Entscheidung von reichsweiter Bedeutung. Außerdem fanden Friedensverhandlungen mit Gesandten der Normannen und Slawen statt, und es wurde ein Feldzug gegen den an der Ostseeküste siedelnden slawischen Stamm der Abodriten geplant. Die Reichsversammlung hatte damit eine außenpolitische Dimension für die Absicherung der Ost- und Nordgrenzen des Reiches. Daneben griff König Arnulf in die Erbschaftsregelung seiner Verwandten Irmingard in Italien ein. Doch auch die Kirchenpolitik im Reich spielte eine Rolle: Sunderhold, ein Mönch aus Fulda, wurde hier zum Mainzer Erzbischof, also zum wichtigsten Kirchenmann des Reiches bestimmt, königliche Bistümer und Klöster (Straßburg, Kempten und Reichenau) erhielten Privilegien und Besitz.

Im Mai/Juni des folgenden Jahres war wieder Hoftag in Forchheim, auf dem es um die Erhebung Ludwigs "des Blinden" zum König der Provence ging. Aber auch diesmal wurde die Kirche durch Besitz und Privilegien gestärkt.

Im August 896 kehrte Arnulf von der Kaiserkrönung aus Rom zurück und hielt in Forchheim eine allgemeine Reichsversammlung ab, bei der wieder die Klosterpolitik wichtig war. Während der Reichsversammlung stürzte ein Versammlungsgebäude innerhalb der Pfalz Forchheim, vermutlich die *aula regia*, ein. Dabei wurden der Kaiser und viele andere schwer verletzt. Nach Arnulfs Tod im Dezember 899 versammelten sich im folgenden Februar die Großen des Ostfran-

kenreiches in Forchheim und wählten seinen spätgeborenen, aber legitimen Sohn Ludwig das Kind, der damals sieben Jahre war, zum König. Auch die Zeremonie der Königskrönung fand in Forchheim statt. Der kindliche König ist bis zu seinem Tod 911 fünf Mal in Forchheim nachweisbar.

Besonders wichtig ist die allgemeine Reichsversammlung im Juni 903 während der sogenannten "Babenbergerfehde", bei der die Konradiner mit königlicher Unterstützung die Vorherrschaft in Franken errungen hatten. Auf dieser Reichsversammlung bestätigte Ludwig dem Kloster Fulda die Immunität. In der Urkunde sind zahlreiche Fürsprecher genannt, die auf der Reichsversammlung anwesend waren: Die Bischöfe von Mainz, Freising, Augsburg, Eichstätt, Chur, Regensburg und Speyer, Graf Konrad, Herzog Gebhard von Lothringen, Markgraf Burchard von Thüringen, Graf Adalpreht, Markgraf Burchard von Churrätien, der Böhmenherzog, Markgraf Liutpold, und viele weitere. Sie zeigen uns, wie weit der Einzugsbereich der Forchheimer Reichsversammlung gewesen ist.

Nach Ludwigs Tod wurde 911 auch sein Nachfolger, der Konradiner und Frankenherzog Konrad I., in Forchheim von den Großen des Ostfrankenreiches zum König gewählt. Damit endete aber bereits die große Zeit der Pfalz Forchheim. Zwar ist Konrad bis 918 noch drei Mal in Forchheim nachweisbar, doch er hielt hier keine großen Reichsversammlungen mehr ab, sondern beurkundete eher regional bedeutsame Handlungen.

## *6. Die Logistik einer Königspfalz und die Rolle des Pfalzumlands von Forchheim*

Der Aufenthalt eines Königs und seines Gefolges in einer Pfalz bedeutete für den Verwalter der Pfalz ein enormes logistisches Problem. Ein Bericht des sog. Annalista Saxo zeigt uns, was der königliche Hofstaat im 10. Jahrhundert pro Tag benötigte: "1000 Schweine und Schafe, 10 Fuder Wein, 10 Fuder Bier, 1000 Malter Getreide, 8 Rinder,

Hühner, Spanferkel, Fische, Eier, Gemüse und vieles mehr". Auch wenn diese Angaben vielleicht übertrieben sind, so zeigen uns Schätzungen, daß zwischen 300 und 1000 Personen bei einer Zusammenkunft oder einem Hoftag versorgt werden mußten. Dies bedeutete, daß zu einer Pfalz immer auch eine große Grundherrschaft gehören mußte, die sowohl die Vielfalt wie die Menge der Bedürfnisse zu decken in der Lage war.

Das Pfalzumland der Forchheimer Königspfalz ging weit über die 14 Orte in der oben erwähnten Urkunde hinaus. Dazu gehörte auch der Wildbann, der sich in einem weiten Kreis rund um Forchheim erstreckte. Er umschloß das große frühmittelalterliche Jagdgebiet der Pfalz, innerhalb dessen noch große geschlossene Waldgebiete lagen. Vorwiegend in den Tälern und Flußebenen lagen die Siedlungen. Diese gehörten ebenfalls zum von der Pfalz aus verwalteten Königsgut. Zu allen Orten gehörte landwirtschaftlich nutzbares Land mit einer Vielfalt an landwirtschaftlicher Produktion und Spezialisierungen an bestimmten Orten.

Die Verwaltung eines umfangreichen und vielseitigen Besitzes erforderte eine hohe logistische Kompetenz. Schon Karl der Große hatte um 795 eine Verordnung für die Bewirtschaftung der Königsgüter und Kaiserpfalzen erlassen, das sogenannte *Capitulare de villis*. Dieses 70 Punkte umfassende Werk wollte vor allem Mißstände beseitigen und die Versorgung des königlichen Hofstaats sicherstellen. Besonders wichtig war dabei die ausreichende Versorgung mit Vieh und anderen Tieren, aber auch eine klare Abrechnungspraxis der Verwalter mit dem Königtum. In Folge dieser Anordnungen entstanden nun vermehrt Güterverzeichnisse (*Urbare*) des königlichen Besitzes. Für den Königsgutkomplex der Pfalz Forchheim ist aber keines erhalten.

## *7. Die Demontage der Königspfalz Forchheim*

Unter König Konrad I. war das Ostfrankenreich in Auflösung begriffen, von mehreren Seiten kriegerisch bedrängt, nicht nur von

außen. Besonders die Sachsenherzöge, aus deren Reihen dann die Nachfolger Konrads kamen, waren mächtige Konkurrenten des Königs. In der Ottonenzeit verlagerte sich der Schwerpunkt der königlichen Politik deutlich nach Norden, es gab keine Reichsversammlungen bzw. Königswahlen in Forchheim mehr. Erst 976 war mit Otto II. wieder ein Kaiser in Forchheim, jedoch um die "Demontage" der Pfalz einzuleiten. Er schenkte die königliche Martinskirche in Forchheim und deren Besitz an den Bischof von Würzburg. Auch als König Heinrich II. 1002 hier anwesend war, wurde wieder ein Teil der Pfalz verschenkt: Das neugegründete Stift Haug bei Würzburg erhielt das Pfalzstift Forchheim und die dazu gehörenden Orte Erlangen und Eggolsheim. 1007 wurde wieder ein großer Teil des Pfalzzubehörs aufgelöst: Heinrich II. schenkte dem von ihm neu gegründeten Bistum Bamberg das königliche Gut Forchheim und 14 dazu gehörende Orte. Dennoch scheint ein Teil der Pfalz noch weiterbestanden zu haben. 1008 unterzeichnete Heinrich II. hier eine Urkunde, besonders wichtig ist aber die Wahl des Schwabenherzogs Rudolf von Rheinfelden zum Gegenkönig Heinrichs IV. im Jahr 1077. Dabei wurde offensichtlich an die Tradition der letzten fränkischen Königserhebungen in Forchheim angeknüpft. Dies war aber auch das Ende der politischen Entscheidungen in der Pfalz Forchheim. Für die 14 in der Urkunde genannten Orte ist dies gleichzeitig der Beginn einer individuell faßbaren historischen Entwicklung.

Forchheim wurde unter dem Bamberger Bischofsstab zu einer wichtigen bischöflichen Nebenresidenz, wurde die südliche Landesfestung des Hochstifts Bamberg. Urbanes Leben und Marktgeschehen entwickelte sich wohl schon während des Bestehens der Kaiserpfalz. Forchheim gehört zu den alten Städten Frankens und besitzt noch heute eine Fülle an bedeutenden Baudenkmalern vom hohen Mittelalter bis in die Neuzeit. Diese zeugen von einer reichen Geschichte auch nach 1007.

## Weiterführende Literatur:

- Hermann Ammon (Hg.): Forchheim in Geschichte und Gegenwart. Beiträge aus Anlass der 1200-Jahr-Feier. Bamberg 2004.
- Günther Binding, Deutsche Königspfalzen von Karl dem Großen bis Friedrich II. (765-1240). Darmstadt 1996.
- Luitgar Göller (Hg.), 1000 Jahre Bistum Bamberg 1007-2007. Unterm Sternenmantel. Ausstellungskatalog. Petersberg 2007.
- Georg Knörlein, Die Güterschenkungen Heinrichs II. im Forchheimer Umland 1007 und der Einfluß des Hochstifts in den Stiftungsorten bis zum Ende des Mittelalters, in: Josef Urban (Hg.), Das Bistum Bamberg um 1007. Festgabe zum Millenium (Studien zur Bamberger Bistumsgeschichte 3). Bamberg 2006, S. 145-184.
- Richard Ninness, Die Pfalz Forchheim als Vorort königlicher Macht im früheren Mittelalter, in: Hermann Ammon (Hg.), Forchheim in Geschichte und Gegenwart. Beiträge aus Anlass der 1200-Jahr-Feier, Bamberg 2004, S. 46-55.
- Wilhelm Störmer, Heinrichs II. Schenkungen an Bamberg. Zur Topographie und Typologie des Königs- und bayerischen Herzogsguts um die Jahrtausendwende, in: Lutz Fenske (Hg.), Deutsche Kaiserpfalzen. Beiträge zu ihrer historischen und archäologischen Erforschung, Band IV: Pfalzen - Reichsgut - Königshöfe (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte 11/4). Göttingen 1996, S. 377-408.
- Wilhelm Störmer, Franken von der Völkerwanderungszeit bis 1268 (Dokumente zur Geschichte von Staat und Gesellschaft in Bayern II/1). München 1999.
- Andreas Otto Weber/Wolfgang Wüst (Hg.), Franken und Forchheim im Mittelalter (An Regnitz, Aisch und Wiesent, Sonderheft 2). Forchheim 2004 - darin v.a. die Beiträge von Ulrich Thomsen (Die Ersterwähnung Forchheims im Diederhufener Kapitular), Claudia Kirner (Wie sah die karolingische Kaiserpfalz Forchheim aus? Zur Typologie von Pfalzen im frühen Mittelalter) und Christiane Naser (Forchheim als Krönungsort von Königen: Die Krönungen von 900 und 911).
- Barbara Wenig, Von Haus zu Haus. Ein Blick in die Geschichte der Forchheimer Häuser. Forchheim 1995.

# Geschichte aus dem Untergrund. Stadtarchäologie in Forchheim

von

Christina König

## *Stadtkernarchäologie in Deutschland*

Die Stadtkernarchäologie in Deutschland ist ein relativ junger Zweig der archäologischen Wissenschaft. Das Interesse daran und die daraus resultierenden Forschungen im 19. Jahrhundert konzentrierten sich zunächst auf die ehemals römischen Städte in Süd- und Westdeutschland, wie beispielsweise Augsburg, Regensburg, Trier, Köln oder Mainz. Erst seit den 20er Jahren des 20. Jahrhunderts verstärkte sich das Interesse an den Städten, die nicht römischen Ursprungs, sondern erst im frühen und hohen Mittelalter entstanden waren. Die dichte Bebauung in den Stadtkernen und der teilweise komplizierte Aufbau mächtiger Kulturschichten erforderte neue Grabungsmethoden. Aufgrund der Zerstörungen des Zweiten Weltkrieges wurden erstmals Städte wie Lübeck, Hamburg, Leipzig oder Dresden umfangreich archäologisch untersucht. In den 60er Jahren, nachdem der Wiederaufbau abgeschlossen war, kam die Stadtkernarchäologie in Deutschland beinahe zum Erliegen. Erst seit den 80er Jahren werden wieder verstärkt Ausgrabungen in den Städten durchgeführt.

Die seit Ende der 80er Jahre durchgeführten Ausgrabungen in Forchheim sind vorbildlich für die Stadtkernarchäologie kleinerer Städte und zeigen, wie wichtig archäologische Ausgrabungen sind, um die Entwicklung einer Stadt und ihrer Bewohner nachvollziehen zu können. Sie ergänzen die Schriftquellen und erweitern sie.

## *Forchheim in den Schriftquellen des 9. und 10. Jahrhunderts*

Erstmals schriftlich erwähnt wird Forchheim als Kontrollstation für den Handel mit

den Slawen und Awaren im Diederhoffer Kapitular, der berühmten Verordnung Karls des Großen aus dem Jahr 805. Von der Existenz einer Königspfalz spätestens ab der Mitte des 9. Jahrhunderts kann ausgegangen werden. Von 849 bis 918 sind insgesamt 19 Aufenthalte von Königen belegt, die Forchheimer Pfalz war in dieser Zeit einer der bedeutendsten Aufenthaltsorte der ostfränkischen Könige. 900 wurde Ludwig IV. in Forchheim zum König gewählt und dort auch gekrönt. 911 erfolgte die Wahl Konrads I. zum König, 918 starb er in der Pfalz zu Forchheim. Unter den Ottonen verlor Forchheim seine Bedeutung als Pfalzort und 1017 kam das alte Königsgut endgültig in den Besitz des Bistums Bamberg.

## *Die Ausgrabungen in Forchheim*

Von 1989 bis 2000 wurden in Zusammenarbeit mit der Stadt Forchheim vom Lehrstuhl für Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit an der Otto-Friedrich-Universität Bamberg verschiedene wissenschaftliche Ausgrabungen, Notbergungen und Baustellenbeobachtungen im Bereich der Altstadt sowie im Stadtteil Burk durchgeführt. Primäre Ziele der archäologischen Untersuchungen waren einerseits die Entwicklung Forchheims im frühen und hohen Mittelalter, andererseits aber auch die Lokalisierung der in den Schriftquellen erwähnten Pfalz und des dazugehörigen Königshofes.

Dabei wurde davon ausgegangen, dass eine Pfalz, in der Reichstage, zwei Königswahlen und eine Krönung stattfanden, sicherlich einen größeren Umfang besessen hatte. Es müssen Wohn- und Vorratsgebäude und repräsentative Gebäude wie Pfalzkapelle und

aula regia vorhanden gewesen und auch teilweise in Steinbauweise ausgeführt worden sein.

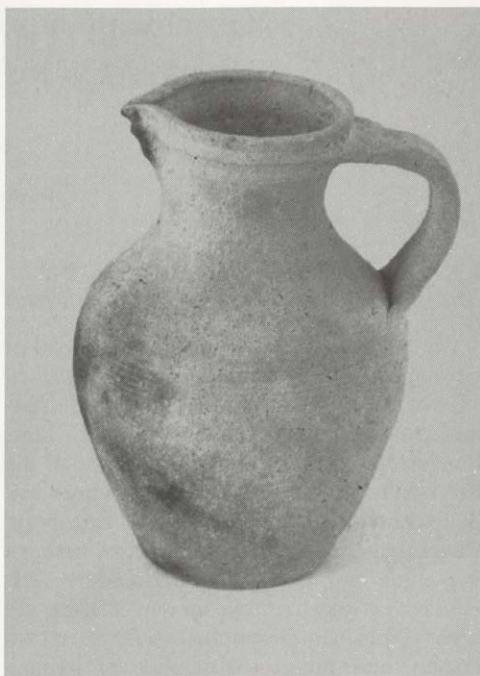
Insgesamt wurden an über 20 Stellen wissenschaftliche Ausgrabungen oder Baustellenbeobachtungen durchgeführt. Im Zuge der Ausgrabungen, die meist kleinflächig waren, stellte sich bald heraus, dass nur noch wenige ungestörte Schichten des Mittelalters vorhanden waren. Trotzdem konnten sehr umfangreiche Erkenntnisse zur Siedlungs- und Stadtgeschichte Forchheims gewonnen werden, der Standort von Pfalz und Königshof konnte bislang aber noch nicht ermittelt werden.

Die wissenschaftliche Auswertung der Funde und Befunde wird derzeit von der Verfasserin im Rahmen eines Promotionsverfahrens noch bearbeitet.

### *Die Anfänge Forchheims aus archäologischer Sicht*

Mehrere Notbergungen im südwestlichen Teil der Altstadt südlich von St. Martin in den 90er Jahren des 20. Jahrhunderts förderten Funde und Reste von Siedlungsschichten der jüngeren römischen Kaiserzeit und der Merowingerzeit zu Tage. Aufgrund der kleinflächigen Untersuchungen konnten keine Grundrisse von Gebäuden nachgewiesen werden. Die südwestliche Begrenzung des Siedlungsareals zeichnete sich im Bereich der Wallstraße ab, die Ostgrenze konnte bislang noch nicht ermittelt werden. Weitere Funde und Befunde in diesem Areal deuten auf eine Siedlungskontinuität bis in die Neuzeit hin. Dies zeigt unter anderem auch ein Fundkomplex von 30 fast vollständig erhaltenen Tongefäßen aus der Zeit des Spätmittelalters, gefunden im Rahmen einer Notbergung in der St. Martinstraße. Es handelt sich unter anderem hauptsächlich um Gebrauchskeramik aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts, die zu dieser Zeit in jedem Haushalt üblich war.

Im Norden der Altstadt, im Krottental, wurde die bisher größte zusammenhängende Fläche archäologisch untersucht. Auch hier fanden sich Siedlungsschichten der jüngeren



*Forchheim, spätmittelalterlicher Krug.*



*Forchheim. Gestauchte Glasflasche  
aus dem Spätmittelalter.*

römischen Kaiserzeit und der Merowingerzeit mit einzigartigen Fundstücken. Besonders hervorzuheben ist eine germanische Armbrustfibel aus der Zeit um 300 n. Chr.

Weitere Funde aus dieser Zeit sind Scherben kumpfartiger Gefäße und ein Fragment



*Forchheim, Krottental. Germanische Armbrustfibel, um 300 n. Chr.*

römischer terra sigillata. Aus merowingischer Zeit stammt eine stempelverzierte Wandungsscherbe des 6. / 7. Jahrhunderts, die für Oberfranken eine absolute Seltenheit darstellt. Aufgrund sehr starker neuzeitlicher Störungen konnten auch hier, trotz des großen Grabungsareals, keine Hausgrundrisse rekonstruiert werden.

### *Die Friedhöfe von Forchheim*

Die Grabungskampagne von 1992 auf dem Rathausplatz brachte überraschende Ergebnisse zu Tage, mit denen keiner gerechnet hatte. In zwei angelegten Grabungsschnitten wurde der älteste der Forchheimer Friedhöfe erfasst. Die geosteten Gräber waren weitestgehend beigabenlos. Der Friedhof war sehr stark belegt, fünf bis sechs Bestattungen übereinander waren keine Seltenheit. Ein Weg von Südosten nach Nordwesten teilte das Areal. Dort wurden verschiedene Wellenrandhufeisen und der untere Teil eines Gefäßes mit Lüsterglasur, vermutlich aus dem arabischen Raum stammend, gefunden.

Die Anfänge des Friedhofes liegen im Dunklen, aufgegeben wurde er etwa in der

Mitte des 13. Jahrhunderts, als es zu einer Umstrukturierung der Stadt kam. Dieses Phänomen findet sich in dieser Zeit in fast allen Städten Europas, die genauen Gründe hierfür sind bislang noch nicht ausreichend erforscht. Nach Aufgabe des Friedhofs wurde das Areal zunächst als Lagerplatz für vorverhüttetes Eisen benutzt, davon zeugen bis zu 10cm starke Eisenverkrustungen und Gießereischutt.

Der zweite Friedhof (nach 1250) befand sich auf dem heutigen Kirchplatz um die Pfarrkirche St. Martin, dies bestätigten weitere archäologische Untersuchungen in diesem Bereich. Die Grabungen zeigten auch hier eine hohe Bestattungsdichte, mehrere Bestattungen übereinander waren auch hier durchaus üblich. Die Begräbnisstätten im Inneren der Kirche blieben höhergestellten und vermögenden Personen sowie Geistlichen vorbehalten. 1564 wurde vor den Toren der Stadt der neue Friedhof eröffnet, der alte blieb aber noch bis Ende des 18. Jahrhunderts bestehen. Die Gräber in St. Martin wurden in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts durch den Erlass der Seuchengesetze nach einer verheerenden Choleraepidemie ausgeräumt.



*Forchheim, "Kaiserpfalz".  
Funde aus dem unteren Bereich des Fallschachts der Latrine im Ostflügel.*

### *Die Ausgrabungen in der Kaiserpfalz*

Die Bezeichnung "Kaiserpfalz" ist eigentlich irreführend. Es handelt sich bei dem Gebäudekomplex genaugenommen um einen Amtssitz der Bamberger Fürstbischöfe. Der älteste Teil, der Ostflügel mit gotischen Wandmalereien von europäischem Rang, wurde Ende des 14. Jahrhunderts von Lamprecht von Brunn erbaut. Bis zum Ende des 20. Jahrhunderts wurde noch davon ausgegangen, das Bischofsschloss stände auf den Resten der in den Schriftquellen erwähnten Pfalz. Von 1989 bis 2000 fanden auf dem Areal der sogenannten Kaiserpfalz mehrere Grabungskampagnen statt, die unter anderem auch diese Frage klären sollten. Schon bei der ersten Grabung

zeigte sich, dass auf diesem Areal keine karolingische Pfalz gestanden hatte. Die ältesten Baubefunde stammen aus dem 12. Jahrhundert und stehen sicherlich in Zusammenhang mit dem in den Schriftquellen erwähnten festen Haus, das unter Bischof Otto dem Heiligen errichtet wurde. Mächtige Abriss- und Auffüllschichten zeugen von dem schon erwähnten Neubau unter Lamprecht von Brunn. Tief gelegene, schwach ausgeprägte Kulturschichten enthielten etwas Keramik aus dem 7. und 8. Jahrhundert. Weitere Grabungen lokalisierten einen Vorgängerbau der heutigen Brücke und eine Latrine im Ostteil des Grabens.

Nachweisbar waren der Burggraben, verschiedene Phasen der Stadtbefestigung und eine intensive Besiedlung des Areals ab 1200.

## Die Ausgrabung in Burk

Neben der schon erwähnten Kaiserpfalz als Standort der in den Schriftquellen erwähnten karolingischen Pfalz wurde häufig auch der Stadtteil Burk genannt. 1990 erfolgten dort in der Ortsmitte kleinere Sondagen. Siedlungsschichten und Funde des 8. bis 9. Jahrhunderts, darunter auch slawische Keramik, zeugen von einer Besiedlung in dieser Zeit, Baubefunde wurden nicht erfasst. Somit kann Burk als Pfalzstandort ebenfalls ausgeschlossen werden, ein Königshof wäre aber auch aufgrund der topografischen Lage auf einen Geländesporn durchaus denkbar.

## Zusammenfassung

Die archäologischen Ausgrabungen in Forchheim brachten umfassende, neue Erkenntnisse zur Siedlungsgeschichte und zum Leben der Bevölkerung zu Tage. Forchheim ist weitaus älter, als es die Schriftquellen sagen. Die erste Besiedlung erfolgte etwa 300 n. Chr. in der römischen Kaiserzeit, wobei natürlich von einer Stadt im eigentlichen Sinne noch nicht die Rede sein kann. Vielmehr handelte es sich hierbei um mehrere Siedlungskerne, die im Laufe der Jahrhunderte zusammen wuchsen und sich im frühen oder auch erst zu Beginn des hohen Mittelalters zu einer Stadt entwickelten.

Um die Mitte des 13. Jahrhunderts erfolgte eine völlige Umstrukturierung der Stadt, auch das zeigten eindeutig die Untersuchungen. Der alte Friedhof wurde verlegt, und es entstand eine Freifläche, deren Randbereich etwas später bebaut und im weiteren Verlauf als Marktplatz genutzt wurde. Es kann zudem

auch davon ausgegangen werden, dass in diesem Zusammenhang ganze Straßenzüge verlegt, Hausparzellen neu eingeteilt und die Stadtgrenzen erweitert wurden.

Dies alles zeigt, wie wichtig Stadtkernarchäologie ist, allein die Schriftquellen sagen nicht alles über die Entwicklung einer Stadt und das Leben ihrer Bürger aus. Zukünftige Ausgrabungen in Forchheim wären wünschenswert und würden sicherlich noch weitere spannende Ergebnisse bringen. Möglicherweise fänden sich dann auch die Überreste der karolingischen Königspfalz.

## Literatur:

- Abels, Björn-Uwe/Sage, Walter/Züchner, Christian, Oberfranken in Vor- und frühgeschichtlicher Zeit. Bayreuth 1996.
- Atzbach, Rainer/Behrer, Christian/Feil, Werner, Der Saltorturm in Forchheim. Überlegungen zur Stadtgeschichte Forchheims (Schriftenreihe der universitären Außenstelle Forchheim Heft 3, hg. Hermann Ammon). Forchheim 1995.
- Ammon, Herrmann (Hg.), Die Entwicklung Forchheims im frühen Mittelalter (Schriftenreihe der universitären Außenstelle Forchheim Heft 1). Forchheim 1992.
- Ammon, Herrmann (Hg.), Forchheim in Geschichte und Gegenwart. Bamberg 2004.
- Fehring, Günther, P., Stadtarchäologie in Deutschland. Stuttgart 1996.
- Ritter, Burgen, Dörfer. Katalog zur Ausstellung "Mittelalterliches Leben in Stadt und Land". Tüchersfeld 1997.



Forchheim. Gotischer Schlüssel

# Lebens- und Wohnverhältnisse in Forchheim um 1860

von

Otto Voit

## *Allgemeines zu Physikatsberichten*

Über bayerische Ortschaften – und mögen sie noch so klein gewesen sein – sind aus der Zeit um 1860 erstaunlich viele Details aufgeschrieben worden und erhalten geblieben. Überstanden haben sie bis heute die Wirren der Zeit im bayerischen Staatsarchiv in München. Mehr als hundert Jahre davon waren diese Texte mit all ihren Daten fast in Vergessenheit geraten.

Die Berichte stammen aus den Händen der Physici der Bayerischen Bezirksgerichte. Physikus war die übliche Bezeichnung für einen Amts- oder Gerichtsarzt in einem Bezirksgerichtsgebiet. Im heutigen Sprachgebrauch sind das die Landratsämter, die im Verlauf vieler Umorganisationen mit benachbarten Gebieten zusammengelegt worden sind und daher heute viel umfangreichere Gebiete umfassen als um 1860.

Auf den ersten Blick befremdet es, dass ausgerechnet Mediziner dem bayerischen König Maximilian II. eine Beschreibung über Land, Leute und Lebensformen seiner Unterebenen zu liefern hatten. Etwas verständlicher wird dieser Umstand aus der Geschichte des jungen Königreiches. Frühzeitig hatte man dort als Notwendigkeit erkannt, die Volksgesundheit abzusichern. Der Bedarf an gesunden jungen Männern in Kriegszeiten und Epidemien hatten das Augenmerk ganz gezielt auf noch zu wenig bekannte und ungenutzte medizinische Erkenntnisse gerichtet. So gab es im frühen 19. Jahrhundert einige Versuche, die Erfahrungen der Bezirksärzte in sogenannten Physikatsberichten abzufragen. Diese Form der Koordinierung eines besonderen Wissensstandes verlief lange Zeit glücklos. Nur spärlich wurden die Berichte tatsächlich geliefert, die wenigen verfassten Traktate vergilbten in den Amtsstuben. Immerhin wird im Forchheimer Phy-

sikatsbericht von 1860 recht ausführlich aus einem Bericht um das Jahr 1830 herum zitiert, der selbst aber verschollen blieb. Dieser Texteschiebung verdanken wir eine einzigartige Beschreibung der Vielfalt fränkischer Männertrachten zu Beginn des 19. Jahrhunderts im Gebiet um Forchheim, die sehr genau beschrieben wurden.

Es grenzt an ein Wunder, dass wirklich alle königlich bayerischen Bezirke über ihre Gebiete berichtet haben. Nicht wenige dieser Beschreibungen von 1860 waren darüber hinaus sehr genau und außerdem recht ausführlich.

Das deutsche Revolutionsjahr 1848 war auch an Bayern nicht spurlos vorüber gegangen. In dieser Zeit wurde König Ludwig I. das Verhältnis zu Lola Montez zum Verhängnis. Man zwang ihn, zugunsten des 36-jährigen Sohnes Maximilian abzudanken. Fortan behielten sich die Minister vor, alle königlichen Verfügungen abzuzeichnen, bevor sie wirksam werden durften. Max II. hatte Naturwissenschaften studiert; seine Interessen galten volkskundlichen Themen und der Überwindung der Armut in Bayern; die Politik war dagegen nicht seine Stärke. Umso beachtlicher bleibt die Leistung, dass es ihm unter diesen erschwerenden Bedingungen gelang, die Ausfertigung der Physikatsberichte durchzusetzen. Es war schicksalhaft, dass der kränkliche Regent bereits am 10. März 1864 starb und die gewaltige Fülle der eingesammelten Daten eines ganzen Königreiches schließlich unausgewertet in die Archive gelangte.

## *Der Bericht über den Bezirk Forchheim*

Das Original des Berichts, der lange Zeit als verschollen galt, liegt in der Handschrift-

tensammlung der Bayerischen Staatsbibliothek München. Es trägt die Signatur Cgm 6874/48. Eine Kopie besitzt das Fränkisch-Schweiz-Museum in Tüchersfeld, auf ihr beruhen die Auszüge in diesem Aufsatz. Regionalmuseen sind oft auch Sammlungen wichtiger Dokumente jenes besonderen Themenkreises, für den sie zuständig sind.

Der Physikatsbericht über den Landgerichtsbezirk Forchheim wurde vom Physikatssarzt Dr. B. Seggel am 24. Mai 1861 abgeschlossen und unterschrieben. Er umfasst 211 handgeschriebene Seiten etwa im heutigen Format eines DIN A4 Blattes. Es gibt darin Passagen, die das gesamte Gebiet allgemein betreffen. Dr. Seggel beschreibt allerdings stichwortartig auch jeden Ort im Bezirk: die Stadt Forchheim, den Markt Eggolsheim, 42 Dörfer und sechs Einöden. Im ganzen Bezirk lebten damals 16.369 Einwohner. Keine persönlichen Gedanken fließen in seinen Bericht ein. Er bleibt sachlich und formuliert auch aus heutiger Sicht noch brillant, umsichtig und umfassend.

Der Bericht beginnt mit den natürlichen und politischen Grenzen des Gebietes und geht auf das Klima des Landstrichs ein. Die geographische Lage und die Bodenbeschaffenheit der einzelnen Orte, gestaffelt nach dem tatsächlichen Anteil jeder Gruppe, werden ebenso beschrieben wie die natürlichen Wasservorkommnisse und deren Wert. In einem Kapitel über den Feld- und Gartenbau folgen die angebauten Früchte, wobei auch die schwerpunktmäßig dominierenden Ortschaften angegeben wurden. Die Bedeutung des Handels mit den einzelnen Feldfrüchten wird ebenso dargestellt wie die Viehzucht im überwiegend landwirtschaftlich genutzten Gebiet. Nach Tagwerken sind je Ortschaft die Anteile an Äckern, Wiesen und Gärten ebenso ermittelt wie der Anteil an Waldungen oder Ödland. Auch die Fruchtbarkeit der Dorfschaften hinsichtlich des Sand-, Ton- und Kalkanteils der Böden ist genau beschrieben. Die Tier- und Pflanzenwelt, getrennt nach den Kalkgebieten auf den Höhen und den fruchtbaren Tälern, nimmt in der Beschreibung einen außergewöhnlich breiten Raum ein.

Die nachstehenden Angaben stammen hauptsächlich aus dem ethnographischen Teil des Forchheimer Physikatsberichtes. Sehr anschaulich sind hier die einzelnen Siedlungen beschrieben, die Anzahl der Bewohner, der Wohnhäuser und Nebengebäude, die Zugehörigkeit zu Schulen und dem Kirchsprengel, die Versorgung durch Ärzte, Hebammen und Bader. Einprägsam werden auch die Kleider, die allgemeine Reinlichkeit, das geübte Brauchtum, die vorwiegenden Charakterzüge der Bevölkerung, Essen und Trinken und die Besonderheiten des Feierns behandelt.

### *Allgemeine Schilderung Forchheims*

Im Folgenden wird ein Auszug aus dem Kapitel "Verteilung der Bevölkerung im Bezirke" mit der Beschreibung Forchheims wiedergegeben. Die Themen würden auch von heutigen Fremdenführern aufgegriffen werden; die alte Schreibweise wurde beibehalten:

*"[Seite 074a] Das kgl. Landgericht hat seinen Sitz im ehemaligen Oberamtsgebäude, erbaut von Bischoff Marquard Sebastian Schenk von Stauffenberg, 1686; das kgl. Rentamt im Kastenschloß an der Stelle des alten Königshofes, von dem wohl nur wenig erhalten ist; das kgl. Forstamt im ehemaligen Commandantenhaus, 1752, vom Fürstbischoff Philipp Anton von Frankenstein erbaut.*

*Im alten Rathhaus befindet sich der Stadtmagistrat I. Classe.*

*Außer den Büreaus desselben sind in jenem die Fleischbank und die Wa[a]ge zur ebenen Erde, im 2. Stock ein kleiner Saal mit den Bildern der Bamberger Fürstbischöffe geschmückt und im 1. Stock ein großer [Saal], bei den vorhandenen Mitteln seit Jahren seines Ausbaues gewärtiger, der ein wahres Bedürfnis ist, da sich im ganzen Ort kein nur einigermaßen geräumiges Local befindet.*

*Die Kasernen bieten nichts Interessantes und scheinen ziemlich baufällig.*

*Die nöthigen Gewerke sind hier vertreten. Bierbrauereien sind 20 und haben diese 40 vortreffliche Felsenkeller. Specerei- und*

Schnittwarenhandel wird betrieben, letzterer fast nur von Israeliten; diese haben auch fast ausschließlich den Landes-Produkten-Handel in den Händen. Von Fabriken befindet sich eine Papierfabrik mit Ewig-Papiermaschine, durch Wasser- [Seite 074b] Kraft betrieben, mit Dampfheizung, dem Herrn Sattler in Schonungen, eine Spiegelglasschleife, zu dem Fischer'schen Etablissement in Erlangen, und ein Folienhammer, dem Dr. Morgenstern in Fürth gehörig. Sonst wird hier keine Sparte der Industrie betrieben, der größte Theil der Stadt wird von Ökonomen bewohnt.

Die Straßenbeleuchtung genügt mäßigen Ansprüchen.

Das alte Forchheim, zwischen zwei früher zu Überschwemmungen sehr geneigten Flüssen, muß, ehe die Festungswerke erweitert wurden, als die Straßen Bächen glichen, und an der Stelle des jetzigen Paradeplatzes ein großer Teich war, sehr ungesund gewesen sein, ...

An SanitätsAnstalten und Personen befinden sich in Forchheim kgl. Physikat, 1 praktischer Arzt, zu Zeiten 2 auf 3 Militärärzte, 2 Bader ä. O. [älterer Ordnung], 2 Hebammen, 1 Apotheker mit Vorstand, Gehülffen und Lehrling, 1 Civil- und 1 Militärthierarzt, ein Krankeninstitut für Dienstboten, welches auch erkrankte Eisenbahnbedienstete, Fremde und Einheimische aus dem hiesigen Bezirk aufnimmt, endlich ein Militärkrankenhaus."

Anzumerken ist, dass im kleinen Rathausaal auch heute noch die Porträts der Bamberger Fürstbischöfe gezeigt werden. Der Ausbau des "großen Saales" im Rathaus zu einem sehr repräsentativen Raum fand erst zwischen 1865 und 1867 statt. Im übrigen kommt Dr. Seggel anlässlich der Beschreibung von Vergnügungen und Festen wohl noch einmal auf den Rathausaal zurück: "... das Tanzen wird übrigens nicht übertrieben," schreibt er und fährt fort: "da es trotz der vielen und zum Teil großen Baulichkeiten hiesiger Stadt an einem eigentlichen Tanzsaale bis jetzt noch fehlt." Immerhin hatte es fast 400 Jahre gebraucht, bis dieser Ausbau endlich finanzierbar war.

## Gebäudezustand und Bauwesen um 1860

Den Zustand der baulichen Substanz nennt Dr. Seggel "Bauanlage" und schildert diese Situation im Gebiet über einen Vergleich zwischen Stadt, Markt und Dorf:

"[Seite 089b] [d. auf] Bauanlage

Dieselbe ist in hiesiger Stadt sehr alt. Man sieht noch sehr viele hohe Giebelhäuser mit überbauten, d. h. so übereinander hervorragenden Stockwerken, daß das oberste am weitesten gegen die Straße vorsteht. Von vielen Häusern ist die Straßenfront modernisirt worden, entweder schon früher im Zopfstyl [Rokoko, am Ende des 18. Jahrhunderts], oder neuerlich im einfacheren, geschmackvolleren. Interessant sind neben dem Schloß und dem Rathhaus die früheren adeligen Höfe, die Canonikatshöfe, die Kirche und hauptsächlich das im alten Styl renovirte Katharinen-Spithal mit angebauter Kapelle. Im Markte Eggolsheim sieht man neben einigen sauberen Neubauten, noch viele kleine Häuser mit Strohdächern. Größer ist die Baulust auf den Dörfern. Man sieht viele neugebaute massive Gebäude, während die alten abgeputzt [neu verputzt] sind, das Mauerwerk mit weißem, das Holzwerk mit grauem oder braunem Anstrich, selten mehr mit rothem. Die alten Blockhäuser sind fast ganz verschwunden. Eine eigene Erscheinung in hiesiger Gegend ist, daß bei vielen renovirten Gebäuden nach der einen Seite ein Stock aufgesetzt ist, während an der anderen das Dachwerk, wie bei einem anderen einstöckigen Haus abfällt [Frackdachhäuser].

[Seite 085a] Die kleinen Häuser enthalten meist nur eine modrige Stube, in welcher der große Kachelofen, mit breitem Raum dahinter (sog. Hölle) und mit einer breiten Bank umgeben, dann Wandbänke und ein großer Tisch nebst ein paar Stühlen oder beweglicher Bank den meisten Platz einnehmen. Mitunter steht auch eine zweischläfrige Bettstatt unfern des Ofens. An die Stube stößt in der Regel die schmale Schlafkammer für Alt und Jung.

[dazu] wurde früher eine ungeheure Menge Holz verwendet, sowohl zu den Riegelwänden als zu dem Dachstuhle; was in neuerer Zeit der Mangel oder resp. die Theuerung dieses Materials verbietet. Die Riegelwände, deren Holz oft mit Schnitzwerk verziert ist, wurde mit Keuperbrocken aufgefüllt, während in neuerer Zeit Keupersandstein aus den Brüchen an den Höhen bei Forchheim, Jägersburg, Pinzberg, Reuth, zu Quadern behauen, schöne Außenwände liefern. Die Zwischenwände und die innere Bekleidung werden mit Mauerziegeln (Backsteinen) aufgefüllt. In neuerer Zeit wird nur der Sockel von Quadern untermauert, der ganze übrige Bau aber mit Backsteinen geführt, die nur leider bei, – wegen der Holzvertheuerung vermehrtem, – Gebrauche nicht gehörig aus- gebrannt sind.

Alle Wände, Fach- oder massive, – wozu Keuper- [Seite 085b] Sandstein verwendet wurde, sind feucht – und daher ist selten ein Haus hier, das namentlich gegen die Wetter- oder Rückseite, nicht feuchte Piecen hat. In dem Holzwerk der alten Häuser befinden sich dagegen Massen von Ungeziefer, und in den Winkeln und Höfen derselben hausen Ratten und Mäuse in Unmasse.

Ein sehr treffliches und trockenhaltendes Baumaterial liefern die Kalktuffbrüche bei Leutenbach, welches leichte und dennoch haltbare Gestein mit der Säge bearbeitet und regelmäßig geformt werden kann. Es wird dies Material vorzugsweise zu Stallungen benützt, nur scheinen die Brüche leider ziemlich ausgebaut.

Der nöthige Kalk wird von den Jurabergen bei Kauernhofen und Rettern zumeist gebrochen.

Die Bedachung besteht meist aus gebrannten Ziegeln, bei alten Häusern finden sich noch schwere Hohlziegel, Strohdächer werden seltener. Holz- oder Schindelbedachung kommt gar nicht vor, und Schieferbedachung sieht man nur bei Hochbauten, Thürmen oder Schlössern, wie der Jägersburg.”

Der Bericht fährt fort mit der Schilderung des zur Verfügung stehenden Heizmaterials und der üblichen Feuerungsweise in der Zeit um 1860. Die Schilderung gewährt gleichzeitig einen Einblick in die Praxis des Lebens der Bevölkerung:

“[f. auf] Heizmaterial.

Dies ist vorzugsweise Holz, welches eine enorme Preishöhe erreicht hat, das harte durchschnittlich 20 fl. [Abkürzung für die Münze Florin oder den Gulden] per Klafter [altes Raummaß; Länge, Breite und Höhe etwa 2 bis 3 Fuß], das weiche 16 fl., im Walde ohne Fuhrlohn. Das harte ist meist Eichenholz, seltener Birke- und noch seltener Buchenholz, das weiche meist Föhren, seltener Fichtenholz [Seite 086a] Auch Birkenholz wird als Baumaterial gesucht und sonst noch alle Holzarten bei der großen Theuerung dieses Materials. Torf findet sich in hiesiger Gegend leider nicht; doch scheint welches im Winkel zwischen Regnitz und Aisch zu liegen, wie allenfalls aus der Flora, namentlich dem Wollgras (*Eriophorum vaginatum*) geschlossen werden dürfte. Doch würde sich der Ausbau derselben bei zu geringer Mächtigkeit kaum lohnen. – Außerdem werden zur Beheizung der Kasernen, Betrieb der Papierfabrik und in einigen Bräuereien Steinkohlen von Zwickau und von den Feuerarbeitern solche von Stockheim verwendet.

[g. die] Feuerungsweise

Die althergebrachte auf dem Lande, in großen Kachelöfen mit eingesetzten eisernen v. Höll-Häfen, hat durch die hohen Holzpreise einen großen Stoß erlitten, diese Öfen verschwinden allmählich, wodurch großer Raum gewonnen wird, oder stehen wenigstens ungebraucht indem vor demselben kleine eisernerne Kochöfen aufgestellt sind, welche von der Stube aus geheizt werden, und beide Zwecke, Heizung und Kochen der Nahrung für Menschen und Vieh vereinigen. Doch haben diese Öfen den großen Nachtheil, daß sie nicht lange die Wärme halten, leicht zu Verbrennungen die Veranlassung geben, und hauptsächlich stark rauchen, zumal wenn das [Seite 086b] dahin gebrachte Holz nicht dürr

ist. Augenleiden sind sehr häufig Folgen dieses Übelstandes, und alsdann denke man sich Brustkranke mit Katarrhen, Pleunitiden und Pneumonien in solchen Rauchstuben, wie B. E. [Bericht-Erstatte] bei einer Masernepidemie mit heftiger Affektion der Luftwege zu beobachten, besondere traurige Gelegenheit hatte.

In hiesiger Stadt sind alle möglichen Kunst-, Spar- und Kochöfen vertreten, welche theils aus den benachbarten größeren Städten eingeführt, theils hier verfertigt werden."

## Fußböden und Fenster

"[f. auf] Höhe der Fenster

Diese richtet sich nach der Höhe der Stuben oder Gebäude[n]. In den wenigen alten Blockhäusern auf dem Lande sind die Fenster nieder und schmal, blos Gucklöcher. In den neueren Riegelwänden mäßig groß und fast viereckig. In den Quaderwänden sieht man dagegen stattliche hohe Fenster mit Hohlglas auf dem Lande, wie in der Stadt.

[l. auf] Beschaffenheit der Fußböden

Wie die Fenster richten sich diese nach den Gebäuden. In den wenigen noch bestehenden Blockhäusern ist der Fußboden mit Lehm überschlagen; außerdem sind diese gebrettert und nur, wo der kleine Ofen angebracht ist, hat man, wie in der Küche, Belag mit Backsteinen.

Sohlenhöfer Platten werden selten zu Küchen- und Haustennenpflaster benützt."

## Das Toilettenproblem

"[Seite 087a] [j. auf] Lage der Aborte und Dungstätten

Erstere sind auf dem Lande leicht und luftig aus Brettern zusammengeschlagen, meist außerhalb der Häuser an den Dungstätten aufgebaut. Letztere sind sehr selten ausgemauert, auf dem Lande in der Regel vor den Hausthüren, und nehmen ihren Abfluß auf die Straße. Es ist dies sogar in hiesiger Stadt der Fall, namentlich in dem Theile, wo die Ökonomen, oder sog. Weingärtner woh-

nen. Obgleich nun die Stadt in ihren Gassen aus der Wiesen abgeleitetes, helles, rasch fließendes Wasser hat, welches den Unrath schnell wegspült, so wird doch durch die abfließende Mistjauche die Luft verpestet, wie sich Jedermann überzeugen kann, der vom Bahnhof durch das Reuther Thor in die jetzt frequenteste Straße der Stadt, die Vogelgasse kommt. Ähnlich ist es in allen Nebenstraßen. Auch kann man in Seitenstraßen an das obere Stockwerk angeklebte Abtritte sehen, aus welchen Vorübergehende leicht verunreinigt werden können."

Mit wenigen Zeilen gelingt es dem Verfasser des Physikatsberichtes ein sehr anschauliches Bild von Forchheim um 1860 zu zeichnen. Die damalige Vogelgasse heißt heute längst Vogelstraße. Trotzdem wird es Einheimische befremden, dass hier einmal die Hauptverkehrsstraße der Bezirksstadt Forchheim zu finden war. Die große Bedeutung erhielt die Straße durch den Eisenbahnbau wenige Jahre zuvor. Um von der Bahn aus in die Stadt zu gelangen, musste man über eine Brücke den Ludwig-Donau-Main-Kanal überqueren, der 1843 fertig gestellt worden war. So ergab sich damals aus verkehrstechnischen Belangen die Vogelgasse als beste Verbindung in die Innenstadt; zumindest für einige Jahre wurde sie damit aufgewertet.

Sehr unbeschwert erscheint uns der einstmalige Umgang mit unseren heute aktuellen Umweltthemen. Nicht schnell genug verschwand offenbar die Mistjauche im rasch fließenden Wasserlauf eines Wiesentarmes, um ungeklärt zu vergehen. Diese Art der Entsorgung war in Bayern bereits verboten, aber noch weit verbreitet und offenbar geduldet. Überall in Europa achteten die Passanten auf die Aborterker an oberen Wohnhausstockwerken, und sie rechneten damit, dass aus einem geöffneten Fenster ein Nachtgeschirr entleert werden konnte.

Physikatsberichte sind voller Hinweise auf nicht mehr gewohnte und daher ungewöhnlich gewordene Lebensgewohnheiten; bislang allerdings nutzt man sie eher, um aus ihnen statistische Aussagen zur Bevölkerungslage oder zur wirtschaftlichen Situation eines beschriebenen Gebietes zu ziehen.

## FachWerkPfad Forchheim.

# Ein bauhistorischer Rundgang entlang dendrochronologisch untersuchter Fachwerkbauten des 14. bis 19. Jahrhunderts.

von

Georg Brütting

Die Altstadt von Forchheim besitzt eine Vielzahl an historischen Fachwerkbauten, die in ihrer Gesamtheit von überregionaler Bedeutung sind. Dabei ist vor allem der epochenübergreifende Bestand an Fachwerkbauten bemerkenswert. In Forchheim sind noch relativ viele Fachwerkhäuser aus dem Mittelalter neben den Bauten aus der Blütezeit des Schmuck- und Zierfachwerks des 16. und 17. Jahrhunderts erhalten. Im Gegensatz zu anderen Städten ist die Altstadt der ehemaligen Festungsstadt Forchheim in den kriegerischen Auseinandersetzungen der vergangenen Jahrhunderte weitgehend unzerstört geblieben. Diese Voraussetzung ermöglicht eine exemplarische Darstellung der Entwicklung des Fachwerkbaus vom 14. bis ins 19. Jahrhundert, wie es nur in wenigen Städten Deutschlands möglich ist. Die Fachwerkgebäude prägen zwar das Weichbild der Altstadt, ihr wahres Alter und die damit verbundene handwerkliche Tradition ist aber den wenigsten Einheimischen und Gästen der Stadt bekannt und bewusst.

Die Erstellung einer Chronologie der Fachwerkhäuser und die Darstellung der unterschiedlichen Formen und Figuren der jeweiligen Epochen erfordert eine möglichst genaue Datierung der Gebäude. Der FachWerkPfad besteht aus 20 Gebäuden, deren Fachwerk straßenseitig, also von außen sichtbar ist und dessen Gefüge eindeutig zeitlich eingeordnet werden kann. Da nur wenige der Fachwerkbauten inschriftlich datiert sind und selbst diese Inschriften nicht immer die Erbauungszeit des Gebäudes bzw. die Errichtung des Fachwerks angeben, ist eine dendrochronologische Untersuchung der Holzgefüge die Voraussetzung für einen wissenschaftlich fundierten Lehrpfad. Die ungeprüfte Übernahme möglicher Datierungen aus

der Heimatliteratur und die unkritische Interpretation von Inschriften und Archivalien führte in der Vergangenheit bereits zu Irritationen bezüglich der zeitlichen Zuordnung einzelner Gebäude.<sup>1)</sup>

Nachdem die geeigneten Objekte im Stadtgebiet hinsichtlich eines begehbaren Rundgangs und mit Zustimmung der Eigentümer ausgewählt waren, wurden die meisten vom Verfasser dendrochronologisch untersucht.

### *Zeitliche Zuordnung des Fachwerks mit Hilfe der Dendrochronologie*

Um die Erbauungszeit eines Gebäudes jahrgenau zu ermitteln, wurden Bohrproben aus den verbauten Hölzern im Dach- oder Fachwerk entnommen. An mehreren Stellen wurden dafür zylindrische Bohrkerne mit ca. 15 mm bzw. 5 mm Durchmesser<sup>2)</sup> und einer Länge von 10–20 cm (je nach Balkenmaß) entnommen. Die Entnahmestellen wurden anschließend verschlossen und beschriftet. Die Bohrkerne wurden dendrochronologisch untersucht, d.h. jeder Jahrring wurde vermessen, und aus den unterschiedlichen Breiten dieser Jahrringe wurden sog. Jahrringkurven erstellt. Die so gewonnenen grafischen Darstellungen der einzelnen Proben wurden gemittelt und mit Referenzkurven verglichen. Bei Übereinstimmung der Kurven, also bei synchronen Verläufen, kann das Fälljahr eines Baumes ermittelt werden. Voraussetzung dafür ist, dass ein Rest der Borke, die sog. Waldkante, erhalten ist. Dadurch kann jahrgenau ermittelt werden, wann der Baum gefällt wurde. Der Zusammenhang zwischen dem Fälljahr eines Baumes und der Errichtung eines Gebäudes ergibt sich durch die zimmermannsgerechte Bearbeitung der Balken.

Die historische Bearbeitung von Balken für Dach- und Fachwerk setzte saftfrisches Holz voraus, das ungelagert verarbeitet wurde.<sup>3)</sup> Bis ins 20. Jahrhundert hinein wurden die Bäume fälltfrisch mit dem Beil geglättet, während heute Balken maschinell gesägt und im bereits getrockneten Zustand auf dem Bau verwendet werden.

Die Fällung eines Baumes bzw. mehrerer Bäume im Winter lässt im historischen Holzbau auf eine baldige Verarbeitung der Balken (im darauf folgenden Frühjahr) vermuten. Einen Hinweis für den Einbau von frischem, ungetrocknetem Holz geben die Balken in historischen Gebäuden oft selbst: Häufig sind die Abbundzeichen, welche die Zimmerleute unmittelbar vor dem Aufrichten des Dachwerks in die einzelnen Bauteile zur Wiedererkennung einschlugen, durch Schwundrisse gestört. Das heißt, dass der Trocknungsprozess erst erfolgte, nachdem das Dach aufgerichtet und fertig gestellt war.

Letztlich kann durch die naturwissenschaftliche Methode der Dendro(Baum)chrono(Zeit)logie unter optimalen Bedingungen das Errichtungsjahr eines Dachwerks oder Fachwerkgebäudes auf das Jahr genau ermittelt werden.

### *Ein Faltpfad führt von Haus zu Haus*

Der FachwerkPfad verläuft als Rundgang im Bereich der Altstadt an 20 datierten Fachwerkgebäuden entlang. Der Pfad startet und endet mit dem Fachwerkensemble am Rathausplatz. Der älteste Teil des Rathauses ist der Ostflügel, der giebelständig zum Platz steht und nachträglich mit einem Giebeltürmchen versehen wurde. Das Fachwerkobergeschoss, das im Inneren den sehenswerten neogotischen Rathaussaal besitzt, wurde aus Hölzern errichtet, die im Winter 1401/02 gefällt wurden. Das älteste Fachwerkrahaus in Franken bildet den Endpunkt



Die Route des FachwerkPfad es durch die Forchheimer Altstadt.

(Grafik: claudiusbähr+friends)

des Pfades mit der laufenden Nummer 20. Am Anfang steht der westliche Rathausanbau, der sog. Magistratsbau von 1535.

Den Interessierten führt zu den ausgewählten Häusern ein Faltplan, der neben einer fotografischen Abbildung und der Datierung des Gebäudes zu jedem Bauwerk einen kurzen Textbeitrag zum Fachwerkgefüge und deren Besonderheiten bietet. In einem bebilderten Glossar werden einige Fachbegriffe des historischen Holzbaus erläutert. Die Grundzüge und Entwicklungen des Fachwerks werden in gesonderten Kurztexen an Forchheimer Beispielen erklärt.

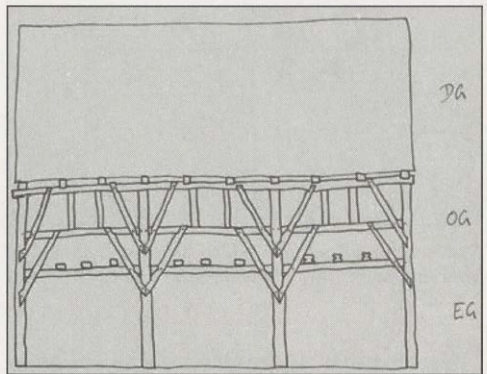
Leider liegen die Häuser natürlich nicht in der chronologisch richtigen Reihenfolge am Rundweg, der jeweils den kürzesten Weg zum nächsten der 20 Objekte aufzeigt und in einer Linie verläuft. Bei einer zeitlich aufeinander folgenden Route müssten die Häuser kreuz und quer durch die Stadt aufgesucht werden. So reizvoll dieser Pfad für die Didaktik auch wäre, er würde sehr umständlich hin und her durch die Stadt führen.

Umso besser kann die chronologische Reihenfolge in einem Vortrag oder Textbeitrag eingehalten werden, um die Entwicklungsschritte von Haus zu Haus in einem zeitlichen Abstand von ca. 10–30 Jahren vorzuführen. Die Einzeldarstellungen der Gebäude können demnächst jederzeit anhand des Faltplans und vor den Objekten studiert werden. Der kostenlose Prospekt ist u.a. im Tourismusbüro im Rathaus Forchheim zu erhalten. Im Folgenden soll ein Augenmerk auf die Gemeinsamkeiten und Veränderungen der Fachwerkgefüge aller Häuser am Pfad gelegt werden, während eine Würdigung der einzelnen Objekte an dieser Stelle nicht stattfinden kann.

### Die frühen Fachwerkbauten Forchheims

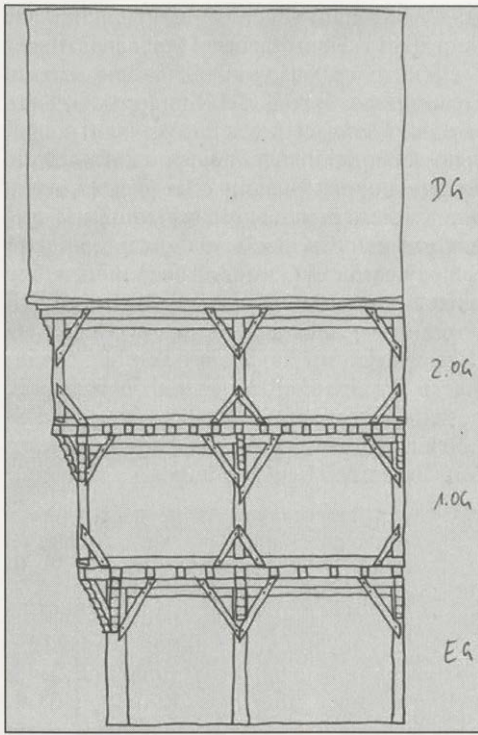
Die ältesten Fachwerkbauten Forchheims wurden bereits in der Vergangenheit weitgehend baulich so verändert, dass kein Fachwerk straßenseitig sichtbar ist. Die ältesten dendrochronologisch untersuchten Bauteile aus einem Forchheimer Fachwerkhaus sind heute im Fränkischen Freilandmuseum in

Bad Windsheim deponiert und stammen aus dem Haus Rosengässchen 4 von 1341. An der Stelle des Neubaus von 2005 befand sich ein Geschößbau des 14. Jahrhunderts. Das besondere Merkmal dieses Bautyps sind die geschossübergreifenden Ständer, daher auch die Bezeichnungen Säulen- oder Wandständerbau. In diese Ständer sind horizontale Riegel eingezapft, die auch als Auflager oder Schwellen für die Deckenbalken dienen. Die einzelnen Geschosse werden also auf einmal abgezimmert und aufgerichtet. Im Gegensatz dazu werden im Stockwerksbau alle Stockwerke für sich konstruiert und "aufeinander gestellt". Bei diesen gestapelten Stockwerken können die oberen größer sein als die unteren und überstehen bzw. vorkragen.



Rosengässchen 6 von 1430/31, Geschößbau mit durchlaufenden Ständern zwischen EG und OG (Zeichnung: Georg Brütting)

Fragmente von Geschößbauten konnten in Forchheim an folgenden Gebäuden entdeckt werden: in dem bereits genannten Rosengässchen 4 von 1341, in der St.-Martin-Str. 15 von 1362/63 (bei dem keine durchlaufenden Wandständer erhalten oder sichtbar sind), eventuell in der Holzstr. 3 von 1399/1400 (das noch nicht ausreichend erforscht ist), in der Sattlertorstr. 7/9 von 1401/02 (bei dem nur in der Reihe zur Sattlertorstr. 5 durchlaufende Säulen sichtbar sind, während die Giebelsituation einen kombinierten Stockwerksbau andeutet), in der Apothekestr. 4 von 1417/18 (bei dem ebenso keine Wandständer mehr sichtbar sind), im Rosengässchen 6 von 1430/31 und im Rosengässchen 2 von 1450 (das 2006 abgebrochen wurde).

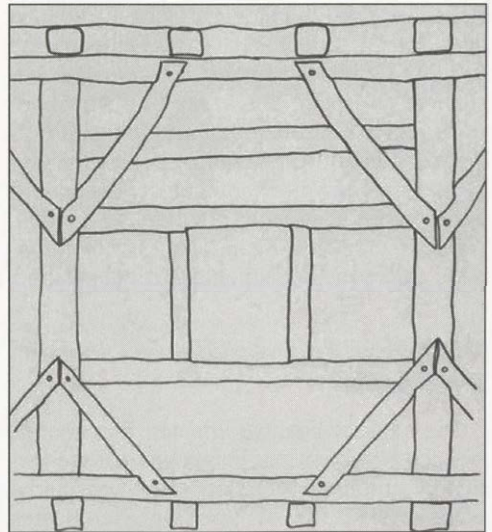


Sattlertorstraße 1 von 1426, Stockwerksbau mit Vorkragungen (Zeichnung: Georg Brütting)

Nachweisbar ist der Geschoszbau in Forchheim demnach zwischen 1341 und 1450, wobei das ein oder andere noch nicht untersuchte Gebäude für eine Erweiterung des Bestands sorgen könnte. Vor wenigen Jahren war dieser Bautyp in Forchheim noch gänzlich unentdeckt. Im FachWerkPfad wurde das einzige Exemplar mit heute noch sichtbaren Fachwerkgefügen an der Straßenseite, das Rosengässchen 6 als Station Nr. 9 im FachWerkPfad (FWP Nr. 9) aufgenommen.<sup>4)</sup> An der Traufseite sind hier die durchlaufenden Wandständer mit den eingezapften Riegeln und den angeblatteten Kopfbändern zu sehen. Als Kopfbänder oder Kopfbüge werden die diagonal verlaufenden kurzen Streben bezeichnet, die vom Ständer aus aufsteigend zu den horizontalen Hölzern (Riegel und Rähmholz) führen. Die Kopfbänder sind an beiden Seiten angeblattet. "Angeblattet" bedeutet, dass zwei Hölzer miteinander verbunden werden, indem der Querschnitt am Blattende so

reduziert wird, dass es in die Negativform am anderen Balken eingesetzt werden kann.<sup>5)</sup>

Das älteste Gebäude des FachWerkPfades stammt von 1392 und ist ein Stockwerksbau am Marktplatz 16 zur Ecke Bürgerhofstraße (FWP Nr. 13). Das bedeutet, dass in Forchheim zwischen 1392 und 1450 nachweislich sowohl in Geschos- als auch Stockwerksbauweise Fachwerkhäuser errichtet wurden. Das zweigeschossige Haus am Marktplatz 16 mit Vorkragungen an zwei Seiten besitzt im Obergeschoss noch weitgehend die Fachwerkstrukturen aus der Erbauungszeit des Gebäudes mit äußerst kleinem Grundriss. Im Erdgeschoß wurden die Wände weitgehend im Laufe der Jahrhunderte versteinert. Das vorkragende, flach geneigte Dach mit eingezapftem Fachwerk am Giebel stammt aus dem 18. Jahrhundert. Ursprünglich befand sich ein weiteres vorkragendes Stockwerk auf dem Gebäude, was an den Blattenden, der ehemals vorhandenen Fußbänder an der Hofseite unter dem Dach ablesbar ist. Das bauteiliche Dach dürfte auch wesentlich steiler (vgl. Haus Sattlertorstr. 1, FWP Nr. 3) geneigt gewesen sein. Im erhaltenen Fachwerkgeschoss wurden die Fenster wohl im 18. Jahrhundert vergrößert und damit die Riegelung verändert und einige eingezapfte Verstrebun-



Marktplatz 16 von 1392, Mittleres Wandfeld im OG mit angeblatteten Kopf- und Fußbändern (Zeichnung: Georg Brütting)

gen hinzugefügt. Das bauzeitliche Fensterformat lässt sich am mittleren Wandfeld am Giebel im Obergeschoß anhand der beiden Riegel und den dazwischen stehenden Stielen erahnen.

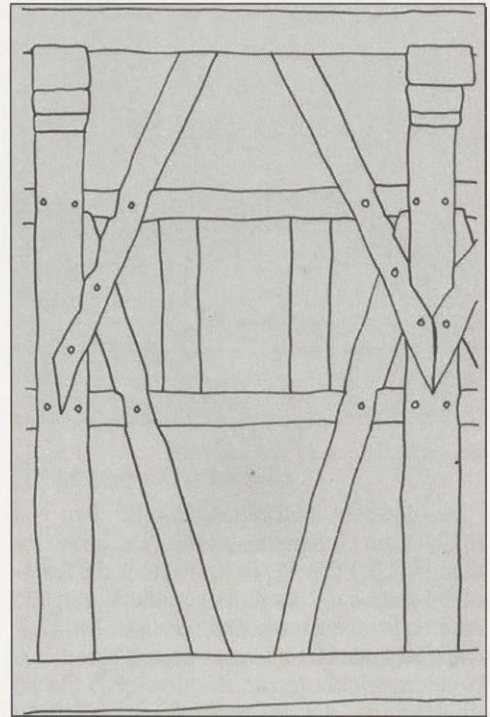
An den Ecken unter den Vorkragungen sind Knaggen in Form von gebündelten, geschweiften Winkelhölzern aus der Bauzeit erhalten. Diese Knaggen sind an den Forchheimer Stockwerksbauten bis in die 1470er Jahre vorhanden und vor allem am Haus Sattlertorstr. 1 (FWP Nr. 2) und am Rückgebäude der Hauptstraße 23 (FWP Nr. 19) in ausgeprägten Zierformen erhalten.

Bei den frühen Forchheimer Stockwerksbauten um 1400 kragen die Überhänge bis zu einem Meter vor. Die Vorkragungen reduzieren sich immer mehr, bis sie in der Zeit um 1510/20 nur noch eine Balkenbreite betragen und im Laufe des 16. Jahrhunderts ganz verschwinden. Beispiele mit deutlichen Vorkragungen auf dem FachWerkPfad sind neben den bereits erwähnten Häusern Marktplatz 16 von 1392 (FWP Nr. 13) und Sattlertorstr. 1 von 1426 (FWP Nr. 2), die Gebäude Hauptstraße 38 von 1399/1400 (FWP Nr. 10) und Hauptstraße 24 (Rathaus Ostflügel) von 1401/02 (FWP Nr. 20) sowie die rückwärtige Registratur von 1452/53 (FWP Nr. 8). Ebenso sind das Rückgebäude des Hauses Hauptstraße 23 von 1472 (FWP Nr. 19) und Sattlertorstraße 3 von 1475/76 (FWP Nr. 3) zu erwähnen. Die Häuser Kapellenstraße 1 von 1512/13 (FWP Nr. 7) und Hornschuchallee 14 von 1517/18 (FWP Nr. 15) kragen nur noch um Balkenbreite vor.

Neben der Vorkragung und der Verbindung der Bauteile (Verblattung oder Verzapfung) kann zudem anhand der Zierformen an den geschweiften Knaggen sowie der Ausformungen der Blattenden eine Veränderung bzw. Entwicklung beobachtet werden. Zunächst nur schlicht als sog. "einseitiger Schwalbenschwanz" an den frühen Beispielen in Forchheim zu finden, wird neben dem Versatz, dem noch eine konstruktive Bedeutung zugesprochen werden kann, das Blattende mit wellenförmigen Schweifungen verziert. Das früheste Beispiel ist am Schustershaus von 1475/76 in der Sattlertorstr. 3 (FWP Nr. 3) zu finden. An den verblatteten

Kopfbändern der Häuser Kapellenstr. 1 von 1512/13 (FWP Nr. 7) und Hornschuchallee 14 von 1517/18 (FWP Nr. 15) sind gleichwohl diese Zierformen an einigen der Blattenden zu sehen.

Eine Besonderheit stellen auch die sog. Schwebegiebel dar. Dieses frei vor den Giebel gestellte Sparrenpaar, auch "Freigespärre" genannt, ist an zwei bauzeitlichen Dächern von 1426 am Frechshaus in der Sattlertorstr. 1 (FWP Nr. 2) und 1452/53 am Südwestflügel des Rathauses, der sog. Registratur, in der Hauptstraße 24 (FWP Nr. 8) zu finden und scheint wohl eine kurze modische Erscheinung in Forchheim gewesen zu sein.

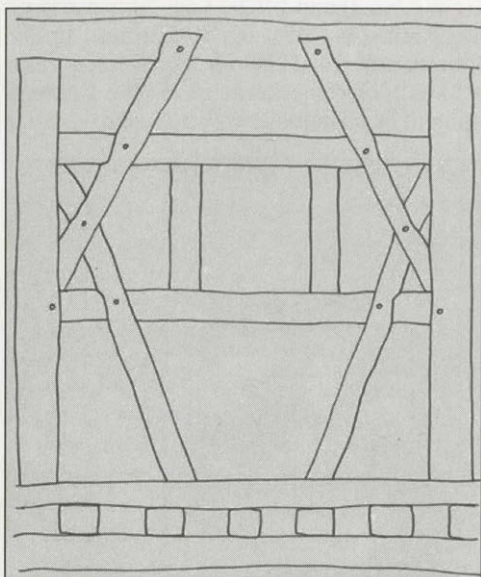


Kapellenstraße 1 von 1512/13

(Zeichnung: Georg Brütting)

Eine deutliche Entwicklung ist an den Bändern oder Streben, also an den diagonal verlaufenden Hölzern, zu erkennen. Die Bänder im Stockwerksbau werden im Verlauf des 15. Jahrhunderts zusehends länger und daher auch tendenziell steiler. Dies führte zwangsläufig dazu, dass sich die Kopf- und Fußbän-

der an den Ständern berühren. Im Fachwerkgefüge des Hauses Kapellenstr. 1 von 1512/13 (FWP Nr. 7) überschneiden sich bereits die diagonalen Hölzer am Ständer, so dass die Kopf- und Fußbänder genau genommen als entsprechende Streben bezeichnet werden. Bezüglich der Verbindungen ist nur noch die Kopfstrebe an den Ständer geblattet, während die anderen Enden der Streben eingezapft sind.



*Hornschuchallee 14 von 1517/18  
(Zeichnung: Georg Brütting)*

Bei den sich überkreuzenden Streben von 1517/18 am Gefüge des Hauses Hornschuchallee 14 (FWP Nr. 15) ist im 1. Stock die Kopfstrebe oben am Rähmholz verblattet, und alle anderen Strebenenden sind verzapft. Am gleichen Gebäude ist im Giebeldreieck bereits die Weiterentwicklung zur "K-förmigen" Strebe zu erkennen. Bei der K-Strebe überkreuzen sich die Kopf- und Fußstreben nicht mehr, sondern sind ineinander verzapft – mehr oder weniger in der Form des Großbuchstabens K. Diese Fachwerkform mit eingezapften Verbindungen findet sich in Forchheim an Gebäuden des 16. bis 19. Jahrhundert in unterschiedlichen Varianten.<sup>6)</sup>

Kurze, angeblattete Kopf- und Fußbänder mit verzierten Blattenden haben an den beiden späten Beispielen von 1512/13 und

1517/18 die Sonderfunktion der Aussteifung der Wände für die Bohlenstube. Diese Stube war meistens der einzige beheizbare Raum, der zur Wärmeisolierung aus waagrecht dicken Brettern, sog. Bohlen, erstellt wurde. Die Bohlen wurden in eine passgenaue Rille (Nut) an den horizontalen Ständern eingeschoben und meist mit Lehm verputzt. Diese Stuben waren nahezu rauchfrei, da sie durch einen Kachelofen beheizt wurden, der von der Küche aus befeuert werden konnte. Stuben mit Balken-Bohlen-Decke und Bohlenwänden waren in Forchheim bis weit ins 16. Jahrhundert gebräuchlich.<sup>7)</sup> Die Stube mit Holzdecke, aber ohne Bohlenwände war in der Folgezeit bis ins 20. Jahrhundert hinein in vielen Häusern der einzige beheizte Raum.



*Rathaus mit giebelseitigen Ostflügel von 1401/02 und traufseitigen Magistratsbau von 1535; rechts daneben das Frechshaus, Sattlertorstraße 1 von 1426.*

### *Zierfachwerk am Magistratsbau von 1535*

Ein deutlicher Einschnitt in der Entwicklung des Fachwerks in Forchheim stellt die Erweiterung des Rathauses von 1535 dar. Am Rathausplatz wurde der Magistratsbau (FWP Nr. 1) mit zwei Obergeschossen in Fachwerk errichtet, das nach Konrad Bedal "eines der ersten und besten reinen Schmuckfachwerke mit geschweiften, genasten Andreaskreuzen und Schnitzereien in Franken"<sup>8)</sup> darstellt. Erstmals ist auch ein Baumeister bekannt, der sich inschriftlich im Schnitzwerk als Hans Ruhalm zu erkennen gibt: hans ruhalm bau-

meister gewesen dieses haus<sup>9)</sup>. Die Jahreszahl 1535 für das Baujahr konnte dendrochronologisch (1534/35) bestätigt werden.

Die älteste inschriftliche Datierung eines Forchheimer Gebäudes konnte an einem Untergang im Rückgebäude Hauptstraße 23 festgestellt und dendrochronologisch belegt werden: 1472.

Inschriftliche Datierungen sind an den vier zeitlich unmittelbar dem Magistratsbau folgenden Fachwerkhäusern des Pfades zu entdecken: 1559 Hauptstraße 50 (FWP Nr. 11), 1579 (innen) Sattlertorstr. 14 (WP Nr. 5), 1604 Hornschuchallee 34 (FWP Nr. 14) und das Katharinenspital von 1611 Bambergerstraße 1 (FWP Nr. 17). Daneben ist mit etwas zeitlichem Abstand die Kammerermühle von 1698 in der Wiesentstraße 10 (FWP Nr. 16) inschriftlich datiert.

Am Magistratsbau sind die Schnitzereien neben den neuartigen Fachwerkformen auffällig. Vergleichbares Schnitzwerk in reichen Formen folgte zur ersten Hochblüte des Zierfachwerks vor dem Dreißigjährigen Krieg mit der Errichtung des Katharinenspitals im Jahr 1611. Bei diesem Bauwerk wurde sowohl am Giebel zur Stadtseite als auch zum Giebel Richtung Bamberger Straße eine Fülle innovativer Fachwerkformen als auch Schnitzwerk präsentiert. Die gleichen Zimmerleute müssen auch am Fachwerkgebäude am Paradeplatz 19 gewirkt haben. Dieses inschriftlich 1613 datierte Gebäude ist leider nicht im Pfad vertreten und dennoch sehenswert.<sup>10)</sup>



*Andreas-Kreuz und figürliches Schnitzwerk am Magistratsbau von 1535.*

Reichlich ornamentale Schnitzereien, die mit figürlichen Darstellungen ergänzt wurden, finden sich erst wieder an der Kammerermühle von 1698 in der Wiesentstr. 10.

Der früheste Nachweis in Forchheim für die Schmuckform des Andreaskreuzes in geschwungener Form mit vorragenden Spitzen, sog. Nasen, ist in den Brüstungsfeldern unterhalb der Fenster am Magistratsbau zu finden. In der Folge wurden diese Andreaskreuze in vielerlei Varianten als Schmuckfachwerk in Forchheim errichtet. An schönen Zierfachwerkfassaden mangelt es in der Altstadt wahrlich nicht, und es wurden nur einige für den Pfad ausgewählt: Hauptstraße 50 von 1559 (FWP Nr. 11), Sattlertorstr. 14 von 1579 (FWP Nr. 5), Hornschuchallee 32 von 1604 (FWP Nr. 14), Bamberger Str. 1 von 1611 (FWP Nr. 17).

In der Zeit während des Dreißigjährigen Krieges wurden offensichtlich die Zierformen etwas zurückgenommen, was am Beispiel des Hauses Hauptstraße 62 von 1623/24 (FWP Nr. 12) ersichtlich wird. Auf geschweifte Andreaskreuze wurde gänzlich verzichtet, obwohl es sich durchaus um Sichtfachwerk handelte, da die Winkelhölzer, die mit langen Streben kombiniert sind, zur Zierde geschweift wurden. Die ältere Variante dieser Kombination mit bogenförmiger Strebe und geschweift verziertem Winkelholz findet sich bereits seit 1559 am Gefüge des Hauses Hauptstraße 50 (FWP Nr. 11).

Nach dem Dreißigjährigen Krieg (1648) wurde zumindest in Forchheim offensichtlich erst am Ende des 17. Jahrhunderts wieder vermehrt neu gebaut. Die Formen und Konstruktionen des Fachwerks sind dabei denen der Vorkriegszeit sehr ähnlich. Eine stilkritische Unterscheidung des Zierfachwerks ist häufig sehr schwierig. Ein Beispiel dafür ist das zweiphasige Gebäude Sattlertorstraße 5 (FWP Nr. 4) mit dem älteren Westflügel und Walmdach von 1690 und dem jüngeren, östlichen Anbau mit Fachwerkgiebel von 1695/96. Bisher wurde das Fachwerk aufgrund der Zierformen häufig in die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts datiert.<sup>11)</sup> Tatsächlich gehört es zur zweiten Generation des Schmuckfachwerks, das sich erst nach dem Krieg etablierte. Eine zweite Blüte des Zier-

fachwerks bescherte Forchheim u.a. das heute beliebte Fotomotiv des "schiefen Hauses", die Kammerermühle von 1698 in der Wiesentstraße 10 (FWP Nr. 16). Noch einmal werden die bekannten Schmuckformen wie das Andreaskreuz zitiert und in manierterter Verspieltheit abgewandelt. So wurden die Details der Nase bzw. die Nasenformen so verändert, dass jedes Andreaskreuz am Gebäude ein bisschen anders aussieht. Auch die Rautegitter aus geschweiften Streben im Giebeldreieck sind Zitate des älteren Katharinenospitals (FWP Nr. 17) von 1611, dass in unmittelbarer Nähe liegt.

Das Zierfachwerk wurde auch im 18. Jahrhundert weitergeführt, allerdings wurde vor allem in den Städten die steinsichtige Fassade modern und teilweise von der Obrigkeit gefördert. Das 1701/02 errichtete Anwesen an der Sattlertorstraße 13 (FWP Nr. 6), das mit seinen Anbauten bis zur Kapellenstraße auf einmal errichtet wurde, besitzt ein Fachwerkobergeschoß mit Andreaskreuzen in den Brüstungsfeldern. Interessanterweise sind diese Schmuckelemente an der Seite zur Kapellenstraße mit Nasen fein verziert, während es auf der langen Traufseite ohne Verzierungen als ein rein konstruktives Fachwerk erscheint. Die eigentliche Schauseite ist der Hausgiebel zur Sattlertorstraße, der auch in Fachwerk errichtet und vermutlich bereits nach einer Generation verputzt wurde.

Die großen öffentlichen Bauwerke wurden im 18. Jahrhundert in Forchheim vor allem in Sandstein errichtet. Die Bürgerhäuser wurden je nach finanziellen Möglichkeiten ebenso aus Steinen erbaut oder zumindest mit einer Steinfassade versehen. Die günstigere Variante stellte das verputzte und damit steinsichtige Fachwerkhaus dar.

Das Anwesen in der Holzstraße 3 (FWP Nr. 18) besitzt einen Fachwerkgiebel von 1816/17 mit einem konstruktiven Gefüge ohne Zierelemente. Das Fachwerk wurde vermutlich bereits zur Bauzeit farblich nicht hervorgehoben und ist es dank einer bedachten Renovierung auch heute nicht. Es zeigt beispielhaft eine Fassadenerneuerung im frühen 19. Jahrhundert an einem Gebäude, das im Kern um 1400 errichtet wurde und u.a. im 16. Jahrhundert mehrfach verändert wurde. Die-

ses Fachwerkhaus ist eigentlich der chronologische Schlusspunkt des Pfades, während dessen inneres Holzgerüst auf die zeitlichen Anfänge des Pfades verweist. Zugleich ist es ein Beispiel dafür, dass Konstruktionen in Fachwerktechnik im 18. und 19. Jahrhundert nicht nur an Scheunen und Nebengebäuden weiterhin errichtet wurden. An Wohnhäusern wurde im Zuge des Historismus am Ende des 19. Jahrhunderts wieder auf Zierfachwerk an Erkern, Türmchen und auch an ganzen Obergeschossen zurückgegriffen.

Die Freilegung nachträglich verputzter Fachwerke erfolgte zu Beginn des 20. Jahrhunderts, vor allem in den 20er und 30er Jahren. Der Freilegungstrend hält zum Teil bis heute an, obwohl bekannt ist, dass dabei auch hochwertige historische Putze zerstört und konstruktive Fachwerkgefüge freigelegt wurden, die seit ihrer Bauzeit immer unter Putz waren. Fragwürdig sind auch die aus dünnen Brettern vorgeblendeten "Fachwerke" an Neubauten, die zwar fantasievoll sein können, aber das geschulte Auge eines Liebhabers des historischen Fachwerks meist nicht erfreuen.

Historische Bauten besitzen auch immer eine eigene Reparatur- und Umbaugeschichte. An keinem der Häuser im Pfad ist die bauzeitliche Farbfassung an der Außenseite erhalten, was angesichts der Jahrhunderte, die einige der Gebäude erlebt haben, nicht verwundert. Häufig wurden im 18. oder 19. Jahrhundert die Fensteröffnungen vergrößert und damit die Fassaden und das Fachwerk verändert. Diese Veränderungen am Außenfachwerk sind allerdings meistens anhand der Verbindungen und der Oberflächenbearbeitung der Hölzer gut erkennbar. Jede Generation, die ein Haus bewohnte, formte mehr oder weniger auch das Gebäude und sein Gefüge nach persönlichem Bedarf und zeitgenössischem Funktionswandel entsprechend um.

Der FachwerkPfad Forchheim soll allen interessierten Einheimischen und Touristen einen Einblick über die Entwicklung des Fachwerks in Franken am Beispiel Forchheims geben. Wissenschaftlich fundierte Informationen sollen dabei sowohl die Laien ansprechen als auch den Fachleuten genügen. Der inhaltlich anspruchsvolle Faltpfad wird

wahrscheinlich in Zukunft durch spezielle Fachwerkführungen innerhalb der Altstadt ergänzt.

Vergleichende Studien in anderen fränkischen Städten wären wünschenswert, wenn auch die Aussicht, ein so geschlossenes Fachwerkensemble zu finden, wie es in Forchheim existiert, eher gering ist. Ein erster, vorläufiger Vergleich mit dem Fachwerkbestand in Bad Windsheim zeigt teilweise sehr ähnliche Tendenzen, aber auch kleine zeitliche Verschiebungen der Entwicklungsphasen.

Ein abschließender Dank ergeht an die Stadt Forchheim und an den Lions Club Forchheim für die Unterstützung zur Realisierung des Projekts FachWerkPfad Forchheim.

### Anmerkungen:

- 1) Bei der dendrochronologischen Untersuchung des Rathauses im Zuge der Errichtung des FachWerkPfades wurde der älteste Teil des Rathauses ensembles (Ost-Flügel) auf 1401/02 datiert. Dagegen wurde dieser Bauabschnitt in der Literatur häufig zeitlich um 1490 eingeordnet, u.a. von Tilmann Breuer: Stadt und Landkreis Forchheim. Bayerische Kunstdenkmale XII. München 1961, S. 38 ff. oder Barbara Wenig: Von Haus zu Haus. Ein Blick in die Geschichte Forchheimer Häuser. Forchheim 1995, S. 179 ff. - Ausnahme u.a. Konrad Bedal: Fachwerk vor 1600 in Franken. Eine Bestandsaufnahme. Bad Windsheim 1990, S. 153: "Der bisher nach archivalischer Überlieferung 1490/91 angesetzte Kernbau müsste unserer Meinung nach früher entstanden sein." Auch die Annahme bzgl. der Anbauten am Rathaus muss durch die dendrochronologischen Erkenntnisse korrigiert werden: Registratur im heutigen Südflügel von 1452/53 und die Verbindung zum Ostflügel durch das Treppenhaus 1691/92 - während der Anbau im Norden des Ostflügels aus der Bauzeit des Rathauses von 1401/02 stammt und die Außenwand bildete bis zum Anbau des Magistratsgebäudes von 1535.
- 2) Dem Verfasser stehen mehrere Bohrsysteme zur Verfügung. Je nach Bedarf wurde entschieden, ob mit dem herkömmlichen System relativ große Bohrlöcher und entsprechende 15

mm Bohrkern, die leicht zu präparieren und messen sind, entnommen werden, oder die aufwendigeren und denkmalverträglicheren 5 mm Kerne. Die Proben wurden alle vom Verfasser (DendroScan.de) entnommen, bearbeitet und ausgewertet. Die Proben sind im Archiv des DendroLabors der Otto-Friedrich-Universität Bamberg (Leitung: Dr. des. Thomas Eißing) gelagert.

- 3) Bauholz wurde in der Regel nur über kurze Distanzen transportiert und nicht gelagert. Eine Ausnahme stellt das Flohholz dar, das unter Umständen über sehr weite Strecken transportiert wurde, aber durch den Verbleib im Wasser nicht trocknete. Der Verfasser ist zur Zeit als wissenschaftlicher Mitarbeiter an einem Projekt der Deutschen Forschungsgemeinschaft an der Otto-Friedrich-Universität Bamberg tätig, das sich mit diesem Phänomen auseinandersetzt. Der Titel lautet: "Dendroprovenancing und Holztransport" und wird von Dipl.-Holzwirt Dr. des. Thomas Eißing geleitet.
- 4) Georg Brütting/Thomas Eißing: Forchheim Rosengässchen 6 - Vom Lagergebäude zum Wohnhaus, in: Hermann Ammon (Hg.): Forchheim in Geschichte und Gegenwart. Beiträge aus Anlass der 1200-Jahr-Feier. Bamberg 2004, S.98-103.
- 5) Angeblattete Kopf- und Fußbänder oder Streben gibt es in Forchheim bis in die Mitte des 16. Jahrhunderts, wobei diese Bauteile bereits kurz nach 1500 teilweise an einem Ende eingezapft werden. Kehlbalken im Dachgeschoß können in Forchheim noch in den 1570/80er Jahren angeblattet sein. An die Sparren angeblattete Deckenbalken wie in Bad Windsheim (Weinmarkt 6 von 1296) oder in Nürnberg-Großreuth (Großreuther Straße 98 von 1556/57) konnten in Forchheim bisher nicht nachgewiesen werden.
- 6) Die komplett eingezapfte K-Strebe mit zweifacher Riegelung ist spätestens am Haus Lohmühlgässchen 1 von 1531 am ehemals sichtbaren Giebel zum heutigen Nachbarhaus in Forchheim errichtet worden. Leider sind die Streben heute nur noch von innen im DG zu sehen. Möglicherweise gibt es noch frühere, unentdeckte Exemplare in Forchheim.
- 7) Das jüngste Beispiel für einen Nachweis einer Bohlenstube in Forchheim ist in der Apothekenstr.1 um ca. 1540. Das einzige dem Verfasser bekannte Beispiel in Forchheim von in situ erhaltenen Bohlen in einem Wandfeld ist in der Nürnberger Straße 12a zu sehen.

- <sup>8)</sup> Bedal: Fachwerk vor 1600 in Franken (wie Anm. 1), S. 153.
- <sup>9)</sup> Die Inschrift auf einem geschnitzten Pilaster liest sich auch als: "hans ruhalm baumeister gebesen dieses haus", wobei "gebesen" wohl sinngemäß "gewesen" bedeutet.
- <sup>10)</sup> Das aufwendig mit Zierfachwerk und Schnitzereien gestaltete Fachwerk soll eine Scheune gewesen sein. Ein Gemälde von Michael Kotz um 1880 zeigt das Gebäude mit Scheunentor

und unbefensterten Erdgeschoß. Zur Bauzeit 1613 dürfte es allerdings aufgrund des aufwendigen Schnitzfachwerks eines der prunkvollsten Wohnhäuser der Stadt gewesen sein. Vgl.: Wenig: Von Haus zu Haus (wie Anm. 1), S. 146 f.

- <sup>11)</sup> U.a. Breuer: Stadt und Landkreis Forchheim (wie Anm. 1), S. 64: Das Gebäude Sattlertorstraße 5 wird dort folgend datiert: "östlicher Teil um 1550/60, westlicher Teil um 1580/90".

## Die Ortsnamen des Königsgutes Forchheim in der Schenkungsurkunde Heinrichs II. für das Bistum Bamberg vom 1. November 1007: Herkunft und Bedeutung

von

Dieter George

Die Gründung des Bistums Bamberg vor 1000 Jahren durch König Heinrich II. bedingte eine entsprechende Güterausstattung. Zu diesem Zweck wurden Bischof Eberhard und seinen Nachfolgern auch die Besitz- und Nutzungsrechte über das bisherige Königsgut Forchheim mit den dazugehörigen Orten übertragen. Die Urkunde dieser Schenkung wurde, ebenso wie die Bestätigung der Bistumsgründung, am 1. November 1007 in Frankfurt am Main ausgestellt. Sie ist heute im Staatsarchiv Bamberg, Bamberger Urkunden (Münchner Abgabe 1993) Nr. 28, ex Kaiserselekt 226, aufbewahrt.

Die in ihr enthaltenen Nennungen jener Orte – es sind außer Forchheim 14 an der Zahl – stellen für diese die sogenannte "urkundliche Ersterwähnung" dar und bilden somit eine gesicherte historische Grundlage für deren 1000jähriges Jubiläum. Als älteste schriftliche Überlieferung sind sie darüber hinaus für den Sprachhistoriker die wichtigste Quelle zur Erforschung von Herkunft, Be-

deutung und Bildung des jeweiligen Siedlungsnamens. Wir finden und identifizieren demnach in der Reihenfolge ihrer Aufführung die Orte Weigelshofen, Ober- und /oder Untertrubach, Thuisbrunn, Hetzelsdorf, Ober- und Mittelehrenbach, Wellerstadt, Kleinseebach, Möhrendorf, Hausen, Heroldsbach, Ober- und Unterwimmelbach sowie Schlehenbach. Die meisten dieser Orte liegen heute im Landkreis Forchheim, Regierungsbezirk Oberfranken. Wellerstadt, Kleinseebach und Möhrendorf gehören zum mittelfränkischen Landkreis Erlangen-Höchstadt. Der Ort Schlehenbach ist im heutigen Forchheimer Stadtteil Burk aufgegangen, aber als Ortsteil- und Straßennamen noch lebendig.

### *Sprachwissenschaftliche Analyse der Ortsnamen*

Natürlich wird auch der Hauptort des gestifteten Königsgutes genannt: *Forchheim*. Des- sen Ersterwähnung erfolgte allerdings bereits

gut zweihundert Jahre eher, nämlich als *Fora-heim*, *Forahheim* im Diederhofener Kapitulare Karls des Großen von 805, das in mehreren Kopien des 9. Jahrhunderts erhalten ist. Forchheim gehört namenkundlich betrachtet zum Typus der in der gesamten Germania auftretenden Ortsnamen auf -heim, die allgemein einem früheren Zeithorizont zuzurechnen sind. Die -heim-Namen pauschal in einen fränkischen Gründungszusammenhang zu stellen, ist schon aufgrund ihrer weiten Verbreitung sprachgeschichtlich problematisch. Andererseits lassen sich in verschiedenen fränkischen -heim-Namen-Zonen kulturelle Bezüge zu Rheinfranken nicht verleugnen.

Das Erstglied (Bestimmungswort) des Ortsnamens Forchheim zeigt als Basis *for(a)ha* ‚Föhre, Kiefer‘, also eine Gattungsbezeichnung (Appellativ). Rein sprachlich wäre auch eine Herleitung von *foraha* ‚Forelle‘ möglich, allerdings erscheint diese in Verbindung mit dem Grundwort -heim kaum gerechtfertigt. Auch der Erstbeleg für das südlich Forchheim und ebenfalls im Regnitztal gelegene Baiersdorf (1062 *Peieresuorhaha* ‚Föhrenwald des Peier‘) spricht dafür, dass im Ortsnamen Forchheim eine ebensolche Vegetationsbezeichnung vorliegt.

Wenden wir uns nun den Orten bzw. Ortsnamen zu, die in der Schenkungsurkunde erstmals genannt sind. Die nachstehenden Artikel beinhalten zuerst die urkundliche Schreibung, dann in Klammern die amtliche Form sowie die politische Zugehörigkeit vor und nach den Verwaltungsreformen von 1972 bzw. 1978, anschließend die Deutung.

1. *Vvitolfeshoua* (Weigelshofen, Altkr. Ebermannstadt; heute zur Marktge. Eggolsheim, Lkr. Forchheim). Dem Bestimmungswort liegt der Personennamen *Witlof* im Genitiv Singular zugrunde. Die heutige, amtliche Ortsnamenschreibung zeigt eine reguläre Diphthongierung  $i : ei$  (vgl. mittelhochdeutsch: *mīn* ‚mein‘) und eine Gutturalisierung von  $d/t$  vor  $l$  wie in der mundartlichen Aussprache *wouslgl* für den Ortsnamen Wunsiedel. Das Grundwort zeigt im Erstbeleg einen Nominativ Plural von alt-/mittelhochdeutsch *hof* ‚Hof, Vorhof, Inbegriff des Besitzes an Grund-

stücken und Gebäuden‘, die spätere Belegfolge den Dativ Plural. Der Ortsname erklärt sich demnach als ‚Höfe/zu den Höfen des Witlof‘.

2. *Truobaha* (Ober- und/oder Untertrubach Altkr. Pegnitz; heute zur Gde. Obertrubach, Lkr. Forchheim). Wortschatz-Grundlagen des primären Gewässernamens sind im Bestimmungswort althochdeutsch *truobi* ‚trüb‘ und im Grundwort althochdeutsch *aha* ‚Ache (Fluss)‘. Der alt- bzw. mittelhochdeutsche Diphthong *uo* des Bestimmungswortes hat sich lautlich zu  $ū$  entwickelt. Unser Siedlungsname nimmt also Bezug auf den Gewässernamen und ist als ‚[Ort] an der Trübache‘ zu verstehen, wobei die unterscheidenden späteren Zusätze Ober- und Unter- die obere bzw. untere Lage am Fluss bezeichnen.

3. *Tuosibrunno* (Thuisbrunn, Altkr. Forchheim; heute zur Stadt Gräfenberg, Lkr. Forchheim). Es handelt sich hier ebenfalls um einen Gewässernamen, der auf die Siedlung übertragen wurde. Beim Bestimmungswort ist wohl wie beim Ortsnamen Illertissen (Lkr. Neu-Ulm, Schwaben) an eine Verwandtschaft mit germanisch *\*thus* [sprich -th- wie im Englischen] ‚Schwall‘ in umgelauteter Form zu denken, wofür bestimmte spätere Belege (z.B. 1403 *Tüsprunne*) und die Mundartform *disbrunn* sprechen. Im Grundwort liegt althochdeutsch *brun(n)o* ‚Brunnen, Quelle‘ vor. Unser Name bedeutet also wahrscheinlich so viel wie ‚Schwallquelle‘.

4. *Hecilesdorf* (Hetzelsdorf, Altkr. Ebermannstadt; heute zur Marktge. Pretzfeld, Lkr. Forchheim). Der Ortsname ist im Bestimmungswort auf den Personennamen *Hezil*, Genitiv Singular und im Grundwort auf alt-/mittelhochdeutsch *dorf* ‚Dorf‘ zurückzuführen, bedeutet also ‚Dorf des Hezil‘.

5. und 6.

*Arihinbach* · item *Arihinbach* (Mittel- und Oberehrenbach, Altkr. Forchheim, heute zur Gde. Leutenbach, Lkr. Forchheim). [Identifizierung nach dem Beitrag von

Georg Knörlein, s. Literaturhinweise]. Auch hier haben wir es mit einem Gewässernamen zu tun. Ursprüngliche Basisworte sind wohl der Burgname *Ehrenbürg* und althochdeutsch *ba(c)h* ‚Bach‘, Ehrenbach könnte somit als Klammerform aus \**Ehrenbürgbach* zu verstehen sein. Ehrenbürg ist auf den Personennamen *Ariho* im Genitiv Singular und mit Umlautbildung sowie auf althochdeutsch *burch*, *burg* / mittelhochdeutsch *burc* ‚Burg, umschlossener, befestigter Ort‘ im Dativ Singular zurückzuführen. Der Gewässername darf somit als ‚Bach bei der Ehrenbürg‘ aufgefasst werden. Die unterscheidenden Zusätze unserer beiden nach dem Gewässernamen lautenden Siedlungsnamen (Mittel- und Ober-) nehmen Bezug auf die mittlere bzw. obere Lage der Orte am Bach, wohingegen sich Kirchehrenbach am Unterlauf befindet. Natürlich kann eine Festlegung darüber, in welcher Reihenfolge Mittel- und Oberehrenbach hier aufgeführt sind, nicht erfolgen.

7. *Vvaldrichesbach* (Wellerstadt, Altfr. Erlangen, Mittelfranken; heute zur Stadt Baiersdorf, Lkr. Erlangen-Höchstadt, Mittelfranken). Das Bestimmungswort zeigt den Personennamen *Waldrich* im Genitiv Singular; ebenso ist eine Umlautbildung (vgl. Nr. 5 und 6) festzustellen. Die Schreibung des Grundwortes *-bach* muss wohl mit Erich v. Guttenberg als irrierte Form gesehen werden. Das genuine Grundwort *-stadt* geht auf alt-/mittelhochdeutsch *stat* ‚Wohn[stätte], Stelle, Ort‘ zurück. Wellerstadt bedeutet somit ‚Stätte, Ort des Waldrich‘.
8. *Seuuaha* (Kleinseebach, Altfr. Erlangen, Mittelfranken; heute zur Gde. Möhrendorf, Lkr. Erlangen-Höchstadt, Mittelfranken). [Identifizierung nach Georg Knörlein, s. Literaturhinweise]. Dem Bestimmungswort des ursprünglichen Gewässernamens liegt althochdeutsch *sē* ‚See, stehendes Gewässer‘ zugrunde, was offenkundig durch den heutigen Dechsenderfer Weiher motiviert wurde. Der Erstbeleg *Seuuaha* [zu lesen als „Se-waha“] erklärt sich aus der Zugehörigkeit

unseres Basiswortes zur Gruppe der w-Stämme und zeigt als Grundwort althochdeutsch *aha* (s. Nr. 2.). Der Name bedeutet also ‚Seeache‘. Die heutige Schreibung mit *b* muss aufgrund der Mundartformen für den Orts- und Gewässernamen als Reflex einer Eindeutung von ‚Bach‘ gesehen werden. Nachdem auch „echte“ *-bach*-Namen in Angleichung an die *-aha*-Namen bisweilen mit weiblichem Artikel realisiert werden – man vgl. in Forchheim der Trubbach : di Druboch – war das reguläre weibliche Geschlecht unseres Gewässernamens dem angeführten Eindeutungs Vorgang nicht hinderlich.

9. *Merdindorf* (Möhrendorf, Altfr. Erlangen, Mittelfranken; heute zur Gde. Möhrendorf, Lkr. Erlangen-Höchstadt, Mittelfranken). Das Bestimmungswort geht auf den Personennamen *Mardo* im Genitiv Singular und mit Umlautbildung zurück. (Zum Grundwort ‚Dorf‘ s. Nr. 4.) Die heutige Form zeigt eine Assimilation von *d(e)n* : *(e)n*. Bei der späteren Schreibung mit *ö* handelt es sich wohl um eine Kanzleiform, die eine vermeintliche Mundart-Entrundung (vgl. böse : bēs) „verbessern“ wollte. Somit ist unser Ortsname als ‚Dorf des Mardo‘ zu verstehen.
10. *Husa* (Hausen, Altfr. Forchheim; heute zur Gde. Hausen, Lkr. Forchheim). Im Erstbeleg liegt alt-/mittelhochdeutsch *hūs* ‚Haus, festes Gebäude‘ im Nominativ Plural vor, die späteren Belege hingegen zeigen wie bei Weigelshofen dativische Plural-Bildungen, schließlich eine reguläre Diphthongierung *ū* : *au*. Der Ortsname erklärt sich demnach als ‚die Häuser‘ bzw. ‚zu/bei den Häusern‘.
11. *Herigoldesbach* (Heroldsbach, Altfr. Forchheim; heute zur Gde. Heroldsbach, Lkr. Forchheim). Bestimmungswort ist der Personenne Herigold im Genitiv Singular, später zu *Herolds-* verkürzt; evtl. wurde auch der Begriff ‚Herold‘ eingedeutet. (Zum Grundwort ‚Bach‘ s. Nr. 5. und 6.) Wahrscheinlich liegt trotz der Gewässerbezeichnung im Grundwort ein ursprünglicher Siedlungsname vor, der

als ‚Bach[-Siedlung] des Herigold‘ zu verstehen ist.

12. und 13.

*Vvimbilibach* · item *Vvimbilibach* (Ober- und Unterwimmelbach, Altkr. Forchheim; heute zur Gde. Hausen, Lkr. Forchheim). Neben den beiden Siedlungen trägt auch ein aus der Unteren Mark kommender Bach diesen Namen, der, über Ober- nach Unterwimmelbach fließend, heute die von letzterem Ort aus sich nach Südosten erstreckende Kette der „Egloffstein-Weiher“ speist. Wahrscheinlich haben wir es also mit einem ursprünglichen Gewässernamen zu tun (zu ‚Bach‘ s. Nr. 5. und 6.). Als Herkunft des Bestimmungswortes ist eine Partizipform von mittelhochdeutsch *wimelen* ‚sich regen, wimmeln‘ am wahrscheinlichsten. Als Benennungsmotiv wäre an wallende, sprudelnde Bewegungen des Wassers, aber auch an Lebewesen zu denken, von denen es im Bach „wimmelt“. Evtl. bezieht sich ‚sich wimmeln‘ auch auf einen windungsreichen Bachverlauf, vgl. englisch *wimple*, [u. a.] sich schlängeln. Die Schreibung des Erstbelegs zeigt *mb*, was vielleicht von einer Nebenform \**wimbelen* mit späterer Assimilierung herrührt, ebenso könnten wir es aber mit einer bloßen Schreibform zu tun haben. Auf eine Umschreibung unseres Ortsnamens sollte wegen der verschiedenen Bedeutungsmöglichkeiten verzichtet werden. Die Zusätze Ober- und Unter- unterscheiden beide Orte aufgrund ihrer oberen bzw. unteren Lage am Wimmelbach.

14. *Slierbach* (Schlehenbach, Ortsteil von Burk, Altkr. Forchheim; heute zur Stadt Forchheim, Stadtteil Burk, amtliche Straßenbezeichnung „Am Schlehenbach“). Das Bestimmungswort des Gewässernamens geht auf mittelhochdeutsch *slier* ‚Lehm, Schlamm‘ zurück, vgl. *schlierig* im Sinne von ‚schleimig, schlüpfrig‘ (zu ‚Bach‘ s. Nr. 5. und 6.). Später erfolgte eine Eindeutung der Vegetationsbezeichnung ‚Schlehe‘. Unser Gewässer- bzw.

Ortsname bedeutet also ‚zum Lehm-/Schlambach‘.

### Zum Alter der Ortsnamen

Der Versuch, das Alter geographischer Namen festzulegen, gestaltet sich in aller Regel sehr schwierig. Die erste schriftliche Erwähnung darf keineswegs als Anhaltspunkt für deren Entstehung genommen werden; so können etwa sehr alte Ortsnamen erst spät bezeugt sein. Im Raum Forchheim ist etwa der einzige Vertreter des sehr frühen -ungen-Typs, das heutige Honings (Gde. Hetzles), erst 1109 als *Honungen* bezeugt. Eggolsheim, wo schon der Name aufgrund der Verbindung eines Personennamens mit -heim ebenfalls eine frühzeitliche Entstehung indiziert und archäologische Funde eine Siedlungskontinuität seit der elbgermanischen Einwanderung belegen, erscheint erst 1002 als *Eggoluesheim* im Licht schriftlicher Überlieferung.

Grundsätzlich gilt jedoch, dass wir in der Namengebung von bestimmten Moden ausgehen können, die spezifische Typen hervorgebracht haben. Sie erlauben uns eine grobe und immer mit Vorsicht zu handhabende zeitliche Schichtung. Freilich kann diese nur die Blütezeit einer derartigen Namensgebungs-mode erfassen und es gilt zu bedenken, dass der jeweilige Typus auch „Vorläufer“ und „Nachzügler“ hat.

Unter den hier behandelten Ortsnamen sind lediglich Forchheim, Weigelshofen, Hetzelsdorf, Wellerstadt, Möhrendorf und Hausen solche, deren Grundwort direkt auf eine menschliche Ansiedlung Bezug nimmt. Typologisch gesehen, haben wir einen Namen auf -heim, einen auf -hofen, zwei auf -dorf, einen auf -statt und als Simplex einen -hausen-Namen. Nach Robert Schuh „sind die -hausen- und -hofen-Namen im Gros älter als die -dorf-Namen und jünger als die auf -ingen und -heim“. Die -hofen und -hausen-Namen gewinnen in der karolingischen Rodungs- und Kolonisationsphase des 8./9. Jahrhunderts besondere Beliebtheit und verlieren zum 10. Jahrhundert hin an Lebenskraft. Weniger leicht abgrenzen kann man die Blüte der -dorf-Namen, da sie in altem wie neuem

Siedlungsland vertreten sind. Bei Hetzelsdorf indiziert die Ersterwähnung von 1007, dass der Ortsname spätestens im 10. Jahrhundert existiert hat, und die nachweisliche Umlautbildung bei Möhrendorf kann nur bis ca. 900 erfolgt sein. Das zuletzt terminierte Mindestalter gilt zunächst auch für den Ortsnamen Wellerstadt, wo zudem das Grundwort und die verkehrsgünstige Lage am rechten Regnitzufer die Annahme eines hohen Alters stützen; vielleicht handelt es sich hier um den nach Forchheim ältesten Namen unseres kleinen Korpus.

-bach gestaltete sich zum Mode-Grundwort des 10./11. Jahrhunderts. Die Bildung des Namens Heroldsbach, der wohl von Anfang an als Siedlungsname zu verstehen ist, könnte vor jenem Hintergrund und in Verbindung mit dem Ersterwähnungsjahr 1007 dem 10. Jahrhundert zugewiesen werden. Die Ortsnamen Unter-/Obertrubach, Thuisbrunn, Mittel- und Oberehrenbach, Kleinseebach, Ober- und Unterwimmelbach sowie Schlehenbach sind zu Gewässer bezeichnenden Grundwörtern gebildet. Bei den Namen Trubach und Seebach, die das germanische Gewässernamen-Grundwort *aha* aufweisen, muss man mit Sicherheit davon ausgehen, dass der Gewässername auf eine jüngere Siedlung übertragen wurde. Bei den -bach-Orten ist es durchaus möglich, dass hier der Name von Anfang an auch der Siedlung gegolten hat. Bei den beiden -Ehrenbach-Namen ist die Umlautbildung keine Datierungshilfe, da sie dem Namen der Ehrenbürg zu eigen ist, nach dem sich später der Gewässername gebildet hat. So sind Ehrenbach, Wimmelbach und Schlehenbach ebenso wie Heroldsbach wohl eher dem 10. Jahrhundert zuzuweisen. Spätere Belege und Mundartform von Thuisbrunn (s. Nr. 3.) reflektieren wohl einen entrundeten Umlaut, was eine Namensentstehung vor ca. 900 belegen würde. Dies kann, muss aber nicht einen Schluss auf die Entstehung des Siedlungsnamens erlauben.

Vor dem Hintergrund unserer Überlegungen über das Alter der hier aufgeführten Namen ist es durchaus denkbar, dass es sich bei den diese Namen tragenden Orten um Siedlungen handelt, die vom Grenzstützpunkt und Pfalzort Forchheim ausgehend im 9. und 10. Jahrhundert gegründet wurden.

## Die geographische Verteilung der Ortsnamen

Eine von Reinhold Glas aus Forchheim bei Georg Knörlein veröffentlichte und im Beitrag von Andreas Otto Weber wiedergegebene Karte (Abb. 3) veranschaulicht die geographische Verteilung der hier behandelten Ortsnamen bzw. der diese tragenden Siedlungen. Sie befinden sich ausnahmslos in günstiger Lage, und zwar in den Tälern größerer oder kleinerer Wasserläufe bzw. an deren Ursprüngen. Letzteres gilt für Hetzelsdorf und Thuisbrunn. [Nicht eingezeichnet ist der nördlich Forchheim rechts zur Regnitz fließende Eggerbach, an dem sich Weigelshofen befindet.] Diese Beobachtung deckt sich mit unserer sprachgeschichtlichen Analyse, die vom 9. und 10. Jahrhundert als maßgeblichen Zeithorizont für die Bildung jener Ortsnamen ausgeht. Nehmen wir Forchheim als Mittelpunkt, dann können wir im Westen und Süden sowie im Südosten davon eine gewisse Verdichtung ausmachen. In verhältnismäßig großer Entfernung befindet sich nord-nordöstlich Weigelshofen. Auffällig ist, dass das Königsgut offenbar weder an der unteren Aisch noch am unteren Eggerbach besiedelte Zugehörungen besaß. Möglicherweise hängt dies mit der Rolle Eggolsheims zusammen, das eindeutig vor Forchheim eine zentrale Funktion ausübte, die möglicherweise bis in die Zeit des Aufstiegs der Pfalz Forchheim nachwirkte.

Was den Unterlauf der Wiesent und den des Ehrenbachs angeht, wo wir ebenfalls – nach dieser Karte – keine Zugehörungen finden, ist wohl Vorsicht angeraten. Nach Auffassung des Autors ist es – entgegen den Identifizierungen Georg Knörleins – durchaus möglich, dass mit *Arihinbach* · *item Arihinbach* nicht nur das heutige Mittel- und Oberehrenbach gemeint sind, sondern alle drei nach dem Ehrenbach bezeichneten Orte, also auch das zweifelsohne bedeutendere Kirchehrenbach. So wie *Truobaha* vielleicht eine Siedlung bezeichnet, aus der sich später sowohl Ober- als auch Untertrubach entwickelt hat, könnte *Arihinbach* Kirchehrenbach meinen, während *item Arihinbach* sich auf die später differenzierten Orte Mittel- und Oberehrenbach be-

zieht. Kirchehrenbach, das nahe an der Einmündung des Ehrenbachs in die Wiesent gelegen ist, würde in dem Komplex der zum Königsgut Forchheim gehörigen Orte eine auffällige geographische Lücke schließen.

### **Literaturhinweise:**

Georg Knörlein: Die Güterschenkungen Heinrichs II. im Forchheimer Umland 1007 und der Einfluß des Hochstifts in den Stiftungsorten bis zum Ende des Mittelalters, in: Josef Urban (Hg.): Das Bistum Bamberg um 1007. Festgabe zum Millennium. Bamberg 2006, S. 144 – 184.

Dieter George: Das Forchheimer Namengut – die geographischen Namen des Stadtgebietes, in: Hermann Ammon (Hg.): Forchheim in Geschichte und Gegenwart. Beiträge aus Anlass der 1200-Jahr-Feier. Bamberg 2004, S. 29 – 39.

Robert Schuh: Die germanisch-deutsche und slawische Besiedlung Frankens im Lichte der Ortsnamen. In: Johannes Merz / Robert Schuh (Hgg.): Franken im Mittelalter. Francia orientalis, Franconia, Land zu Franken: Raum und Geschichte. München 2004, S. 25 – 41.

Wolf-Armin Freiherr von Reitzenstein: Lexikon bayerischer Ortsnamen. Herkunft und Bedeutung. 2., verbesserte und erweiterte Auflage. München 1991. Zu den Nachweisen der alt- und mittelhochdeutschen Basiswörter sowie der altdeutschen Personennamen wird auf die einschlägigen Wörterbücher (Starck/Wells/Lexer) bzw. Personennamen-Sammlungen (Förstemann, Kaufmann) verwiesen, ebenso auf die Bände Pegnitz und Ebermannstadt des Historischen Ortsnamenbuches von Bayern, dort insbesondere auf die Ortsartikel Ober- und Untertrubach (Altkr. Pegnitz) bzw. Hetzelsdorf und Weigelshofen (Altkr. Ebermannstadt).

## Bericht über den 78. Bundestag in Forchheim mit der Grußansprache des 1. Bundesvorsitzenden

Am 5. Mai 2007 versammelte sich der *FRANKENBUND* zu seinem 78. Bundestag in Forchheim. Eingeladen hatte die *FRANKENBUND*-Gruppe Forchheim unter ihrem Vorsitzenden Bernd Nägel. Ihm ist es zusammen mit seiner Familie, die sich mit großem Engagement um das leibliche Wohl der Gäste gekümmert hat, gelungen, den diesjährigen Bundestag zu einem rundum gelungenen Ereignis für alle Beteiligten zu machen. Schon vor dem Beginn des Bundestages wurden die Gäste mit Getränken und einem reichhaltigen Imbiß verwöhnt.

Der Bundestag begann um 10.00 Uhr mit einem Festakt im festlich geschmückten Großen Rathaussaal der Stadt Forchheim.

Als erster begrüßte der Forchheimer Oberbürgermeister Franz Stumpf die Gäste. Er be-

dauerte, an der Veranstaltung nicht weiter teilnehmen zu können, da bereits der nächste auswärtige Termin auf ihn wartete. Anschließend hielt der 1. Bundesvorsitzende des *FRANKENBUNDES* die Grußansprache, in der er nach einer Begrüßung der Ehrengäste und *FRANKENBUND*-Mitglieder auf die Bedeutung des *FRANKENBUNDES* einging. Wörtlich führte er aus:

“Es gehört zu den großen Traditionen des Frankenbundes, Bundestag und Bundesbeiratssitzung an jährlich wechselnden Orten stattfinden zu lassen. Und dies macht uns allen immer wieder bewusst, wie reichhaltig, abwechslungsreich und vielseitig sich die Kulturlandschaft Frankens mit ihren regionalen Besonderheiten gestaltet. Der 78. Bundestag führt uns in eine Stadt, die zu den



*Festakt im Großen Rathaussaal der Stadt Forchheim.*

*Foto: Alois Hornung*

wichtigsten historischen Stätten Frankens, ja Deutschlands, zählt, fanden hier doch Ereignisse statt, die große Auswirkungen auf die mittelalterliche Geschichte zur Folge hatten. Erinnert sei etwa an die Wahl Konrads I. zum ersten ostfränkischen König, so dass Forchheim gleichsam als Geburtsort des späteren Deutschen Kaiserreiches betrachtet werden kann. Und erinnert sei auch an die hier 1077 erfolgte Absetzung Heinrichs IV. als König nach seinem Canossagang.

Es würde zu weit führen, an dieser Stelle die historische Bedeutung Forchheims umfassend würdigen zu wollen; dies geschieht heute aus berufenem Mund im Rahmen des Festvortrages von Herrn Dr. Andreas Otto Weber, der an zwei weitere bedeutende Umstände erinnern wird, die Forchheim betreffen: ihre historischen Wurzeln als karolingischer Königshof und ihre vor 1000 Jahren durch Heinrich II. verfügte Schenkung an das neu gegründete Bistum Bamberg, dessen 1000-jähriges Gründungsjubiläum wir dieses Jahr bekanntermaßen begehen können. Ich freue mich bereits jetzt auf die sicherlich interessanten Ausführungen.

All dies sollte uns begleiten, wenn wir auf so geschichtlich bedeutsamem Boden hier im Historischen Rathaus und dann in der Kaiserpfalz unseren Bundestag abhalten.

Ich freue mich außerordentlich über die gastfreundliche Aufnahme in Ihrer Stadt, Herr Oberbürgermeister Stumpf, und bedanke mich sehr herzlich für die dem Frankenbund zuteil gewordene Aufmerksamkeit. Mein Dank gilt natürlich auch der Ortsgruppe Forchheim im Frankenbund unter ihrem Vorsitzenden, Herrn Bernd Nägel, die sich große Verdienste um die Vorbereitung und Durchführung dieses Bundestages erworben hat. Sie ermöglichen uns so sicher einen reibungslosen Tagungsverlauf für unser reichhaltiges Programm.

Doch bevor dieses Programm beginnt, darf ich Sie alle im Namen der Bundesleitung recht herzlich willkommen heißen. Ich grüße alle anwesenden Mitglieder unseres Frankenbundes und ihre Angehörigen und natürlich nicht minder herzlich alle Ehrengäste, über deren Anwesenheit wir uns besonders freuen.

Meine Damen und Herren,

nach vielen Jahren, in denen der Begriff "Heimat" in der öffentlichen wie veröffentlichten Meinung eher negative Assoziationen auslöste und im Verdacht dumpfer, rückwärts gewandter "Tümelei" stand, erleben wir eine ungeheure Renaissance dieses Themas. Sie beschränkt sich meinem Eindruck nach nicht nur auf "akademische" Zirkel oder beruflich mit dem Heimatbegriff Befasste, sondern ergreift breite Bevölkerungsschichten. Viele Menschen spüren hautnah die Spannung zwischen Globalisierung und Regionalität und fragen nach ihrer kulturellen Identität und ihren regionalen Besonderheiten. Dabei geht es nicht um eine pauschale Kritik an globalen Entwicklungstendenzen. Sie sind unaufhaltbar und haben sicherlich auch ihre positiven Seiten. Vielmehr geht es den Menschen um die Frage nach dem eigenen Standort in diesem Prozess, die auch die Suche nach der eigenen kulturellen Identität mit einschließt.

Der Philosoph Carl Jaspers drückte dies einmal treffend so aus: "Heimat ist da, wo ich verstehe und verstanden werde." Denn nur wer weiß, wo er selbst steht, kann auch den Standpunkt des Anderen verstehen. Wer dabei seine eigenen Wurzeln und Besonderheiten kennt, wird auch für die Wurzeln und Besonderheiten der Anderen in einem "globalen Dorf" Verständnis aufbringen können.

In dieser Situation kommt den Heimat- und Geschichtsvereinen eine nie da gewesene Verantwortung zu und ein hoher kulturpolitischer Auftrag zu: Denn es ist ja so, dass viele Menschen zwar auf der Suche nach einem kulturellen Eigenbewusstsein, nach Werten und kultureller Beständigkeit sind, jedoch nicht wie frühere Generationen über ein fundiertes geschichtliches und kulturelles Wissen verfügen. Diesen Menschen eine kulturelle Heimat zu bieten, sie in ihrem Streben zu unterstützen und für die Bewahrung und Fortentwicklung unseres kulturellen Erbes zu gewinnen, ist eine einmalige Chance und Herausforderung, gerade auch für den Frankenbund.

Aus unseren Reihen möchte ich zwei Personen namentlich nennen, die als Vorsitzende ihrer Gruppen eine solche Kulturarbeit über Jahrzehnte vorbildlich betrieben haben. Es

sind dies Herr Wolfgang Rosenberger von der Frankenbund-Gruppe Kitzingen und Herr Erwin Gensler von der Frankenbund-Gruppe Bad Neustadt.

Bereits seit über 35 Jahren leitet Herr Rosenberger die Kitzinger Gruppe ohne Unterbrechung. Sein Markenzeichen ist die Vielfalt der angebotenen Aktivitäten; sie reichen von Wanderungen in allen Regionen Frankens, Studienfahrten durch ganz Deutschland bis hin zu Vogelstimmenerkundungen. Seit Jahrzehnten bringt er seinen Kitzinger Mitbürgern den kulturellen und naturkundlichen Reichtum seiner Region nahe, wobei immer wieder sein Sachverstand, sein umfassendes Wissen und die Akribie, mit der er seine Exkursionen durchführt, lobend erwähnt werden.

Ganz anders und doch gleich in der Ernsthaftigkeit und im Erfolg hat Herr Gensler über Jahre die Bad Neustädter Gruppe geführt und sie zu einem für die Stadt und die Region wichtigen Kulturträger geformt. Er hat frühzeitig Kooperationen mit anderen kulturellen Vereinigungen gesucht und so jedes Jahr seiner Gruppe ein attraktives Programm bieten wie auch interessante Kulturangebote in Neustadt und Umgebung unterstützen können. Gleichzeitig ist es ihm gelungen, für die Arbeit im Verein Nachwuchs zu gewinnen, der nun nach der Stabübergabe im Februar dieses Jahres die Gruppe weiterführt.

Die beiden Genannten haben sich zum Ziel gesetzt, je auf ihre Weise den kulturellen Reichtum Frankens anderen nahezubringen; zugleich spiegelt sich in ihrem Wirken auch die Vielfalt des Frankenbundes wider. Keine der 32 Gruppen im Frankenbund gleicht einer anderen, alle haben eine unterschiedliche Akzentsetzung in ihren Programmen, sind unterschiedlich groß - manche haben weniger als 100, die größte zählt über 1.300 Mitglieder; einige sind bereits in den 20er Jahren des 20. Jahrhunderts vom Gründer des Frankenbundes, Dr. Peter Schneider, ins Leben gerufen worden, andere haben sich als bereits bestehende Vereine dem Frankenbund angeschlossen, wie etwa der Heimatverein Volka-

cher Mainschleife auf dem Bundestag in Würzburg vor drei Jahren.

Ich bin letzthin in einem Interview gefragt worden, ob ich etwas dem Frankenbund Vergleichbares in Deutschland kenne. Zumindest für den süddeutschen Raum kann ich bestätigen, dass der Frankenbund als eine Vereinigung, die die nichtwissenschaftliche Förderung der Kenntnisse über Geschichte, Kultur, Brauchtum, Musik einer Region zum Ziel hat, einmalig ist. Auch ist es sicherlich etwas Besonderes, dass ein solcher Verein 7.500 Mitglieder hat, sich über drei Regierungsbezirke erstreckt und alle zwei Monate eine ansehnliche Zeitschrift, das *FRANKENLAND*, herausbringt.

Es gehört zu unseren Stärken, alle Landesteile Frankens und alle Bereiche kulturellen Schaffens in gleichem Maße in unsere Arbeit mit einzubeziehen und dabei alle Sparten unserer regionalen Kultur im Blick zu haben.

Heimat- und Geschichtsvereine verfügen über eine hohe kulturelle Kompetenz. Mit ihrem vielfältigen Wirken, mit ihren Vorträgen und Veröffentlichungen, mit ihrer Gutachter-tätigkeit und ihrem Sachverstand sind sie das historische Gedächtnis und Wissen einer Region. Dadurch, dass bei ihnen Geschichte nicht nur in der Sammlung von reinem Faktenwissen über den näheren Lebensraum besteht, sondern der Ausbildung und Entwicklung eines spezifischen Heimatbewusstseins dient, wirken in ihnen Menschen, die ihre kulturelle Identität erkennen, sie wahren und sie in ihrer Lebensumwelt vorleben.

Hierzu soll auch unser heutiger Bundestag einen Beitrag leisten, zu dem ich Sie alle nochmals herzlich begrüße.”<sup>1)</sup>

Nach dieser Begrüßungsansprache des 1. Bundesvorsitzenden und einer musikalischen Einlage hielt Herr Dr. Andreas Otto Weber von der Universität Erlangen-Nürnberg einen Festvortrag über “Forchheim von Karl dem Großen bis zur Bistumsgründung 1007”, den Sie in diesem Heft nachlesen können. Er vermittelte den Zuhörern ein umfas-

<sup>1)</sup> Grußwort des 1. Bundesvorsitzenden Dr. Paul Beinhofer anlässlich des 78. Bundestages des Frankenbundes am 5. Mai 2007 in Forchheim.

sendes Bild über den geschichtsträchtigen Boden, auf dem der Bundestag dieses Jahr stattfand. Eine Powerpoint-Präsentation half dem Publikum, sich die örtlichen Gegebenheiten in und um Forchheim um 1000 n. Chr. besser vorstellen zu können.

Von ganz anderem Zuschnitt war der mundartliche Vortrag von Herrn Walter Tausendpfund mit dem bezeichnenden Titel: "Es kennet soo odde soo sai!" Die vielen Lacher der Anwesenden bewiesen, daß der Redner die Franken sehr richtig beschrieb, als er die einzelnen Stufen eines Entscheidungsprozesses aus der Sicht eines Franken nachzeichnete. Ein weiterer Höhepunkt war der Auftritt der Kindertanzgruppe des Volkstrachtenvereins Effeltrich. Angeführt und musikalisch begleitet von Frau Renate Kotz führten die Mädchen mehrere Volkstänze auf der Bühne vor. Der Applaus war so groß, daß sie noch mehrere Zugaben geben mußten.

Musikalisch begleitet wurde der Festakt von dem Saxophonquartett des Herder-Gymnasiums Forchheim. In der Einstudierung ihres Lehrers Michael Tessaro spielten Ines Erlwein, Marina Knauer, Julia Pfeffermann und Anne Schleicher Stücke von Gioachino Rossini, Johann Sebastian Bach, Antonio Pa-

rara und John Lennon/Paul McCartney. Auch sie erhielten viel Beifall für ihr Spiel.

Nach dem Festakt blieb genug Zeit, um schon einmal einen ersten Eindruck von der Forchheimer Innenstadt zu gewinnen. Nach dem Mittagessen gab es für die Delegierten eine Stadtführung; leider fing es gerade zu diesem Zeitpunkt an, heftig zu regnen, so daß man einige Sehenswürdigkeiten nur unter dem Regenschirm hervorschauend betrachten konnte.

Während für die Nichtdelegierten mehrere Unternehmungen angeboten wurden, trafen sich die Delegierten zur Arbeitssitzung im Gewölbekeller der Kaiserpfalz. Auch hier hatte die Familie Nägel Kaffee und Kuchen bereit gestellt, so daß die Teilnehmer gestärkt die Sitzung verfolgen konnten. In diesem Jahr standen neben dem Jahresbericht, dem Kassen- und Kassenprüfungsbericht sowie der Entlastung der Bundesleitung die Neuwahl des Vorstandes auf dem Programm. Hier gab es zwei Neuerungen. Im Vorfeld hatten die Stellvertretende Bundesvorsitzende Frau Dr. Karin Dengler-Schreiber und die Bezirksvorsitzende für Oberfranken, Frau Inge Konrad, erklärt, nicht mehr für eine neue Amtszeit zur Verfügung zu stehen. Nach einer Würdigung



*Das Saxophonquartett des Herder-Gymnasiums Forchheim.*

*Foto: Alois Hornung*



*Die Delegierten bei der Stadtführung in Forchheim.*

*Foto: Alois Hornung*

der langjährigen und konstruktiven Mitarbeit von Frau Dr. Dengler-Schreiber und Frau Konrad überreichte der 1. Vorsitzende Frau Dr. Dengler-Schreiber einen Blumenstrauß mit den besten Wünschen für die Zukunft. Frau Konrad konnte leider an der Delegiertenversammlung nicht teilnehmen.

Die Neuwahl der Bundesleitung führte Herr Dr. Dieterle von der *FRANKENBUND*-Gruppe Miltenberg in gewohnter Umsicht durch. Alle zur Wahl Aufgestellten wurden ohne Gegenstimmen gewählt. Den freigebliebenen Posten der Stellvertretenden Bundesvorsitzenden übernahm Frau Annette



*Frau Dr. Dengler-Schreiber bei der Verabschiedung.*

*Foto: Alois Hornung*

Schäfer aus Hirschaid, für Frau Konrad zog Herr Professor Dr. Gert Melville, Vorsitzender der Historischen Gesellschaft Coburg e.V., in die Bundesleitung ein.

In seiner kurzen Vorstellung bekannte Herr Professor Melville, gebürtiger Altbayer zu sein; allerdings lebt er bereits seit 1994 in Coburg und hat seit drei Jahren den Vorsitz der "Historischen Gesellschaft Coburg" inne. Nach eigenen Worten verbindet er mit seiner Wahl in den Vorstand den Auftrag, Geschichte allen zu vermitteln. Während Herr Professor Melville im *FRANKENBUND* kein Unbekannter ist, werden die meisten Mitglieder Frau Schäfer aus Hirschaid nicht kennen; deshalb stellt sie sich in diesem Heft den *FRANKENBUND*-Mitgliedern vor.

Nach dem Tode des früheren Bezirksheimatpflegers von Mittelfranken, Herrn Dr. Ernst Eichhorn, am 28. April dieses Jahres war ein Sitz im Bundesältestenrat freigeworden. Auf Vorschlag wurde Herr Edmund Zöller aus Ansbach, der seit Jahrzehnten unermüdlich unterwegs ist, um vielen Menschen Frankens kulturelle Schätze nahe zu bringen, für Mittelfranken in den Bundesältestenrat gewählt.

Wie in jedem Jahr wurden die Termine für die Veranstaltungen des Gesamtbundes im Jahr 2008 festgelegt:

Bundestag 2008:

**03. Mai 2008** in Baunach

Ausrichter:

*FRANKENBUND*-Gruppe Baunach

Bundesbeiratstagung 2008:

**13. September 2008**

auf dem Schwanberg (bei Kitzingen)

Ausrichter:

Gruppen Marktbreit/Ochsenfurt in Zusammenarbeit mit Gruppe Kitzingen

Fränkisches Seminar 2008:

**24. und 25. Mai 2008**

Thema: Fränkische Volksmusik

Ausrichter:

Bezirksheimatpfleger von Mittel-, Ober- und Unterfranken

Weitere Themen, über die lebhaft diskutiert wurde, waren die Jugendarbeit in den Gruppen, das Projekt "*FRANKENLAND* ins Internet" wie auch die Kooperation von *FRANKENBUND*-Gruppen mit anderen Vereinen.

Nachdem zuletzt noch der geplante Ablauf des "Tages der Franken" am 1. Juli in Bamberg kurz vorgestellt und eine Einladung zum Konstitutionsfest in Gaibach am 26. Mai ausgesprochen worden waren, ging der 78. Bundestag in Forchheim zu Ende.



Herr Prof. Flachenecker bei der Erläuterung des Projektes "*FRANKENLAND* ins Internet.

Foto: Alois Hornung

# Neue Stellvertretende Bundesvorsitzende: Annette Schäfer M.A.

Anlässlich des 78. Bundestages in Forchheim wurde ich auf der Delegiertenversammlung zur neuen Stellvertretenden Bundesvorsitzenden gewählt. Ich trete damit die Nachfolge von Dr. Karin Dengler-Schreiber an und hoffe, im Bundesvorstand auch in ihrem Sinne mitgestalten zu können.

Geboren und aufgewachsen bin ich in der ehemals Freien Reichsstadt Regensburg, ein Sinn für Geschichte wurde mir damit schon gewissermaßen in die Wiege gelegt. Nach dem Abitur habe ich 1992 in Würzburg das Studium der Fächer Germanistik, Kunstgeschichte und Musikwissenschaften aufgenommen. Ein Wechsel an die Universität Bamberg brachte auch eine Verschiebung meiner Studienfächer mit sich, so dass ich 1999 mit dem Grad einer Magistra Artium das Studium der Fächer Kunstgeschichte, Volkskunde und Denkmalpflege abschließen konnte. Meine Magisterarbeit, die von Prof. Dr. Frank Olaf Büttner betreut wurde, hatte den Titel "Spolien. Untersuchungen zur Übertragung von Bauteilen und deren politischer Symbolgehalt am Beispiel von Saint-Denis, Aachen und Magdeburg".

Schon während meines Studiums hatte ich als studentische Hilfskraft am Forschungsprojekt "Religiöse Male. Flurdenkmäler in der Stadt und im Landkreis Bamberg" am Lehrstuhl für Volkskunde/Europäische Ethnologie bei Prof. Dr. Bärbel Kerkhoff-Hader federführend mitgearbeitet. Aus dieser Zeit stammen meine ersten Kontakte zur Heimatpflege. Die Arbeit an diesem Projekt konnte ich als wissenschaftliche Hilfskraft nach meinem Studium noch drei Jahre fortführen. Danach war ich für zwei Jahre als Angestellte des Marktes Hirschaid für die kulturellen Belange der Gemeinde zuständig. Seit dem Sommer des Jahres 2006 ist die Kulturarbeit der Marktgemeinde in den Verein "Kunst- und Kulturbühne Hirschaid e.V." ausgelagert, dessen Geschäftsführerin ich bin. In diesem Rahmen leite ich die Hirschaid-Museen, also das Museum Tropfhaus Sassanfahrt und



das Museum Alte Schule Hirschaid, das mit einem neuen, von mir erarbeiteten Konzept im Oktober 2007 eröffnet wird.

Im Juni 2006 wurde ich zur Heimatpflegerin des Landkreises Bamberg bestellt, wobei ich hier den Bereich Volkskunde vertrete. In diesem Zusammenhang liegt mir vor allem am Herzen, den Gemeinden als Ansprechpartnerin für die Aufarbeitung der eigenen Geschichte zu dienen, sei es mit Hilfestellung zur Erarbeitung von Orts- oder Gemeindechroniken oder als Beraterin für Vereine und kulturinteressierte Gruppen in den Gemeinden.

Das Amt im Bundesvorstand des Frankenbundes ist für mich auch eng mit der Aufgabe verbunden, Kulturarbeit "an der Basis" zu unterstützen und die Bürger vor Ort für die Geschichte und Gestaltung ihrer Heimat zu sensibilisieren.

# Wechsel in den *FRANKENBUND*-Gruppen Bad Neustadt und Rodacher Rückertkreis

Wie bereits vom 1. Bundesvorsitzenden in seiner Begrüßungsansprache erwähnt, hat es einen Wechsel im Vorsitz der *FRANKENBUND*-Gruppe Bad Neustadt gegeben: Nach langjähriger Vorstandschaft hat Herr Erwin Gensler im Februar dieses Jahres den Vorsitz an die Kunsthistorikerin Frau Dr. Karen Schaelow-Weber übergeben. 2. Vorsitzender der Gruppe ist der Kreisheimatpfleger Stefan Kritzer. Herr Gensler bleibt der Gruppe weiterhin als Schriftführer verbunden. Auch Herr Josef Huthöfer ist - wie all die Jahre schon - weiterhin als Kassier tätig.

Auch in der Gruppe Rodacher Rückertkreis gab es einen Wechsel: An der Spitze steht hier seit Frühjahr dieses Jahres Herr Rainer Möbus. Ferner hat die Gruppe ihren Namen geändert: Sie nennt sich jetzt: Rückertkreis Bad Rodach e.V. Über ihre vielfältigen Aktivitäten informiert nun eine neu gestaltete Homepage, die über [www.rueckertkreis.de](http://www.rueckertkreis.de) für jedermann zugänglich ist.

Der *FRANKENBUND* freut sich auf eine gute Zusammenarbeit mit ihnen und wünscht weiterhin viel Erfolg bei der Arbeit!

## 20 Jahre *Frankenbund*-Gruppe Augsburg. Eine Gruppe stellt sich vor

von

*Anton Gruber*

Es ist paradox und etwas verwunderlich, dass in Augsburg, dem Herz von Bayerisch Schwaben, eine Gruppe des Frankenbundes existiert. Franken und Schwaben, wie passt dies zusammen, zumal dies zwei völlig unterschiedliche Volksstämme sind? Die Angehörigen dieser Stämme sind in ihrem Wesen, Gebräuchen, Traditionen, Sprache und Musik verschieden. Gemeinsam sind Franken und Schwaben durch das Band der Geschichte verbunden. Auch die heutige Arbeitswelt, die Mobilität fordert, kann zur Folge haben, dass man seinem Broterwerb und Beruf außerhalb seines Heimatortes nachgehen muss. Eine Berufstätigkeit von Franken in Schwaben und von Schwaben in Franken ist keine Seltenheit mehr. Dieser Grund war auch Anstoß für die Gründung der Gruppe Augsburg, von der nachstehend berichtet wird.

Wenn man in der Fremde leben und arbeiten muss, hat dies den Vorteil, dass man Land und Leute kennen und schätzen lernt. Die

meisten Mitglieder unserer Gruppe sind keine gebürtigen Franken, sondern waren beruflich in Franken tätig und sind daraus dem Frankenland verbunden. Einige unserer Mitglieder haben aus Reisen und Urlauben das Frankenland kennen gelernt und lieben Land und Leute, deshalb sind sie unserer Gruppe beigetreten.

Die Gruppe Augsburg ist landsmannschaftlich gesehen sehr heterogen; verschiedene Volksstämme von Deutschland sind in der Gruppe vertreten. Eines ist den Mitgliedern gemeinsam, dass sie das Frankenland und dessen Bewohner sehr schätzen. Die vielseitigen Landschaften und deren Besonderheiten, die herrlichen Kunstwerke in Franken sowie die Freundlichkeit der Franken und nicht zuletzt die Gastlichkeit mit hervorragender Küche, Wein und Bier animieren unsere Mitglieder, öfters nach Franken zu reisen und für die Ziele und den Zweck des Frankenbundes einzutreten.

In den 80ziger Jahren des 20. Jahrhunderts war am Schulamt in Augsburg die Schulamtsdirektorin Frau Magda Schmitter tätig. Aus der beruflichen Tätigkeit heraus war ihr bekannt, dass einige Franken als Lehrerinnen und Lehrer im Raum Augsburg berufstätig waren. Da auch Frau Schmitter aus Franken stammte, hatte sie die Idee, eine Ortsgruppe des Frankenbundes zu gründen. Unterstützt wurde sie in ihrem Vorhaben von Herrn Geiling, Bayreuth/Ansbach, der Leiter der Schulabteilung der Regierung von Schwaben in Augsburg war, und von Herrn Sitzmann, Bezirkstagspräsident von Oberfranken und 2. Bundesvorsitzender. Beide sagten Frau Schmitter zu, bei der konstituierenden Sitzung der Ortsgruppe anwesend zu sein. Nachdem 13 Personen sich für die Gründung einer Ortsgruppe des Frankenbundes entschlossen hatten, fand die konstituierende Sitzung der Gruppe am 6. März 1987 im Gasthaus Gunzenlee in Kissing (ein Nachbarort von Augsburg) statt. Herr Sitzmann fungierte als Tagungsleiter. Leiter der Wahl für die Vorstandschaft war Herr Heinrich Geiling.

In die Vorstandschaft wurden s. Z. gewählt:

1. Vorsitzende: Frau Magda Schmitter
2. Vorsitzende und Schriftführerin:  
Frau Annette Hartmann
- Kassier: Herr Hubert Prommersberger

Die Gruppe hatte seit ihrer Gründung drei Vorsitzende:

- Von 1987 – März 1994  
Frau Schmitter (1994 verstorben)
- von 1994 – 2001 Herrn Hubert Prommersberger (2001 verstorben)
- von 2001 – heute  
Frau Theresia Prommersberger.

Bereits in der Zeit der Vorstandschaft von Frau Schmitter wurde von der Gruppe beschlossen, dass in die Gruppe auch nicht-„gebürtige“ Franken aufgenommen werden, wenn sie mit Franken verbunden sind oder die Ziele des Frankenbundes unterstützen.

Die Vorstandschaften der Gruppe haben es als Aufgabe angesehen, die Verbundenheit zu Franken zu vertiefen, das Verständnis für die bayerische Kultur zu fördern und die Geselligkeit in der Gruppe zu stärken. Deshalb

wird von der Gruppe jährlich ein interessantes Programm mit Besichtigungen, Exkursionen und Vorträgen durchgeführt. Ein jährlicher Ausflug in das Frankenland ist Tradition. Beispielhaft dürfen folgende Ausflüge aufgezeigt werden:

- 1987: Fahrt nach Rothenburg o. T. und Bad Windsheim,
- 1988: 2-Tagesfahrt nach Ebrach, Coburg und Zonengrenze,
- 1989: Besuch der Frankenbundgruppe Coburg und Bamberg in Augsburg, Vortrag des Bundesfreundes Zöllner, Ansbach, in Augsburg,
- 1990: Fahrt nach Würzburg und Kitzingen,
- 1991: Teilnahme an der Sternfahrt des Frankenbundes im Henneberger Land,
- 1997: Ausflug nach Coburg und Lauf a. d. Pegnitz,
- 1998: Besichtigung des Krippenweges in Bamberg,
- 1999: Ausflug nach Eichstätt (früher Mittelfranken),
- 2003: 2-Tagesfahrt nach Würzburg, Sommerhausen und Ochsenfurt,
- 2004: Kirchenfahrt mit Herrn Zöllner in Mittel- und Unterfranken,
- 2005: 2-Tagesfahrt in das Untermaingebiet (Aschaffenburg, Klingenberg, Miltenberg),
- 2006: Ausflug nach Nürnberg und Fürth,
- 2007: 2-Tagesfahrt nach Volkach und Umgebung.

Die Gruppe Augsburg hat derzeit 36 Mitglieder; davon 13 Familienmitglieder und 23 Einzelmitglieder. Die Vorstandschaft bemüht sich, die Mitgliederzahl zu erhöhen, wobei die Gruppe zu keinem Freizeitclub mutieren soll. Neue Mitglieder sollen sich mit den Zielen des Frankenbundes identifizieren:

- die kulturellen Werte in Franken bewusst machen,
- die fränkische Eigenart in Sprache und Kunst, Sitte und Brauch achten und pflegen
- das Verständnis für die kulturelle Entwicklung Frankens fördern.

Am 28.02.2007 wurde die Vorstandschaft der Gruppe neu bestimmt. Die Gruppe wird derzeit von Frau Prommersberger (1. Vorsitzende) und Herrn Gruber (2. Vorsitzender)

geleitet. Das Bestreben der Vorstandschaft ist, die Verbindung mit Verband und den einzelnen Gruppen des Bundes zu festigen und zu intensivieren.

## Trauer um Dr. Georg Aumann

Die Historische Gesellschaft Coburg trauert um ihr Ehrenmitglied Dr. Georg Aumann. Der langjährige 2. Vorsitzende und Schriftleiter starb nach kurzer schwerer Krankheit im Alter von 80 Jahren. Von 1989 bis Dezember 2004 war Dr. Aumann der 2. Vorsitzende der Historischen Gesellschaft. Als Schriftleiter gab er von 1993 bis 2004 die "Coburger Geschichtsblätter" heraus, deren Namen auf ihn zurückgeht. Von 1992 bis 2004 war Dr. Aumann der verantwortliche Schriftleiter der umfangreichen Bände der Schriftenreihe der Historischen Gesellschaft Coburg, wobei er den Band 15 "Die Itz" gemeinsam mit Karl-Ulrich Pachale verfasste.

Für seine umfangreiche und verantwortungsvolle Tätigkeit zeichnete der Frankenbund 1995 Dr. Aumann mit dem Großen Goldenen Bundesabzeichen aus, die Historische Gesellschaft ernannte ihn zu ihrem Ehrenmitglied.

Den Coburgern ist Dr. Aumann vor allem als Leiter des Naturkunde-Museums im Hofgarten ein Begriff. Das Studium der Naturwissenschaften hatte er nach der Rückkehr aus amerikanischer Kriegsgefangenschaft an der damaligen Philosophisch-Theologischen Hochschule in Bamberg aufgenommen. Der Abschluss mit dem Staatsexamen in Chemie, Biologie und Erdkunde sowie mit der Promotion in Zoologie folgte an der Universität Erlangen.

Während des Studiums lernte Dr. Aumann die damalige Zoologie- und Botanikstudentin

Margot Hohmann aus Coburg kennen und heiratete sie 1954. Sie war ihm auch eine tatkräftige Stütze, als er zunächst eine Halbtagsstelle am Naturkunde-Museum der Coburger Landesstiftung antrat. 1955 übernahm Dr. Aumann die Leitung des Museums von Dr. Hans Boetticher.

Mit dem ihm eigenen persönlichen Engagement, seiner Liebe zur Natur und seiner Fachkenntnis begann Dr. Aumann, aus dem Natur-Museum "sein" Museum zu formen. Nach Beseitigung der wichtigsten Mängel – das Museum hatte keine Heizung und konnte aufgrund dessen nur von April bis September besichtigt werden – machte er sich an den Aufbau der verschiedenen Abteilungen, die das Naturkunde-Museum bald über Coburg hinaus bekannt machen sollten.

Völlig neu gestaltete er in den ehemaligen Kellerräumen die einzigartigen Ausstellungen über Mineralien, Fossilien und zur Erdgeschichte sowie die Sammlung "Naturvölker der Erde".

Mit der ihm eigenen Sparsamkeit gestaltete er den Ausbau des Vogelsaals und die Säugetierausstellung, die Ur- und Frühgeschichte des Menschen erfuhr durch ihn eine besonders eindrucksvolle Darstellung.

Neben seiner Tätigkeit als Direktor des Naturkunde-Museums setzte er sich im Rahmen der Coburger Wissenschaftswelt durch die Mitbegründung und die verantwortliche Herausgabe des "Jahrbuchs der Coburger Lan-

desstiftung" ein besonderes und bleibendes Denkmal. Von 1956 an bis zu seiner Pensionierung im Jahre 1990 erschien das Jahrbuch immer pünktlich jedes Jahr vor Weihnachten.

Anlässlich der Herausgabe des 30. Bandes erhielt Dr. Georg Aumann 1985 das Bundesverdienstkreuz Erster Klasse. 1987 verlieh ihm die Stadt Coburg die "Bürgermedaille für besondere Verdienste".

Selbstlos stellte sich Dr. Aumann in all den Jahren in den Dienst zahlreicher Coburger Bildungseinrichtungen und Kulturvereine. Er

hielt Vorträge bei der Volkshochschule Coburg, beim Bund Naturschutz, dessen Mitglied er war und dessen Ideen er vehement vertrat.

Er war zudem Mitglied in vielen Vereinen, darunter bei den Förderern der Coburger Landesstiftung, bei denen er jahrelang als Schriftführer wirkte.

Coburg und seine Vereine haben Dr. Georg Aumann, dem guten Menschen, Kameraden und Idealisten viel zu verdanken.

*Andreas Kuschbert*

## Zum Gedenken an Dr. Ernst Eichhorn

Am 28. April verstarb im Alter von 86 Jahren Dr. Ernst Eichhorn. Der gesamte Frankenbund trauert um eines seiner profiliertesten Mitglieder, den hochkompetenten Kunsthistoriker, den begnadeten Kunst- und Kulturvermittler, den Anreger und Motor vieler unserer Aktivitäten seit 1960. So initiierte und leitete er einige unserer Fränkischen Seminare, viele unserer Bundesstudienfahrten, hielt viele Vorträge und führte vielgestaltige Studienfahrten in Franken und weit darüber hinaus, insbesondere natürlich mit und bei der Gruppe Nürnberg-Erlangen.

Seit seiner kurz nach Ende des 2. Weltkriegs abgeschlossenen Dissertation über die Stadtbefestigung von Rothenburg war Dr. Eichhorn als Dozent an der Universität und der Volkshochschule Erlangen und später als erster und sehr erfolgreicher Bezirksheimatpfleger von Mittelfranken bald der Kenner der fränkischen Kunst und Kultur.

Durch seine phänomenale Eloquenz verstand er es, vor allem auch uns Laien seine breit gefächerten Kenntnisse zu vermitteln. So hat er unzählige Menschen, vor allem auch

in unserem Frankenbund, für Kunst und Kultur begeistert. Wer ihn einmal vor einem Kunstwerk dozierend erlebt hat, dem erschlossen sich neue Welten; er wird das nie vergessen.

Als Denkmalpfleger hat er Themen aufgegriffen, lange bevor sie allgemein beachtet wurden. So hat er sehr früh schon auf die Zerstörung unserer Dorfbilder hingewiesen und den Boden für das Fränkische Freilandmuseum in Bad Windsheim geebnet. Ohne Dr. Eichhorn wäre unsere fränkische Kulturlandschaft ärmer. Er hat sich um Franken verdient gemacht.

Die Anteilnahme des ganzen Frankenbundes gilt seiner Gattin, die ihren Mann seit vielen Jahren liebevoll betreut und gepflegt hat, so dass er trotz seiner gesundheitlichen Beeinträchtigung bis ins hohe Alter so vielfältig aktiv sein konnte.

Im Herzen und im Gedächtnis unzähliger Frankenbündler und Kunstfreunde bleibt Dr. Ernst Eichhorn unvergessen.

*Hans Wörlein*

# Fränkisches Seminar 2007: Frauen in Franken

Alljährlich veranstaltet der *FRANKENBUND* für seine Mitglieder und Gäste im September ein Seminar zu einem fränkischen Thema. In diesem Jahr ist das Fränkische Seminar den *Frauen in Franken* gewidmet. Die Themenpalette reicht von Frauenklöstern, Diakonissen, Hexen bis hin zu Dienstbotinnen, Unternehmerinnen, Malerinnen und – ganz aktuell – Frauen zwischen Berufstätigkeit und Haushalt.

Großer Wert wird bei der Ausrichtung der Tagung auf das Gespräch mit den Zuhörern gelegt. Deshalb finden zwei ausführliche Diskussionsrunden statt, zu denen außer den Referent(inn)en jeweils Frauen, die Bezug zum Thema haben, eingeladen sind, um in der Diskussion auch auf die heutige Situation eingehen zu können.

Die Tagungsleitung liegt in diesem Jahr bei Frau Dr. Verena Friedrich, der Trägerin des Kulturpreises 2005 des *FRANKENBUNDES*, die viele *FRANKENBUND*-Mitglieder bereits durch Führungen und Reiseleitungen kennen.

## *Das Programm*

### **Freitag, den 21. September 2007**

15.00 Uhr	<i>Begrüßung</i>
15.15 Uhr	Frauenklöster im Bistum Würzburg (Dr. Stefan Petersen / Würzburg)
15.45 Uhr	Kaiserin Kunigunde (Dr. Karin Dengler-Schreiber / Bamberg)
16.30 Uhr	Die Kleidung der Diakonissen – Geschichte, Bedeutung und Stellenwert (Evelyn Gillmeister-Geisenhof / Weißenburg)
17.00 Uhr	Podiumsdiskussion
gegen 18.00 Uhr	<i>Abendessen</i>
20.00 Uhr	Frauen im Hause Castell. Weibliche Handlungsspielräume in einer evangelischen Grafenfamilie vom 16. bis in das 20. Jahrhundert (Jesko Graf zu Dohna / Castell)

### **Samstag, den 22. September 2007**

09.00 Uhr	Die Frau im katholischen Milieu einer fränkischen Kleinstadt an der Schwelle zur Moderne (Dr. Ute Feuerbach / Volkach)
09.30 Uhr	Mädchen für alles. Dienstbotinnen im späten 19. und beginnenden 20. Jahrhundert (Dr. Jutta Beyer / Erlangen)
10.15 Uhr	Erfolgreiche Kissingener Unternehmerinnen dank Witwenprivileg (Werner Eberth / Bad Kissingen)

10.45 Uhr	„Die schichelte Amfrau“ und das „Göbel Barbelin, die schönste Jungfrau in Würzburg“. Frauen in den Hexenprozessen der frühen Neuzeit am Beispiel des Hochstifts Würzburg (Elena Bräutigam, Würzburg)
11.15 Uhr	Besuch der Ausstellung: Die Frau im Dorf
gegen 12.00 Uhr	<i>Mittagessen</i>
14.00 Uhr	„Die zweideutige Krone eines gelehrten Frauenzimmers“. Frauen zwischen Berufstätigkeit und Haushalt an der Schwelle vom 18. ins 19. Jahrhundert (Nadja Bennewitz M.A. / Nürnberg)
14.30 Uhr	Die Schweinfurter Malerfamilie Geiger und ihre Frauen (Dr. Erich Schneider / Schweinfurt)
15.15 Uhr	Podiumsdiskussion
gegen 16.00 Uhr	<i>Ende der Tagung</i>

*(Änderungen vorbehalten)*

**Neu** ist der Tagungsort! In diesem Jahr tagt das Fränkische Seminar in Mittelfranken: im DiaLog Conference Center – einer Einrichtung der Diakonie Neuendettelsau. Die Übernachtung ist im DiaLog-Hotel Neuendettelsau, Wilhelm-Löhe-Straße 22, 91564 Neuendettelsau.

Wenn Sie sich zum Fränkischen Seminar anmelden möchten, füllen Sie bitte das in diesem Heft abgedruckte Anmeldeformular aus und schicken es an die:

**Bundesgeschäftsstelle des FRANKENBUNDES, Hofstraße 3, 97070 Würzburg**

Anmeldeschluß ist der **3. September 2007**.

## ANMELDUNG

zum Fränkischen Seminar 2007: Frauen in Franken

21. – 22. September 2007 im DiaLog Conference Center, Neuendettelsau

### Teilnahmebetrag:

Der Teilnahmebetrag beträgt im EZ 85,00 €, im DZ 135,00 €. In diesem Betrag sind folgende Leistungen (pro Person) enthalten: 1 Übernachtung mit Frühstück, 1 Vormittagsimbiss, 1 Mittagessen (3 Gänge), 2 Nachmittagskaffees, 1 Abendessen (kalt), Tagungsgebühr.

### Verbindliche Anmeldung:

Bitte melden Sie sich mit u.a. Abschnitt verbindlich an bis zum **03. September 2007** in der **Bundesgeschäftsstelle des FRANKENBUNDES, Hofstraße 3, 97070 Würzburg**, Fax: 09 31 / 5 67 12 und überweisen Sie den Teilnahmebetrag auf das Konto des **FRANKENBUNDES**:

**42 00 14 87 // BLZ: 790 500 00 // Sparkasse Mainfranken.**

Müssen Sie Ihre verbindliche Anmeldung später als zwei Wochen vor Seminarbeginn stornieren, muß der **FRANKENBUND** die Stornogebühren, die das Tagungshaus verlangt, leider an Sie weitergeben, es sei denn, es kann für Ersatz gesorgt werden.

**Hiermit melde ich mich / melden wir uns verbindlich an zum  
47. Fränkischen Seminar: Frauen in Franken**

.....  
Vorname Nachname Geburtsdatum\*

.....  
Vorname Nachname Geburtsdatum\*

.....  
Straße PLZ / Ort Telefon\*

.....  
E-Mail-Adresse\* // besondere Wünsche\* (\* = freiwillige Angabe)

Anmeldeschluß: 03.09.2007!

Die Teilnahmegebühr von .....€ werde ich / werden wir bis zum 03.09.2007 auf das Konto des *FRANKENBUNDES* (Kto: 42 00 14 87 // BLZ: 790 500 00 // Sparkasse Mainfranken) überweisen. Mit der Unterschrift erkenne(n) ich / wir auch die Teilnahmebedingungen an.

.....  
Datum Unterschrift

**Bitte beachten Sie:**

**In der Zeit vom 30. Juli bis 31. August ist die Bundesgeschäftsstelle des FRANKENBUNDES nur dienstags und donnerstags in der Zeit von 09.00 bis 10.30 Uhr besetzt.**

## Das ehemalige Zisterzienserkloster Bronnbach im Taubertal

von

*Barbara Ernst-Hofmann*

“...Oh, du mein Heimattal  
im schönen Frankenland,  
ihr Fluren weit und breit,  
seid mir so wohl bekannt,  
du stille Bergeshöh’,  
dich lieb ich immerzu,  
oh, du mein Heimattal,  
wie schön bist du...”,

so lautet der Refrain eines hiesigen regionalen Heimatliedes. Auf den Dorffesten wird es gelegentlich nach dem Ende des offiziellen Festprogramms gesungen, dann hat der Chor die Bühne bereits verlassen und ist zum gemütlichen Teil des Abends übergegangen.

Vor ungefähr 140 Jahren war der Volkskundler Wilhelm Heinrich Riehl zu Fuß an der Tauber unterwegs; Landschaft und Menschen beschreibend wanderte er kurz vor der Inbetriebnahme der Eisenbahnlinie Gerlachsheim – Wertheim 1868 von der ehem. Reichsstadt Rothenburg bis zur Taubermündung und notierte sich: “Ein Gang durchs Taubertal ... ist heute noch ein Gang durch das alte Reich und da man bei der gleichfalls noch altertümlichen Billigkeit der Wirtshäuser mit einer ziemlich leichten Barschaft des Geldbeutels durchkommen kann, so tut man wohl, eine etwas schwerere Barschaft historischer Vorstudien in die Tasche zu stecken.” Aber ob nun mit oder ohne Vorstudien in der Tasche –



*Die Südfront des Klosters;*

*Foto: Kloster Bronnbach*

vor allem sollte man doch Zeit mitbringen, um sich auf die Begegnung mit der Zeit einzulassen. Orte und Denkmäler mit lebendiger Vergangenheit kann man im Taubertal viele finden.

Das Zisterzienserkloster Bronnbach ist ein solcher Ort. Es wurde vor 800 Jahren aus Stein gebaut – für die Ewigkeit. Als ein immer noch kaum bekanntes Kleinod liegt es in der Nähe von Wertheim, der ehemaligen Residenzstadt der Fürsten von Löwenstein-Wertheim. Es war die katholische Linie dieses Geschlechtes, die kraft des Reichsdeputationshauptschlusses von 1803 das Kloster mit all seinen Liegenschaften in Besitz nahm. Die Mönche verschwanden, und das Kloster verwandelte sich für zwei Jahrhunderte in ein abgelegenes Landschloss – mit einem eigenen herrschaftlichen Bahnhof im neuromanischen Baustil, mit Kutschen und Kammerdienern. Seit 1986 trägt nun der Main-Tauber-Kreis die Sorge für die einstige Klosteranlage. Unter der tätigen Regie der Verwaltungsbeamten wurde sie aus ihrem Dormröschenschlaf geweckt. Denkmalpfleger,

Restauratoren, Handwerker, Künstler, Tagungsgäste und Touristen beleben heute den denkmalgerecht sanierten Gebäudekomplex. Doch das ehrwürdige Alter des Klosters lässt sich im neuen Putz nicht verleugnen, und immer noch ist es für viele Menschen ein Ort der Ruhe. So scheinen die Gebäude sogar in unserem geschäftigen Zeitalter, wenn auch nur vorübergehend, die ursprüngliche Bestimmung seiner Erbauer zu erfüllen.

Das Kloster steht fast vollständig erhalten in seiner ursprünglichen Umgebung im nördlichsten Teil des Taubertales. Die geologische Situation des Tales verändert sich kurz nach Tauberbischofsheim: Der Muschelkalk ist verschwunden und der härtere Buntsandstein prägt nun die Landschaft. Das Tal wird eng. Der Fluss schlängelt sich zwischen den bewaldeten Hügeln hindurch. Der rote Buntsandstein zwingt ihn in den Schatten. Dubra, die Dunkle, so nannten die Kelten das Gewässer.

An diesen einsamen Ort wanderten im Hochmittelalter dreizehn Mönche aus Waldsassen, ein Kreuz vorantragend, singend und



*Das ehemalige Zisterzienserkloster Bronnbach von Westen aus;*

*Foto: Kloster Bronnbach*

betend, um ihr Refugium zu errichten. „Alle unsere Klöster sind zu Ehren der Königin des Himmels und der Erde zu erbauen“, lautete der Anfang des IX. Kapitels aus den ersten überlieferten Statuten des Zisterzienserordens. Die Legende legt die Gründung des Klosters in den Frühling; sie erzählt von zwei aufsteigenden, jubelnden Lerchen, die den edelfreien Stiftern den Platz der Klostergründung gezeigt haben sollen. Seit der Mitte des 14. Jahrhunderts kann man auf dem Konventssiegel aus Bronnbach eine sitzende Muttergottes mit drei Blumen in der Hand erkennen. Das Jesuskind auf ihrem Schoß hält einen flatternden Vogel fest, der als Lerche gedeutet wird. Den Bauplatz unten am Fluss erhielten die Mönche laut der Schenkungsurkunde von 1157 vom damaligen Erzbischof aus Mainz. Eine Großbaustelle wurde eingerichtet, das ansteigende Ufergelände terrassiert, ein Steinbruch erschlossen, Drainage- und Bewässerungsgräben angelegt, und wahrscheinlich wurden eine Schmiede und eine Ziegelei gebaut. In dieser Zeit lebten die Mönche etwas abseits in provisorischen Holzgebäuden. Am Kloster aus Stein arbei-

tete man hier in Bronnbach mehr als ein halbes Jahrhundert lang. In dieser Zeit wechselte der Konvent, die Waldsassener verließen Bronnbach, und Mönche aus Maulbronn zogen in das Taubertal.

Aus der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts haben sich die spätromanische Marienkirche und die beiden Erdgeschoße vom West- und Ostflügel der Klausurgebäude erhalten mit Cellarium, Laienrefektorium, Sakristei, Kapitelsaal und einem zweischiffigen Saal, möglicherweise ein Arbeitsraum. Der Kreuzgang mit seinen weit gespannten Kleeblatt- und zierlichen Spitzbogenfenstern stammt aus der Frühgotik. Identität und Herkunft der Werkmeister und der verdingten Steinmetzen sind nicht überliefert, aber man vermutet, dass die Bauleute aus dem Rheingebiet gekommen waren.

Die Größe des Bauvorhabens überzeugt jedoch unmittelbar, betritt man die 75 Meter lange dreischiffige Basilika. Die schwerfällige Würde der östlichen Langhausarkaden, die wuchtigen Pfeiler und die mächtigen Säulen künden von einer Zeit, in der die steiner-



*Blick in den Kreuzgang;*

*Foto: Kloster Bronnbach*

nen Kirchen die stabilsten Gebäude überhaupt gewesen sind. Die Männer, die hier im Schutz der kühlen Mauern beteten, hatten beschossen, das Kloster zu Lebzeiten nicht mehr zu verlassen, sie fühlten sich in der Obhut Gottes geborgen, sicher vor den Gefahren und Versuchungen der Außenwelt.

Der Kreuzgang war ihnen ein Ort der Ruhe und der Gelehrsamkeit. In seiner hinfälligen Schönheit meint man noch den Klang ihrer leisen Schritte zu hören. In einer Wandnische, dem Armarium, wurden die liturgischen Bücher und andere Schriften aufbewahrt, die zu lesen zu den Aufgaben der Männer gehörten. Ein Säulenkapitell mit der Darstellung der Zwietracht weist darauf hin, dass zu streiten an diesem ehrwürdigen Ort verboten war. Andere Kapitelle stellen sich entfaltende Knospen dar, erinnern an den himmlischen Frühling des Paradieses. Durch die filigranen Fensterbögen blickt man auf den sonnigen Garten des Kreuzganges. Im Sommer leuchtet dort das Karminrot der blühenden Rosen.

Aber natürlich gab es nicht nur friedliche Zeiten im Kloster Bronnbach. Im Jahr 1525 fiel ein wütender Bauernhaufen brandschatzend über das Kloster her, und im Dreißigjährigen Krieg stürmten die evangelischen Horden der Grafen von Löwenstein-Wertheim das Kloster. Damals waren die Mönche gezwungen zu fliehen. Kloster und Kirche wurden radikal geplündert und " ...die schöne, alte Bibliothek distrahiert..."

In der nachfolgenden Zeit erlebte das Kloster einen wirtschaftlichen Aufschwung. Es wurde großzügig an- und umgebaut, und die Kirche erhielt neue barocke Altäre. Zum goldenen schimmernden Marienaltar im Sanktuarium gehören vier große Altäre im Mittelschiff; es handelt sich um ein vollständig erhaltenes Altarensemble aus der Zeit um 1700. Das berühmte Chorgestühl stammt aus der Zeit des Rokoko. Die bewegte Ornamentik erinnert an die Kraft und Verspieltheit einer aufgewühlten See. Man kann es sich gut vorstellen: Aus diesen aufbrausenden Wellen ertönte einst gemäßigt und dankbar das Lob Gottes. Vielleicht tauchten aber schon ängstliche Zwischentöne auf, denn wenige Jahre nach der Aufstellung des Gestühls wurden die

Mönche von den Wogen der Französischen Revolution erfasst und weggeschwemmt.

Von besseren Zeiten erzählt der Festsaal des Klosters, ein lichter, hoher, in blasses Türkis getauchter Raum mit kostbaren Stuckarbeiten eines aus Wien stammenden Künstlers. Zwischen den hellen Fenstern und auf dem elegant geschwungenen Spiegelgewölbe sind zahlreiche Gemälde zu bewundern. Die meisten erzählen die Geschichte des hl. Josefs von Ägypten aus dem Alten Testament. Der Bauherr, Abt Josef Hartmann, huldigte auf diese Weise seinem Namenspatron Josef, dem Sohn Jakobs. An den Festlichkeiten, die später in diesem Raum stattfanden, vermochte Hartmann jedoch nicht mehr teilzunehmen. Gevatter Tod hatte den baufreudigen Abt zu sich geholt, bevor der Saal eingeweiht wurde. Ein Medaillon mit der Darstellung eines knöchernen Sensenmannes erinnert an sein Schicksal.

Die nachfolgenden Äbte widmeten sich der Gestaltung der Gärten. Ambrosius Balbus ließ sogar ein imponierendes Gewächshaus mit einem ebenso imponierend großen Fresko direkt neben der Klosterkirche errichten.

Repräsentationslust und ein erwachtes Interesse an der stilisierten Natur hinterließen auch in Bronnbach ihre Spuren. Und eben diese Gärten sind es, die den romantischen Charme der Klosteranlage ausmachen. Vor dem ehemaligen Konversenbau, der heutigen Prälatur, wurde vor mehr als dreihundert Jahren ein geschlossener Garten angelegt, damals fast schon altmodisch – im Stil der Spätrenaissance. Lange Zeit vernachlässigt und verwildert hat er sich bis heute in seiner Grundstruktur erhalten. In seiner Mitte steht ein wunderbarer Schalenbrunnen, geschmückt mit Masken ähnlich einer italienischen Grotteske. Durch das Rauschen des fließenden Wassers scheinbar zum Leben erweckt spukten gehörnte Fabelwesen munter in die überlaufenden Wasserbecken.

Wie beiseite gestellt wirken dagegen die Skulpturen im Abtsgarten. Aus dem Schatten der alten Bäume blicken sie auf die zahlreichen Menschen, die an ihnen vorbeilaufen und in der Prälatur verschwinden. Einige Figuren haben ihre Bedeutung für uns verloren,



Das Gewächshaus;

Foto: Kloster Bronnbach

da ihnen das sie kennzeichnende Attribut fehlt, andere stellen die vier Jahreszeiten dar, ein typisches Gartenmotiv. Jahre zogen an ihnen vorüber und hinterließen ihre Spuren im verwitterten Stein. Heute stehen sie inmitten der bunten Rosen des Landkreises. Wenn die Touristensaison im Herbst zu Ende ist, werden sie unter hölzerne Kästen gesteckt und so vor der frostigen Kälte des Winters geschützt. Im Frühling werden die Kästen wieder entfernt, und im Sommer, wenn der eine oder andere Vorbeieilende sich die Zeit nimmt, sie zu betrachten, werden sie viel-

leicht von den Ereignissen erzählen, deren Zeugen sie gewesen sind.

#### Literaturangaben:

- Wilhelm Heinrich Riehl, Ein Gang durchs Taubertal von Rothenburg nach Wertheim. Erl. von Carlheinz Gräter. Gerchsheim 2003.
- Müller, Peter (Hrsg.), Kloster Bronnbach 1153 – 1803. 650 Jahre Zisterzienser im Taubertal. Wertheim 2003.
- Wolf, Reinhard (Hrsg.), Die Naturschutzgebiete im Regierungsbezirk Stuttgart. Stuttgart 2002.

## Maximilian Dauthendey – ein berühmter Sohn Würzburgs

von  
Georg Hippeli

Max Dauthendey wurde im Jahr 1867 in Würzburg geboren. Am 25. Juli 2007 hätte er seinen 140. Geburtstag – ein Grund, wieder einmal an ihn zu erinnern und ihm hier ein paar Zeilen zu widmen. Denn er war berühmt,

aber nicht bekannt, obwohl er der Nachwelt ein umfangreiches dichterisches Werk hinterlassen hat. Die Literaturgeschichte zählt ihn zu den großen deutschen Impressionisten seiner Zeit. Vor nicht allzu langer Zeit wurde

eines seiner bekanntesten Werke: 'Die acht Gesichter am Biwasee' neu aufgelegt, die empfindungsreichen Liebesgeschichten aus Japan. Sein Leben lang war Dauthendey hin- und her gerissen – einerseits von der Sehnsucht nach exotischer Fremdheit, andererseits nach seiner Heimatstadt Würzburg. Diese hat seine Persönlichkeit gewürdigt, indem sie Straßen und Wege nach ihm benannt hat. Eine Schule trägt seinen Namen und auch ein Saal im Würzburger Falkenhaus, das die Stadtbücherei beherbergt. Fern von seiner geliebten fränkischen Heimat starb Maximilian Dauthendey im Jahr 1918 auf Java an Malaria. Seine sterblichen Überreste ruhen heute auf dem Würzburger Hauptfriedhof.

Die Dauthendey-Gesellschaft in Würzburg hält sein Andenken wach, und diverse Gedenktafeln in der Stadt erinnern an ihn. Das Stadtarchiv bewahrt seinen umfangreichen Nachlass auf. Dauthendey gestand einmal, daß er 'jede Stunde in dieser Stadt berauschend finde': "Das Würzburger Licht, das an den sonnigen Tagen von den Bergen wie eine blaue Elektrizität rund um die Stadt in den Himmel scheint, kommt mir immer vor, wie aus einem Jubel geboren. Ist es die Stellung der Hügel, die wie Brennspiegel verteilt am Mainufer nach Süden gerichtet stehen? Oder ist es der lange flüssige Spiegel des Mains selbst, der das gewundene Maintal aufhellt, so daß es scheint, als flösse zwischen den Hügeln ein weißes Feuer, das, mit der Sonne vereint, die Weinbeeren an den Geländen kocht? ... Im Mai und im Juni, wenn bei uns die studierende Jugend am Mainufer in ihren Vereinshäusern die Frühmusik zum Himmel klingen lässt und die Gelände blühen und der Fluss blitzt und die warmblütigen und lebensfrohen jungen Würzburgerinnen unter den blühenden Bäumen lachen, dann ist der Frühling hier wie eine Festzeit der Menschenjugend." – Ja, die Welt erlebte und ge-

noss er als einzige große 'Weltfestlichkeit'. Streben nach materieller Sicherheit und sicherer Existenz war ihm fremd und ließ ihn oft genug im Leben scheitern.

Über seine lyrischen Gedichte sagte Stefan George einmal, sie seien "das einzige, was jetzt in der ganzen Literatur als vollständig Neues dastehe... eine eigenartige Kunst, die reicher genießen lasse als Musik und Malerei, da sie beides zusammen sei". Tatsächlich finden wir hier kleine sprachliche Kunstwerke, die an synästhetisches Empfinden erinnern und uns wie die Malerei in eine bunte Farbenwelt eintauchen. Nicht zufällig trägt auch einer seiner Gedichtbände den Namen "Ultraviolett". Ein Zeitgenosse, der Literat Walter von Molo, schrieb einmal über seine dichterischen Fähigkeiten: "Dauthendey's Instrument hatte nicht viele Saiten, doch er musizierte darauf in immer liebenswerten, besiegenden Variationen, bis ihm Gedichte von schlichtester volkstümlicher Innigkeit gelangen, Dichtungen von seltener Farbigkeit, von symbolischer Phantastik, von einer höchst begnadeten Schilderungskraft, einem fast unerschöpflichen Reichtum an außerordentlich persönlichen Vergleichen."

Der Verfasser dieses Artikels hat ein kleines Gedichtbändchen herausgegeben – ein Versuch, durch Auswahl von mehr als 100 Gedichten Dauthendey's in Verbindung mit zahlreichen Fotos dem Leser ein wenig die farbenfrohe Stimmung der Natursicht seiner Zeit, der Epoche des Jugendstils, zu vermitteln. Das Gedichtbändchen ist im Würzburger Buchhandel, im Stadtarchiv Würzburg und beim Verfasser selbst erhältlich. Der Titel heißt: 'Mit Dauthendey durchs Jahr – Mainfrankens Natur im Spiegel von Dauthendey's Lyrik', das Titelbild, eine Portraitskizze von Max Dauthendey, hat die bekannte Würzburger Malerin Renate Jung beigeleitet.

## Das 'Historische Lexikon Bayerns' – ein Internet-Lexikon auch zur fränkischen Geschichte

von

Florian Sepp

Innerhalb nur weniger Jahre hat das Informationsmedium Internet einen Siegeszug angetreten und ist mittlerweile aus vielen Lebensbereichen nicht mehr wegzudenken. Alleine in Deutschland nutzen bereits 58 % der Bevölkerung das Netz, mit steigender Tendenz.<sup>1)</sup>

### Internetangebote für Historiker

Längst ist auch die Geschichtswissenschaft im Internet mit wichtigen Fachportalen wie z.B. clio-online<sup>2)</sup> und historicum.net<sup>3)</sup> vertreten. Rezensionenjournalen wie H-Soz-u-Kult<sup>4)</sup> oder Sehepunkte<sup>5)</sup> haben die traditionellen Rezensionsteile wissenschaftlicher Zeitschriften an Bedeutung wohl schon übertroffen. Neben Einstiegsinformationen ermöglichen Internetangebote auch den Zugriff auf große Quellencorpora und Hilfsmittel, so

auf die Editionen der Monumenta Germaniae Historica<sup>6)</sup> oder die Regesta Imperii<sup>7)</sup>. In immer größerer Zahl stehen auch Nachschlagewerke zur Verfügung.<sup>8)</sup> Rasche Orientierung im unübersichtlichen Dickicht historischer Ressourcen im Internet bieten kommentierte Linkverzeichnisse, wie die Virtual Library Geschichte.<sup>9)</sup>

Die bayerische und fränkische Landesgeschichte waren im Internet schon sehr früh präsent. Einstiegspunkt zu den zahlreichen landesgeschichtlichen Angeboten ist die Sektion 'Bayerische Landesgeschichte' der Virtual Library Geschichte.<sup>10)</sup> Als zentrales Portal entstand 2001 die 'Bayerische Landesbibliothek Online (BLO)'<sup>11)</sup> als Gemeinschaftsprojekt verschiedener bayerischer Bibliotheken unter Federführung der Bayerischen Staatsbibliothek.<sup>12)</sup> Als kulturwissenschaftliches Portal zu Bayern präsentiert die

1) Pressemeldung der Initiative D 21 vom 1. August 2006 auf <<http://www.nonliner-atlas.de>>.

2) URL: <<http://www.clio-online.de>>.

3) URL: <<http://www.historicum.net>>.

4) URL: <<http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/index.asp>>.

5) URL: <<http://www.sehepunkte.de>>.

6) URL: <<http://www.dmgh.de>>.

7) URL: <<http://www.regesta-imperii.de>>.

8) Kostenfrei u.a. Allgemeine Deutsche Biographie

(URL: <[http://www.ndb.badw.de/adb\\_artikelverzeichnis.htm](http://www.ndb.badw.de/adb_artikelverzeichnis.htm)>), das Deutsche Rechtswörterbuch

(URL: <<http://drw-www.adw.uni-heidelberg.de/drw/>>) oder das Historische Lexikon der Schweiz

(URL: <<http://www.dhs.ch>>).

9) URL: <<http://www.vl-geschichte.de>>.

10) URL: <[http://www.uni-regensburg.de/Fakultaeten/philo\\_Fak\\_III/Geschichte/Bayern.html](http://www.uni-regensburg.de/Fakultaeten/philo_Fak_III/Geschichte/Bayern.html)>.

11) URL: <<http://www.bayerische-landesbibliothek-online.de>>.

12) Rolf Griebel, Die "Bayerische Landesbibliothek Online". Ein regionales kulturwissenschaftliches Informationsportal für alle, in: Archivalische Zeitschrift 88 (2006), S. 285-303 (= Festschrift Hermann Rumschöttel zum 65. Geburtstag).

BLO u.a. verschiedene digitale Angebote zur Landesgeschichte (z.B. Historischer Atlas von Bayern, Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Nürnberg) oder zu Kunst, Theater und Musik. Beachtenswert ist auch die große Sammlung historischer Karten (z.B. die Orts- und Urpositionsblätter des 19. Jahrhunderts). Die BLO wird laufend ausgebaut und erweitert. Den fränkischen Baustein der BLO stellt die Universitätsbibliothek Würzburg unter dem Titel "Franconica-Online" bereit.<sup>13)</sup>

Eine neue Dimension eröffnet die im März 2007 vereinbarte Kooperation zwischen Google und der Bayerischen Staatsbibliothek.<sup>14)</sup> In den nächsten Jahren sollen über eine Million Bände aus den urheberrechtsfreien Altbeständen der BSB im Internet bereitgestellt werden – darunter auch zahlreiche Franconica.

### *Das 'Historische Lexikon Bayerns'*

Während viele wissenschaftliche Internetangebote bereits vorhandenes Material digital aufbereiten, wird das 'Historische Lexikon Bayerns', das im Rahmen der BLO entsteht, komplett neu erstellt. Seit Mai 2006 online, enthält das Lexikon derzeit rund 370 fertige Artikel. Das 'Historische Lexikon Bayerns' deckt eine wichtige Lücke ab: Gab es bisher nur (gedruckte) Personen- und Ortslexika zur bayerischen Geschichte, präsentiert das 'Historische Lexikon' nun ausnahmslos Sachbegriffe. Das Lexikon ist – auch dies ein Novum in der BLO – ein reines Internetangebot.

### *– Aufbau und Träger*

Jeder Artikel bietet eine einführende Zusammenfassung (Abstract), an die sich ein

längerer Beitrag anschließt.<sup>15)</sup> Dazu treten ausgewählte Dokumente (Bilder, Karten, zentrale Quellen, Tonbeispiele), Literatur- und Quellenhinweise sowie Links auf ausgewählte Internetangebote und verwandte Beiträge im Lexikon. Für die intensive Vernetzung mit anderen BLO-Angeboten sorgen Links in die Personen- und Ortsdatenbank der BLO. Über die Qualität der Artikel, die ausgewiesene Fachautoren verfassen, wacht neben der Redaktion (Dr. Ellen Latzin und Florian Sepp M.A.) ein wissenschaftlicher Beirat (Leitung: Prof. Dr. Ferdinand Kramer).

Finanziert wird das Projekt durch das Bayerische Staatsministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst. Träger sind die 'Bayerische Staatsbibliothek' zusammen mit der 'Kommission für bayerische Landesgeschichte' und der Konferenz der Landeshistoriker an den bayerischen Universitäten.

### *– Zeitliche Schwerpunkte – große inhaltliche Bandbreite*

Das 'Historische Lexikon Bayerns' entsteht abschnittsweise nach dem Prinzip abgeschlossener Module. In der ersten, nun zu Ende gehenden Projektphase wurde die Zeit der Weimarer Republik behandelt. Allein diese bewegten Jahre sind mit rund 580 Stichworten vertreten, wobei einige Beiträge auch längere Zeiträume abhandeln. Als nächster zeitlicher Schwerpunkt befindet sich das Spätmittelalter in Vorbereitung.

Im Rahmen dieser zeitlich weitgehend abgeschlossenen Module bemüht sich das Lexikon um eine große inhaltliche Bandbreite. Neben der politischen Geschichte des Freistaats widmen sich weitere Artikel dem Verwaltungsaufbau, der Wirtschafts- und Sozialgeschichte, dem Schulwesen sowie der

<sup>13)</sup> URL: <<http://www.franconica-online.de>>. Unter dieser Adresse werden demnächst auch die älteren Ausgaben des FRANKENLANDES aufrufbar sein.

<sup>14)</sup> Pressemitteilung der BSB vom 6. März 2007, URL: <<http://www.bsb-muenchen.de/Aktuell.74.0.html>>.

<sup>15)</sup> Wenn im Netz bereits qualitativ hochwertige Angebote bereitstehen, wird anstelle eines Artikels lediglich auf diese externen Angebote verlinkt.

Presse- und Verlagslandschaft. Nicht vergessen werden selbstverständlich auch die Kirchen- und Religionsgeschichte sowie die Entwicklung des musikalischen, künstlerischen und literarischen Lebens.

## – Artikel zu Franken

Neben der thematischen ist auch eine regionale Ausgewogenheit angestrebt.<sup>16)</sup> Fränkische Betreffe sind mit einer Reihe eigener Artikeln vertreten – so über die Entwicklung des Begriffs ‘Mainfranken’ oder den ‘Frankenbund’. Verschiedene Beiträge widmen

sich dem 1920 mit Bayern vereinigten Coburg (Freistaat Coburg, Vereinigung Coburgs mit Bayern, Coburger Landesstiftung, Coburger Blutsonnabend). Die Rolle Bambergers als Ausweichort der bayerischen Regierung schlägt sich in Artikeln über die Kabinette Hoffmann I und II, das Bamberger Abkommen (30. Mai 1919) oder die Bamberger Verfassung nieder.

Detailliert werden Parteien behandelt, die ihren regionalen Schwerpunkt in Franken hatten. Dies betrifft vor allem das liberale Lager – mit der DDP, der DVP, der Bayerischen Mit-

Historisches Lexikon Bayerns - Gebrüder Bing, Nürnberg - "Musik Fräulein"

Suche:

Historisches Lexikon Bayerns

## Gebrüder Bing, Nürnberg

1864 von den Gebrüdern Ignaz (1840-1918) und Adolf Bing gegründetes Unternehmen, das sich von der anfänglichen Metallwarenfabrikation bis Anfang des 20. Jahrhunderts zum größten Spielzeughersteller der Welt entwickelte. Im Zuge der Weltwirtschaftskrise ging das Unternehmen 1929 bankrott. Den aus der Konkursmasse erworbenen Namen führt seit 1932 ein auf die Herstellung von Vergasern spezialisierter Automobilzulieferer.

Artikel von Rudolf Endres

### Der Unternehmensgründer Ignaz Bing und seine Herkunft

Die jüdische Familie Bing war aus Bingen über Frankfurt am Main nach Franken gekommen. Am 29. Januar 1840 wurde Ignaz Bing (1840-1918) als zweiter Sohn des Färbemeisters Salomon Bing in Memmelsdorf/Löffl. geboren. Er verlor aber bereits als Siebenjähriger seine Mutter. Der Vater siedelte, wieder verheiratet, 1853 nach Gunzenhausen um, wo er sich im einträglichen Hopfenhandel betätigte. Mit 14 Jahren kam Ignaz nach Ansbach in ein kaufmännisches Lehrinstitut, in dem er auch praktische Erfahrungen erwarb, die er in mehreren Städten vertiefte.

### Firmengründung und Entwicklung bis zum Ersten Weltkrieg

Mit 24 Jahren gründete Ignaz Bing 1864 mit seinem jüngeren Bruder Adolf in Nürnberg ein Engrosgeschäft für Garn-, Band- und Kurzwaren. Ein Jahr später mieteten sie einen kleinen Laden in der Karolinenstraße und nahmen Metall- und Galantenerwaren in ihr Verkaufsangebot auf. Einen beträchtlichen Aufschwung nahm ihr Geschäft während des Krieges von 1866 durch die einquartierten preussischen und mecklenburgischen Soldaten. Die Gebrüder Bing mieteten daraufhin einen größeren Laden an und spezialisierten das Sortiment auf Metallwaren.

Einen neuerlichen Aufschwung erlebte das Geschäft durch den Verkauf von Gewichten und Maßen des neugegründeten Deutschen Reiches ab 1871. Zu ihrer Herstellung stützten sich die Gebrüder Bing auf die Nürnberger Hammerstraße. Als diese den hohen Bedarf an Massenartikeln nicht mehr decken konnte, wurde die "Nürnberger Metallfabrik Gebrüder Bing" zur Herstellung von Küchengeräten, Backspielwaren und anderen Blech- und Lackierwaren gegründet. Ignaz übernahm die Leitung des Betriebs, in dem bald 3.000 Arbeiter tätig waren, während sich Adolf zurückzog.

Die geschütten "Bingkaufleute" weiteten den Absatz über ganz Europa aus und eroberten sogar die Märkte in den USA. In der Spielwarenherstellung nahen die Firma Bing eigenen Angaben seit 1908 weltweit den ersten Platz ein, was auf den Landesausstellungen honoriert wurde. In den Vorkriegsjahren erweiterte Ignaz Bing das Angebot noch um Badeöfen und Badeartikel.

### Firmengeschichte von 1914 bis zum Tode Ignaz Bings 1918

Mit dem Ersten Weltkrieg gingen viele Absatzmärkte verloren, doch die Firma Bing stellte sich auf Kriegsprodukte um. Sie lieferte nun Helme, Feldflaschen, Militärkochgeschere und Tornister. Wichtig begann Ignaz Bing sich in den letzten Kriegsjahren wieder auf Friedensprodukte einzurichten.

Das erfolgreiche Wirken von Ignaz Bing fand Anerkennung mit der Verleihung des Titels Geheimer Kommerzienrat und weiterer Auszeichnungen. Als leidenschaftlicher Naturforscher entdeckte er die "Bing-Mollie" bei Straßburg. Nach

Firma

Start Historisches Lexikon...

Screenshot des Artikels "Gebrüder Bing, Nürnberg". Dem einleitenden Abstract folgt der Artikel von Rudolf Endres. Am linken Seitenrand erscheint als Dokument ein Werbeplakat der Firma, das sich durch Mausclick in einem größeren Fenster öffnet.

<sup>16)</sup> In rund 100 (von rund 370 freigeschalteten) Beiträgen wird Nürnberg erwähnt, Würzburg und Bamberg in rund 60, Erlangen, Bayreuth und Fürth in ca. 20–30 (Angaben gemäß Verlinkungen aus der Ortsdatenbank der BLO in das Historische Lexikon).

telpartei/DNVP, der Christlich-Nationalen Bauern- und Landvolkpartei sowie der Nationalliberalen Landespartei in Bayern – oder die Christlich-soziale Reichspartei des Würzburger Diözesanpriesters Vitus Heller. Die Entwicklung von Rechtsextremismus und NSDAP in Franken thematisieren Artikel über die Deutschsozialistische Partei um Julius Streicher, die Deutschen Tage in Nürnberg, Bayreuth und Coburg, den Bund Reichsflagge sowie die Reichsparteitage der NSDAP.

Zahlreiche für Franken relevante Sachverhalte gehen aus Artikeln hervor, die den Raum des gesamten Freistaats behandeln. So analysiert der Beitrag über die Bevölkerung

Bayerns im 19. und 20. Jahrhundert die regional sehr unterschiedlichen Entwicklungen der Einwohnerzahlen. Die wirtschaftliche Bedeutung Frankens für Bayern machen die Artikel zur Wirtschaftsentwicklung in der Weimarer Republik und zur Industrialisierung Bayerns deutlich. Vergleichbares gilt auch für Beiträge zur Kunstgeschichte (z.B. Neues Bauen, Hochhäuser).

Aufgrund der Konfessionsverhältnisse – diese werden auch eigens behandelt – sind für Franken auch die Beiträge über die Evangelische Kirche einschlägig (u.a. Geschichte seit 1800, Konsistorien, Kirchenkreise, Kirchenpräsident, Verein für bayerische Kirchengeschichte, Diakonie, CVJM).

## Gesamtfränkische Mundart-Theaterbewegung: Im Zeitalter der Globalisierung die Regionalkultur stärken

von

Franz Och

Die Gesamtfränkische Mundart-Theaterbewegung zeigte in Madenhausen bei Schweinfurt Flagge. Gerade im Zeitalter der Globalisierung gelte es die Regionalkultur zu stärken, betonte der Vorsitzende Manfred Zirkelbach, ein Franke aus der Rhön.

Die Arbeitsgemeinschaft Mundart-Theater-Franken hat 168 Mitglieder in Ober-, Mittel- und Unterfranken sowie in Hohenlohefranken (Baden-Württemberg) und in Südthüringen. Sie wurde vor 25 Jahren Egloffstein (Oberfranken) gegründet.

Die 19. Gesamtfränkischen Mundart-Theatertage finden 2008 in Hohenlohefranken statt. Unabhängig davon finden jährlich in jedem Bezirk eigene Mundart-Theatertage statt, heuer in Bad Windsheim (Mittelfran-

ken), Fladungen (Unterfranken) und Kulmbach (Oberfranken).

Großes Gewicht wird auf die Fortbildung der Spieler gelegt. So finden allein in Rügheim (Unterfranken) acht Seminare statt. In einer Autorenwerkstatt in Dehnberg werden Stückerreiber gefördert. Vertieft soll auch die Zusammenarbeit mit dem Unterfränkischen Dialektinstitut der Universität in Würzburg.

Neu ist die Absicht, jährlich einen Fränkischen Mundart-Theatertag für die Jugend zu etablieren. Damit soll die Nachwuchsarbeit in Sachen Mundart-Theater forciert werden.

Mit den Volksmusikgruppen will man ebenfalls das Zusammenwirken vertiefen. Ferner soll ein Mundart-Theater-Archiv eingerichtet werden.

# Vom neuen zum modernen Bayern. Eine Einführung in die Ausstellung

von

Fred G. Rausch

Im vergangenen Jahr gedachte der Freistaat Bayern mit mehreren landeskundlichen Ausstellungen der Entstehung und Entwicklung des "neuen Bayern" nach der Säkularisierung der geistlichen Fürstentümer im Jahre 1803 und des Neuanfangs im neuen Territorialstaat "Königreich Bayern" nach der Erhebung des Kurfürsten Max IV. Joseph zum König Max I. Joseph von Bayern am 1. Januar 1806.

Der "Königerhebung" und Konstituierung des "Königreiches Bayern" war besonders die Ausstellung "Bayerns Krone 1806. 200 Jahre Königreich Bayern" in der Münchner Residenz gewidmet<sup>1)</sup>. Das Haus der Bayerischen Geschichte zeigte in Nürnberg die Ausstellung "200 Jahre Franken in Bayern 1806

bis 2006"<sup>2)</sup>. In der Staatskanzlei präsentierte das Haus der Bayerischen Geschichte in Zusammenarbeit mit der Generaldirektion der Staatlichen Archive in Bayern die Wanderausstellung "Vom neuen zum modernen Bayern", die bisher in München, Regensburg und Ansbach gezeigt wurde und nun vom 21. Juli bis 16. September 2007 im Würzburger Universitätsgebäude am Sanderring zu sehen ist. Anschließend wandert sie nach Landshut<sup>3)</sup>. Im Januar 2008 wird "Vom neuen zum modernen Bayern" in Augsburg gezeigt. Danach ist der Regierungsbezirk Oberfranken an der Reihe.

Die jeweiligen Ausstellungen präsentieren sich an jedem Standort mit einem spezifischen regionalpolitischen Akzent. Unter dem Titel "Unterfranken, Land mit Charakter" hat das unterfränkische Redaktionsteam einen "Leittext" erarbeitet, der die Inhalte der "Unterfrankenstation" beschreibt und strukturiert. Das heutige Unterfranken kam erst ab 1814, also nach der Habsburger Zwischenherrschaft des Ferdinand von Toskana (1769–1824)<sup>4)</sup>, endgültig zum damaligen Königreich Bayern<sup>5)</sup>. Weil der Habsburger Großherzog als zweitgeborener Sohn des Kaisers die Sekundogenitur in Florenz 1801 verlor, begründete er zunächst 1802 seinen Status als "Kurfürst" für das säkularisierte Salzburg, das aber alsbald dem Kaiserhaus im Pressburger Frieden vom 26. Dezember 1805 direkt zufiel. Ferdinands Kurwürde wurde auf Würzburg übertragen.

Das "Großherzogtum Würzburg" wurde 1805/06 begründet, geriet aber 1813 endgültig zwischen die Mächte Frankreich, Österreich und Bayern. Der Großherzog war am Geschehen nur noch passiv beteiligt. Nach der Niederlage Napoleons und dem Seitenwechsel Bayerns akquirierte das Kaiserhaus Würzburg und befriedigte im Pariser Vertrag



Ausstellungsplakat

vom 2./3. Juni 1814 bayerische Gebietsansprüche im Tauschverfahren gegen Tirol und Vorarlberg. Am 5. Juni 1814 reiste Ferdinand von Würzburg ab. Familienintern bestand Einvernehmen über seine Rückkehr in die Toskana. Am 28. Juni 1814 erfolgte die förmliche Übergabe der fränkischen Herrschaft an Bayern. Der Würzburger Historiker Harm-Hinrich Brandt charakterisiert in der "Unterfränkischen Geschichte" die regionalen bayerischen Interessen in jenen Jahren: "Nach zähen Verhandlungen kam 1816 ein weiterer österreichisch-bayerischer Vertrag zustande, der Bayern gegen Herausgabe Salzburgs, des Inn- und Hausruckviertels die linksrheinische neuformierte Pfalz verschaffte. Die Zuwaage von Hammelburg, Brückenau, Teilen von Bieberstein, Alzenau, Miltenberg, Amorbach und Heubach konnte zwar den Untermainkreis abrunden, nicht aber als Trostpflaster für die entgangene rechtsrheinische Pfalz samt der Landbrücke dienen ... Ähnlich wie Preußen ... ist auch Bayern aus der Epoche des Wiener Kongresses als ungesättigter Staat hervorgegangen. ... Würzburg und mehr noch Aschaffenburg blieben als exponierter Torso dieser ausgreifenden Politik von nun an unter bayerischer Herrschaft. Ihre Integration in das bayerische Königreich wurde zu einer Aufgabe, deren Bewältigung erst mit der Zeit gelang."<sup>6)</sup>

In den Jahrhunderten vor der bayerischen Herrschaft über Mainfranken hatten nicht selten einzelne Prälaten und ihre Familien die geistlichen Territorien an Main und Mittelrhein in Personalunion regiert und zusammengeführt, so dass man gelegentlich auch vom "Schönbornland" sprach, wenn man die mainfränkischen Reichslande charakterisieren wollte. Das neu entstandene Wittelsbacher Königreich mit seinem Chefminister Maximilian Graf von Montgelas folgte anderen politischen Intentionen als sie ehemals im "Alten Reich" gepflegt wurden<sup>7)</sup>. Bis zur Säkularisation gab es im Fränkischen das Hochstift Würzburg, also das Territorium des Fürstbischofs von Würzburg, und das Mainzer Kurerzstift mit dem Oberstift und seinem Sitz in Aschaffenburg, Ämter des Hochstifts Fulda, die freie Reichsstadt Schweinfurt, einige kleinere Territorien des Adels, Reichs-

ritterschaft, Reichsdörfer und bedeutende Klöster. Diese Territorien (teile) und ihre Einwohner wurden im "neuen Bayern" unter einer einheitlichen Staatsgewalt zum "Kreis Unterfranken und Aschaffenburg" vereint.

### *Unterfranken, Land mit Charakter*

Die Vielfalt dieser "Region am Main" in Brauchtum, Lebensart, Konfession und Sprache ist bis heute erhalten geblieben und wird in der Ausstellung unter verschiedenen Aspekten thematisiert. Traditionell waren die Einwohner des Erzstifts Mainz und der Hochstifte Würzburg und Fulda überwiegend katholisch geprägt. Protestanten gab es vor allem in der damaligen Reichsstadt Schweinfurt und in den reichsritterschaftlichen Orten. Neben diesen beiden christlichen Konfessionen bildete das Judentum, vor allem auf dem Lande ("Landjuden"), einen bedeutenden, für Bayern relativ hohen Bevölkerungsanteil. Die Säkularisation und der neue bayerische Staat veränderten die konfessionelle Landschaft maßgeblich. Dabei ließ man sich von der "Parität" der christlichen Konfessionen leiten. Die Religiosität der Bevölkerung und das Selbstbewusstsein des Klerus blieben stark ausgeprägt. Das gilt auch für die NS-Zeit und bis in die Gegenwart. Die heutige Konfessionslandschaft zeichnet sich durch christlich-jüdisches und muslimisches Miteinander aus. Insbesondere die Neubegründung jüdischen Lebens ist nicht zuletzt dem Wirken des langjährigen Vorsitzenden der Israelitischen Kultusgemeinde Würzburg, Senator David Schuster, zu verdanken. Der in den 1990er Jahren einsetzende Zuzug von Juden aus Osteuropa war Anlass für die Errichtung des neuen jüdischen Gemeinde- und Kulturzentrums "Shalom Europa" in Würzburg.<sup>8)</sup>

"Unterfranken", so formulieren die Ausstellungsmacher in ihrem Leittext, "besteht aus drei Teilregionen mit ihren Oberzentren: die Region Würzburg, die Region Main-Rhön mit Schweinfurt sowie der Bayerische Untermain mit Aschaffenburg. Die Städte erlitten im Zweiten Weltkrieg ungeheure Zerstörungen. Längst stehen sie aber wieder für Kultur und Bildung, wirtschaftliche Leistung und Weltoffenheit. Unterfranken mit seinen Mit-

telgebirgen zählt aber auch 22 Mittelzentren. Es ist Brücke und Drehscheibe zwischen Süd- und Mitteldeutschland. Seit der Wiedervereinigung rückte Mainfranken von der "Zonenrandlage" wieder in das Zentrum der föderalen Vielfalt deutscher Siedlungs- und Wirtschaftsregionen mit eigenem Profil zwischen den Metropolregionen Frankfurt und Nürnberg.

Die Universität Würzburg, eine der ältesten Hochschulen Süddeutschlands mit Standortkontinuität über Jahrhunderte, sowie die Fachhochschulen Würzburg-Schweinfurt und Aschaffenburg bilden Jahr für Jahr über 25.000 Studierende aus. Unterfranken ist ein Spitzenstandort der medizinischen Forschung - führend unter anderem in der experimentellen Biomedizin, der Infektionsforschung und der Herz-Kreislaufforschung. Stolze 13 Nobelpreissträger hat die Würzburger Universität hervorgebracht, unter anderem Wilhelm Conrad Röntgen, der Entdecker der Röntgenstrahlen (Nobelpreis für Physik 1901).

Die unterfränkische Industrie war lange vor allem auf Schweinfurt und den Aschaffener Raum konzentriert. Dies änderte sich erst seit den 1930er Jahren und insbesondere mit dem Flüchtlingszustrom in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg. Standorte im mehr ländlichen Raum verweisen gleichwohl teilweise auf lange Traditionslinien. Glas, Eisen und Stahl prägen beispielsweise seit vielen Generationen die Arbeitswelt im Spessart. In den 1990er Jahren gab es weitere enorme Innovationsschübe. Der erste serienmäßige Airbag wurde am Bayerischen Untermain entwickelt, ebenso der erste deutsche Picosatellit am Lehrstuhl für Robotik der Universität Würzburg. Die Wirtschaft glänzt heute mit Spitzenleistungen in den Bereichen Automotive/Maschinenbau, Gesundheit/Biomedizin, Entwicklung neuer Werkstoffe, Kunststofftechnik sowie Logistik.

Unterfranken bietet aber auch seit jeher Erholung und Gastlichkeit. Die "fränkischen Häcker" und heute modernen Winzer mit ihrem Weinbau in Unterfranken, die großen Würzburger Weingüter "Bürgerspital", "Juliuspital" und "Hofkellerei" wie auch die regionalen Erzeugergemeinschaften und Winzer-

genossenschaften prägen die Landschaft und ihre Erwerbsstruktur seit vielen Jahrhunderten. Kulturell sind das Musikfestival "Kissinger Sommer" in Bad Kissingen, das Mozartfest und das "Internationale Africa Festival" in Würzburg, das Torturmtheater in Sommerhausen, Aschaffenburg mit seiner Kunsthalle Jesuitenkirche und das Museum Georg Schäfer in Schweinfurt weit über Franken hinaus bekannt. Das "Bäderland Bayerische Rhön" verfügt über fünf Kur- und Heilbäder, darunter das Bayerische Staatsbad Bad Kissingen, das bekannteste Heilbad in Deutschland.

Bedeutsame Flusslandschaften mit den dazugehörigen Mittelgebirgen, allen voran der Main, aber auch die Fränkische Saale, die Sinn und die Wern, die Tauber machen Unterfranken lebens- und liebenswert. Durch die Jahrhunderte haben die Menschen diese vielfältige und reiche Kulturlandschaft gestaltet, die in ihrem Gleichgewicht zwischen Natur und Zivilisation höchste Wertschätzung erfährt: fünf Naturparke gibt es in Unterfranken, wovon der äußerste Norden Unterfrankens, die Rhön, als Land der offenen Fernen seit 1991 auch als Biosphärenreservat der UNESCO internationale Anerkennung genießt. Aber auch Odenwald und Spessart, Haßberge und Steigerwald sind Oasen der Ruhe und der gewachsenen Traditionen im "ländlichen Raum" des Regierungsbezirkes Unterfranken."

Ein besonderes Exponat der Ausstellung "Vom neuen zum modernen Bayern" ist das "Rhöner Trachtenbüchlein" des katholischen Geistlichen Peter Back (1784–1850), das dieser als Kaplan von Oberelsbach im Jahre 1817 zumindest in Teilen schrieb und malte. Das Heft gehört heute den "Freunden Mainfränkischer Kunst und Geschichte" und wird im Bestand "Historischer Verein" im Staatsarchiv Würzburg aufbewahrt. Das Heft wurde erstmals 1981 in der Ausstellung "Raritäten aus der Archivaliensammlung des Historischen Vereins" im Staatsarchiv Würzburg gezeigt<sup>9)</sup> und ist nun nach mehr als 25 Jahren in der Würzburger Ausstellung wieder zu sehen. Aus Anlass dieser Präsentation erscheint im Regensburger Verlag Schnell und Steiner in dessen Reihe "Große Kunst- und Kulturfüh-



Bilder aus dem Rhöner Trachtenbüchlein von Peter Back.

rer" eine wissenschaftliche Edition des Manuskriptes von Peter Back.

Herausgegeben wird das Trachtenbüchlein von Dr. Paul Beinhofer, dem Regierungspräsidenten von Unterfranken und Vorsitzenden des Frankenbundes. Die wissenschaftlichen Beiträge zur Edition lieferten Professor Dr. Wolfgang Brückner, der Archivar Dr. Siegfried Wenisch und der Volkskundler Dr. Erich Wimmer. Damit wird eine bemerkenswerte Quelle zur regionalen Bevölkerungsgeschichte aus den Anfangsjahren des Königreiches zugänglich gemacht. Beinhofer verbindet mit der Herausgabe des Back'schen Trachtenbüchleins den Wunsch und die Hoffnung, dass sich die Jugend und kommende Generationen mit den eigenen Traditionen befassen und sich damit ein reiches Erbe erschließen.

Die Ausstellung "Vom neuen zum modernen Bayern" läuft vom 21. Juli bis 16. September 2007 in der Neuen Universität Würzburg, Sanderring 2.

Öffnungszeiten: Mo – Fr: 7.00–20.00 Uhr, Sa u. So: 10.00–20.00 Uhr

#### Anmerkungen:

- 1) Erichsen, Johannes/Katharina Heinemann (Hg.): Bayerns Krone 1806. 200 Jahre Königreich Bayern. Begleitbuch zur Ausstellung in der Residenz München veranstaltet von der Bayerischen Verwaltung der staatlichen Schlösser, Gärten und Seen. 30. März bis 30. Juli 2006. München 2006.
- 2) Kirmeier, Josef/Jutta Schumann/Peter Lengle (Hg.): 200 Jahre Franken in Bayern 1806 bis 2006. Katalog zur Landesausstellung 2006 im Museum Industriekultur Nürnberg. 4. April bis 12. November 2006 [Veröffentlichungen zur Bayerischen Geschichte und Kultur 51/2006. Hg v. Haus der Bayerischen Geschichte.] Augsburg 2006.

Blessing, Werner K./Christoph Daxelmüller/Josef Kirmeier /Evamaria Brockhoff (Hg.): 200 Jahre Franken in Bayern. 1806 bis 2006. Aufsätze zur Landesausstellung 2006 im Museum Industriekultur Nürnberg. [Veröffentlichungen zur Bayerischen Geschichte und

Kultur 52/2006. Hg. v. Haus der Bayerischen Geschichte] Augsburg 2006.

- 3) Altmann, Lothar: Vom neuen zum modernen Bayern. Begleitband zur gleichnamigen Ausstellung der Bayerischen Staatsregierung. Regensburg 2007.
- 4) Großherzog Ferdinand und die Würzburger "Toskanazeit" 1806–1814. Begleitheft zur Ausstellung von Robert Meier, mit Beiträgen von Harm-Hinrich Brandt u. Dieter Schäfer. [Sonderveröffentlichungen des Stadtarchivs Würzburg 3] Würzburg 2006.
- 5) Schmid, Alois (Hg.): Handbuch der Bayerischen Geschichte. Viertes Band: Das Neue Bayern. Von 1800 bis zur Gegenwart. 1. Teilband: Staat und Politik. Begründet von Max Spindler ... neu hg. v. Alois Schmid. München 2003. 2. Teilband: Die innere und kulturelle Entwicklung. ... München 2007.

Weiß, Wolfgang: Kirche im Umbruch der Säkularisation. Die Diözese Würzburg in der ersten bayerischen Zeit (1802/1803–1806) [Quellen und Forschungen zur Geschichte des Bistums und Hochstifts Würzburg, Band XLIV, hg. v. Klaus Wittstadt] Würzburg MCMXCIII (1993).

Kolb, Peter/Ernst-Günter Krenig (Hg.): Unterfränkische Geschichte, Band 4/1 u. 2: Vom

Ende des Dreißigjährigen Krieges bis zur Eingliederung in das Königreich Bayern. Würzburg 1998.

- 6) Brandt, Harm-Hinrich: Würzburg von der Säkularisation bis zum endgültigen Übergang an Bayern, in: Unterfränkische Geschichte, Band 4/1 (wie Anm. 5), 477–525; hier: 523; 524; 525.
- 7) Weis, Eberhard: Montgelas. Band 1: Zwischen Revolution und Reform 1759–1799. 2., durchges. Aufl. München 1988; Band 2: Der Architekt des modernen bayerischen Staates 1799–1838. München 2005.
- 8) Bergerhausen, Christina: Shalom Europa - das neue jüdische Gemeinde- und Kulturzentrum in Würzburg, in: Frankenland 59, 2007, 36–38.
- 9) S(iegfried) W(enisch): Rhöner Volkstrachten im frühen 19. Jahrhundert, in: Altfränkische Bilder und Wappenkalender 81. Würzburg 1982;

Wimmer, Erich: "Von den Rhönbewohnern". Eine frühe Rhönbeschreibung, in: Volkskultur – Geschichte – Region. Festschrift für Wolfgang Brückner zum 60. Geb. Hg. v. Dieter Harming u. Erich Wimmer. Würzburg 1990 [Quellen und Forschungen zur Europäischen Ethnologie, Bd. 7], 655–670.

## Die 'Forschungsstelle für fränkische Volksmusik'

von

Wolfgang G.P. Heinsch

Als in den Jahren 1977 bis 1979 unter dem Dach des Deutschen Musikrats die Gründung der Landesmusikräte für die einzelnen Bundesländer erfolgte, war es lediglich der Bayerische Musikrat, der in seinem Musikplan die "Pflege bodenständiger Volksmusik, Volkslied und Volkstanz" als wichtige Aufgabe betonte. "Mit Rücksicht auf die heutige Bedeutung der Volksmusikpflege und andererseits wegen der sie bedrohenden Gefahren

bedarf dieser Bereich einer besonderen Berücksichtigung im Bayerischen Musikplan", betonten die Autoren damals. Hierin unterschied sich der bayerische von den anderen bundesdeutschen Musikplänen, denen zwar innerhalb der insgesamt breiten Aufgabenlisten selbstverständlich auch die Förderung des instrumentalen wie chorischen Laienmusizierens am Herzen lag, in denen jedoch die Begriffe und damit Inhalte wie Volksmusik,

Volkslied usw. (mit der Ausnahme einer mehr flüchtigen Bemerkung im Hessischen Musikplan) nicht vorkamen.

Der Bayerische Musikrat hatte verstanden, dass "die Arbeit in der Volksmusikpflege ... zunehmende Bedeutung erlangt". Andererseits hatten in seiner Einschätzung "auch die Gefahren, die der Erhaltung bodenständiger Volksmusik, Volkslied und Volkstanz drohen, zugenommen. Verkitschung, Kommerzialisierung und kulturelle Nivellierung wirken der Erhaltung bodenständiger Volksmusikformen entgegen".

Konsequent wurden aus den Mitteln des Bayerischen Musikplans zwei praxisbezogene Beratungsstellen eingerichtet:

- die 'Beratungsstelle für Volksmusik' bei der Geschäftsstelle des Bayerischen Landesvereins für Heimatpflege in München, die vor allem den altbayerischen und schwäbischen Raum betreuen sollte, sowie
- die 'Beratungsstelle für fränkische Volksmusik', ursprünglich mit Sitz in Stein bei Nürnberg, später in Uffenheim/Unterfranken.

Von der Arbeit dieser Beratungsstellen angeregt, schufen 1981 die fränkischen Bezirke unter der Federführung des Bezirks Mittelfranken die 'Forschungsstelle für fränkische Volksmusik der Bezirke Mittel-, Ober- und Unterfranken' als selbständige Einrichtung und mit der Anstellung eines eigenen Volksmusikbeauftragten. Diese Forschungsstelle war in Schloss Walkershofen, am Nordwestrand Mittelfrankens gelegen, untergebracht. Seit Ende des Jahres 2000 residiert sie in der 'Alten Post' in Uffenheim.

Laut Präambeltext zum mittlerweile 56 Noten- und Buchausgaben umfassenden Katalogprospekt für die Veröffentlichungsreihe ist es die Aufgabe der 'Forschungsstelle für fränkische Volksmusik', "materielle und immaterielle Zeugnisse popularen Musizierens, Singens und Tanzens in Franken zu sammeln und zu archivieren. Ergebnisse der Forschungen werden in einer eigenen Veröffentlichungsreihe oder in Kooperation mit verwandten Institutionen in Franken und Bayern

publiziert. Lieder- und Notenausgaben sind so konzipiert, daß sie für die Forschung und die musikalische Praxis verwertbar sind."

Weiter wird in diesem Text zum Arbeitsbereich der Forschungsstelle ausgeführt: "Zur archivalischen Aufarbeitung historischer Volksmusik-Phänomene traten von Anfang an Feldforschungen zu früheren und heutigen Erscheinungsformen von Volksmusik, die auch die Aktivitäten der Volksmusikpflege einschließen. Die Fachbibliothek (ca. 6.000 Bände, darunter mehr als 2.500 Liederbücher) wird laufend erweitert, ebenso die Sammlung mit Tonträgern und Videos. Aufgrund der großenteils computerisch erfaßten Archivbestände können wir Informationen zur Gebrauchsmusik und ihrer regionalen Verbreitung, zu Komponisten und Musikern erschließen. Ein schnelles und effizientes Werkzeug ist die Lieddatenbank, in der inzwischen 150.000 Liedstrophen erfaßt sind. Mit ihr lassen sich nicht nur fränkische Liedbelege finden und mit anderen regionalen Varianten vergleichen, sondern auch komplexe Recherchen zur Geschichte und Verbreitung von Liedern anstellen. Gegenwärtig wird die gesamtfränkische Institution von dem Volkskundler Dr. Armin Griebel und der Musikethnologin Heidi Christ M.A. betreut."

Gleich zu Beginn der Forschungsarbeit mußte eingesehen werden, dass spätestens seit der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg moderne rhythmische und harmonische Stilelemente (bspw. aus Jazz und Swing) Einzug in die Praxis der Volksmusik gehalten hatten. Wenn man sich nicht durch einen engen historisierenden Volksmusikbegriff verschließen, sondern für die wissenschaftliche Bewertung allen erreichbaren Materials offen sein wollte, durfte man sich dieser Entwicklung nicht verschließen. Als eine der ersten Institutionen sammelte die Forschungsstelle unter diesem Aspekt Gebrauchsmusik nicht nur im Sinne 'echter' Volksmusik, sondern übernahm komplette Kapellen- und Musikantennachlässe. Heute besitzt sie nach 25-jähriger Sammeltätigkeit eines der größten Notenarchive für historische und neuere (volkstümliche) Gebrauchsmusik. Ergänzend dazu wurde schließlich – angeregt durch die

Ausstellung 'Volksmusikinstrumente in Franken' 1983 im Fränkischen Freilandmuseum Bad Windsheim – eine Sammlung von Instrumenten angelegt, die sich an deren volksmusikalischem Gebrauch (nicht an ihrer Herkunft oder Geschichte) orientiert.

Und Vergleichbares gilt für die Tonträger-sammlung, besonders der volkstümlichen Tanzmusik auf frühen Industrieschallplatten, die aus Franken für die Jahre vor und nach dem Ersten Weltkrieg in großer Zahl vorliegen.

Eine Universalinstitution also: Forschungsstelle, Bibliothek und Verlag zugleich. Nichts für die Freunde fertiger Arrangements und lockerer, den Begriff Volksmusik vergewaltigender Seichtigkeiten mit gezielten mehr oder minder effekthascherischen instrumentalen Emblemen. Dafür ein 'Verlag', der

Volksmusik von ihrem erreichbaren Ursprung bis in die Gegenwart archivierend und informierend sammelt und sowohl wissenschaftlich wie auch (teilweise) praxisorientiert aufbereitet zur Verfügung stellt. Eine Fundgrube für Musiker, Dirigenten, Arrangeure und Bearbeiter, die sich dem Thema ernsthaft und mit dem Willen zur Abgrenzung zwischen volkstümlich und volkstümelnd nähern.

Für Interessierte ist hier die Anschrift:

Forschungsstelle für fränkische Volksmusik  
der Bezirke Mittel-, Ober- und Unterfranken  
Schloßstraße 3  
97215 Uffenheim  
Tel.: 09842 / 936 94-90  
Fax: 09842 / 936 94-99  
<http://www.volksmusik-forschung.de>;  
E-mail: FFVolksmusik@t-online.de



B 29 38

ISSN 0015-9905

# FRANKEN LAND



ZEITSCHRIFT FÜR  
FRÄNKISCHE LANDESKUNDE  
UND KULTURPFLEGE

VERLAG FRANKENBUND  
Heft 4 · August 2007

Franken-Museum  
Postfach 100  
D-97082 Würzburg

07 Sep 07

21/NA 93520

# FRANKENLAND

## Zeitschrift für fränkische Landeskunde und Kulturpflege

Neue Folge der Zeitschrift FRANKENLAND 1914-1922

Heft 4 / 2007 / 59. Jahrgang

Die Zeitschrift FRANKENLAND erscheint sechsmal im Jahr mit einer Auflage von 4700 Exemplaren pro Ausgabe (Stand 2005) in ganz Franken und Südthüringen. Herausgegeben und verlegt wird sie vom FRANKENBUND e.V. Für FRANKENBUND-Mitglieder ist der Bezugspreis im Mitgliedsbeitrag enthalten.

### Schriftleitung

Dr. Peter A. Süß M.A., Schollergasse 15, 97084 Würzburg,  
Tel. Nr.: 0931/61 17 30, E-Mail: ZS-Frankenland@web.de.  
Stellvertreter: N.N.

Manuskripte, Mitteilungen und Besprechungsexemplare für das FRANKENLAND sind bitte an die Adresse der Schriftleitung zu richten. Für unverlangt eingesandte Manuskripte kann keine Haftung übernommen werden.

Beiträge sind bitte in digitalisierter Form abzugeben. Wenn dies nicht möglich ist, übernimmt der Autor bei einer Veröffentlichung im FRANKENLAND die Kosten für eine digitale Aufbereitung seines Artikels.

### Schriftleitungsausschuß

Prof. Dr. Dieter J. Weiß (Universität Bayreuth), Prof. Dr. Werner K. Blessing (Universität Erlangen), Prof. Dr. Helmut Flachenecker (Universität Würzburg), Dr. Andrea Kluxen (Bezirksheimatpflegerin für Mittelfranken), Prof. Dr. Günter Dippold (Bezirksheimatpfleger für Oberfranken), Dr. Klaus Reder M.A. (Bezirksheimatpfleger für Unterfranken), Dr. Peter A. Süß M.A. (Schriftleiter), N.N. (stellvertretender Schriftleiter).

### Gesamtherstellung:

Halbigdruck GmbH, 97076 Würzburg, Heisenbergstraße 3,  
Telefon Nr. 0931/2 76 24, Telefax Nr. 0931/2 76 25,  
www.halbigdruck.de, info@halbigdruck.de.

**Aufsätze***Beate Weinhold:*

- Viehkontraktenbücher als Quelle zur Alltagskultur im Spessart des 19. Jahrhunderts.  
Ein Forschungsbericht..... 231

*Stephan Diller/Wolfgang Jäger:*

- 800 Jahre Wülflingen – Ein fränkisches Ganerbdorf im Spiegel der Geschichte ..... 245

*Hans Mödlhammer*

- Mopshund und Mopsorden ..... 262

**Frankenbund intern**

- Fränkisches Seminar 2007 ..... 270

- Einladung zur 60. Bundesbeiratstagung in Weißenburg ..... 272

*Paul Beinhofer*

- Land mit Charakter: Unterfranken. Vortrag zur Ausstellung  
„Vom neuen zum modernen Bayern 1806-2006“ ..... 273

**Kunst und Kultur***Bettina Keß*

- EinBlick in die Renaissance. Ausstellung im Malerwinkelhaus Marktbreit..... 277

*Wolfgang F. Reddig*

- Zeugnisse des Glaubens – Zur Jubiläumsausstellung „Unterm Sternenmantel.  
1000 Jahre Bistum Bamberg – 1007-2007“ ..... 279

**Literatur in Franken***Klaus Gasseleder*

- Schauplätze der Nachkriegsliteratur in Franken ..... 282

**Mundart in Franken***Walter Tausendpfund*

- Broodwurschd-Gligg..... 296

*Emil Mündlein*

- Eine Wiedergeburt mainfränkische Mundart aus dem Geist von Asterix und Obelix ..... 297

- Bücher mit fränkischen Themen** ..... 299

**Aktuelles***Sabine Fechter*

- „Kulturlandschaftsstationen“ im Freilandmuseum Fladungen eröffnet..... 302

*Monika Ständecke*

14. Gredinger Trachtenmarkt ..... 304

**Der FRANKENBUND wird finanziell gefördert durch**

- das Bayerische Staatsministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst,
- den Bezirk Mittelfranken,
- den Bezirk Oberfranken,
- den Bezirk Unterfranken.

**Allen Förderern einen herzlichen Dank!**

# Mitarbeiterverzeichnis

---

Dr. Paul Beinhofer	Regierung von Unterfranken, Peterplatz 9, 97070 Würzburg
Dr. Stephan Diller	Wässernachstraße 46, 97437 Haßfurt
Dr. Sabine Fechter	Fränkisches Freilandmuseum Fladungen, Bahnhofstraße 19, 97650 Fladungen
Klaus Gasseleder	Sperlingstraße 1, 91056 Erlangen
Wolfgang Jäger	Waldblick 14, 97437 Haßfurt
Dr. Bettina Keß	Obere Maingasse 2, 97209 Veitshöchheim
Hans Mödlhammer	Königsbergerstraße 27, 91552 Ansbach
Emil Mündlein	Maingasse 1, 97286 Sommerhausen
Dr. Wolfgang F. Reddig	Diözesanmuseum Bamberg, Domplatz 5, 96049 Bamberg
Dr. Monika Ständecke	Weyern 1, 85276 Pfaffenhofen
Walter Tausendpfund	Banater Straße 8, 91257 Pegnitz
Beate Weinhold	Schillerstraße 4, 97292 Uettingen

Für den Inhalt der Beiträge, die Bereitstellung der Abbildungen und deren Nachweis tragen die Autoren die alleinige Verantwortung. Soweit nicht anders angegeben, stammen alle Abbildungen von den jeweiligen Verfassern.

*Liebe Leser des FRANKENLANDES!*

Mit dem vorliegenden Heft Nr. 4, August 2007, habe ich auf Wunsch der Bundesleitung des FRANKENBUNDES die Schriftleitung unserer Zeitschrift übernommen und hoffe, daß es mir gelingen wird, Ihnen auch weiterhin, wie Sie es unter der Federführung von Frau Dr. Bergerhausen gewohnt waren, eine bunte Mischung interessanter Themen zum Thema „Franken“ mit all seinen Facetten bieten zu können. An erster Stelle möchte ich mich bei unserer bisherigen Schriftleiterin herzlich für all ihr Engagement und neuen Einfälle, aber auch für ihre Mühe und Sorgfalt bedanken, mit der sie unsere Zeitschrift in den letzten zwei Jahren betreut und zu einem hohen Grad der Anerkennung und Wertschätzung innerhalb und außerhalb des FRANKENBUNDES geführt hat. Nachgerade ihre gute Vorbereitung und Mithilfe haben es mir ermöglicht, mich binnen kurzer Zeit in meine neue Aufgabe als Schriftleiter einzuarbeiten, und es wird mir eine Freude sein, mit Frau Dr. Bergerhausen in ihrer Funktion als Bundesgeschäftsführerin des FRANKENBUNDES zum Wohle unserer Zeitschrift weiter zusammenzuarbeiten.

Auch wenn mich manche von Ihnen, liebe Leserinnen und Leser, schon von Veröffentlichungen im FRANKENLAND und sonstwo kennen oder mich vielleicht bereits in meiner Funktion als erster Vorsitzender der Würzburger Gruppe des FRANKENBUNDES bei Veranstaltungen des Gesamtbundes oder unserer Würzburger Sektion erlebt haben, möchte ich es dennoch nicht unterlassen, mich Ihnen kurz vorzustellen. Nach dem Studium der Fächer Geschichte, Kunstgeschichte, Volkskunde, Philosophie sowie Anglistik und Romanistik an der Würzburger Universität, das ich zunächst mit dem Grad des Magister Artium abschloß, wurde ich

schließlich mit einer Dissertation zur Geschichte der Julius-Maximilians-Universität Würzburg promoviert. Dem FRANKENBUND gehöre ich seit Januar 1991 an und wurde schließlich 1995 in den Vorstand der Würzburg Gruppe berufen. Seit Februar 2005 leite ich nunmehr die hiesige Gruppe. Vom 72. Bundestag in Schwabach im Jahr 2001 wurde ich mit der Aufgabe eines stellvertretenden Schriftleiters unseres Bundesorgans FRANKENLAND betraut. Gerne werde ich meine Arbeitskraft und Ideen für die weitere positive Entwicklung unserer Zeitschrift einbringen und hoffe, von Ihrer Seite zahlreiche Anregungen, Hinweise und vor allem auch Beiträge zu erhalten. Um die Arbeit an einer modernen Zeitschrift, die auf eine gute Resonanz und hohe Qualität Wert legt, zu erleichtern, habe ich mich entschlossen, zwecks einer schnellen Erreichbarkeit und Vereinfachung der redaktionellen Tätigkeit ein eigenes Internet-Postfach für das FRANKENLAND einzurichten. Die Anschrift lautet:

ZS-Frankenland@web.de.

Doch nun zum Inhalt des FRANKENLAND-Augustheftes: Beate Weinhold eröffnet den Reigen der Aufsätze mit einem Forschungsbericht, der die Erkenntnismöglichkeiten zur Alltagskultur erläutert, die die Auswertung von Viehkontraktenbüchern aus dem 19. Jahrhundert dem Wissenschaftler bietet. Es ist erstaunlich, welche vielfältigen Informationen aus dieser Quellenart erschlossen werden können. Als Beispiel hat sie sich das in der Gemeinde Hessenthal angelegte Buch ausgewählt und nimmt darin das Jahr 1847 zur Grundlage ihrer Untersuchung. Stephan Diller und Wolfgang Jäger beschäftigen sich mit der vielgestaltigen Geschichte der Ortschaft Wülflingen, heute einem Ortsteil von Haßfurt. Hinreichenden Anlaß dazu bot das 800jährige Ortsjubiläum, das die

*Haßberggemeinde in diesem Jahr begehen kann. Der Bogen der Schilderung spannt sich von der Vor- und Frühgeschichte bis zur heutigen Situation dieses typischen fränkischen Ganerbdorfes.*

*Schon der Kabarettist Lorient hat erkannt, daß ein Leben ohne Mops möglich, aber nicht sinnvoll sei. So befaßt sich der Beitrag von Hans Mödlhammer mit dem Mopshund und dem ungewöhnlichen Phänomen des „Mopsordens“. Liebhaber dieses Schoßhundes und Mitglieder des Ordens lassen sich vielfach in der Lebenswelt des 18. Jahrhunderts in Franken finden.*

*Unter der Überschrift „Frankenbund intern“ wiederholen wir die Einladung zum 47. Fränkischen Seminar 2007 und hoffen, daß sich viele Frankenbündler und andere Interessierte von dem Thema „Frauen in Franken“ zu einer Teilnahme begeistern lassen. Am Samstag, den 13. Oktober 2007 findet in Weißenburg die 60. Bundesbeiratstagung des FRANKENBUNDES statt, wozu schon heute eine herzliche Einladung an alle Mitglieder ergeht. Unter dem Titel „Land mit Charakter: Unterfranken“ hat sich unser 1. Bundesvorsitzender Dr. Paul Beinhofer seine Gedanken zu einem wichtigen Teil unserer fränkischen Heimat gemacht und diese anläßlich der Eröffnung der Ausstellung „Vom neuen zum modernen Bayern“ den anwesenden Gästen präsentiert. Wir sind der Auffassung, daß diese Charakteristik auch eine breitere Öffentlichkeit interessieren dürfte und stellen seinen Artikel deshalb hier vor.*

*Aus Frankens Kunst und Kultur wurden diesmal zwei Ausstellungen ausgewählt, zu deren Besuch wir Sie gerne einladen möchten. Zum einen findet in Marktbreit*

*noch bis zum Oktober im Museum Malerwinkelhaus eine Schau zum Thema „Einblick in die Renaissance. Georg Ludwig von Seinsheim und seine Zeit“ statt und zum anderen feiert die (Erz-) Diözese Bamberg die Wiederkehr ihrer Gründung durch Kaiser Heinrich II. vor 1000 Jahren „Unterm Sternenmantel“. Bettina Keß bzw. Wolfgang Reddig sind die Autoren dieser beiden Beiträge.*

*Die Literatur ist diesmal mit einem Beitrag von Klaus Gasseleder vertreten, der uns wichtige Schauplätze der Nachkriegsliteratur in Franken aufzeigt. Man ist regelrecht überrascht, wie viele unserer heimatlichen Städte, Dörfer und Landschaften den Weg in die Werke jüngerer Autoren gefunden haben. In der Rubrik „Mundart in Franken“ kommt der bekannte Förderer regionaler Mundartpflege Walter Tausendpfund mit einem Gedicht zu Wort und Emil Mündlein wirft einen humorvoll-kritischen Blick auf die aktuelle Mode, „Comicbücher“ in „fränggischer“ Dialektfärbung vorzulegen.*

*Einige kurze Bemerkungen zu Büchern mit fränkischen Themen und zwei aktuelle Hinweise beschließen diese Ausgabe des FRANKENLANDES: In Fladungen gibt es seit Juli 2007 fünf Themenwege, „Kulturlandschaftsstationen“ genannt, mit oder ohne Hörführung zu erwandern, und Anfang September wird der 14. Gredinger Trachtenmarkt wieder zahlreiche Freunde der Volkstracht in die fränkische Altmühlregion locken. Die Schriftleitung wünscht Ihnen allen viel Vergnügen und gute Anregungen bei der Lektüre Ihrer Zeitschrift FRANKENLAND.*

*Ihr  
Dr. Peter A. Süß*

## Viehkontraktenbücher als Quelle zur Alltagskultur im Spessart des 19. Jahrhunderts

Ein Forschungsbericht

von

Beate Weinhold

Als Einzelakten, die den Viehhandel belegen, findet man verstreut in Archiven Viehkontraktenbücher, die vor allem im ausgehenden 18. und im 19. Jahrhundert angelegt worden sind.<sup>1)</sup> Viehkontraktenbücher geben Einblicke in den hauptsächlich von Kleinhändlern getätigten Viehhandel. Sie dokumentieren Verkaufs- und Tauschgeschäfte zwischen privaten Personen über einen längeren, meist mehrere Jahrzehnte umfassenden Zeitraum und sind daher chronologisch angelegt.

In dem von mir auszugsweise untersuchten Viehkontraktenbuch der Gemeinde Hessenthal, das sich im Archiv der Verwaltungsgemeinschaft Mespelbrunn befindet,<sup>2)</sup> wurden Ochsen, Stiere, Kühe, Kälber, Pferde, aber auch Geflügel zum Kauf oder Tausch angeboten. Bei jedem Geschäft sind sowohl der Vor- und Zuname des Verkäufers und dessen Herkunftsort als auch der Vor- und Familienname des Käufers/Tauschpartners und sein Herkunftsort angegeben. In Einzelfällen können auch Berufsbezeichnungen und der Familienstand von Käufer bzw. Verkäufer aufgeführt sein. Bezahlt wurde die Ware in Gulden, mit Inkrafttreten der „Verordnung, betreffend die Einführung der Reichswährung“ am 1. Januar 1876 erfolgte die Angabe der Verkaufssumme in Mark. Wies das Geschäft Besonderheiten auf, vermerkte man dieses. So konnten beispielsweise bei einem Tauschgeschäft Zuzahlungen vereinbart worden sein oder der Käufer leistete keine Barzahlung und mußte deshalb einen Ratenkauf gegen Zinszahlungen tätigen. Bei einer noch nicht getilgten Schuldsumme wurden Pfänder hin-

terlegt.<sup>3)</sup> Der Gemeindegeschreiber protokollierte das jeweilige Geschäft; er verzeichnete sowohl das Datum des Geschäftsabschlusses als auch das des Eintrages in das Viehkontraktenbuch. Käufer und Verkäufer beglaubigten unter Hinzuziehung von Zeugen den Eintrag mittels Unterschrift.

Da Juden in der Viehhandelsbranche seit Entstehung des Landjudentums bis zum Beginn der 1930er Jahre zahlenmäßig stark vertreten waren<sup>4)</sup> und gerade Unterfranken eine große Anzahl kleinerer Orte mit einem zum Teil hohen Prozentsatz an jüdischen Einwohnern aufwies, interessierten mich in den Viehkontraktenbüchern etwaige registrierte Verkaufs- und Tauschgeschäfte zwischen jüdischen und nichtjüdischen Personen. Mit dem Viehkontraktenbuch der Gemeinde Hessenthal lag mir eine solche gemischtkonfessionelle Quelle vor. Sie dokumentiert einen Zeitraum von 37 Jahren (1853–1889) und enthält einschließlich eines Registers Eintragungen auf insgesamt 441 Seiten. Im Anfangsstadium meiner Forschungsarbeit habe ich das Jahr 1847 ausgewählt und dessen Einträge transkribiert.<sup>5)</sup> Aufgrund dieses Auswahlprinzips kann ich erste Vermutungen anführen und Überlegungen anstellen, ob z.B. gesellschaftspolitische Veränderungen wie die Emanzipationsgesetzgebung und ihr Einfluß auf jüdische Lebensgewohnheiten in den Viehkontraktenbüchern ablesbar sind. Auf die Auswertungsmöglichkeiten dieser Quellenart gehe ich im folgenden näher ein.

Da der Schwerpunkt meiner Betrachtung auf der Tätigkeit jüdischer Viehhändler liegt, erscheint es mir angebracht, kurz auf die

wirtschaftliche und soziale Situation der jüdischen Landbevölkerung im Franken des 19. Jahrhunderts einzugehen. Ich schließe mich der Argumentation von Monika Richarz an, die dem Viehhändler eine wirtschaftliche Mittlerfunktion zwischen den Zentren der Viehproduktion, sprich in dieser Zeit den Dörfern und Kleinstädten, und den Absatzmärkten für Tiere und Tierprodukte zuweist.<sup>6)</sup> Nach Richarz bestimmt diese Mittlerfunktion sowohl die soziale Position des einzelnen Viehhändlers als auch die Soziallage der Gruppe der jüdischen Viehhändler insgesamt, da in Deutschland über die Hälfte der Viehhändler Juden waren.<sup>7)</sup> Die Nachweise der Herkunftsorte der Geschäftspartner in Viehkontraktenbüchern können diese Mittlerfunktion nur belegen, wenn es sich um Verkaufsgeschäfte größeren Ausmaßes handelt.

### *Entstehung des Landjudentums – Wirtschaftliche und soziale Situation im 19. Jahrhundert*

Bis weit in das 19. Jahrhundert hinein lebte der Großteil der jüdischen Bevölkerung in den ländlichen Regionen Deutschlands. 90 Prozent der in den deutschsprachigen Ländern Mitteleuropas lebenden Juden wohnten zu Jahrhundertbeginn auf dem Land. Noch 1895 siedelte beinahe die Hälfte aller bayerischen Juden in Dörfern und Kleinstädten.<sup>8)</sup>

Das Judenregal als königlich-kaiserliches Verfügungs- und Schutzrecht über Juden (Kammerknechtschaft) war mit dem Zerfall der Zentralgewalt im Hochmittelalter an die weltlichen und geistlichen Territorialherren übergegangen, nachdem es sich bereits seit der Mitte des 13. Jahrhunderts zum beliebten Handelsobjekt entwickelt hatte.<sup>9)</sup> Die Liste der von Juden zu zahlenden (Sonder)steuern war lang.<sup>10)</sup> Der stetige Niedergang der Wirtschaftskraft der Juden im 15. Jahrhundert ging einher mit deren Zahlungsunfähigkeit gegenüber ihren Schutzbeauftragten. Juden wurden immer wieder aus den Städten vertrieben, so 1478 aus Bamberg, 1498/99 aus Nürnberg, 1519 aus Regensburg und 1567 aus Würzburg. Städtische Territorien durften sie oft jahrhundertlang nicht mehr betreten. Durch eine Landesverordnung erzwang Her-

zog Albrecht V. von Bayern (1528-1579) 1553 die Ausweisung aller Juden aus dem bayerischen Herrschaftsgebiet. Diese Landesverordnung verbot der jüdischen Bevölkerung sowohl die Einwanderung in das Herzogtum als auch jegliche Handelstätigkeit. Die Wiederansiedlung von Juden in den Städten wurde sehr unterschiedlich gehandhabt; Mitte des 17. Jahrhunderts durften sich beispielsweise in den Bischofsstädten Bamberg und Regensburg wieder Schutzjuden ansiedeln. Protestantische Reichsstädte sperrten sich noch länger gegen die erneute Wiederaufnahme von Juden, Nürnberg z.B. bis 1840 und Rothenburg ob der Tauber, das seine jüdischen Einwohner 1520 ausgewiesen hatte, genehmigte ihnen erst 1870 wieder das Wohnrecht innerhalb der Stadtmauern. In Würzburg durften sich seit 1800 Juden abermals ansiedeln. Es gab nur wenige Städte, die ihre Juden nicht verjagt hatten.

„Jedes Verbleiben von Juden, jede Neuaufnahme war zur Verhandlungssache geworden: über die Abgaben, über die Aufenthaltsdauer, über die Bedingungen der wirtschaftlichen Betätigung. Die Steuern waren wie eine Pachtsumme, mit der man sich das Aufenthaltsrecht für eine bestimmte Zeit erkaufte. Das bedeutete Willkür, Rechtsunsicherheit und die Gefahr erneuter Vertreibungen.“<sup>11)</sup> Aufnahme fanden die Vertriebenen oft in reichsritterschaftlichen Territorien, deren Landesherren in den Judensteuern und -abgaben eine willkommene Einnahmequelle sahen. Im 19. Jahrhundert waren in zahlreichen ehemals reichs- ritterschaftlichen Dörfern Süd- und Westdeutschlands 20 bis 50 Prozent der Bevölkerung jüdisch.<sup>12)</sup> Bezieht man die Juden der kleinen Landorte bis 5000 Einwohner ein, die alle vom Handel mit der Agrarbevölkerung lebten, so kann man sagen, „daß in Süd- und Westdeutschland noch 1871 etwa zwei Drittel der jüdischen Bevölkerung Landjuden waren.“<sup>13)</sup> Die Ansiedlung von Juden auf dem Lande hatte einen großen Einfluß auf ihre Wirtschaftsentwicklung bis Anfang der 1930er Jahre. Bezüglich ihrer Berufsstruktur läßt sich vom 17. bis zum 20. Jahrhundert eine große Kontinuität nachweisen.

Da Juden bis zum Ende des 18. Jahrhunderts kein Land besitzen durften, von der Zunfmitgliedschaft und damit von fast allen Handwerksberufen ausgeschlossen waren, betätigten sie sich häufig als Händler. Umliegende Städte wurden von ihnen mit landwirtschaftlichen Erzeugnissen versorgt, im Gegenzug verkauften sie Fertigprodukte, die auf dem Lande nicht erhältlich waren, an die Dorfbevölkerung. Zu den Handelswaren aus dem Agrarsektor zählten u.a. Getreide, Hopfen, Häute und Vieh. Neben dem Viehhandel waren Juden im Textilhandel zahlenmäßig stark vertreten.<sup>14)</sup> Die hohe Zahl jüdischer Textilhändler versteht sich aus religionsgesetzlichen Vorschriften, die das Tragen von Kleidungsstücken aus einem Mischgewebe von Wolle und Flachs verbieten.<sup>15)</sup> Auch die im ländlichen Judentum häufiger vertretenen Berufsgruppen der Metzger und Bäcker sind im Zusammenhang mit diesen Vorschriften zu sehen.<sup>16)</sup>

Zum Kundenkreis der jüdischen Händler zählten Glaubensgenossen und Christen. Gleichzeitig fungierten diese Händler oft als Kreditgeber für die Bauern, die außerhalb der Ernteperioden häufig Geld benötigten. Ärmere Bevölkerungsteile mußten Einkäufe teilweise auf Kreditbasis tätigen, was sich anhand des noch näher zu betrachtenden Viehkontraktenbuches aus Hessenthal eindeutig belegen läßt.

Die soziale Schichtung der Dorfjuden zu Emanzipationsbeginn gibt Cahnmann folgendermaßen an:<sup>17)</sup> Die Mehrheit der Bevölkerung bildeten Pferde- und Viehhändler mit ihren Verkaufsagenten, sogenannten „Schmusern“,<sup>18)</sup> Häute- und Fellhändler, Produktenhändler, Altwarenhändler, Gelegenheits- und Nothändler.<sup>19)</sup> Lieferanten, Agenten und Bankiers stellten eine dünne Oberschicht, während zur Unterschicht Landstreicher und Bettler („Schnorrer“<sup>20)</sup>), meist ohne festen Wohnsitz, zählten. Die jüdischen Gemeinden waren gegenüber armen Juden zur Wohltätigkeit verpflichtet, besitzt doch die Zedakah, die wohlthätige Unterstützung Bedürftiger, nicht nur unter gläubigen Juden einen hohen Wert.<sup>21)</sup> So errichteten sie beispielsweise Absteigequartiere und verteilten Coupons, die

dazu berechtigten, bei einem Gemeindeangehörigen eine freie Mahlzeit einzunehmen.<sup>22)</sup> Zur Analyse der Berufsstruktur der jüdischen Landbevölkerung bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts wären Matrikelbücher und Katasterblätter der entsprechenden Gemeinden heranzuziehen. Daxelmüller hat für das Jahr 1834 nachgewiesen, „daß die in Hüttenheim wohnenden Juden sich als Viehhändler, Metzger, Schmuser, Lottokollekteure, Spezereien, Waren- und Weinhändler, als Schneider, Schnittwarenhändler und Armenpfleger ihren Lebensunterhalt verdienten.“<sup>23)</sup> Versteigerungslisten belegen den Bedarf und die Versorgung der Landbevölkerung mit abgetragenen Altkleidern, anderen Gebrauchsgütern und diversem Trödel.<sup>24)</sup> Jüdische Wanderhändler und Hausierer versorgten abgelegene ländliche Regionen mit, so die Main-, Spessart- und Odenwaldgebiete, wobei sie gerade zu Jahrhundertbeginn oft zu Opfern räuberischer Überfälle wurden.

„Tatsächlich waren die Möglichkeiten der Landbevölkerung als der mit Abstand größten Bevölkerungsgruppe Deutschlands, solche Waren zu erhalten, die sie nicht selbst herstellen oder vor Ort tauschen oder kaufen konnten, im 18. und bis weit in das 19. Jahrhundert hinein durch eine relativ große räumliche und zeitliche Distanz zu den Märkten bestimmt. Die Termine der ein oder zwei bis vier Jahrmärkte in den Marktorten gehörten daher mit zu dem wichtigsten Wissen, das die alten Kalender in der jeweiligen Region verbreiteten.“<sup>25)</sup> Die Jahrmärkte dienten der Versorgung der Marktorte selbst und der Versorgung der umliegenden Gegenden mit *den verschiedenen zum Leben nothwendigen Bedürfnissen*[n]. ‘ Sie wurden von Kaufleuten, Handwerkern und Landproduzenten aus der *Umgegend, meist nicht über eine Tagesweite von hier entfernt*’, mit Waren beschickt. Auch die Kunden kamen etwa aus diesem Umkreis [...]. Die weite Welt kam von außen und wurde vor allem auch durch die Märkte vermittelt. Das Warenangebot der jüdischen Markthändler, die – sofern und seitdem ihre Anwesenheit geduldet wurde – einen nahezu unverzichtbaren Bestandteil der volksfestartigen Jahrmärkte bildeten, zeichnete sich oft

dadurch aus, „daß es relativ breit gestreut, bunt und besonders billig war.“<sup>26)</sup>

Erich Rosenthal schildert den „Viehmarkt“ in seiner gleichnamigen kurzen Erzählung als Ort des Meinungs austausches, Klatsches und der Besprechung, aber auch als Heiratsmarkt.<sup>27)</sup> In der Zeit zwischen den Jahrmärkten ging man in den kleinen Dorfkramladen oder wartete auf den Besuch des Hausierers. Schmidt zeigt, „daß das Warenangebot jüdischer Händler sich mit den Bedürfnissen der ärmeren Landbevölkerung deckte.“<sup>28)</sup> Er weist darauf hin, „daß der Hausiererstand“ in jüdischen Augen kein Beruf, sondern ein Übergangstatus [sei], den man in der Hoffnung auf eine seßhafte, geduldete Existenz möglichst rasch zu überwinden trachtete.<sup>29)</sup> Immer wieder erließ die Obrigkeit Hausiererverbote zum Schutz ansässiger Händler; auf dem Land blieben diese Mandate wirkungslos, denn umherziehende Hausierer bedurften der Erlöse aus dem Hausierhandel und sie deckten, wie schon erwähnt, den Bedarf der Bevölkerung.<sup>30)</sup> Jüdische Händler fungierten auch als Kulturvermittler, wenn sie städtisches Kulturgut als Ware in ländliche Regionen brachten. Sie selbst orientierten sich eher an Lebensformen des städtischen Judentums als an denen ihrer bäuerlichen Nachbarn.

Immer wieder wurde den jüdischen Händlern vorgeworfen, Geld durch eine rein passive Tätigkeit zu verdienen, „die nicht durch körperliche Arbeit, sondern durch den [bloßen] Einsatz von Kapital erfolge“<sup>31)</sup> – ein Vorwurf, dem sich vor allem im Geld- und Kreditgeschäft Tätige vermehrt ausgesetzt sahen. So betrieben nach Richarz Staaten mit einer starken Landbevölkerung bis 1860 eine „Emanzipationspolitik der zwangsweisen Berufslenkung“ der jüdischen Einwohnerschaft, die diese weg vom Handel hin zu Berufen in Handwerk und Ackerbau führen sollte.<sup>32)</sup> Ähnliche Forderungen hatten bereits die Befürworter der Emanzipation der Juden gestellt. Die Wirkung dieser Maßnahmen blieb begrenzt, wie Eduard Silbermann, 1851 geborener Sohn eines Manufakturwarenhändlers aus Kolmsdorf bei Bamberg, erster in Deutschland 1879 zum Staatsanwalt ernann-

ter Jude und späterer Senatspräsident beim Oberlandesgericht in München ausführt:

*„Die Bestrebung der Bayerischen Regierung, die Juden dem Handwerk zuzuführen, war in der Hauptsache misslungen. Jahrhundertelange Gewohnheiten und Charaktereigenschaften wurden selbstverständlich durch einen gesetzgeberischen Akt nicht beseitigt. Dazu kommt, daß das Handwerk allein, zumal auf dem Lande, trotz seines goldenen Bodens, wenig Gold trug, und die jüdische Bevölkerung nach ihrer ganzen historischen Entwicklung auf den Besitz angewiesen war – hatte er doch, wenn nicht in der Hauptsache, so doch zu einem guten Teile sie über alle Verfolgungen und Misshandlungen hinübergerettet. Darum griffen sie zu Handwerken, die mit dem Handel mehr verwandt waren und von denen aus auch der Übergang zum Handel oder zum Fabrikbetrieb erleichtert war. So wurden die Tuchmacher später zu Manufakturwarenhändlern und Fabrikanten, die Schneider zu Konfektionären, die Schuster zu Schuhwarenhändlern etc.“<sup>33)</sup>*

War der Händler oft die ganze Woche geschäftlich unterwegs, besuchte Märkte und Messen und handelte mit seinen Waren auch in von seinem Wohnort weiter entfernt liegenden Ansiedlungen, so versuchte doch jeder gläubige Jude zu Beginn des Schabbats wieder in seiner Heimatgemeinde zu sein. War man bei einem Nichtjuden angestellt, erwies es sich zudem als äußerst schwierig, die Kaschrut einzuhalten.<sup>34)</sup>

Mit der einsetzenden Industrialisierung veränderten sich Form und Umstand des Handels. Der Handel expandierte durch einen wachsenden Bedarf an Konsumgütern. Dagegen kam es um die Jahrhundertwende im Ackerbau und im Handwerk zu einer Rezession. Zwischen 1898 und 1902 ließ die Mannheimer B`nei B`rit-Loge die Lage der Landbevölkerung in Hessen und Baden untersuchen; dafür erhob man Daten unter 1224 selbständigen Erwerbstätigen aus insgesamt 93 Gemeinden und veröffentlichte deren Ergebnisse in der „Enquete über die wirtschaftliche Lage der jüdischen Landbevölkerung in Baden“<sup>35)</sup>. Demnach übten im Deutschen Reich 1895 durchschnittlich nur noch 60 Prozent der

Selbständigen Handelsberufe aus, während in Baden 92 Prozent in der Handelsbranche tätig waren. Der steigende Konsum von Industrieprodukten in ländlichen Regionen steigerte die Umsätze im Warenhandel, etwa ein Viertel der Landjuden betätigte sich teilweise oder ganz im Handel (Laden- und Reisegeschäfte). Vertrieben wurden in erster Linie Textilien, Schuhe, Eisenwaren, Lebensmittel, Wein und Branntwein. Der Viehhandel konnte seine Vorherrschaft beibehalten, wogegen sich der Hausierhandel in der zweiten Jahrhunderthälfte rückläufig entwickelte. Zehn Prozent der Bevölkerung verdiente seinen Lebensunterhalt mit dem Produktenhandel von Getreide, Futtermitteln, Dünger, Tabak und Hopfen. 15 Juden gaben an, hauptberuflich in der Landwirtschaft tätig zu sein, während 406 Personen diese im Nebenerwerb betrieben, letztere meist als Viehhändler, die zur Weideflächen- und Futtergewinnung auch etwas Land erwarben. Im Handwerk waren nach eigenen Angaben 68 hauptberuflich und 63 nebenberuflich tätig, am häufigsten als Metzger, gefolgt von Schneidern, Schustern und Bäckern. Zusammenfassend ergab die amtliche Untersuchung, „daß der Großteil der badi-schen Juden vom Handel mit Agrarprodukten lebte, wobei als Handelspartner meist die bäuerlichen Unterschichten und Kleinbauern in Betracht kamen.“<sup>36</sup> Die Selbsthaftigkeit gestattete es einzelnen Juden kleine Ladengeschäfte in den Dörfern zu eröffnen.

Die Hungersnot von 1848 und der Rückgang der Konjunktur zwangen seit der Jahrhundertmitte Juden und Nichtjuden zur Auswanderung. Nach 1848 ließen die schlechte Wirtschaftslage, der berüchtigte Matrikelparagraph, der das Niederlassungsrecht einengte,<sup>37</sup> Berufsbeschränkungen, Arbeitslosigkeit, die teilweise bittere Armut, ein latenter Antijudaismus sowie persönliche Gründe die Auswanderung aus Deutschland unter Juden stark ansteigen. Für Franken lassen sich für das 19. Jahrhundert fünf Auswanderungswellen belegen (1846/47, 1851/52, 1872, 1880 und 1890).<sup>38</sup> Bremen, Bremerhaven und Hamburg entwickelten sich zu wichtigen Auswanderungshäfen. Zumeist suchten mehrere Generationen einer Familie ihr Glück in der Neuen Welt. War es einem

Familienmitglied gelungen, im Ausland Fuß zu fassen, folgten andere Familienangehörige nach. Unterstützung fanden die Emigranten vor allem bei den Fürsorgeeinrichtungen der jüdisch-amerikanischen Gemeinden. Die Auswanderer gelangten zu Fuß oder per Postkutsche zu den Auswanderungshäfen; der rasche Streckenaufbau des Eisenbahnnetzes gegen Ende des Jahrhunderts erleichterte nicht nur die Anreise zu den Abgangsorten, sondern verkürzte auch Warentransportzeiten und -wege und erschloß weiter entfernt liegende Absatzmärkte. Veranlaßt durch steigende Auswanderungszahlen versuchten die Behörden die Auswanderung einzuschränken. Zu diesem Zweck veröffentlichte beispielsweise das Intelligenzblatt von Oberfranken Briefe von Auswanderern, die über Not, Elend und Arbeitslosigkeit klagten. Vertreter von Landgerichten und Gemeindevorsteher mußten diese Briefe öffentlich vorlesen.<sup>39</sup>

Die Lockerung des Matrikelparagraphen und die besseren Lebensbedingungen ließen hauptsächlich die junge Generation in die Städte abwandern, die dort zudem auch bessere Arbeits- und Bildungsmöglichkeiten vorfand.<sup>40</sup> Mit der einsetzenden Landflucht im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts veränderte sich die Berufsstruktur innerhalb des Judentums.

### *Der Viehhandel*

Ein Teil der aus den Städten vertriebenen Juden hatte bereits im 15. Jahrhundert versucht, mit dem Viehhandel seine wirtschaftliche Existenz zu sichern. Zwischen 1750 und 1850 erhöhten sich die Erträge in der Landwirtschaft durch verbesserte Anbaubedingungen. Durch die Ausweitung der Stallfütterung wuchs der Ertrag der Futterwiesen ohne Beweidung. Die Bevölkerungszunahme in den Städten vergrößerte den Fleischbedarf, was einen nicht unerheblichen Konjunkturanstieg zur Folge hatte. Eine zunehmende Spezialisierung in der Landwirtschaft, beispielsweise der Ausbau der Käseereien, erforderte mehr Milchvieh. Viele Bauern konnten Zugochsen nicht entbehren, da der Pferdekauf ihre Finanzkraft überstieg.<sup>41</sup>

Auf die überragende Bedeutung von Juden im Vieh- und Fleischhandel wurde bereits hingewiesen. Zudem besteht durch das religiöse Gebot des Schächtens eine enge Verbindung zwischen Viehkauf und Schlachten. Die Halacha erlaubt gemäß Deuteronomium 12,21 als einzige Schlachtmethode für koscere Tiere das Schächten.<sup>42)</sup> Dabei durchtrennt der Schochet mit einem scharfen Messer (ismél) Halsschlagader, Luft- und Speiseröhre mit einem Schnitt,<sup>43)</sup> danach werden die inneren Organe und das Beschneidungsmesser noch einmal untersucht. Der rituellen Vorschrift nicht genügendes Fleisch (trefer) sowie das vom Hüftgelenk abgetrennte Muskelstück, das gläubige Juden nicht verzehren,<sup>44)</sup> durften die Viehhändler an Christen verkaufen.

Innerhalb der Schicht der Viehhändler bestand eine starke soziale Differenzierung. „Im Viehhandel [...] gab es immer eine ausgeprägte Hierarchie der Händler, die von den Kleinhändlern am Rande des Existenzminimums über eine zunehmende Zahl mittelständischer Händler hinaufreichte bis zu einzelnen Großhandelsfirmen von weit überregionaler Bedeutung. Während die Kleinhändler weiterhin zu Fuß die Bauern und Märkte besuchten, um einzelne Tiere zu verkaufen, bereisten Pferdehändler mit Bankkrediten internationale Märkte und wickelten Im- und Exportgeschäfte per Bahn ab.“<sup>45)</sup>

Die Pferdehaltung erforderte ein bestimmtes Volumen an Kapital und erhöhte somit das soziale Prestige ihrer Halter. Wie bereits erwähnt, gehörten zu den Handelspartnern meist die bäuerlichen Unterschichten und Kleinbauern; 80 Prozent der badischen Landwirte besaßen im genannten Zeitraum weniger als fünf Hektar Boden. „Die extrem kleinteilige Besitzstruktur [...] ließ den Viehbestand ansteigen, da gerade die Kleinstlandwirte nach einer eigenen Kuh strebten. [...] Folge dieses Kleinbesitzes an Vieh war ein arbeitsintensiver Viehhandel mit geringem Umsatz. Da die Kunden ständig an Kapitalmangel litten, blieben sie auf Kreditkäufe angewiesen.“<sup>46)</sup> Der Handel mit der ländlichen Unterschicht erwies sich so als besonders risikoreich und schmälerte auch das Ansehen

jener Händler, die sich von dieser Klientel ernähren mußten.<sup>47)</sup>

Da viele Bauern auf ihren Höfen unentbehrlich waren, suchten Händler für sie die Viehmärkte auf und ermöglichten ihnen die Viehbestellung entsprechend ihren Wünschen. Die jahrhundertelange Tradition der Judenfeindschaft belastete das Verhältnis zwischen Juden und Nichtjuden.<sup>48)</sup> „Die Lebensform der Händler wurde geprägt durch ihre Religion und durch ihren Beruf. [...]kehrten die Händler zum Sabbat zurück, so begann für sie ein Ruhetag, den sie in der Synagoge begingen und zu Hause am festlich gedeckten Sabbattisch im Kreise der Familie. Kleine Spaziergänge wurden unternommen in den besten Sabbatkleidern, die den Bauern als übertriebener Luxus erschienen. Da die Landbevölkerung nur physische Anstrengungen als Arbeit betrachtete, schien es ihr vielfach unrecht, daß die Händler durch bloßes Herumlaufen und Reden zu Vermögen kamen, obgleich man sie nie arbeiten, sondern nur genießen sah.“<sup>49)</sup>

Dessenungeachtet erkannten die Bauern die berufliche Kompetenz ihrer jüdischen Mitbewohner an. Freundschaftliche Beziehungen zwischen Nachbarn unterschiedlicher Konfession sollen an dieser Stelle nicht ausgeschlossen werden.

Im 18. Jahrhundert kontrollierten die christlichen Obrigkeiten den jüdischen Viehhandel; so veranlaßten die Fürsten von Schwarzenberg 1764 die Protokollierungspflicht für Geschäfte mit Juden nach dem Vorbild älterer Reichspolizeiordnungen des 16. Jahrhunderts oder anderer landesherrlicher Regelungen.<sup>50)</sup> Nach Kaufmann zeichneten die Behörden auch für die Benutzung der allgemeinen Viehweiden verantwortlich und waren für die Prävention der Einschleppungsgefahr von Seuchen zuständig.<sup>51)</sup> Immer wieder diskutierten die für den Gewerbesektor Verantwortlichen die Frage, ob der mobile Viehhandel dem Hausierwesen zugeordnet werden solle. Wenn ja, bedürfe es zur Ausübung desselben einer Hausiererlaubnis. Mit Einführung der Gewerbeordnung von 1871 mußten Juden wie Christen im Reich Handels-scheine erwerben. Zur Jahrhundertmitte un-

terlag der Viehhandel den Verordnungen der Provinzial- und Statutarrechte des Königreichs Bayern, ab 1896 werden Viehkauf und Viehgewährschaft durch das Bürgerliche Gesetzbuch geregelt.<sup>52)</sup>

Jüdische Händler und christliche Bauern standen sich als Verkäufer oder Käufer gegenüber, ihr Verhältnis wurde von ökonomischen Interessen bestimmt. „Viehhändler kamen oft bei Tagesanbruch auf einen Bauernhof zum Viehankauf, um ‚ungeschöntes‘ Vieh anzukaufen. [...] Bauern und Händler, Juden und Christen - kannten die Viehqualitäten gut, und man konnte sich gegenseitig nicht viel vormachen.“<sup>53)</sup>

Jüdische Viehhändler benutzten in ihrer Geschäftssprache zahlreiche hebräische und jiddische Ausdrücke, die auch von nichtjüdischen Viehhändlern gebraucht wurden. In der Alltagssprache der nichtjüdischen Dorfbewölkerung kamen jiddische (jüdischdeutsche) Begriffe vor, die nicht in unmittelbarem Zusammenhang mit dem Viehhandel standen. Judengegner sprachen von der Erfindung einer „Geheimen Geschäftssprache“ durch die Juden. Der anonyme Autor einer solchen „Geheimen Geschäftssprache der Israeliten. Ein[em] Hand- und Hilfsbuch für Alle welche mit Israeliten in Geschäftsverbindung stehen und der hebräischen Sprache unkundig sind“<sup>54)</sup> die 1880 erschien, unterstellt den Juden in der Benutzung ihrer „Geheimsprache“ ungeprüft unlautere Absichten. „Peinlich muss es uns [...] berühren, wenn wir sprechen hören, ohne das zu verstehen, was gesprochen wird, und kann dieses peinliche Gefühl nur gesteigert werden, wenn wir der Befürchtung Raum geben könnten, daß die uns unverständliche Sprache zu unserem Nachtheil gebraucht werde. In dieser unangenehmen Situation befinden sich nun alle Diejenigen, welche mit Israeliten in Geschäftsverbindung stehen und der hebr., resp. der sogenannten Marktsprache, unkundig sind.“<sup>55)</sup>

„Spätestens seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts hassen ihn [den jüdisch-deutschen Dialekt, der Verf.] die Juden selbst als Kainsmal vergangener Zeiten und Anfeindungen und als sozial gefährlichen Ausweis der unverbesserlichen Rückständigkeit von

Dorfjuden und vor allem von ostjüdischen Einwanderern.“<sup>56)</sup>

### *Das Viehkontraktenbuch von Hessenthal und seine Auswertungsmöglichkeiten*

Das Viehkontraktenbuch von Hessenthal enthält Einträge über Viehverkäufe und Tauschgeschäfte der Jahre 1853–1889.<sup>57)</sup> Aus den bereits genannten Gründen habe ich nur das Jahr 1847 untersucht. In diesem Zeitraum wurden insgesamt 26 getätigte Geschäftsvorgänge durch die Gemeinde Hessenthal protokolliert, wobei die Einträge aufgrund verschiedener Handschriften und differenzierender Orthographie nicht alle vom Gemeindegeschreiber Deeg stammen können.

Vermerkt sind:

1. Ort und Datum der Protokollierung,
2. Datum des Verkaufs/Tausches: „unter dem heutigen“,
3. Vor- und Zuname des Verkäufers,
4. Herkunftsort des Verkäufers (bis auf eine Ausnahme, bei der die Angabe fehlt),
5. Verkaufsgegenstand,
6. Vor- und Zuname des Käufers,
7. Herkunftsort des Käufers (bis auf eine Ausnahme, bei der diese Angabe fehlt),
8. Verkaufssumme,
9. Geschäftsbedingungen.

Das jeweilige Protokoll schließt immer mit der Formel „V. g. u. u.“ (wahrscheinlich: vorgelesen, genehmigt und unterschrieben), dann folgen die Unterschriften der Vertragspartner. Der Kronenwirt Matthäus Albert aus Waldaschaff (Eintrag unter dem 28. Juni 1847) scheint des Schreibens nicht kundig gewesen zu sein, da er mit drei Kreuzen unterzeichnet. Beglaubigt wird der jeweilige Eintrag durch die Unterschriften des Vorstehers Johann Schreck und des Gemeindegeschreibers Deeg. Alle Viehanbieter, seien es die Verkäufer oder Tauschbeteiligten, gewähren für das angebotene Vieh „nach Landesbrauch für die vier Hauptfehler“ (Josef Schneider aus Leidersbach, Eintrag vom 2. Januar 1847, gibt zusätzlich noch dafür Gewähr, „daß die

verkaufte Kuh nicht schlägt“, und Franz Heinrich Spatz aus Hessenthal, Eintrag vom 19. August 1847, sichert dem Käufer zu, „daß die Kuh trägt“.). Die rechtliche Grundlage des Geschäfts war die Viehgewährschaftsordnung, die in den Provinzial- und Statutarrechten des Königreichs Bayern, Rechte von Unterfranken und Aschaffenburg, 1842 niedergelegt ist. Unter Paragraph 507, Absatz 8 werden folgende vier Hauptmängel bei Pferden aufgezählt: 1. rotzig, 2. rüutig, 3. haarschlechtig oder schlehbäuchig, 4. springkollernd, taub oder lauschkollernd.

Der Gesetzgeber nennt, bezogen auf die Verordnung vom 26. November 1671, zwischen Fäulung und Haarschlechtigkeit folgenden Unterschied: „Die Haarschlechtigkeit sey an einem lebenden Pferd innerhalb der vierwöchigen Gewährszeit ganz offenbar und leicht, aus dem schweren und kurzen Athem, bedampften Husten, zu erkennen, wodurch das Pferd schwer hebet und hauchet, oder schlehbäuchig und bauchbläßig ist, d. i. wenn die Seiten, Bauch und Lenden wegen aufgeschwollener Lunge und verstopfter Lufröhre im Athemholen gleich einem Blaßbalg auf- und gleich wieder zusammengehen, auch die Nase im Schnaufen hoch aufbläht; beim Fallen des Pferdes, zumal wenn es nicht gleich geöffnet werde, aber gar nicht oder doch schwerlich zu erkennen, indem wegen alsdann aufgehörender Bewegung der Lunge und des Athems die aufgeblähte Lunge gleich zusammen fällt. Die Fäulung hingegen sey an einem lebenden Pferd nicht bald, nach dessen Fall aber bei der Oeffnung gleich bei dem ersten Anschauen an der faulen oder angesteckten Lunge, Leber, Nieren, Milz u.d.gl. zu erkennen, zumal ein faules Pferd keine lange Zeit, ein haarschlechtiges, wo es nicht zu sehr geritten oder getrieben werde, etliche Jahre lang leben könne.“<sup>58)</sup>

Wurde keine Gewährfrist festgelegt, galt der Zeitraum von 30 Tagen ab Geschäftsabschluß.<sup>59)</sup> Vorläufer der Gesetze von 1842 waren die Würzburgischen Viehgewährschaftsverordnungen vom 4. April 1668, mit Erläuterung vom 26. November 1671, vom 21. März 1672 und die vom 22. September 1742.<sup>60)</sup> 1859 trat das Gesetz, die Gewährlei-

stung bei Viehveräußerungen betreffend, in Kraft; seit 1896 regeln die Paragraphen 481 bis 487 des Bürgerlichen Gesetzbuches den Viehkauf und die Viehgewährschaft.

1847 kam ein Großteil der Verkäufer aus Hessenthal, die übrigen aus Leidersbach, Rothenbuch und Hobbach, alles Orte mit einer Entfernung zwischen ca. 10 und 20 km vom Verkaufsort. Als Herkunftsorte der Käufer werden genannt: Breitenbrunn, Dornau, Dürrmasbach, Eschau, Haibach, Hessenthal, Hobbach, Hofstetten, Krausenbach, Krombach, Röllbach, Roßbach, Rothenbuch, Rück, Soden, Sommerau und Waldaschaff. Die Käufer stammen also aus bis ca. 20 km entfernt von Hessenthal liegenden Orten. Leider lassen sich anhand der Ortseintragungen keine Angaben zu den Transportwegen machen. Als Viehhändler mit eindeutig jüdischer Abstammung läßt sich nur Abraham Strauss aus Hobbach identifizieren, da dieser mit hebräischen Buchstaben unterschreibt und einmal sogar (am 4. März 1847) auf Jiddisch, wie zu erwarten war, und nicht auf Hebräisch, seinen Herkunftsort mit „*fun Hobbach*“ angibt. Als Beweis für den Gebrauch einer jüdisch-deutschen (und nicht hebräischen oder deutschen) Handelssprache reicht dieser Vermerk leider nicht aus. Diese Art der Unterschrift und der Herkunftsbezeichnung könnte ein Indiz dafür sein, daß es sich bei Strauss um einen frommen Menschen handelt, der sein Judentum nach außen offen bekennt. Bei anderen Viehverkäufern, wie Lämle Sander oder Loeb Sternheimer, kann man über deren jüdische Herkunft allenfalls mutmaßen. Sander stammte wie Strauss aus Hobbach (heute Lkr. Miltenberg), in dem von ca. 1700 bis 1920 eine jüdische Kultusgemeinde existierte, die über eine Synagoge mit Schulhaus (1752) und eine Mikwe verfügte. 1750 lebten 14 jüdische Familien in Hobbach. Eine Gasse im Ort trug die Bezeichnung „Judengasse“<sup>61)</sup>. Auch in Eschau, Röllbach und Sommerau war eine jüdische Gemeinde ansässig, die in allen drei Orten über jeweils eine Synagoge verfügte, in Eschau und Röllbach sind jeweils auch ein Schulgebäude und eine Mikwe belegt. Alle vier Gemeinden beerdigten ihre Toten auf dem Friedhof in Reistenhausen, das heute zu Collenberg gehört.

Eine Berufsangabe findet man nur unter dem 14. Januar 1847. Als Käuferin wird dort eine weibliche Person aufgeführt, die wahrscheinlich als Bäuerin tätig war. Ferner wird ihr Personenstand mit Eh(e)frau angegeben. Als Personenstandsangabe werden noch einmal ein Witwer (28. April 1847) und eine Witwe (21. September 1847) genannt. Man kann vermuten, daß die als Käuferin auftretenden Witwen für den Lebensunterhalt ihrer Familien allein verantwortlich waren. Verkauft wurden 1847 insgesamt neun Kühe, elf Ochsen, 15 Stiere, ein Kalb, eine Kalbin und ein Pferd. Ob die Verkäufer die Tiere selbst gezüchtet haben oder als Zwischenhändler auftraten, läßt sich aus dem Viehkontraktenbuch nicht eruieren. Um Details über die Viehzucht und -haltung zu erfahren, müssen weitere Quellen, z.B. bäuerliche Anschreibbücher, hinzugezogen werden. Allgemein ist nur festzustellen, daß in der Region keine Weide- sondern Stallhaltung betrieben wurde. Der Preis für Kühe schwankte zwischen ca. 17 und 50 Gulden, der für Stiere und Ochsen zwischen 40 und 140 Gulden, wobei Stiere meist paarweise verkauft wurden und zum Teil auch in Karolin bezahlt worden sind. Der Stutengaul brachte 14,5 Gulden. Zur Beurteilung des damaligen Geldwertes führe ich einige Beispiele über das Jahreseinkommen von in der Landwirtschaft Beschäftigten an. So lag das Jahreseinkommen eines Hirtenknaben 1847 zwischen 14 und 17 Gulden, einer Magd zwischen 31 und 62 Gulden, ein Tagelöhner verdiente zwischen 11 und 156 Gulden. Dagegen erhielt ein Schulgehilfe 1847 nur 89 Gulden jährlich und ein Schulleiter bekam zwischen 257 und 686 Gulden.<sup>62)</sup> Die Preise für Lebensmittel beliefen sich im gleichen Jahr beispielsweise für 100 Kilogramm Weizen auf 12,20 bis 21,20 Gulden, für ein Kilogramm Rindfleisch auf 0,51 bis 0,52 Gulden, für ein Kilogramm Schweinefleisch auf 0,61 bis 0,71 Gulden und für ein Kilogramm Roggenbrot auf 0,18 bis 0,20 Gulden. Ein Huhn kostete zwischen 0,30 und 0,34 Gulden.<sup>63)</sup>

Es kam auch vor, daß Tiere getauscht wurden, wobei einer der beiden Tauschpartner meist eine Zuzahlung leisten mußte (vgl. Einträge vom 28. April, 6. [?] Mai, 16. Juli, 16.

August und 4. Oktober 1847). Zahlungsmodus ist die Barzahlung oder die Begleichung der Summe mit Zahlungsaufschub, bei letzterem wird entweder eine Summe angezahlt oder der Betrag wird insgesamt zu einem oder mehreren späteren Terminen fällig. Bis zur endgültigen Schuldbegleichung behält der Verkäufer das Eigentumsrecht am verkauften Tier.

Viehkontraktenbücher zählen zu den seriellen Quellen, deren Einträge immer nach dem gleichen Schema erfolgten. Sie eignen sich daher zur Gewinnung statistischer Angaben. Bei Berücksichtigung mehrerer Viehkontraktenbücher, die einen längeren Zeitraum protokollieren, lassen sich Aussagen zum prozentualen Anteil von Juden in der Viehhandelsbranche gewinnen, sofern deren Identifizierung eindeutig möglich ist, sonst müssen Matrikelbücher oder Listen über Steuerabgaben an die jüdischen Gemeinden o.ä. herangezogen werden. Die Zahlen der Forschung, die einen Anteil von über 50 Prozent angeben, dürften sich bestätigen.

Viehabsatzmärkte kann man mit unserer Quelle allein nicht rekonstruieren.<sup>64)</sup> Zur Änderung der Berufsstruktur der Landjuden nach Aufhebung der Berufsbeschränkungen durch die Emanzipationsgesetzgebung lassen sich auch durch den Vergleich mehrerer Viehkontraktenbücher keine Aussagen machen, allenfalls ließe sich feststellen, ob die Zahl der jüdischen Viehhändler abnimmt. Um etwas über den Nebenerwerb der Händler bzw. andere Handelsobjekte zu erfahren, müssen weitere Quellen untersucht werden, ebenso zur Abwanderung von Landjuden in die Städte im letzten Drittel des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts.<sup>65)</sup> Dagegen erfährt man aus den Viehkontraktenbüchern etwas über die Mobilität der Händler anhand der Verkaufsplätze im Vergleich zum Herkunfts-ort der Verkäufer/Käufer. Unter Hinzuziehung von Flurnamen mit dem Bestimmungswort „Jude“, wie Judenpfad, Judenweg etc., könnte man häufig frequentierte Straßen/Wege zu den Verkaufsorten und gegebenenfalls den Viehmärkten erschließen. Benutzten Juden bei Zurücklegung größerer Entfernungen andere Handelswege als ihre nichtjüdischen

Berufsgenossen, um z.B. andere jüdische Gemeinden zwecks Einhaltung ritueller Vorschriften (an Schabbat u.ä.) konsultieren zu können? Oder handelte es sich bei den so bezeichneten Wegen um häufig begangene Abkürzungen, da die Händler mit schweren Lasten oft auch tagelang zu Fuß unterwegs waren?

Viehkontraktenbücher können unter Umständen Auskünfte erteilen über das Kreditwesen im ländlichen Bereich, wenn beispielsweise bei Zahlungsaufschüben Zinsen verlangt wurden oder ein Buch auch Schuld- oder Haftscheine enthält. Zwei dieser Schuldscheine, die aus dem Viehkontraktenbuch Hessenthal stammen, habe ich transkribiert. Einer der beiden erwähnt eine Zinszahlung von fünf Prozent auf 150 Gulden bei Rückzahlung nach einem Jahr. Ob es sich bei dem Gläubiger Moses Reis um einen Juden handelt, ist noch näher zu prüfen. Wenn man die jüdische Herkunft eines Gläubigers eindeutig

angeben kann, können unter Berücksichtigung einer entsprechend großen Datenmenge die Zinssätze jüdischer mit denen nichtjüdischer Gläubiger verglichen werden und je nach Datenlage wäre die Widerlegung der Behauptung des „jüdischen Wuchers“ möglich. Allgemein ließen sich auch Hinweise über die Tätigkeit von Juden im Geldverleih und über ihre Rolle als Zinsgeber gewinnen.

Über eine praktizierte Vieheinstellung findet sich im Viehkontraktenbuch Hessenthal kein Hinweis. Anhand der Anzahl der verkauften Tiere und der Anzahl der Nennungen ein und derselben Person als Verkäufer können Rückschlüsse auf deren wirtschaftliche Situation erfolgen. Über die genauen finanziellen Verhältnisse der Käufer/Verkäufer und deren persönliche Lebensumstände gewinnt man keine Aufschlüsse. Auch die Transportbedingungen für Vieh bleiben im dunkeln.

Viehkontraktenbuch Hessenthal Einträge des Jahres 1847									
Datum	Verkäufer	Herkunftsort	Beruf/Familienst.	Verkaufsobjekt	Käufer	Herkunftsort	Beruf/Familienst.	Verkaufssumme	Geschäftsbedingung
2. Januar	Joseph Schneider	Leidersbach		eine gelbrote Kuh mit weißem Stern und aufgedrehten Hörnern	Johann Anton Büttner	Rück		29 fl 43 kr	Barzahlung
2. Januar	Andreas Aulbach	keine Ortsangabe		ein Paar rote Ochsen mit aufgeworfenen Hörnern	Johannes Obeule?	Dornau		101 fl 20 kr	Barzahlung
14. Januar	Lorenz Ebert jung.	Hessenthal		ein blutroter dreijähriger Stier mit weißem Kopf	Martha Reiß	Hofstetten	Bauer/Ehefrau?	30 fl	Verrechng. mit einem Schuldschein
25. Januar	Abraham Strauß	Hobbach		eine blutrote Kuh mit weißem Kopf und ein Stier mit weißem Kopf	Lorenz Ebert jg.	Hessenthal		11 fl	Zahlungsaufschub
27. Januar	Joseph Dittmann	Hessenthal		ein Paar gelbrote Ochsen mit aufgedrehten Hörnern	Joseph Maßbacher	Eschau		Tausch gegen ein Paar rote Stiere mit weißen Köpfen und aufgedrehten Hörnern	
3. Februar	Christoph Aulbach	Hessenthal		ein Paar rote Stier mit weißen Köpfen und aufgedrehten Hörnern	Anton Schwarz	Rothenbuch		Sechs Karolin 30 kr	ein Teil Barzahlung, Rest Zahlungsaufschub
4. März	Abraham Strauß	Hobbach		ein Paar rote Stier	Paulus Löffler	Hessenthal		115 fl	ein Teil Barzahlung, Rest Ratenzahlung

Viehkontraktenbuch Hessenthal Einträge des Jahres 1847

31. März	Martin Spatz	Hessenthal		ein Ochse mit gelbweißem Kopf	Franz Michel Stürmer	Breitenbrunn		137 fl 30 kr?	Barzahlung
28. April	Abraham Strauß	Hobbach		eine rote Kuh mit weißem Kopf und aufgedrehten Hörnern	Franz Schreck	Hessenthal	Wittib	Tausch gegen eine rote Kalbin mit weißem Kopf + 15 fl	Rest Zahlungsaufschub
6. [?] Mai	Johann Eberth	Hessenthal		eine rote Kuh mit weißen Flecken, weißem Kopf und aufgedrehten Hörnern, ein gelbrotes Rind [chen?] mit weißem Kopf	David Grünebaum	Hofstetten		Tausch gegen eine gelb-scheckige Kuh mit weißem Kopf und aufgedrehten Hörnern + 16 fl	Rest Zahlungsaufschub
4. Juni	Karl Spatz	Hessenthal		eine braunrote Kalbin mit weißem Kopf	Philipp Zobel	Soden		31 fl	Barzahlung
21. Juni	Andreas Aulbach	Hessenthal		ein Paar Ochsen, davon einer rot mit weißem Kopf und [Patsch?]/Hörnern	Peter Hock	Haibach		9 Karolin	Barzahlung
24. Juni	Jakob Englert	Rothenbuch		ein Paar blutrote Stiere mit weißer Blesse und aufgedrehten Hörnern	Andreas Aulbach	Hessenthal		83 fl 20 kr	Barzahlung
28. Juni	Franz Heinrich Spatz	Hessenthal		ein roter und ein gelbroter Stier, beide mit aufgedrehten Hörnern	Matthäus Albert	Waldaschaff	Kronenwirt	9 Karolin 2 Karolintaler 1 Goldgulden Trinkgeld	Barzahlung
30. Juni	David Grünebaum	Hessenthal		ein Paar Stiere mit gelbfahler Farbe mit aufgedrehten Hörnern	Franz Heinrich Spatz	Hessenthal		110 fl	Barzahlung
16. Juli	Franz Heinrich Spatz	Hessenthal		ein Paar gelbfahle Stiere mit aufgedrehten Hörnern	Käufer nicht genannt	Krausenbach		Tausch gegen einen blutroten Stier mit weißem Kopf und aufgedrehten Hörnern + 44 fl	Barzahlung
16. August	Franz Heinrich Spatz	Hessenthal		ein roter Ochse mit weißem Kopf	Abraham Strauß	Hobbach		Tausch gegen einen roten Ochsen mit einem Stern + 11 fl	Rest Zahlungsaufschub
19. August	Franz Heinrich Spatz	Hessenthal		eine gelbrote Kuh mit weißem Kopf und krummen Hörnern	Joseph Elbert	Rück		36 fl	Barzahlung
27. August	Joseph Rittmann	Hessenthal		eine rote Kuh mit weißem Kopf und aufgedrehten Hörnern	Peter achmann	Hessenthal		50 fl	Zahlungsaufschub
17. September	Johann Fäthober	Hessenthal		ein blutroter Ochse mit weißer Blesse und aufgedrehten Hörnern	Amon Kraus	Roßbach		32 fl 40 kr	Barzahlung
20. September	nnoenz Rothaug	keine Ortsangabe		eine rote Kuh mit weißem Kopf und einem Stumpfhorn und einem aufgedrehten Horn	Georg Aulbach	Dürmmasbach		17 fl 30 kr	Barzahlung
21. September	Martin Spatz	Hessenthal		ein blutroter Stier	Margarethe Wolzt	Röllbach	Witwe	37 fl 15 kr	Barzahlung, Rest Zahlungsaufschub
29. September	öb Sternheimer	Hobbach		eine rote Kuh mit weißem Kopf und gerade aussehendem Gehörn	Johann Salg	keine Ortsangabe		44 fl	Zahlungsaufschub-
4. Oktober	Abraham Strauß	Hobbach		eine rotblässige Kuh mit aufgedrehten Hörnern	Adam Schmitt alt	Hessenthal		Tausch gegen ein einähriges Rind + 22 fl	Zahlungsaufschub
17. Oktober	Adam Schäfer	Hessenthal		ein gelbfähiger Ochse und ein roter Ochse mit aufgedrehten Hörnern	ämle Sander	Sommerau		10 Karolin	Zahlungsaufschub
26. Oktober	Joseph aubmeister	Hessenthal		ein brauner Stutengaul mit einem Bläß	Andreas Pfaff	Krombach		14 12 fl	Barzahlung

## Anmerkungen:

- 1) Z.B. Viehkauf- und Viehverkaufsprotokoll der Gemeinde Gamburg, 3. Teil, 1. Bd. 1837–1842. StAWt-K G 42 B 16; Gamburg.
- 2) Viehkontraktenbuch Hessenthal 1853–1889; Archiv der Verwaltungsgemeinschaft Mespelbrunn. Ohne Aktenkennzeichen.
- 3) Angaben über Eintragungen in Viehkontraktenbüchern, die in dem von mir untersuchten Zeitraum des Viehkontraktenbuches Hessenthal nicht auftauchen, verdanke ich den Informationen von Herrn Dr. Gerrit Himmelsbach. Des weiteren griff ich seinen Vorschlag auf, die Transkriptionsergebnisse in Tabellenform niederzulegen.
- 4) „Die Attraktivität des kleinen jüdischen Landhandels [der den Viehhandel einschloß, die Verf.] (...), für die Landbevölkerung mußten fachsichistische Funktionäre auf den Dörfern noch zu Beginn der Nazi-Zeit anerkennen“, zit. nach: Schmidt, Michael: Handel und Wandel. Über jüdische Hausierer und die Verbreitung der Taschenuhr im frühen 19. Jahrhundert. In: Zeitschrift für Volkskunde 83 (1987), S. 229–250.
- 5) Für Hinweise zur Transkription danke ich Herrn Dipl.-Verwaltungswirt Karl-Heinz Klameth.
- 6) Richarz, Monika: Viehhandel und Landjuden im 19. Jahrhundert. Eine symbiotische Wirtschaftsbeziehung in Südwestdeutschland. In: Schoeps, Julius H. (Hg.): Menora. Jahrbuch für deutsch-jüdische Geschichte 1990. München/Zürich 1990, S. 66–88.
- 7) Ebd., S. 66.
- 8) Statistische Angaben nach: Cahnmann, Werner J.: Der Dorf- und Kleinstadtjude als Typus. In: Zeitschrift für Volkskunde 70 (1974), S. 169–193. Für 1895 spricht Cahnmann von 44,8%.
- 9) Vgl. Dode, Ralf-Erik: Judenregal. In: Schoeps, Julius H. (Hg.): Neues Lexikon des Judentums. Gütersloh/München 2000, S. 429. Erst mit Verleihung der Staatsbürgerschaft entfiel das Schutzjudensystem und wurde in veränderter Form als Sondergesetzgebung für Juden wieder aufgegriffen.
- 10) Es ist mir an dieser Stelle nicht möglich, detailliert auf die verschiedenen Abgaben und Steuern, die Juden auferlegt wurden, einzugehen.
- 11) Suchy, Barbara: Vom „Gülden Opferpfennig“ bis zur „Judenvermögensabgabe“. Tausend Jahre Judensteuern. In: Schultz, Uwe (Hg.): Mit dem Zehnten fing es an. Eine Kulturgeschichte der Steuer. München 1986, S. 114–129.
- 12) Statistische Angaben nach: Richarz, Monika: Die soziale Stellung der jüdischen Händler auf dem Lande am Beispiel Südwestdeutschlands. In: Mosse, Werner E./Pohl, Hans (Hgg.): Jüdische Unternehmer in Deutschland im 19. und 20. Jahrhundert (Zeitschrift für Unternehmensgeschichte, Beiheft 64). Stuttgart 1992, S. 271–283.
- 13) Richarz, 1992 (wie Anm. 12), S. 273.
- 14) Christoph Daxelmüller weist darauf hin, „daß es den ‚jüdischen Vieh-‘ bzw. ‚jüdischen Kleiderhändler‘ nicht gegeben hat, sondern ‚daß hinter den Berufsbezeichnungen verwaltungsbeamtliche Zuordnungen stehen.“ Oft vertrieben Händler eine breite Produktpalette, die sich an Angebot und Nachfrage orientierte und die Daxelmüller mit „Gemischtwaren“ beschreibt. Vgl. ders.: Jüdische Kleider- und Schnittwarenhändler. In: Fränkisches Volksleben im 19. Jahrhundert. Wunschbilder und Wirklichkeit. Würzburg 1985, S. 177–181.
- 15) Levitikus 19,19: „Meine Satzungen sollt ihr halten: [...] und lege kein Kleid an, das aus zweierlei Faden gewebt ist.“ Deuteronomium 22,11: „Du sollst nicht anziehen ein Kleid, das aus Wolle und Leinen zugleich gemacht ist“ (Übersetzung nach Luther). Der Begriff des Bibelhebräischen „scha’atnes“ wird hier als Mischung aus Wolle und Leinen definiert. (Znj[v scha’atnes = ein aus zweierlei [Wolle- und Leinfäden] zusammengewirktes Zeug. Gesenius, Wilhelm: Hebräisches und Aramäisches Handwörterbuch. Berlin/Göttingen/Heidelberg 17. Aufl. 1962, S. 853. Die Halacha begrenzt das Verbot auf diese eine Mischung. Wolle oder Leinen dürfen mit Baumwolle, Seide oder anderen Garnen vermischt werden. Das Verbot gilt nur für das Tragen von scha’atnes. Bodenschatz zitiert als Beleg für dieses Verbot in § 5 verschiedene Stellen aus dem Gesetzescodex Schulkhan Aruk (Erstdruck 1565) des Joseph ben Ephraim Karo (1488–1575), so Joreh deah num 301, in der vom Verbot die Rede ist, sich auf alles zu setzen, was aus verschiedenen Stoffen gearbeitet wurde. Dieses Verbot erstreckt sich auch auf Bucheinbände (Joreh deah num 303). Trifft ein Jude einen anderen, der in der Öffentlichkeit vermischte Kleidung trägt, ist er gezwungen, dem Träger diese vom Leib zu reißen. In: Bodenschatz, Johann Christoph Georg: Aufrichtig Teutsch Redender Hebraer. Frankfurt/Leipzig 1756, S. 3.

- 16) Vgl. meine Ausführungen zum Schächten im Abschnitt über den Viehhandel.
- 17) Cahnmann, 1974 (wie Anm. 8), S. 173.
- 18) Schmuser: von jiddisch „schmueßn“ = sich unterhalten, plaudern. Vgl. Löttsch, Ronald: Jiddisches Wörterbuch. Leipzig 1990, S. 156.
- 19) Inwieweit man Cahnmann hinsichtlich der Zuordnung von Altwaren-, Gelegenheits- und Notgängern als nicht zur Unterschicht zugehörig zustimmen kann, vermag ich nicht zu beurteilen. Dazu müßte man deren Einkommensverhältnisse untersuchen.
- 20) Schnorrer: von jiddisch „schnorer“ = Bettler, zudringlich Bittender. Vgl. Wolf, Siegmund A.: Jiddisches Wörterbuch. Hamburg 1993, S. 174.
- 21) Wohltätigkeit, so der Talmudtraktat Baba Batra (letzte Pforte), bewahrt die Menschen vor der Sünde.
- 22) Für Fürth sind aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts Quartierzettel (Pletten, Billete, Boletten) erhalten geblieben, die vom Armenpfleger der Gemeinde an herumziehende Wanderbettler ausgegeben wurden und diesen eine Übernachtung, drei Mahlzeiten und ein geringes Zehrgeld zusicherten. Vgl. Deneke, Bernard (Hg.): Siehe der Stein schreit aus der Mauer. Geschichte und Kultur der Juden in Bayern. Ausstellungskatalog des Germanischen Nationalmuseums zur Ausstellung vom 25. Oktober 1988 – 22. Januar 1989. Nürnberg 1988, S. 215.
- 23) Daxelmüller, 1985 (wie Anm. 14), S. 177.
- 24) Ebd., S. 180.
- 25) Zu den am häufigsten aufgefundenen Drucken profaner Literatur gehören in der Veitshöchheimer Genizah Kalender. Sie enthalten den christlichen und den jüdischen Kalender mit den jeweiligen Festtagen sowie Termine für umliegende Märkte und überregionale Messen.
- 26) Schmidt, 1987 (wie Anm. 4), S. 235.
- 27) Rosenthal, Erich: Der Viehmarkt. In: Der Morgen 12 (1934/1935), S. 556–559.
- 28) So bat der Bürgermeister der Gemeinde Heringen 1839 darum, den Juden die Erlaubnis zu erteilen, ihre Jahrmärktestände einen Tag nach dem Ende des öffentlichen Marktages aufbauen zu dürfen, da die regulären Markttage mit einem ihrer Feiertage zusammenfielen und sie deshalb zu diesem Termin dem Markt fernblieben und mit ihnen auch ihre christlichen Kunden. – Vgl. Schmidt, 1987 (wie Anm. 4), S. 236.
- 29) Schmidt, 1987 (wie Anm. 4), S. 232.
- 30) Vgl. Richarz, Monika (Hg.): Jüdisches Leben in Deutschland. Selbstzeugnisse zur Sozialgeschichte 1780–1871 (= Veröffentlichungen des Leo Baeck Instituts). New York City 1976.
- 31) Daxelmüller, Christoph: Kulturvermittlung und Gütermobilität. Anmerkungen zur Bedeutung des jüdischen Handels für die ländliche und kleinstädtische Kultur. In: Wandel der Volkskultur in Europa. Bd. 1 (= Beiträge zur Volkskultur in Nordwest-Deutschland, H. 60/I). Münster 1988, S. 233–253.
- 32) Richarz, 1992 (wie Anm. 12), S. 274.
- 33) Zit. n. Richarz, 1976 (wie Anm. 30), S. 169.
- 34) Kaschrut: hebräisch kascher = „rituell rein“, d.h., tauglich in Bezug auf die jüdischen Speisegesetze.
- 35) Die „Enquete über die wirtschaftliche Lage der jüdischen Bevölkerung in Baden“ und deren Ergebnisse nach Richarz, 1992 (wie Anm. 12), S. 271–283, insbesondere S. 275–277.
- 36) Ebd.
- 37) Der Matrikelparagraph schrieb die Zahl der jeweiligen jüdischen Gemeindemitglieder pro Ort fest.
- 38) Spies, Barbara: Jüdische Binnen- und Überseewanderung aus dem Bamberger Land im 19. Jahrhundert. In: Guth, Klaus (Hg.): Deutsche - Juden - Polen zwischen Aufklärung und Drittem Reich. Erinnerungsorte und Erinnerungsräume (= Landjudentum in Oberfranken. Geschichte und Volkskultur 4). Petersberg 2005, S. 71–116.
- 39) Spies, 2005 (wie Anm. 37), S. 71–116. Zu den berühmtesten Auswanderern zählte Loeb Strauss (1829–1902), geboren in Buttenheim bei Bamberg. Der Tod des Vaters im Juni 1846 und der seines Bruders im September des gleichen Jahres hatte die Familie in wirtschaftliche Bedrängnisse gebracht. Im Juni 1847 erhielt Rebecca Strauss von der Oberfränkischen Regierung für sich und ihre drei Kinder Maila, Vögela und Loeb die Auswanderungsgenehmigung für Amerika. Nachrichten von Goldfunden an der amerikanischen Westküste zogen 1853 auch den jungen, sich jetzt Levi nennenden Strauss nach Kalifornien. Gemeinsam mit Jacob Davis belieferte er die Goldgräber mit Arbeitshosen aus braunem, später indigofarbigem Segeltuch. Davis' Idee der Fixierung der Hosentaschen mit Nieten konnte mit Hilfe der finanziellen Unterstützung von Lewis

- patentiert werden. Der wirtschaftliche Erfolg der Firma Levi Strauss & Co. hält bis heute an.
- 40) Bsp.: Moses Hirsch, Schutzjude der Herren von Rosenbach späterer hochstiftischer Schutzjude, Viehhändler aus Gaukönigshofen bei Ochsenfurt, und seine beiden erwachsenen Söhne Jakob und Salomon Hirsch erhielten 1803 gegen den Widerstand des Würzburger Magistrats von der bayerischen Regierung als erste Juden seit 1642 das Recht, sich in Würzburg niederzulassen.
- 41) Vgl. die Ausführungen zur Landwirtschaft bei Kaufmann, Uri: Jüdische Viehhändler in Württembergisch Franken. In: Taddey, Gerhard (Hg.): Geschützt, geduldet, gleichberechtigt. Die Juden im baden-württembergischen Franken vom 17. Jahrhundert bis zum Ende des Kaiserreiches (1918). Ostfildern 2005, S. 77–85.
- 42) Halacha: hebräisch halach = gehen, wandeln; jüdisches Religionsgesetz.
- 43) Schochet: hebräisch schachat = schlachten.
- 44) Unter Berufung auf Genesis 32,25–33.
- 45) Richarz, 1992 (wie Anm. 12), S. 277. Nur 18 Prozent aller Viehbesitzer in Württemberg konnten sich um 1890 Pferde halten. Angabe nach Kaufmann, 2005 (wie Anm. 40), S. 78.
- 46) Wie noch zu sehen sein wird, können Kreditkäufe im Viehkontraktenbuch von Hessenthal nachgewiesen werden.
- 47) Richarz, 1992 (wie Anm. 12), S. 277.
- 48) Auf die verschiedenen Formen des Zusammenlebens jüdischer und christlicher Nachbarn kann ich an dieser Stelle nicht eingehen. Zur Illustration des belasteten Verhältnisses zwischen beiden Gruppen möge das unter Anm. 49 angegebene Zitat von Richarz genügen.
- 49) Richarz, 1992 (wie Anm. 12), S. 280–281.
- 50) Vgl. Kaufmann, 2005 (wie Anm. 40), S. 80. Es wäre lohnenswert zu untersuchen, welche diesbezüglichen Verordnungen für die Rieneckischen Gebiete bzw. für die Territorien des Mainzer Hochstiftes maßgebend waren.
- 51) Kaufmann, 2005 (wie Anm. 40), S. 80.
- 52) Vgl.: Das Viehkontraktenbuch von Hessenthal und seine Auswertungsmöglichkeiten.
- 53) Kaufmann, 2005 (wie Anm. 40), S. 80.
- 54) Der Autor wurde von Hanns Hubert Hofmann u. a. als Johann Friedrich Sigmund Freiherr von Holzschuher identifiziert.
- 55) [Holzschuher, Johann Friedrich Sigmund, Freiherr von]: Die geheime Geschäftssprache der Israeliten. Ein Hand- und Hilfsbuch für Alle, welche mit Israeliten in Geschäftsverbindung stehen und der hebräischen Sprache unkundig sind. Neustadt a. d. Aisch 1880, S. III–IV.
- 56) Daxelmüller, Christoph: Zehntes Bild: Das „Mauscheln“. In: Schoeps, Julius H./Schlör, Joachim (Hgg.): Antisemitismus. Vorurteile und Mythen. Frankfurt am Main o. J., S. 143–152.
- 57) Hessenthal: Siedlung im oberen Elsavatal (Spessart), seit 1814 bayerisch und seit der Gebietsreform 1972 zum Landkreis Aschaffenburg gehörend.
- 58) Weber, Georg Michael Ritter von (Hg.): Die Rechte von Unterfranken und Aschaffenburg (= Darstellung der sämtlichen Provinzial- und Statutar-Rechte des Königreichs Bayern, mit Ausschluß des gemeinen, preußischen und französischen Rechts, nebst den allgemeinen, dieselben abändernden, neueren Gesetzen, Bd. 3). Augsburg 1842, S. 418–423.
- 59) Weber, 1842 (wie Anm. 57), S. 421–423.
- 60) Vor der schriftlichen Fixierung galt das Gewohnheitsrecht.
- 61) So Schwierz, Israel: Steinerne Zeugnisse jüdischen Lebens in Bayern. Eine Dokumentation. München 1992, S. 71.
- 62) Trapp, Wolfgang: Kleines Handbuch der Münzkunde und des Geldwesens in Deutschland. Stuttgart 1999, S. 236–237.
- 63) Ebd., S. 238.
- 64) Hilfreich wäre die Hinzuziehung von jüdischen/nichtjüdischen Kalendern, die Markttag angeben. Auch Marktprotokolle können herangeholt werden. Außerdem handelt es sich in den Viehkontraktenbüchern um Einzelverkäufe.
- 65) Man könnte beispielsweise die entsprechenden Einwohnermeldelisten untersuchen.

# 800 Jahre Wülflingen – ein fränkisches Ganerbdorf im Spiegel der Geschichte

von

Stephan Diller und Wolfgang Jäger

Im Jahr 2006 konnte die ehemals selbständige Gemeinde Wülflingen, seit 1978 Stadtteil von Haßfurt, auf 800 Jahre Geschichte zurückblicken. Der vorliegende Beitrag möchte aus diesem Anlaß verschiedene Spuren der Wülflinger Geschichte beleuchten.

## 1. Vor- und Frühgeschichte

Zwar wurde das Maintal mit seinen angrenzenden Seitentälern wohl auf Grund der hier vorherrschenden sehr günstigen Klimabedingungen schon sehr früh besiedelt, wie zahlreiche Funde aus der Alt- und Mittelsteinzeit (ca. 600.000 bis 3.000 v. Chr.) belegen, doch lassen sich für diese erste Besiedlungsphase in Wülflingen keine Spuren finden. Die ältesten archäologischen Grab- und Siedlungsfunde im Bereich Wülflingens stammen erst aus der Urnenfelderzeit (ca. 1200 und 700 v. Chr.). Für die um 400 v. Chr. in der Latènezeit beginnende Besiedlung weiter Teile Süd- und Mitteleuropas durch die Kelten liegt ein Münzfund bei Wülflingen vor, der nicht nur auf eine Besiedlung hinweist, sondern auch ein wichtiges Indiz für die unter den Kelten in Mitteleuropa aufkommende Geldwirtschaft darstellt. Bei Wülflingen dürfte es sich wohl um eine elbgermanische Siedlung handeln, so daß der Ort spätestens im 5. Jahrhundert n. Chr. entstanden sein dürfte.<sup>2)</sup> Als Fazit läßt sich somit festhalten, daß die ersten Besiedlungsspuren im Bereich des heutigen Wülflingen mindestens 2700 Jahre zurückreichen und der Ort seit mindestens 1500 Jahren kontinuierlich besiedelt ist.<sup>3)</sup>

## 2. Erste urkundliche Erwähnung

Wülflingen wird erstmals urkundlich als „*Wulvelingen*“ im Jahr 1206 erwähnt. In die-

ser aus dem Hochmittelalter stammenden Urkunde übertrug Hildebrand von Stein dem Kloster Langheim seine Besitzungen in Wülflingen. In einer für das Jahr 1249 dem Kloster Langheim ausgestellten päpstlichen Besitzbestätigung wird auch die Grangie<sup>4)</sup> Wülflingen aufgeführt. Wülflingen war neben Tambach, Kulmbach, Scheßlitz/Bamberg einer der vier Amtshöfe des Klosters Langheim und somit der zentrale Verwaltungsort für alle klösterlichen Besitzungen im Gebiet zwischen Bauernach und Main.<sup>5)</sup> Das Kloster Langheim blieb bis zur Säkularisation und dem Ende des Alten Reiches der bedeutendste Grundherr in Wülflingen.<sup>6)</sup>

## 3. Dorf- und Grundherrschaft

Wülflingen gehörte zum einstigen Territorium des Hochstifts Würzburg. Oberster Landesherr im Dorf war der Fürstbischof von Würzburg, doch hatte er in Wülflingen nicht das alleinige Sagen. Zwar konnte er an die Wülflinger ein Aufgebot zum Dienst mit der Waffe erlassen und durch sein Amt Haßfurt Steuern und Abgaben eintreiben, doch unterstanden die Wülflinger, wie viele andere fränkische Dörfer auch, verschiedenen Dorf- und Grundherren: So treten als solche – neben oder nacheinander – die zum Hochstift Bamberg gehörenden Klöster Langheim, Theres und Mariaburghausen sowie die Abtei St. Michael in Bamberg auf.<sup>7)</sup> Urkundliche Besitznachweise liegen für Mariaburghausen seit 1295<sup>8)</sup>, für St. Michael seit 1318<sup>9)</sup> und für Theres seit 1366 vor,<sup>10)</sup> Ein weiterer, später nachgewiesener Grundherr war das Kloster St. Theodor in Bamberg.<sup>11)</sup>

Nach der Anzahl ihrer Untertanen im Dorf gewichtete sich das Mitspracherecht der einzelnen Grundherren bei der Verwaltung des Dorfes. Diese gemeinschaftliche Oberauf-

sicht über das Dorf bezeichnete man als Ganerherrschaft, seine Mitglieder als Ganerben und den Ort als Ganerbendorf.

Die zahlreichen Grundherren, die in vielen fränkischen Dörfern anzutreffen sind, sind Folge des mittelalterlichen Lehnswesens. Da der Landesherr, ursprünglich der König, dann stellvertretend z.B. der Würzburger Bischof, den Grundbesitz nicht alleine bewirtschaften konnte, verließ [= belehnte] er Teile davon an Adelige, Geistliche, Klöster oder auch städtische Bürger als sog. Lehensherren. Von diesen Lehens- oder Grundherren wiederum erhielten die Bauern ihre Höfe und Grundstücke zu Lehen, wofür sie einen terminlich festgelegten Zins und Naturalabgaben zahlen mußten.<sup>13)</sup> Für die Einwohner Wülflingens bedeutete dies, daß sie bis zum Ende des Alten Reiches im Jahre 1806 keine Eigentümer ihrer Anwesen und Liegenschaften waren. Ihre Häuser, Wiesen und Äcker hatten sie von verschiedenen geistlichen und weltlichen Herrschaften, in deren Abhängigkeit sie standen, zu Lehen empfangen.

In den unter Bischof Johann III. von Grumbach (reg. 1455–1466) angelegten Verzeichnissen der Ämter des Hochstifts Würzburg taucht Wülflingen neben Krum, Obereuerheim, Untereuerheim, Untertheres, Hainert, Sechsthal, Prappach, Augsfeld, Gädheim und Humprechtshausen als Teil des Amtes Haßfurt auf.<sup>14)</sup> Daneben gab es aber auch würzburgische Besitzungen in Wülflingen, die ins Amt Mainberg gehörten. Das Hochstift Würzburg hatte diese Besitzrechte im Jahre 1542 mit dem ganzen Amt Mainberg von den Grafen von Henneberg erworben.<sup>15)</sup>

Unter dem 26 April 1485 findet sich im Konzeptbuch des Bamberger Klosters Michelsberg für die Jahre 1480–1492 verzeichnet, daß Wülflingen im Rahmen des landesherrlichen Aufgebotes zusammen mit Breitbrunn, Knetzgau und Hellingen einen Kriegswagen und einen Knecht abstellen mußte.<sup>16)</sup> Im Laufe der Jahrhunderte nahm jedoch der Einfluß des Hochstifts Bamberg in Wülflingen immer mehr zugunsten Würzburgs ab. So erwarb z.B. im Jahre 1516 das Hochstift Würzburg vom Bamberger Kloster Michaelsberg Zinsen zu Prölsdorf, zu Won-

furt und zu Wülflingen.<sup>17)</sup> Mit den Verträgen von 1685/88 übernahm schließlich das Hochstift Würzburg die landesherrschaftliche Obrigkeit über den gesamten Bamberger Mediatbesitz in Wülflingen.<sup>18)</sup> Auf Grund dieser geteilten Grundherrschaft war Wülflingen ein sog. Ganerbendorf, in dem die Grundherrschaften für sich die vogteilichen Rechte und das Recht auf Erbhuldigung beanspruchten, d.h., jede Grundherrschaft übte über seine Untertanen die Vogtei aus. Zwar strebte das Hochstift Würzburg die alleinige Dorf- und Gemeindeherrschaft an, doch vergebens. In einem 1707 mit Kloster Langheim geschlossenen Vertrag wechselte die Dorf- und Gemeindeherrschaft in Wülflingen jährlich. Zwei Ganerben, Würzburg und jeweils einer der anderen, bildeten das Direktorium, wobei Würzburg jedoch stets den Vorsitz innehatte.<sup>19)</sup>

Steuern zahlten die Pfarrei- und Gotteshauslehen an die Kellerei Haßfurt, die übrigen Wülflinger an ihren jeweiligen Grundherren.<sup>20)</sup> Die Grundherrschaft in Wülflingen teilte sich im Jahre 1588 wie folgt auf:<sup>21)</sup>

GRUNDHERRSCHAFTEN	ANZAHL DER UNTERTANEN
Kloster Langheim	17
Kloster Michelsberg	7
Kloster Theres	8
Kloster Mariaburghausen	3
Kloster St. Theodor	3
Fuchs zu Unterhohenried	6
Fuchs zu Wonfurt	3
Hochstift Würzburg/ Amt Mainberg	3
Gotteshaus Wülflingen	3
Pfarrei Haßfurt	1
Kaplanei Haßfurt	2

#### 4. Zehntinhaber in Wülflingen

Beim Zehnt handelt es sich um den zehnten Teil des Ertrages von Feldfrüchten sowie um

den Blutzehnt, d.h., der Abgabe von Haustieren wie Lämmern, Schweinen und Gänsen. Ursprünglich war der Zehnt eine Abgabe an die Kirche, entsprechend der Abgabe des Zehnten an den Tempel in Jerusalem. Gemäß diesem biblischen Vorbild wurde der Zehnt von den fränkischen Königen an die Bischöfe verliehen. Zu je einem Drittel diente der Zehnt für den Unterhalt der Kirchengebäude, zur Versorgung des Pfarrers und für karitative Zwecke, weshalb er zwischen Pfarrkirche, Pfarrer und Bischof geteilt wurde. Beim Zehnt auf Feldfrüchte unterscheidet man den „großen Zehnt“, der den Getreide- und Weinzehnt einschloß, und den „kleinen Zehnt“, der in der Abgabe von Rüben, Flachs, Obst, Heu und später auch von Kartoffeln bestand. Da die Kirche im Laufe der Jahrhunderte ihren Zehnt verpfändete, verlieh, tauschte und verkaufte, wurde dieser seit dem Hochmittelalter seiner ursprünglichen Bestimmung beraubt und gelangte dadurch auch in weltliche, d.h., adelige und bürgerliche Hände.<sup>22)</sup>

Der Zehnt in Wülflingen stand überwiegend der Pfarrei Haßfurt zu. Die Kellerei des Amtes Haßfurt hatte am übrigen Zehnten  $\frac{1}{4}$  und die Echter von Unterhohenried  $\frac{3}{4}$ .<sup>23)</sup> Seit Beginn des 14. Jahrhunderts finden sich in den Lehenbüchern des Hochstifts Würzburg zahlreiche reichsritterschaftliche Familien als Zehntherrn, insbesondere des Weinzehnts, so die Herren von Rügheim – „*Item Geben de Rügheim (...) dimidiam villam in Wulflingen (...), ut dedit pro feudo castrendi.* [Jahr: 1303].<sup>24)</sup> *Item Gebeno de Rugehei[m] armiger tenet in foedum totam decimam in Gvnkersdorf [= Junkersdorf] tam in villa quam in campis. Item totam decimam in Gerlachs Dorf. Item totam decimam annone in Wluelingen [= Wülflingen] et mediam decimam vini ibidem. (...) Item triginta iugera in Antiqo Monte in Gozmannsdorf [= Goßmannsdorf] tenet pro castrensi mansione in opido Hasefurthe.* [Jahr: 1317].<sup>25)</sup> „*Item gebeno de Rugeheim recepit decimam in Jvnkersdorf, minutam decimam in Rugeheim. Item in superiori Hoehered decimam et in Gerlachs Dorf decimam. Item decimam super 7 bona in Brunne et decimam in Wulfelingen. Item duas partes decime in Erkembrechtshusen.* [Jahr: 1334].<sup>26)</sup> –, die Kötner – „*Item*

*eodem anno feria III. sequenti* [18. April 1357] *Hermannus dictus Koetner de Hasfurt armiger recipit ex resignacione Joh(an)nis et Heinr. Stapfen fratrum dimidiam decimam in Wuelflingen cum suis pertinenciis. Item 4 huobas in Nidernhoehriet cum suis pertinenciis, quarum unam ... Gut Jar et unam Mantel et duas illi duo Voerh.* [Jahr: 1357].<sup>27)</sup> „*Item eisdem anno et die* [12. März 1364] *Hermann Koetner armiger recipit  $\frac{1}{2}$  decimam in Wuelflingen ex vendicione Betzoldi Hsloden et Gotfr. Lmpr. miles pro eo resignavit.* [Jahr: 1364].<sup>28)</sup> –, Flieger, Thüngfeld – „*Item Apel von Thuengfeld hat zu Lehen genommen (...) den halben Zehnten in Wülflingen.* [Jahr: 1303].<sup>29)</sup> –, Echter zu Hohenried, Schaumberg (auch als Grundherren) – „*Der Bischof von Würzburg Lorenz [von Bibra, reg. 1495–1519] (...) hat folgende Lehenstücke dem Moritz von Schaumberg, Ritter, Rat, Amtmann zu Zabelstein zu rechtem Mannlehen verliehen: (...) und dann folgende Lehenstücke, die von dem seligen Heinrich von Schaumberg, Ritter auf seinen seligen Vater erstorben sind, auf denen die Ehefrau des Götz von Rotenhan ein Bekenntnis in der Höhe von 3250 fl. von dem seligen Vorgänger des Bischofs von Würzburg [Rudolf von Scherenberg, reg. 1466–1495] hat: (...) ein Altwasser zu Wülflingen, alles mit allen seinen Zugehörungen, wie dies alles vom Bischof und Hochstift Würzburg zu Lehen rührt. Dies Alles ist von seinem seligen Vater, Hans von Schaumberg zu Thundorf [bei Bad Kissingen], an ihn gekommen. der Bischof von Würzburg verleiht dem genannten Moritz von Schaumberg, Ritter, diese genannten Lehenstücke mit allen ihren Zugehörungen, welche Rechte er daran hat und was er ihm von Rechts wegen daran verleihen soll und mag, doch vorbehaltlich der Rechte des Hochstifts und Bischofs von Würzburg; und auch ohne Schaden für das Bekenntnis, das die Hausfrau des Götz von Rotenhan darauf hat. [1. September 1497].<sup>30)</sup> – und Seckendorf (auch als Grundherren)<sup>31)</sup> zu Wonfurt.*

Weitere Zehnten waren an Haßfurter Bürgerfamilien vergeben, namens Keller – „*Item Cunr. Celler(arius) in Hasefurthe recipit in marchia Hasefurthe quatuor manus, unum alodium, unum molendium in Mogo, solventum*

- 4 uncias denariorum et unam piscariam supra dictum molendinum ibidem. Item in Wuluelingen [Wülflingen] mediam partem decime vini am Zigenrucke et Sweymeringeberge (...) [Jahr: 1322].<sup>42)</sup> „Item C. Celler(arius) de Hasefurthe recipit ex resignacione Gebenonis de Rugeheim [Rügheim] partem decime vini in Wulfelingen. [Jahr: 1322].<sup>43)</sup> „Item filii ... Cellerarie de hasefurth receperunt decimam vini in Wluelingen in monte dicto am Swemarn [Schweinberg] et dicto am Ziechenberge [Ziegenberg] et dimidium vorweg in civitate hasefurth, quod olim fuit Bopponis de Ebern. (...) [Jahr: 1333].<sup>44)</sup> – Stapf und Husold – „Item ... Stapfe et Husolde receperunt decimam vini in Wulfelingen. (...) Item unum allodium in Hasfuert et 8 iugera campestria ibidem ante nemus situm vorm Hayne. (...) [Jahr: 1335].<sup>45)</sup> „Item Ber. dictus de Huslod de Hasefurt (recipit) decimas vini et siliginis in Wlflingen [Wülflingen] (...). [Jahr: 1345].<sup>46)</sup> „Item Johans Stapf recipit dimidium decimam in Wuelfingen (...). [Jahr: 1356].<sup>47)</sup>

Die Besitznachfolge dieser Familien traten teilweise die Fuchs von Wonfurt und Rügheim, die Fuchs von Haßfurt, die über Eigengüter in Wülflingen verfügten, und die Fuchs von Unterhohenried (1477 Zehntrechte) an.<sup>48)</sup> „Item Joh. Wlpes [Fuchs], natus quondam Eber, et heinr. dictus Gruzzing receperunt decimam novalium in loco dicto daz nasse Rot in territorio ville dicte Wuluelingen absque preiudicio iuris alienei [Jahr: 1322].<sup>49)</sup>

Weitere in den Lehenbüchern des Hochstifts Würzburg aufgeführte Inhaber von Zehntrechten in Wülflingen waren:

1. „Friedrich und Johann von Wenkheim (...) haben eine fischweide in Wülflingen.<sup>40)</sup>
2. „Friedrich Isingen aus Rothenburg [o. d. Tauber] hat zu Lehen genommen den Zehnten, genannt ‚zun Wulfingen‘ [Wülflingen] von 2 Höfen; auf diesen Zehnten haben H. Gottschalk ‚tamquam procurator‘ und Lup[old], genannt Steiner ‚tamquam procurator‘ verzichtet.<sup>41)</sup>
3. „Hans von Wenkheim, der Ältere hat zu Lehen genommen (...) 1 Fischweide bei Wülflingen (...).<sup>42)</sup>
4. „Karl Zollner hat zu Lehen genommen (...) den Zehnten zu Wülflingen (...).<sup>43)</sup>
5. „Peter Truchsess, Ritter und Albrecht von Egloffstein zu Thann [bei Feuchtwangen] haben zu Lehen genommen den Teil des Zehnten zu Wülflingen, den sie von Karl Zollner zu Walchenfeld [bei Hofheim] gekauft haben.<sup>44)</sup>
6. „Die Vettern Karl Zollner und Johann Zollner haben zu Lehen genommen (...) den Zehnten zu Wülflingen (...) und ein Burggut zum Rottenstein [bei Hofheim], mit allen ihren Zugehörungen.<sup>45)</sup>
7. „Hans Stapff hat zu Lehen genommen (...) eine halbe Fischweide zu ‚wulfling‘ [Wülflingen], ein ‚wird‘<sup>46)</sup> und 1 Fischweide bei der Mainmühle [zu Haßfurt].<sup>47)</sup>
8. „Der Bischof von Würzburg hat von besonderen Gnaden der Else ‚Stapffe‘, Ehefrau des Hans ‚Stapffe‘, (...) 1/2 Fischwasser zu Wülflingen und einen ‚weerd‘<sup>48)</sup> zu Wülflingen, 1 Fischwasser zu Haßfurt bei der Mainmühle. Falls sie ihren Ehemann überlebt und dieser ohne lehenbare Leibeserben stirbt, darf sie nach Ausweis des Briefes, den sie darüber hat, auf den genannten Gütern ‚sitzen‘ und sie nutzen und ‚niessen‘ auf Lebenszeit.<sup>49)</sup>
9. „Eberhard von Schaumberg, Ritter hat zu Lehen genommen (...) die Altwasser und Fischweide zu Wülflingen (...).<sup>50)</sup>
10. „Hans Fuchs zu Wonfurt hat zu Lehen genommen (...) einen halben Teil des Zehnten am Schweinberg [Flurname bei Wülflingen] mit allen seinen Zugehörungen, einen Drittel am Zehnten zu Untertheres [bei Haßfurt] mit allen seinen Zugehörungen.<sup>51)</sup>
11. „Kunz [Fuchs], Georg [Fuchs] und Wilhelm Fuchs, Gebrueder, haben zu Lehen genommen einen Drittel am Zehnten zu Untertheres, den sie von dem Abt zu Theres gekauft haben, den halben Zehnten am Schweinberg [Flurname bei Wülflin-

gen] zwischen dem Eltengraben und Wülflingen.“<sup>52)</sup>

12. „Thomas Fuchs hat zu Lehen genommen ein Viertel am Zehnten am ‚Schweinberg‘ bei ‚wulpfingen‘ [Wülflingen] gelegen mit allen seinen Zugehörungen in Dorf und Feld, ein Zehentlein in der ‚oberen Kammer‘ [Furname in Wülflingen], auf der Äbtissin von ‚Marpurghausen‘ [Kloster Mariaburghausen] Wiesen, alle Güter und Zinsen mit allen ihren Zugehörungen, die einst sein seliger Vater Heinz Fuchs von Weigand von Blofelden unter dem Steigerwald, nämlich zwischen Schwappach [Ober- bzw. Unterschwap-pach] und Ottendorf gelegen, gekauft hat; einen halben Teil an einem Zehnten zu Sylbach mitsamt dem halben Teil eines Gütleins, das dazu gehört, das der ge-nannte Heinz Fuchs von Asmus von Ro-tenhan gekauft hat und alles ist von ihm auf Thomas Fuchs übergegangen.“<sup>53)</sup>
13. „Hans Fuchs zu Wonfurt hat zu rechtem Mannlehen ein Viertel am Zehnten zu Wülflingen (...).“<sup>54)</sup>
14. „Kunz Fuchs hat zu Lehen genommen die Hälfte am Zehnten am Schweinberg bei Wülflingen mit allen seinen Zugehörun-gen.“<sup>55)</sup>
15. „Mathern Fuchs zu Wonfurt und Endres Fuchs zu Wonfurt, Gebrüder, haben zu Lehen genommen für sich selbst und zu getreuer Hand vorzutragen Jakob [Fuchs zu Wonfurt] und Siegmund [Fuchs zu Wonfurt], ihren Brüdern, einem jeden bis er 14 Jahre alt wird und nicht länger, zu rechten Mannlehen: einen Viertel am Zehnten zu Wülflingen (...).“<sup>56)</sup>
16. „Der Bischof von Würzburg Lorenz [von Bibra] (...) hat dem Hans von Bibra, Rit-ter, Rat die folgenden Lehenstücke als Lehenstraeger und als Vormund für Wil-helm [von Schaumberg], Albrecht [von Schaumberg], Willbald [von Schaum-berg] und Lorenz von Schaumberg, Ge-brüder, Söhne des verstorbenen Moritz von Schaumberg, Ritter, zu rechtem Mannlehen verliehen, solange bis die Brüder von Schaumberg 14 Jahre alt
- werden, dann soll jeder diese Lehenstu-ecke für sich selbst empfangen: (...) und dann die folgenden Lehenstücke, auf denen Ameley von Schaumberg, geb. von Walldau der Witwe des Heinrich von Schaumberg, Ritter und ihren Erben vom Bischof von Würzburg, Rudolf [von Sche-renberg], 3250 fl bekannt sind: (...) ein Altwasser zu Wülflingen (...), das alles rührt von Bischof und Hochstift Würz-burg zu lehen; der Bischof von Würzburg verleiht dem genannten Hans von Bibra, Ritter als Lehenstraeger und als Vormund der genannten Jungen von Schaumberg, Gebrüder, die genannten Lehenstücke mit allen ihren Zugehörungen, welche Rechte sie daran haben und was der Bi-schof von Würzburg ihnen von rechtswe-gen daran verleihen soll mit Kraft dieses Briefes doch vorbehaltlich der Rechte des Hochstifts und Bischofs von Würzburg und auch vorbehaltlich des Bekenntnis-ses der Ameley von Schaumberg, geb. von Walldau.“<sup>57)</sup>
17. „Lorenz [von Bibra], von Gottes Gnaden Bischof von Würzburg und Herzog von Franken, erklärt öffentlich durch diesen Brief: er hat dem Moritz von Schaum-berg, Ritter, Rat, Amtmann zum Zabel-stein die folgenden Lehenstücke zu rechtem Mannlehen verliehen: (...) und dann diese folgenden Lehenstücke, die von dem seligen Heinrich von Schaum-berg, Ritter auf seinen seligen Vater er-storben sind, auf denen die eheliche Hausfrau des Götz von Rotenhan 3250 fl. Bekenntnis von dem seligen Vorgänger des Bischofs von Würzburg hat: (...) ein Altwasser zu Wülflingen, alles mit allen seinen Zugehörungen, wie dies alles von Bischof und Hochstift Würzburg zu Lehen rührt und von seinem seligen Vater, Hans von Schaumberg zu Thundorf [bei Bad Kissingen], an ihn gekommen ist. und der Bischof von Würzburg verleiht dem Mo-ritz von Schaumberg, Ritter, diese ge-nannten Lehenstuecke mit allen ihren Zugehörungen, wie es obensteht, welche Rechte er daran hat und was er ihm von Rechts wegen daran verleihen soll und mag, mit Kraft dieses Briefes, doch vor-

behaltlich der Rechte des Hochstifts und Bischofs von Würzburg, auch ohne Schaden fuer das Bekenntnis, das die eheliche Hausfrau des Götz von Rotenhan darauf hat, wie es obengeschrieben steht.“<sup>58)</sup>

18. „Jorg Fuchs zu Wonfurt hat zu Lehen genommen einen Halbteil am Weinzehnten am Schweinberg mit allen seinen Zugehörungen bei Wülflingen, der von seinem seligen Vater Conz Fuchs [zu Wonfurt] an ihn gekommen ist.“<sup>59)</sup>

19. „Lorenz [von Bibra] erklärt öffentlich durch diesen Brief: er hat den Brüdern Wilhelm von Schaumberg zu Thundorf [bei Bad Kissingen], ‚Wilwolt‘ von Schaumberg zu Thundorf und Lorenz von Schaumberg zu Thundorf die folgenden Lehenstücke zu rechtem Mannlehen verliehen, nämlich: das ganze Schloß Thundorf mit dem Dorf und der ganzen Mark daselbst, also Äcker, Wiesen, Weingaerten, See, Gewässer, Wunne und Weide, dazu den Zehnten und alles, was zu Thundorf gehört, (...) item [desgleichen] ein Altwasser und eine Fischweide zu Wülflingen; (...) alles rührt von Bischof und Hochstift Würzburg zu Lehen und der Bischof von Würzburg verleiht den genannten Brüdern die genannten Lehenstücke, die Rechte, die sie daran haben und was er ihm von Rechts wegen daran verleihen soll und mag, mit Kraft dieses Briefes, doch vorbehaltlich der Rechte des Hochstifts und Bischofs von Würzburg, ‚vnschedlich‘ auch an der genannten Bekenntnis des Wilhelm von Bibra, des Älteren. (...)“<sup>60)</sup>

20. „Lorenz [von Bibra] von Gottes Gnaden etc. erklärt öffentlich durch diesen Brief: er hat den Brüdern Wilhelm von Schaumberg zu Thundorf [bei Bad Kissingen] und Lorenz von Schaumberg zu Thundorf die folgenden Lehenstücke zu rechtem Mannlehen verliehen, nämlich: das ganze Schloß Thundorf (...), item ein Altwasser und eine Fischweide zu Wülflingen, (...), dies alles rührt von Bischof und Hochstift Würzburg zu Lehen und der Bischof von Würzburg verleiht den Brüdern Wilhelm von Schaumberg und Lorenz von

Schaumberg die genannten Lehenstücke und die Rechte, die sie daran haben und was er ihm von Rechts wegen daran verleihen soll und mag, mit Kraft diese Briefes, doch vorbehaltlich der Rechte des Hochstifts und Bischofs von Würzburg.“<sup>61)</sup>

21. „Wilhelm von Bibra, Amtmann zu Haßfurt erklärt öffentlich durch diesen Brief, er habe (...) 2000 fl. auf den Zehnten von Abersfeld, Ostheim, und Rügheim und auf dem Altwasser zu Wülflingen und auf dem Gültwein zu Gädheim, die ihm aufgrund des Schiedsspruches des Bischofs von Würzburg zugesprochen wurden (...), verschrieben. (...)“<sup>62)</sup>

22. „‚Geben‘ von Rügheim [hat zu Lehen genommen] (...) das halbe Dorf Wülflingen, (...)“<sup>63)</sup>

„‚Karlo‘ von Lichtenstein und Dietrich von Lichtenstein [haben zu Lehen genommen] (...) das Dorf ‚buwinkel‘ [abg. bei Wülflingen] und den Zehnten dort (...)“<sup>64)</sup>

## 5. Gerichtsherrschaft

Gemäß einer Spätmittelalterlichen Quelle aus dem Jahre 1340 gehörte Wülflingen zum hennebergischen Centgericht Königsberg. Die centbarliche Obrigkeit ging später an das Hochstift Würzburg über, doch standen dem Kloster Langheim und der Reichsritterschaft auch weiterhin Sonderrechte in Wülflingen zu.<sup>65)</sup> Gerügt wurden die vier hohen Rügen sowie Rain und Stein.<sup>66)</sup>

## 6. Dorfordnung und Dorfgericht

Für die Gemeinde Wülflingen ist eine Dorfordnung aus dem Jahre 1586 überliefert.<sup>67)</sup> Die Gemeindeversammlung, die sog. „gehegte Mal“, trat im Namen der Ganerben an drei Tagungsterminen, dem Urbans-, dem Andreas- und dem Walburgistag unter der Leitung der gewählten Dorf- oder Bauernmeister (= Bürgermeister), nicht der herrschaftlichen Schultheißen, zusammen. Als Beisitzer fungierten zwölf Schöffen, obwohl bei solchen Malgerichten in der Regel keine Beisitzer

vorgesehen waren. Vor der Gemeindeversammlung wurden die Gemeinschaft betreffende Verwaltungs- und Rechtsangelegenheiten verhandelt.<sup>68)</sup>

## 7. Kirchliche und konfessionelle Verhältnisse – die Kirche St. Leonhard

In Wülflingen, das kirchenrechtlich immer zu der erstmals 1244 genannten Pfarrei Haßfurt gehörte,<sup>69)</sup> besaß das Kloster Langheim auf seinem Eigenbauhof eine Kapelle. Am 30. Juli 1304 erhielt das Kloster vom Würzburger Bischof Andreas von Gundelfingen (reg. 1303–1313) das Recht, in Wülflingen unabhängig von der Pfarrei täglich Gottesdienst zu feiern: „(...) *ut in capella curie in Wlvelingen (...) vnus frater eiusdem mon. vel alter sacerdos ydoneus et hincstus singulis diebus sine parrochie preiudicio Missam celebrare valeat.*“<sup>70)</sup>

Im Jahre 1363 wird die Kapelle in Wülflingen erstmals unter dem Patrozinium St. Leonhard (Mainblick 5) erwähnt.<sup>71)</sup> Da die Zisterzienser den Leonhardskult förderten, kann mit großer Wahrscheinlichkeit angenommen werden, daß die heutige Dorfkirche aus der langheimischen Kapelle hervorgegangen ist.<sup>72)</sup> Die Bausubstanz des Gebäudes wurde im Jahre 1611 als äußerst baufällig bezeichnet. Der nötige Neubau des Langhauses erfolgte schließlich in den Jahren 1695/96, seine Konsekrierung am 25. Juli 1696. Vollständig abgeschlossen wurden die Neubau- und Renovierungsarbeiten wohl erst unter Fürstbischof Johann Philipp von Greiffenklau (reg. 1699–1719), da sein Wappen den Rundgiebel über dem Nordportal ziert.

Von dem Vorgängerbau blieben lediglich der wohl in der Spätgotik errichtete Turm und die Sakristei erhalten. Die Ausstattungsgegenstände der Kirche wie Hochaltar, Seitenaltäre und Kanzel stammen aus der Zeit um 1700.<sup>73)</sup>

Um 1650, also unmittelbar nach dem Dreißigjährigen Krieg, war die Einwohnerschaft Wülflingens rein katholisch. Für die Abhaltung der Meßfeiern zeichnete der Haßfurter

Unterkaplan verantwortlich, wobei die Einwohner von Sailershausen den Gottesdiensten in Wülflingen beiwohnten.<sup>74)</sup>

Die älteste Glocke der Kirche trägt die lateinische Umschrift:

„*anno + domini + M + CCCC + XXXX + IIII  
+ Jos + Maria + gratia + plena*“

(Im Jahre + des Herrn + 1444 + Jos[eph] + Maria + voll + der Gnade).



Abb. 1: Älteste Glocke der Wülflinger Kirche St. Leonhard (Foto: Wolfgang Jäger).

Anlässlich des Pfarrfestes am 28. Mai 2006 wurde der neue Altar von St. Leonhard während eines Festgottesdienstes mit Pfarrer Pater Reinhold Schmitt und Diakon Manfred Griebel vom Würzburger Weihbischof Helmut Bauer geweiht. Angefertigt wurde der neue Altar mit dem dazu passenden Ambo aus Burgpreppacher Sandstein von dem Steinbildhauermeister Christoph Steinmetz von der Firma Steinmetz GmbH aus Haßfurt. Vor der Altarweihe setzte Christoph Steinmetz die Reliquienbursa mit den Reliquien der heiligen Bruno und Burkard sowie des seligen Liborius Wagner in den Altar ein.<sup>75)</sup>

## 8. Authentik des Kreuzreliquiars der Kirche St. Leonhard zu Wülflingen

Bei einer Authentik handelt es sich um ein Dokument zur Beglaubigung von Herkunft und Echtheit einer Reliquie. Der Text der Authentik lautet:<sup>76)</sup>

### 8.1. Vorderseite

#### a) Lateinisch

„Fr[ater] Nicolaus Angelus Maria Landini  
Florentinus

Ordinis Eremitarum S[ancti] Augustini, Dei,  
et Apostolicae Sedis gratia, Episcopus  
Porphyrien[sis], Sacrarii Apostolici Praefec-  
tus, ac Pontificii Solii Assistens.

UNIVERSIS, et singulis praesentes nostras  
litteras inspecturis fidem facimus, et attesta-  
mur, qualiter Nos  
dono dedimus

*particulas de Ligno S[ancti]s[i]mae Crucis  
D[omi]ni, ac Salvadoris N[ost]ri Jesu Chri-  
sti ex locis authenticis desumpt[as] posit[as]  
in Cruce crystallina fila[gr]a arg[ente]a  
circum[clusas]; quam filo Serico rubro  
ligat[ur]; N[ost]ro parvo Sigillo obsignari  
mandavimus ei[usdem] ?) ut*

*apud se retinere, aliis donare, et in quacum-  
que Ecclesia, Oratorio, aut Capella publicae  
fidelium venerationi*

*exponere, et collocare valeat in Domino fa-  
cultatem concessimus. In quorum fidem has  
litteras testimoniales*

*manu nostra subscriptas, nostroque sigillo fir-  
matas per nostrum Secretarium expediri man-  
davimus.*

*F[rater] N[icolaus] A[ngelus] M[aria] L[an-  
dini] ep[iscop]us Porphyrien[sis]*

*Romae 12° [= duodecimo] Aprilis 1776*

[unleserliche Unterschrift]

Joseph [?]"



Abb. 2: Das Kreuzreliquiar der Kirche St. Leonhard zu Wülflingen von 1779 (Foto: Wolfgang Jäger).



Abb. 3: Vorderseite der Authentik

(Foto: Wolfgang Jäger).

b) Deutsch

„Bruder Niccolo Angelo Maria Landini aus Florenz, vom Orden der Eremiten des heiligen Augustinus, von Gottes, und des Apostolischen Stuhles Gnade [Titular-]Bischof von Porphyrien, Präfekt der Apostolischen [Hof-] Kapelle und Assistent des Päpstlichen Stuhles.

Allen und jedem einzelnen, die diesen unseren Brief einsehen werden, geloben wir eidlich und bestätigen, daß wir

zum Geschenk gegeben haben [einige] Partikel von dem Holz des allerheiligsten Kreuzes unseres Herrn und Erlösers Jesus Christus, von bezeugter Herkunft ausgesucht [und] in einem kristallinen Kreuz von silbernem Gewebe umgeben, welches mit rotem Seidenfaden zusammengebunden ist [und] das Wir mit Unserem kleinen Siegel zu versiegeln in Auftrag gegeben haben, um dasselbe

bei sich zu behalten, anderen zu schenken und in welcher Kirche, Betstube oder Kapelle auch immer der öffentlichen Verehrung der

Gläubigen zur Schau zu stellen und unterzubringen mächtig zu sein, dazu geben wir im Herrn die Erlaubnis. Zu seiner Beglaubigung haben wir diesen Zeugnisbrief mit unserer Hand unterschrieben, mit unserem Siegel bekräftigt [und] durch unseren Sekretär ausfertigen lassen.

*F[rater] N[icolaus] A[ngelus] M[aria] L[andini] [Titular-]Bischof<sup>77)</sup> von Porphyrien*

Gegeben zu Rom, am 12. April 1776

[unleserliche Unterschrift]

Joseph [?]

[Papiergedecktes Siegel mit der Umschrift:]

a) Lateinisch

Fr[ater] + Nicolaus + Landini + Ep[iscop]us + Porphyrien[is] + Sacr[arii] + Apostol[ici] + Præfect[us]

b) Deutsch

Bruder + Nicolaus + Landini + Bischof von + Porphyrien + Präfekt der + Apostolischen + Kapelle

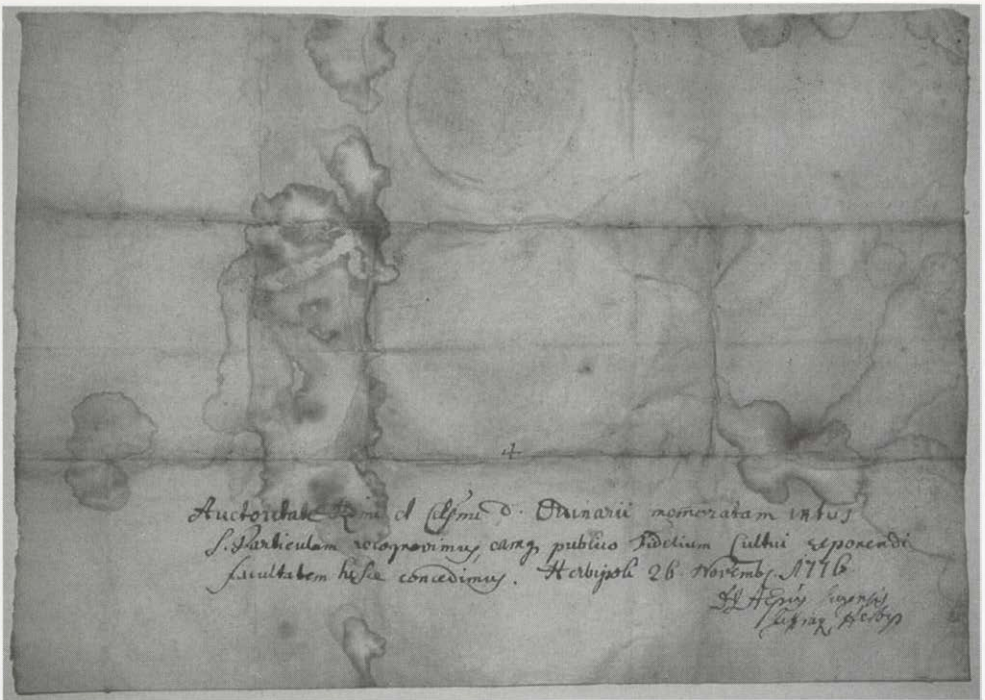


Abb. 4: Rückseite der Authetik

(Foto: Wolfgang Jäger).

## 8.2. Rückseite

### a) Lateinisch

„Auctoritate R[everen]d[issimi] mi et Cels[issimi] mi  
domini Ordinarii memmoratam intus

S[anctam] Particulam recognovimus, eamque  
publico Fidelium Cultui exponendi

facultatem hisce concedimus. Herbipoli 26.  
Novembris 1776

D[ominus] L[iber] A[damus] [Fridericus]  
Ep[iscop]us [?]

Suffrag[aneus] Herbip[olensis]“

### b) Deutsch

„Als Beglaubigung des hochwürdigsten und  
erhabensten Herrn Bischof haben wir die  
darinn [befindlichen] berühmten heiligen  
Partikel untersucht, [und] geben hiermit [?]  
die Erlaubnis, diese zur öffentlichen Vereh-  
rung der Gläubigen auszustellen. Würzburg,  
26. November 1776

F[rei]h[err] A[dam] [Friedrich]<sup>78)</sup> Bischof [?]  
Suffraganbischof von Würzburg“

## 9. Baudenkmäler

In der Denkmalliste Unterfrankens sind für  
Wülfingen folgende Baudenkmäler eingetra-  
gen:<sup>79)</sup>

- Bei der Gleißnergasse 12: Hier befindet  
sich ein um 1850 errichteter Bildstock der  
„Vierzehn Nothelfer“ [Fl.Nr. 47].
- Mainblick 5: Katholische Filialkirche  
St. Leonhard [Fl.Nr. 119].
- Wässernachstr. 5: Fachwerkaus von 1698,  
dessen Erdgeschoß aus den Jahren  
1830/50 stammt [Fl.Nr. 4].
- Wässernachstr. 7: Wohl aus dem 18. Jahr-  
hundert stammendes Fachwerkhaus mit  
einem gotisierenden Erdgeschoß (1848)  
[Fl.Nr. 6].
- Wässernachstr. 9: Hier steht ein um 1810/  
30 gefertigter, eingebauter Tabernakelbild-  
stock [Fl.Nr. 109].
- Wässernachstr. 10: Das Anwesen Wässer-  
nachstr. 10, im Volksmund auch Käth-

häuschen genannt, wurde vermutlich Mitte des 17. Jahrhunderts, also nach dem Dreißigjährigen Krieg, erbaut. Es gehörte zu den im Jahre 1605 belegten acht Selden des Kloster Theres, d.h., das Haus war ursprünglich von Kleinstbauern, unzüftigen Handwerkern und Tagelöhnern bewohnt gewesen. Als Söldner (= Soldner, Seldner, Söllner, Söllmann) bezeichnete man den Inhaber einer Sölde (Selde), unzüftige Handwerker (auf dem Lande), Tagelöhner, niedrige Beamte und Leute ohne nennenswerten Grundbesitz.

Laut Katastereintrag von 1848 (und 1894) hatte das Anwesen (heute Flurnr. 102) die Plannr. 102a (Wohnhaus mit Stallung, Schweinestall und Hofraum) und 102b (Gemüsegarten am Schweinestall). Weiterer zum Anwesen gehörender Besitz befand sich im Sand und im oberen Sand in Wülflingen. Im Kataster sind keine Angaben über etwaige Anteile an Gemeindefreien verzeichnet. Eigentümer des Hauses war 1848 der Tagelöhner Josef Weißenseel. Im Jahre 1891 erwarb Barbara Klemm das Anwesen von Theresa Scheid (Kataster v. 1894).<sup>80)</sup> Im Zuge der Dorferneuerung wurde das Haus mit den Nebengebäuden im 1. Quartal 2006 abgerissen.

- Vor Wässernachstr. 23: Hier befindet sich eine Madonnenstatue aus dem Jahre 1741. [Fl.Nr. 69].
- Friedhofskreuz aus dem Jahre 1882 [Fl.Nr. 119].
- Wegkreuz: Es befindet sich am Feldweg nach Sailershausen und datiert in das Jahr 1863 [Fl.Nr. 115].
- Bildstockreliefplatte: Die Reliefplatte aus der Zeit um 1810/20 befindet sich östlich des Dorfes an einer alten Weinbergmauer nördlich der Bundesstraße 26 [Fl.Nr. 234].
- Bildstock: Der nordwestlich des Dorfes gelegene Bildstock wurde 1872 geschaffen [Fl.Nr. 363].

## 10. Bevölkerungsentwicklung

Die Einwohnerzahl Wülflingens ist seit dem 19. Jahrhundert kontinuierlich ange-

wachsen. Seit 1811 hat sich die Bevölkerung Wülflingens mehr als verdreifacht.<sup>81)</sup>

JAHR	EINWOHNERZAHL	WOHNGEBÄUDE
1811	268	64
1830	269	63
1902	347	
1961	449	87
1970	536	
2003	943	
2006	949	

## 11. Ehemaliger Weinbau

Bereits in der Urkunde aus dem Jahre 1206 werden in Wülflingen Weinberge erwähnt. Das Dorf war ein bedeutender Weinbauort, dem viele Dörfer bis in die Kulmbacher Gegend Fronfuhren leisten mußten, wobei sie einerseits Wein nach Langheim transportierten und andererseits vom Kloster Weinbergspfähle nach Wülflingen lieferten.

Am 22. April 1318 erwarb das Kloster St. Michael zu Bamberg von Eberhard Fuchs und seiner Frau zwölf Morgen Weingarten zwischen Wülflingen und Theres sowie 30 Schilling Heller Gült auf fünf Hofstätten und der Mühle zu Wülflingen für 220 Pfund Heller.<sup>82)</sup> Am 24. Juli 1323 erhielt das Kloster von Abt Eberhard drei Eimer Wein von Weinbergen bei Wülflingen vermacht.<sup>83)</sup> Im April des Jahres 1335 bestimmten Abt Walther, Prior und Konvent, daß jeder Abt des Klosters künftig am Jahrtag der Gertrud Munchpergerin und Ihres Mannes einen Eimer in Wülflingen angebauten Weines an die Klosterbrüder ausschenken müsse.<sup>84)</sup>

Über die weiteren Besitzverhältnisse von Kloster Michelsberg in Bamberg und den Weinbau in und um Wülflingen schreibt Alexander Tittmann folgendes: „Im Zinsbuch von ca. 1360 sind so auch fünf Güter zu Wülflingen aufgeführt, die im Zinsbuch Rod-

heim von 1430 noch unverändert nachweisbar sind; dazu kommt im Zinsbuch von 1432 noch eine weitere Hofstatt.<sup>85)</sup> Am 27. August 1432 verlieh Abt Hermann zu Erbrecht an mehrere Bürger zu Wonfurt und Wülflingen einen Weinberg bei Wülflingen.<sup>86)</sup>

„Um diese Zeit wurden einige Güter des Klosters hier in ihrer Wirtschaftsweise verändert, da im Zinsbuch Rodheim von 1458/59 zwar noch alle diese Güter aufgeführt sind, aber wohl nur eines davon normal bebaut wurde. Die übrigen tragen den Vermerk, daß sie in Weingärten oder Wiesen umgewandelt worden seien; dazu werden Weingärten aufgeführt, deren Abgaben 1455 vermindert worden waren. Der Zustand der Güter scheint dann auch in den folgenden Jahrzehnten Schwankungen unterworfen zu sein. So nennt das Zinsbuch Rodheim von 1467/68 in Wülflingen sieben Hofstätten, die teilweise in Weingärten umgewandelt worden waren, das Zinsbuch 1483/84 nur noch vier Selden nebst Weingärten, von denen zwei ehemals Seldengüter gewesen seien, und das Zinsbuch 1498/99 schließlich wieder sieben Selden nebst Weingärten. Bemerkenswert ist dabei die erstaunlich hohe Zahl von 22 Personen, die um 1503 Erbhuldigung leisteten.<sup>87)</sup> Insgesamt läßt sich so in Wülflingen für die zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts die größte Ausdehnung des Weinbaus konstatieren, die dann aber um 1500 wieder auf ihren ursprünglichen Stand zurückging.“<sup>88)</sup>

In Wülflingen besaß das Kloster Langheim, dessen Grangie seit 1397 aufgeteilt war, einen Wirtschaftshof, eine Mühle und neun Seldengüter.<sup>89)</sup> Während im 19. Jahrhundert in Wülflingen noch immer Weinbau betrieben und aus Wildkräutern oder wildem Obst Essig hergestellt wurde,<sup>90)</sup> hat sich die Infrastruktur heute grundlegend gewandelt.

## 12. Säkularisation

Als Folge der Säkularisation kam Wülflingen am 8. November 1804 an das Kurfürstentum Bayern. Vom 1. Februar 1806 bis zum 27. Juni 1814 war Wülflingen Teil des Großherzogtums Würzburg unter Großherzog

Ferdinand von Toskana. Endgültig bayrisch wurde Wülflingen am 28. Juni 1814.<sup>91)</sup>

## 13. Waldfrevel und Wilderei im 19. Jahrhundert

### 13.1. Gras- und Holzfrevel aus purer Not

In Zeiten großer Not bedienten sich die Bewohner von Wülflingen oft im nahe gelegenen Wald, der von den Revierförstern des Forstamts Sailershausen betreut wurde. Forstfrevler gab es jedoch aus allen umliegenden Orten, wie z.B. Buch, Haßfurt, Holzhausen, Kleinmünster, Mechenried, Obertheres, Rednershof, Römershofen, Sailershausen, Sylbach, Uchenhofen, Wagenhausen, Wülflingen etc., und der Schaden den die „Frevler“ verursachten, betrug oft nur wenige Kreuzer, wodurch vor allem die Not der damaligen Menschen und die unnachsichtige Strafverfolgung verdeutlicht wird.

### 13.2. Messerangriff auf einen Forstbeamten

In den Tagebuchaufzeichnungen der Revierförster von Sailershausen<sup>92)</sup> tauchen immer wieder Konflikte zwischen Forstbeamten und Bauern auf. Ein besonders gravierender Fall eines Angriffs auf einen Forstgehilfen wird vom 28. September 1814 geschildert. Der Forstgehilfe Valentin Rau war erst am 10. September auf dem Revier Sailershausen eingetroffen und mit den hiesigen Verhältnissen daher noch nicht vertraut. Was am 28. September 1814 geschah, hat der Revierförster Sebastian Pfister in seinem Tagebuch detailliert festgehalten wie folgt: *„Forstgehilfe Rau, welcher Befehl hatte, sich an das Wülflinger Gebiet zu stellen, (...) fand 2 Frevler von der Wässernacht herkommen, welche sich jeder ein Büschel Nusse Reif gehauen. Auf dem ersten waren 28 Stück und auf dem 2. Büschel 24 Stück, per 100 45 Kreuzer. Forstgehilfe fragte, wo sie Frevler herkämen. Die Antwort war, aus ihrem Gemeindeholz. Wer es ihnen erlaubt habe, Reif zu hauen, es sei von jeher Gerechtigkeit, ein jeder Nachbar dürfte sich jährlich so viele Reife hauen als er bedürfe. Gehilfe fragte nach dessen Namen, sie heißen Müller von Wülflingen. [Der] Gehilfe, der noch nicht kundig ist, begleitete die Frevler*

bis an das Ort, all wo die Frevler um Erlaubnis baten, ein wenig ausruhen zu dürfen. Es wurde ihnen auch zugestanden. Forstgehilfe sah einen Mann auch vom Wald kommen, wollte auch denselben fragen, ob die Männer die wahren Namen angegeben, richtete sich also gegen den Wald. Der eine Frevler also nahm sein bei sich habendes Messer aus der Tasche und versetzte dem Forstgehilfen Rau 2 tödliche Stiche, und warf denselben zu Boden, gab ihm noch einige Stöße auf den Armen und Kopf, und erwischte das Gewehr des Jägers und ist mit entflohen.

Hierüber hat [der] Schultheiss von Wülflingen den Vorgang beim königlichen Landgericht angezeigt, auch wurde ein Expressbote nacher Sailershausen abgeschickt, um den Revierförster hiervon in Kenntnis zu setzen. Revierförster war auf dem Anstand gewesen und kam gerade dazu, wie Forstgehilfe Scheffer mit dem Boten nacher Wülflingen abgehen wollte, ist also auch mit dahin abgegangen. Wie er in die Behausung des Schultheißen hinkam, so wurden dem Forstgehilfen Rau seine Wunden von dem Zent Chirgus Hellmann von Hassfurt verbunden. Forstgehilfe Scheffer erkannte gleich nach allen Auslagen, wer diese Frevler gewesen, auch kam eine Frau zu demselben und sagte ihm, es sei der Martin Werner von Wülflingen ledig, welcher den Forstgehilfen Rau gestochen. Es kam der Gerichtsdieners Knecht vom Landgericht Hassfurt, um den Rapport des Wundarztes dem Landgerichte zu hinterbringen. Forstgehilfe Scheffer ist unter dieser Zeit re-kognoszieren gegangen im Dorf, wo er den Martin Werner nächst dem Schultheißenhause erblickte, aber der Delinquent ist ausgeschlitzt. Doch sah Gehilfe Scheffer daß der Kerls Blut an der Hosen am Latz [und] an der Hand hatte. So sagte Gehilfe Scheffer an jetzo muss der Täter eingefangen werden, also macht euch auf. Da ist der königliche Ortsvorstand, der Gemeindediener und Gerichtsdienerknecht mit Forstgehilfe Scheffer in das Haus des oben erwähnten Frevlers. Gehilfe fragte des Frevlers Vater, was er hier mache, er schneide Reif, gut. Wo ist sein Sohn, in der Stuben? Aber der Hundsfott war in die Heuschuppen gelaufen, und wollte entwischen, so sagte der Forstgehilfe, aus dem Dunkeln auf

der Stelle heraus, sonst mache er Feuer. Hierauf ist Forstgehilfe auf den Mörder zu gegangen, hat denselben Frevler ergriffen, und durch das Dorf mit gespannter Flinte nacher Hassfurt, allwo er in Arrest geschleppt wurde. Man suchte die Kleidungsstücke durch, fand ein grosses Messer, und das Messer war noch mit Schweiß<sup>93)</sup> beschmiert. Man visitierte weiter, so kam auch an [den] Tag, daß die Beinkleider mit Schweiß (in der Jägersprache: Blut) bemakelt gewesen. Er wurde hierauf von Scheffer gefragt, wo der Schweiß herkomme. Er habe eine Placke am Backen aufgekratzt, pp. Forstgehilfe wurde auf den nächsten Tag zum königlichen Landgericht beordert, früh 8 Uhr, um seine gesehenen Vorgänge zu Papier zu geben. Hierauf ist Forstgehilfe retour nach Wülflingen zu Revierförster, all wo ein Bericht an [das] königliche Forstamt gefertigt wurde, und dem ... mit gegeben. Ferner Revierförster verblieb in dem Orte Wülflingen bei dem Forstgehilfen, um in nötigem Falle Vorkehrung treffen zu können. Forstgehilfe Scheffer aber wurde in den Wäsertnachtsrängen abgeschickt, und verhielt sich auch in den Revier Distrikten Seeholz, Diebsleiten bis 2 Uhr morgens, und sah sich um, ob nichts weiter vorfalle.“ Bereits am 31. Oktober 1814 wurde „Forstgehilfe Rau (...) beordert zum königlichen Landgerichte, um das Urteil des Martin Werner anzuhören, und dessen Bestrafung mit anzusehen, wegen erhaltener Wunde von dem morosen Mörder.“

### 13.3. Wilderei

Am 26. April 1831 erstattete der Revierförster Josef Pfister von Sailershausen einen Bericht an das königliche Landgericht Haßfurt, „die Greifung des berüchtigten Wildfrevlers Josef Zeh, Gemeindeschmied von Wülflingen, und die Einlieferung der von Heinrich Weigel abgenommenen Schraubflinte betreffend.“

Von 1811 bis 1840 wurden in der Umgebung folgende Wilderer geschnappt: Kaspar Gernoth von Humprechtshausen (1811), Lorenz Walk von Uchenhofen (1813), Nikolaus Geiling von Uchenhofen (1814), Michael Schäfer, Michael Hellenich, der junge Deppert, der dermalige Bauermeister Mager von Holzhausen (1815), Kaspar Schleier von

Wülflingen, der allgemein schon über 40 Jahre als Wilderer bekannt und auch schon öfters in Untersuchung stand (1818), Färbermeister Dümlein von Haßfurt (1818), Johann Georg Fehler von Uchenhofen (1819), Heinrich Waldmann und Andreas Rambacher von Haßfurt, schon früher als Wilderer bekannt und auch schon mehrmals in Untersuchung (1822), der bekannte Wildfrevler Heinrich Schwin von Abersfeld (1823), die Brüder Burkard und Franz Wagenhäuser von Buch (1824), der berühmte Wildfrevler Büchsenmachermeister Franz Hey von Kitzingen (1825), der Ökonomieverwalter der Freifrau von Kretschmann namens Engel (1828), Martin Hornung, Gemeindegirte von Sailershausen, und Tochter Margaretha (1829), Georg Diem Junior und Johann Husslein von Untertheres (1830), Stephan Husslein von Untertheres (1831), Köhler und Gemeindegirte Josef Zeh von Wülflingen (1831), Sebastian Kaspar von Wülflingen (1831), Johann Bernhard Ullrich, Gemeindegirte, und Georg Zeh von Untertheres (1831), die berühmten Wildfrevler Johannes und Adam Ullrich von Redners (1832), Schneider Weber zu Buch (1836) und Johann Wolf von Waldsachsen (1840).<sup>94)</sup>

#### 14. Zweiter Weltkrieg

Im Verlaufe des Zweiten Weltkrieges unterbrach ankündigender Fliegeralarm zusehends den Alltag in Wülflingen. Seit November 1942 waren alle gesunden Männer im Alter von 16 bis 65 Jahren verpflichtet, Nachtwachen zu leisten, damit bei Feindangriffen Soforthilfe geleistet werden konnte. In Wülflingen hatten jede Nacht gleichzeitig vier Mann zu wachen. Als Wachlokal fungierte das Rathaus und als Sirene diente ein frei aufgehängtes Eisenrohr: *„Nach dem aufgestellten Plane kommt jeder Wächter alle 14 Tage an die Reihe. Nachdem durch die vielen Einberufungen der Plan nicht mehr aufrecht erhalten werden kann, wachen seit Juni 1943 in jeder Nacht nur noch zwei Mann und zwar von 22 bis früh 4 Uhr. Sobald Fliegeralarm gegeben wird, hat der Wächter mit der Gemeindeglocke die Schläfer zu wecken. Die hiesige Posthilfsstelle wird von Haßfurt tele-*

*phonisch in Kenntnis gesetzt; mangels einer Sirene schlägt der Posthilfsstelleninhaber mit einem Hammer an ein frei aufgehängtes Eisenrohr.“*<sup>95)</sup>

In der Nacht vom 30. auf den 31. März 1944 flüchteten die Bürger in Haßfurt und Wülflingen in ihre Luftschutzräume. In Wülflingen gab es drei größere Luftschutzräume: Den großen Mayers-Keller an der Straße nach Obertheres, den Keller von Gastwirt Karg, der durch einen Gang mit dem Keller von Ludwig Scheid (Hs. Nr. 57) verbunden war, und den Keller von Mayer am Wege zur Lehmgrube. Auch der Keller von Rahm/Düring unter dem Haus von Paulus Knorz (Hs. Nr. 68) wurde von einigen Familien als Luftschutzraum genutzt. Wegen der hohen Gebäude und der engen Gasse wurde der vom Haßfurter Landrat offiziell ausgewiesene Luftschutzraum unter dem Gemeindegiebelhaus von den Wülflingern gemieden.<sup>96)</sup>

Noch am 18., 25. und 26. März 1945 bauten die Volkssturmänner der 3. Kompanie Haßfurt bei Wülflingen mehrere Panzersperren, so am Eingang des Dorfes zwischen Rathaus und Brauhaus Mayer, an der Straße nach Haßfurt auf Höhe des Grundstückes von Ed. Wagenhäuser und am sog. „Schiffritt“ beim Grund. Daneben wurden der Bach und die Bahnunterführung beim Bahnwärterhäuschen gesperrt. Am Ostermontag, den 2. April 1945, mußten die Volkssturmänner Deckungslöcher ausheben.<sup>97)</sup> In Haßfurt hatte man an der Sailershäuser Straße Schützengräben ausgehoben und an den Ortseingängen Panzersperren errichtet. Um 2 Uhr nachts schlossen am 11. April 1945 Volkssturmänner in Haßfurt und Wülflingen die Panzersperren. Zudem wurden zwischen Haßfurt und Wülflingen in den Mainwiesen mehrere Flakgeschütze aufgestellt. Gleichzeitig bezog in und um Wülflingen eine Kompanie deutscher Soldaten Stellung, ausgerüstet lediglich mit Handfeuerwaffen, einigen Maschinengewehren und Panzerfäusten.<sup>98)</sup> Diese Verteidigungsmaßnahmen eines kampfmüden Wehrmachtsaufens konnten jedoch den Siegesmarsch der amerikanischen Truppen nicht mehr stoppen: Am 11./12. April gelang es Soldaten des XV. US-Corps Wülflingen nach kurzem Be-

schuß ohne größere Gegenwehr einzunehmen.

#### 14. Wülflingen, ein Stadtteil Haßfurts

Die bayerische Gebiets- und Landkreisreform der Jahre 1971 bis 1978 stellt die erste grundlegende Änderung der Grenzziehungen zwischen den Gemeinden, Landkreisen und Bezirken Bayerns seit Beginn des 19. Jahrhunderts dar. Ziel der Reform war es, leistungsfähigere Verwaltungseinheiten zu schaffen. Die Gebietsreform verringerte die Zahl der Landkreise von 142 auf 71, die der kreisfreien Städte von 48 auf 25 und die Zahl der Gemeinden – 1952 gab es beim Inkrafttreten der Gemeindeordnung noch mehr als 7.100 kreisangehörige Gemeinden in Bayern – auf etwas über 2.000.<sup>99)</sup>

Als Grundlage für die Gemeindegebietsreform im Landkreis Haßfurt/Haßberge diente ein Gutachten des Würzburger Geographen Heinrich Lamping.<sup>100)</sup> Im Zuge dieser Gebietsreform wurde die ehemals selbständige Gemeinde Wülflingen am 1. Mai 1978 unter ihrem letzten Bürgermeister Gustav Köbert in die Stadt Haßfurt eingemeindet.<sup>101)</sup> Noch wenige Minuten vor Mitternacht nutzten die Wülflinger die Gunst der Stunde und verkauften als letzte selbstständige kommunale Amtshandlung die Gemeindeschreibmaschine, damit diese nicht auch noch an die Stadt Haßfurt falle.

#### Anmerkungen:

- 2) Freundliche Mitteilung von Herrn Joachim Andraschke M.A. v. 7. April 2004.
- 3) Tittmann, Alexander: Haßfurt. Der ehemalige Landkreis. (= Historischer Atlas von Bayern, Teil Franken, Reihe I, Heft 33). München 2003, S. 5ff.
- 4) Grangie = Wirtschaftshof, insbesondere landwirtschaftlicher Betrieb der Zisterzienser, bei dem die Güter durch die Mönche selbst bewirtschaftet werden; Heydenreuter, Reinhard/Ackermann, Konrad/Pledl, Wolfgang: Glossarium Bavaricum. Sachwörterbuch für den Heimatforscher in Bayern, hrsg. im Auf-

trag der Generaldirektion der Staatlichen Archive Bayerns, der Kommission für bayerische Landesgeschichte und des bayerischen Landesvereins für Heimatpflege. CD-Rom Version, Stand 8. September 2005, s.v. grangia (Grangie).

- 5) Arneth, Gerhard: Die Zisterzienserabtei Langheim vor der Säkularisation. In: BHVB 106 (1970), S. 345–438, hier Karte nach S. 438.
- 6) StABa, BU 440 u. Tittmann: Haßfurt, S. 399.
- 7) Tittmann: Haßfurt, S. 487ff., S. 491 u. S. 494.
- 8) Regesta Boica, Bd. 4, S. 609.
- 9) Braun, Rainer: Das Benediktinerkloster Michaelsberg 1015–1525. (= Die Plassenburg, Bd. 39). 2 Bde. Kulmbach 1977/78, hier Bd. 2, S. 285.
- 10) StAWü, WU 6964; vgl. auch Vogt, G.: Burg und Dorf, Kloster und Schloß Theres am Main. Münsterschwarzach 1979/80, S. 52.
- 11) Wenisch, Siegfried: Zur Geschichte von Augsburg, Sailershausen, Uchenhofen und Wülflingen. In: Stadt Haßfurt 1235–1985, hrsg. v. der Stadt Haßfurt. Haßfurt 1985, S. 44–49, hier S. 44.
- 12) Vgl. Andraschke, Joachim: Das Ganerbendorf Ebelsbach. Das grundherrschaftliche Lehens- und Abgabewesen im Spätmittelalter. In: Ebalihbechin – Ebilbah. 1200 Jahre Ebelsbach. Ein Dorf als Heimat und seine Entwicklung im Spiegel der Geschichte, hrsg. v. Roland Mayer, Herbert Roller u. Sigbert Mantel, Bd. 1. Ebelsbach 2004, S. 217–246, hier S. 217ff.
- 14) StAWü, LDF 13, S. 46.
- 15) StAWü, WU-Libell 129.
- 16) StABa, Rep. B 110: Bestand des Klosters Michelsberg, Nr. 30, fol. 7r. u. Braun, Rainer: Das Benediktinerkloster Michelsberg 1015–1525. Eine Untersuchung zur Gründung, Rechtsstellung und Wirtschaftsgeschichte, Bd. II. (= Die Plassenburg. Schriften für Heimatforschung und Kulturpflege in Ostfranken, Bd. 39). Kulmbach 1977, S. 285f. Nr. 428 Wülflingen.
- 17) StAWü, Rep. I/III, S. 685.
- 18) StAWü, 1/144g; WU-Libell 18; Stb. 942, S. 617 u. Wenisch: Wülflingen, S. 45.
- 19) Tittmann: Haßfurt, S. 398 u. Wenisch: Wülflingen, S. 45 u. S. 48 Anm. 14–17.
- 20) StAWü, Salb. 63; Tittmann: Haßfurt, S. 398.
- 21) StAWü, Stb. 923.
- 22) Andraschke: Das Ganerbendorf Ebelsbach, S. 225f.
- 23) StAWü, Salb. 63; Tittmann: Haßfurt, S. 398.

- 24) Hoffmann, Hermann (Bearb.): Das älteste Lehnbuch des Hochstifts Würzburg 1303–1345. (= QFGBHW, Bd. 25,1 u. 2). Würzburg 1972–1973, hier Bd. 1, S. 44 Nr. 148.
- 25) Ebd., S. 144 Nr. 1367.
- 26) Ebd., S. 328 Nr. 3175.
- 27) Hoffmann, Hermann (Bearb.): Das Lehnbuch des Fürstbischofs Albrecht von Hohenlohe 1345–1372. (= QFGBHW, Bd. 33,1 u. 2). Würzburg 1982, S. 145 Nr. 1146.
- 28) Ebd., S. 203 Nr. 1594.
- 29) Ebd., S. 54 Nr. 284.
- 30) StAWü, liber feudorum 29 – Lehenbuch Hochstift Würzburg, fol. 112v.
- 31) Tittmann: Haßfurt, S. 474.
- 32) Ebd., S. 219f. Nr. 2060.
- 33) Ebd., S. 275. Nr. 2617.
- 34) Ebd., S. 312. Nr. 3013.
- 35) Ebd., S. 312. Nr. 3013.
- 36) Hoffmann: Das Lehnbuch des Fürstbischofs Albrecht von Hohenlohe 1345–1372, S. 12f. Nr. 102.
- 37) Ebd., S. 136 Nr. 1074.
- 38) Tittmann: Haßfurt, S. 249f.
- 39) Hoffmann: Das älteste Lehnbuch des Hochstifts Würzburg, Bd. 1, S. 303 Nr. 2925.
- 40) Hoffmann: Das Lehnbuch des Fürstbischofs Albrecht von Hohenlohe 1345–1372, S. 45 Nr. 361, Jahr 1346.
- 41) Hoffmann: Das älteste Lehnbuch des Hochstifts Würzburg, Bd. 1, S. 379 Nr. 3850.
- 42) StAWü, liber feudorum 11 – Lehenbuch Hochstift Würzburg, fol. 15r, 28. Februar 1401; hier und im folgenden zitiert nach: [http://www.historisches-unterfranken.uni-wuerzburg.de/db\\_swu\\_show.php?hits=25&position=1 \[-25\]&resultid=6577355&placeid= 2154&year= &tiyear=&item=\(Zugriffsdatum: 18.06.2006\)](http://www.historisches-unterfranken.uni-wuerzburg.de/db_swu_show.php?hits=25&position=1 [-25]&resultid=6577355&placeid= 2154&year= &tiyear=&item=(Zugriffsdatum: 18.06.2006)).
- 43) StAWü, liber feudorum 11 – Lehenbuch Hochstift Würzburg, fol. 27v, 12. Dezember 1401.
- 44) Ebd., fol. 37r, 28. Juni 1404.
- 45) Ebd., fol. 52v, 27. Mai 1407.
- 46) „wird“ = Wörth; Flußinsel.
- 47) StAWü, liber feudorum 11 – Lehenbuch Hochstift Würzburg, fol. 78r, 4. Mai.1401.
- 48) „weerd“ = Wörth; Flußinsel.
- 49) StAWü, liber feudorum 11 – Lehenbuch Hochstift Würzburg, fol. 82v, 30. April 1403.
- 50) StAWü, liber feudorum 21 – Lehenbuch Hochstift Würzburg, fol. 22r, 26. April 1456.
- 51) Ebd., fol. 31r, 24.04.1456.
- 52) Ebd.
- 53) StAWü, liber feudorum 29 – Lehenbuch Hochstift Würzburg, fol. 64r, 21. Juni 1496.
- 54) Ebd., fol. 86v, 21. Juni 1496.
- 55) Ebd., fol. 92r, 7. Oktober 1496.
- 56) Ebd., fol: 172v, 13. Mai 1505.
- 57) Ebd., fol. 179r, 24. November 1505.
- 58) Ebd., fol. 229v, 1. September 1497.
- 59) Ebd., fol. 240v, 4. April 1511.
- 60) StAWü, liber feudorum 30 – Lehenbuch Hochstift Würzburg, fol. 56r, 5. Februar 1515.
- 61) Ebd., fol. 111v, 11. Dezember 1517.
- 62) Ebd., fol. 150r, 22. Januar 1512.
- 63) Hoffmann: Das älteste Lehnbuch des Hochstifts Würzburg, Bd. 1, S. 44 Nr. 148.
- 64) Ebd., S. 48f. Nr. 217.
- 65) Knapp, Hermann: Die Zehnten des Hochstifts Würzburg. Ein Beitrag zur Geschichte des süddeutschen Gerichtswesens und Strafrechts. 2 Bde. Berlin 1907, hier Bd. 1, S. 495, S. 709 u. S. 713.
- 66) Tittmann: Haßfurt, S. 398.
- 67) Wenisch: Wülflingen, S. 45 u. S. 48 Anm. 22.
- 68) Tittmann: Haßfurt, S. 299f.
- 69) StAW, WU 5394.
- 70) StAB, BU 1353.
- 71) Reininger, Nikolaus: Actenstücke zur Baugeschichte der Marien- und Ritterkapelle zu Haßfurt. In: AU 15 (1861), S. 273.
- 72) Dünninger, Josef: Die Verehrung des hl. Leonhard in der Diözese Würzburg. In: Zeitschrift für Bayerische Kirchengeschichte 19 (1950), S. 7.
- 73) Dehio, Georg: Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler. Bayern I: Franken. Die Regierungsbezirke Oberfranken, Mittelfranken und Unterfranken, bearb. v. T. Breuer u. a. München 1979, S. 899 u. Karlinger, Hans (Bearb.): Die Kunstdenkmäler von Unterfranken und Aschaffenburg, Heft IV: Bezirksamt Haßfurt (= Die Kunstdenkmäler des Königreichs Bayern, Bd. 3: Regierungsbezirk Unterfranken & Aschaffenburg, Heft 4). München 1912. Ndr. München u. Wien 1983, S. 183f.
- 74) StadtAHas, Amtsbuch 1630, S. 25, S. 39–41.
- 75) Einladung zur Altarweihe mit Pfarrfest, Sonntag, 28. Mai 2006 u. Haßberg Echo Nr. 24, Jg. 25/2006 v. 13. Juni 2006, S. 7.

- 76) Für freundliche Unterstützung und kurzfristige Überlassung der Authentik danke ich dem Mesner der Kirche St. Leonhard, Herrn Oswald Ort, sehr herzlich.
- 77) Bei Titularbistümern handelt es sich um untergegangene lateinische Bistümer in Kleinasien, auf den Mittelmeerinseln und in Nordafrika, deren Bischöfe durch den sich ausbreitenden Islam vor allem zur Zeit der Kreuzzüge vertrieben worden waren. „Die Titularbischöfe haben keine Rechte und Pflichten in ihrem fiktiven Bischofssitz. Vielmehr sind sie ihrem Ortsbischof zugeordnet, den sie bei den bischöflichen Weihehandlungen unterstützen. Sie genießen gewisse Ehrenrechte“; Schmidt, Susanne: *Deinleins Bischofssitz Adramyttum*. In: Urban, Josef (Hg.): *Michael Deinlein (1800–1875). Zum 200. Geburtstag des vierten Bamberger Erzbischofs*. Katalog zu der gleichnamigen Ausstellung in Hetzles und Bamberg. (= Kleinausstellungen im Archiv des Erzbistums Bamberg, Bd. 5). Bamberg 2000, S. 70f. Exponat 33.
- 78) Adam Friedrich von Seinsheim, Fürstbischof von Würzburg (1755–1779) und Bamberg (1757–1759).
- 79) Chevalley, Denis André (Berab.): *Denkmäler in Bayern*, Bd. VI: Unterfranken. Ensembles – Baudenkmäler – Archäologische Geländedenkmäler. München 1985, S. 101.
- 80) StAWü, Salbuch 63 (Amt Haßfurt, 1693); Grundsteuerkataster Wülflingen 1848 u. Renovierter Grundsteuerkataster Wülflingen 1894.
- 81) Amtliches Ortsverzeichnis für Bayern 1964 u. 1978; FT, Ausgabe E v. 21.10.2003: Stand zum 01.09.2003; Rottmayer, Anton: *Statistisch-topographisches Handbuch für den Unter-Mainkreis des Königreichs Bayern*. Würzburg 1830, S. 213; Tittmann: Haßfurt, S. 583 u. Wenisch: Wülflingen, S. 46.
- 82) StABa, BU 1808; Braun, Rainer: *Das Benediktinerkloster Michelsberg 1015–1525. Eine Untersuchung zur Gründung, Rechtsstellung und Wirtschaftsgeschichte*, Bd. II. (= Die Plasenburg. Schriften für Heimatforschung und Kulturpflege in Ostfranken, Bd. 39). Kulmbach 1977, S. 285f. Nr. 428 Wülflingen; Looshorn, Johann: *Die Geschichte des Bisthums Bamberg*. Nach Quellen bearbeitet, Bd. 3: *Das Bisthum Bamberg von 1303–1399*. Bamberg 1891, S. 609 u. Tittmann: Haßfurt, S. 189.
- 83) StABa, BU 1834; Braun: *Das Benediktinerkloster Michelsberg*, Bd. II, S. 285f. Nr. 428 Wülflingen; Looshorn: *Die Geschichte des Bisthums Bamberg*, Bd. 3, S. 611 u. Tittmann: Haßfurt, S. 189.
- 84) StABa, BU 2183 u. Braun: *Das Benediktinerkloster Michelsberg*, Bd. II, S. 285f. Nr. 428 Wülflingen.
- 85) Tittmann: Haßfurt, S. 189; vgl. Braun: *Das Benediktinerkloster Michelsberg*, Bd. II, S. 285f. Nr. 428 Wülflingen.
- 86) StABa, Rep. A 136, L. 251, Nr. 2758 u. Braun: *Das Benediktinerkloster Michelsberg*, Bd. II, S. 285f. Nr. 428 Wülflingen.
- 87) Vgl. StABa, Rep. A 210 Würzburger Extradition, Nr. 213.
- 88) Tittmann: Haßfurt, S. 189f.
- 89) Geldner, Ferdinand: *Das älteste Urbar des Cisterzienserklosters Langheim (um 1390) mit einer besitz- und wirtschaftsgeschichtlichen Einleitung (= VGfG X.3)*. Würzburg 1952, S. 50\*f., S. 65\* u. passim; Tittmann: Haßfurt, S. 399 u. Wenisch: Wülflingen, S. 45.
- 90) Braunfels, Ludwig: *Die Mainufer und ihre nähere Umgebung*. Mit 54 Stahlstichen [nach Originalzeichnungen von Fritz Bamberger] und einer Karte des Mains. Würzburg 1844–1847. Ndr. München [ca. 1980], S. 155.
- 91) Tittmann: Haßfurt, S. 583.
- 92) *Tagebücher des Reviere Sailerhausen (Universitätsforstamt (UFS) Sa II 8)*.
- 93) *In der Jägersprache: Blut*.
- 94) *Akten des Universitätsforstamts Sailerhausen (UFS Sa II 11)*.
- 95) PMK, [Müller, Aquilin:] *Kriegschronik der Gemeinde Wülflingen 1939–1945*, S. 14f.
- 96) Ebd., S. 21.
- 97) Ebd., S. 30.
- 98) Ebd., S. 32f.
- 99) Kock, Peter Jakob: *Bayern nach dem Zweiten Weltkrieg*. In: Treml, Manfred: *Geschichte des modernen Bayern. Königreich und Freistaat*. München 1994, S. 375–497.
- 100) Lamping, Heinrich: *Zielvorstellungen zur Neugliederung der Gemeinden im Landkreis Haßberge*. Haßfurt 1973.
- 101) Tittmann: Haßfurt, S. 550 u. S. 562.

# Mopshund und Mopsgesellschaft

von

Hans Mödlhammer

## Der Mopshund

*Der Mops ist alter Damen Freude!*“ So meint Wilhelm Busch (1832–1908) in seinem „Naturgeschichtlichen Alphabeth“ und verweist auf eine Hunderasse, die wegen ihrer kugelrunden Figur, ihres gedrungenen Körpers, der platten Nase, des kurzen Halses, der hervorquellenden Kugelaugen und anderer Besonderheiten (Stirnfalten, Knopfloren u.a.) uns ein Lächeln oder Schmunzeln abnötigt, sobald man diese Tierart zu sehen bekommt. Die Bildergeschichte des bekannten Zeichners und Dichters habe – so meint Räber<sup>1)</sup> – dem Ansehen des Mopshundes sehr geschadet, weil er darin eine etwas klägliche Rolle spiele. Diese Einschätzung wird auch von anderen Autoren geteilt, welche behaupten, daß das Tier kaum zu etwas nütze sei, weder zum Jagen, noch zum Hüten. Trotzdem war es im 18. Jahrhundert bei Frauen jeden Alters beliebt. In seinem Universal-Lexikon von 1740 (Band 13, S. 1184) bestätigt Zedler diese Ansicht, wenn er – in bezug auf den Mopshund – schreibt: „*Endlich hat auch das Frauenzimmer zu ihrer Lust gewisse Arten von Hunden ... klein, zottig, mit einer gebrochenen Nase, etc.*“ Vermutlich spielt er darauf an, daß die vornehme Männergesellschaft der damaligen Zeit sich vielerlei Tiere zur Ausübung ihrer Vergnügungen (z.B. der Jagd) hielt und die Damen in ihrem häuslichen Bereich sich einen ähnlichen Spielgefährten wünschten und suchten. So kam es wohl, daß der Mops zu einem Modehund des 18. Jahrhunderts und zu einem Zeugen des spätbarocken Geschmacks wurde.

Daß dieses Tier ein beliebter Begleiter besonders der adeligen Damenwelt war, zeigt sich in einer Reihe von Gemälden berühmter Maler (z.B. Goya). Im Markgrafenmuseum Ansbach befindet sich ein Bild aus der Werkstatt des damaligen Hofmalers Leonhard Schneider (1716–1768), welches die letzte

Ansbacher Markgräfin Friederike Caroline von Sachsen-Coburg-Saalfeld (1735–1791) zeigt, die auf ihrem Schoß einen Zwergmops mit einer blauen Halsschleife hält. Das Gemälde entstand um 1760 und wurde vermutlich von einem Nachfolger Schneiders, Johann Michael Schwabeda entweder überarbeitet oder vollendet (vgl. Martin Krieger: Die Ansbacher Hofmaler des 17. und 18. Jahrhunderts – 83. Jahrbuch des Historischen Vereins für Mittelfranken 1966 – Werkverzeichnis Nr. 25 a).

Das Bild läßt erkennen, daß der Mopshund für manche Frauen ein Wesen war, das sie umsorgen, verwöhnen und verhätscheln konnten. Die Damen der Gesellschaft betrachteten ihn möglicherweise als Beschützer ihrer Tugenden. Sie erwarteten von ihm, daß er jeden ungebeten und unliebsamen Besucher durch sein Bellen abschrecken oder gar in die Waden zwicken würde, falls er es wagen sollte, ihnen zu nahe zu treten. Ein solches Geschöpf würde man im bayerischen Raum wohl mit dem Titel eines „Wadl-Beißers“ auszeichnen, wengleich die Benennung als „kleiner Bullenbeißer“ sicher ebenso zutreffend wäre. Für allein stehende Damen erwies er sich als eine Art Seelenröster, dem man Kummer und Leid anvertrauen konnte, ohne einen Widerspruch befürchten zu müssen. Einer bestimmten Aufgaben-Kategorie läßt er sich jedoch nicht zurechnen; es wäre dies letztlich auch zweitrangig. In dem kleinen, drolligen Burschen sah man jedenfalls überwiegend ein lebendiges Spielzeug, das man auf den Schoß nehmen konnte – also einen Schoßhund –, der es verdiente, zu den Lieblingen unter den Hausgenossen gezählt zu werden.

Dieser gern gesehene Trabant und Diener der vornehmen Damengesellschaft wurde in mannigfaltiger Weise verewigt. Neben seiner Darstellung auf Gemälden finden wir ihn als

Porzellan-Figur, entweder alleine oder innerhalb einer Gruppe mit allegorischem Inhalt. Der Mops zielt einen Stockknäuf ebenso wie eine Schmuckdose oder ist als Nippesfigur weithin gefragt und beliebt. Besonders hervorzuheben sind Werke aus der Meißner Porzellanmanufaktur, die teilweise von dem berühmten Modelleur Johann Joachim Kaendler um 1744 angefertigt wurden. Zu entdecken sind solche Schmuckstücke z.B. im Germanischen National Museum in Nürnberg; aber auch die Residenz in Ansbach verfügt über eine wunderschöne Porzellan-Gruppe mit einem Mops. Selbst als Wahrzeichen des „Mopsordens“ (s. unten) ist er nach Hinweisen bei Lehnhoff<sup>4)</sup> nicht auszuschließen.

Seiner Rasse nach wird der Mops als kleinste Form, als Zwerggestalt des Boxerhundes oder der Bulldoggen angesehen und soll – ähnlich wie der Pekinese – von einer alten ostasiatischen, kurzhaarigen Zwerghunderasse abstammen. Bei Räber<sup>1)</sup> werden zwar auch andere Herkunftsländer genannt, jedoch gilt es als höchst wahrscheinlich, daß seine Wiege im Reich der Mitte – in China – stand. Dort soll chinesischen Chroniken zufolge be-

reits zur Zeit des Philosophen Konfuzius (ca. 500 v.Chr.) eine kleine, kurzschnauzige Hunderasse erwähnt worden sein, die der heute bekannten Form des Mopses entsprach. Die Chinesen verglichen den runden Kopf und den stolzen Gang des Hundes mit der Haltung des Löwen, weshalb sie glaubten, daß sich in dem zierlichen Hund etwas ähnlich Mächtiges verberge.<sup>8)</sup> Dazu paßt auch ein Bericht, wonach Dschingis-Khan im 12./13. Jahrhundert auf seinen Eroberungszügen von einem Mops begleitet worden sein soll.<sup>9)</sup> Natürlich nannte man dieses Tier damals nicht „Mops“; jedoch ist ein bestimmter anderer Name nicht bekannt.

Von China aus dürften niederländische Seefahrer im 16./17. Jahrhundert den Hund mit dem kurzen Gesicht nach Europa gebracht haben. Von Wilhelm III. von Oranien – dem König von England – wird berichtet, daß er im Jahr seiner Thronbesteigung 1689 eine Reihe von Mopshunden nach England eingeführt habe. Allerdings sind diese Annahmen nicht gesichert, und es ist völlig offen, seit wann man den Hund, der später Mops genannt wurde, in Europa kennt. Räber<sup>1)</sup> be-



Abb. 1: Meißner Porzellangruppe mit Mops und Freimaureremblem im Schloß zu Ansbach.

hauptet z.B., daß sein Auftreten ungefähr ab 1425 durch Zeichnungen und Skulpturen belegt sei, bezeichnet aber gleichzeitig alles, was über Herkunft usw. dieser Hunderasse geschrieben sei, als reine Vermutung, als Theorie und Hypothese. Auf jeden Fall war die im 17. Jahrhundert einsetzende Liebhaberei für alles Fremdländische, vor allem das asiatisch-exotische, die sog. Chinoiserie, ein Grund dafür, daß außer Fayencefiguren, Möbeln oder Teppichen aus China auch dieses bislang kaum bekannte Hundewesen mehr und mehr Liebhaber in Europa fand.

Wenden wir uns den Eigenschaften zu, die dem Mops zugeschrieben werden. Manche Zoologen bezeichnen ihn als pflegeleicht, anhänglich-treu, auch als liebenswürdig, klug und wachsam sowie immer zum Spielen aufgelegt. Dann wird er ebenso oft als starrsinnig und empfindlich beschrieben, als ein Hund, der leicht von Krankheiten befallen werde, viel belle und knurre und gegen andersrassige Hunde immer falsch und böse sei.<sup>1)</sup> Daß der Volkshumor ihn mit dem unfreundlichen und uneleganten in Verbindung brachte, ihn als Inbegriff des Dummen und Groben sowie als Nörgler sah, ist auf Grund seines eigenartigen Äußeren nicht verwunderlich. Sein Schoßhundedasein hatte ihn ferner nach und nach zunehmend runder, fetter und verweichtlicher werden lassen. Dies alles führte im Laufe des 19. Jahrhunderts zum Niedergang der Mopszucht, zumal selbst der große Tierforscher Alfred Brehm in der ersten Ausgabe seines „Thierlebens“ geschrieben haben soll, daß die Welt nichts verliere, wenn dieses abschauliche Tier den Weg allen Fleisches ginge.<sup>1)</sup>

Woher kommt der Name Mops? Da gibt es mehrere Deutungen, die dem Grunde nach alle ähnlich sind. Nach Schmellers Bayerischem Wörterbuch wird angenommen, daß das Wort Mops aus dem englischen „to mop“ abgeleitet ist, was soviel wie „Gesichter schneiden“ oder „verzerrtes, schiefes Maul“, auch „sich langweilen“ bedeutet. Beim Grimm'schen Wörterbuch (Bd. 12, S. 2525) ist nachzulesen, daß es von dem niederländischen „moppen“, d.h., das Gesicht verziehen oder „brummende Geräusche von sich geben“

herkommt. Dann werden eine Reihe alter Wortbildungen genannt, u.a. der mittelhochdeutsche Begriff für Hängemaul. Sämtliche Bezeichnungen verweisen auf ein mürrisches, unzufriedenes, Grimassen schneidendes, geistig wenig bewegliches Lebewesen. Seit etwa 1706 taucht der Name Mops im Sprachschatz Deutschlands, Belgiens und der Niederlande auf und wurde von der als primitiv einzuschätzenden menschlichen Figur auf den kleinen, etwas andersartig geformten Hund, den man ungefähr seit der gleichen Zeit hier kennt, übertragen. Im übrigen Europa kursieren jedoch auch andere Namen für unser Tier. In Frankreich kennt man hierfür die Bezeichnung „carlin“ (Harlekin) und in England den Namen „pug“ (geballte Faust), womit auf den wie eine Faust aussehenden Hundekopf verwiesen wird.

Die Begriffe, die letztlich den Namen Mops geprägt haben, machen sich in einer ganzen Reihe von Redewendungen und Ausdrücken bemerkbar. Z.B. verwendet man das Wort „Mopsgesicht“ für einen korpulenten Menschen mit starkem Schädel und unfreundlichem Gesichtsausdruck. Wenn jemand sich aufspielt und gegenüber seinen Mitmenschen frech auftritt, meint man, daß er „mopsig“ sei oder „sich mopsig mache“. „Sich ärgern wie ein Mops“ ist ebenfalls gängige Redensart. Alle diese Ausdrücke verweisen auf das Verhalten eines übellaunigen, griesgrämigen, schwerfälligen Menschen. Wenn es „möpselt“, hält man am besten die Nase zu, weil dies auf den von einem ungepflegten Tier ausgehenden Geruch verweist, weil es „muffelt“. Dieser Begriff führt dann wieder zurück zu den Gedanken um das „Mürrisch sein“.

Im Gegensatz zu diesen meist negativ zu verstehenden Redewendungen wird die spaßige Art des drolligen Hundes angesprochen, wenn man etwas oder jemanden, der stets fröhlich auftritt, als „mopsfidel“ bezeichnet. Die Zufriedenheit eines Menschen, seine sorglose Lebenslust äußert sich in dazu passenden Stammbuch- oder Poesiealbum-Verse, wie etwa in dem seit ca. 1870 geläufigen Spruch: „Lebe glücklich, lebe froh, wie der Mops im Paletot!“ Da kann ein völlig unmöglich gekleidetes weibliches Wesen gemeint

werden, das ein viel zu weites Kleid trägt, sich in diesem „Outfit“ aber dennoch pudelwohl (!) fühlt oder ein Mensch, der bedenkenlos in den Tag hinein lebt. Und so gibt es eine Reihe weiterer neckischer Begriffe um dieses rundliche, träge wirkende Tier, wie den Hinweis auf einen „mops-gedackelten Windhund“, wenn die Herkunft bzw. die Rasse eines Hundes nicht einwandfrei feststellbar ist oder die nach der Melodie des Radetzky-Marsches zu singende, immer wieder neu variierte Weise: „Wenn der Mops (Hund) mit der Wurst üben Eckstein springt.“

Die Treue eines Hundes zu seinem Herrn macht ihn zu einem weit verbreiteten Sinnbild dieser Tugend. Daneben werden auch seine Anhänglichkeit und seine beschützende Art betont. Daß von diesen Tugend-Schilderungen der Mops nicht ausgenommen ist, leuchtet ein. Manche Legenden erzählen von Hunden, die ihren Herrn und Meister vor Gefahren und Anschlägen gewarnt haben. Eine phantasiereiche Erzählung berichtet z.B., daß ein Mops dem Prinzen Wilhelm von Oranien, den Schweiger (1533–1584), durch lautes Bellen das Leben gerettet habe.<sup>1)</sup> Dieses Geschehen müßte sich – wenn ein Funken Wirklichkeit darin versteckt sein sollte – bereits rund 100 Jahre bevor sein Nachfahr Wilhelm III. den Hund in England eingeführt haben soll, ereignet haben. Dann wird von einem kleinen Mops erzählt, der den württembergischen Herzog Carl Alexander (1684–1737) auf allen seinen Feldzügen begleitete. Auf dem Schlachtfeld von Belgrad (wohl 1717) sei er seinem Herrn verloren gegangen, aber in der unglaublichen Zeit von nur elf Tagen zu ihm, in dessen schwäbisches Schloß Winnenden zurückgelaufen. An diese Begebenheit erinnert heute noch ein Denkmal nahe der Pforte dieser Residenz, der sog. „Türkenmops“. Auf dieser Erinnerungstafel ist folgende Inschrift zu lesen: „...wie manchem Nasenstüber Mops mustest nicht stehts hier unterworfen sayn. Doch lehrte dich dein Witz dis in Gedult ertragen und weil du Hofmops warst, so dienstes tu der Zeit.“ Die Jahreszahl „Ano 1733“ verweist vermutlich auf das Sterbejahr des Tieres.

Schließlich sei noch an eine andere Erzählung erinnert; diese weiß, daß die Möpsin der Josephine Beauharnais den ihrer Herrin im Jahr 1796 angetrauten Gatten, den späteren Kaiser der Franzosen Napoleon I., in der Hochzeitsnacht kräftig ins Bein gebissen habe. Das Hündchen erwies sich hier als echte Beschützerin seiner Herrin, wengleich es wohl fraglich ist, ob dieser Schutz gewünscht wurde.

Mit der äußerlichen Erscheinungsform unserer Hundefigur oder mit der eines grantigen Menschen haben andere, existente Ausdrücke kaum etwas gemein. So bezeichnet man z.B. Münzen, Geld oder Geldscheine in salopper Weise gerne als Möpse. Dieser Begriff soll erstmals gegen 1780 in der Ausdrucksweise von Studenten aufgekommen sein. Und wenn man einem anderen in heimlicher Weise unbemerkt eine Kleinigkeit wegnimmt – hierzulande sagt man, „etwas stibitzt“ – oder wenn man mangels eigenen Wissens von einem Mitschüler oder Mitkonkurrenten abschreibt, dann heißt man dies im Volksmund „etwas gemopst haben“. Die Bezeichnung „Frechmops“ für denjenigen, der dieses Ungesetzliche getan hat, ist aber eher als Anerkennung für Witz, Schlagfertigkeit und Mut aufzufassen und weniger als Vorwurf und Spott.

Die vielfältigen Hinweise auf die Figur des Mopshundes und seine unterschiedlichsten Beschreibungen sind jedoch keinesfalls als Nachgesang auf eine nicht mehr existierende Hunderasse anzusehen. Selbst wenn im 19. Jahrhundert ein Niedergang dieser Hundeart zu bemerken war und „kein vernünftiger Mensch eine Verwendung für ihn hatte“<sup>1)</sup>, so kam sie im Zeitverlauf doch wieder zu einer gewissen Beliebtheit. Da nehme ich Bezug auf einen Artikel in der „Rundschau für Jagd und Hundesport“ aus dem Monat Juni 1935. Dort ist zu lesen, daß der Mops zu den modernsten Zwerghunden der Gegenwart zähle und die Göttin der Mode sich wieder an ihn erinnert habe. Diese Feststellung gilt auch für die gegenwärtige Zeit, in der man gerne solche Hunderassen zu Hausgenossen wählt, die nicht denjenigen zuzurechnen sind, die weltweit am häufigsten vorkommen, sondern sol-

che bevorzugt, die etwas seltener verbreitet sind. So lebt der Mops – heute ebenso wie vor ca. 300 Jahren – als Freund und treuer Begleiter der Menschen hoffentlich noch recht lange weiter.

## Der Mopsorden

Ein mit der Hundegestalt des Mopses in engem Zusammenhang stehender Begriff handelt von der gegen Mitte des 18. Jahrhunderts unter dem Namen „Mopsorden“ bekannt gewordenen, vor allem in Adelskreisen entstandenen, geselligen Vereinigung. Man zählt sie zu den sog. Adoptionslogen, die von dem freimaurerischen System und seinen Zusammenschlüssen abgeleitet wurden. Dieser Orden bevorzugte alle Spielarten von Belustigungen, wie sie in der Zeit des Rokoko üblich waren. Gerne wurden galant-geistreiche Gespräche geführt, literarische Erzeugnisse mit Witz und Ironie parodiert, Satire und Karikatur in scherzhafter Weise gepflegt und vielerlei Ergötzliches betrieben. Eine wichtige Veränderung gegenüber den bis dato üblichen Gepflogenheiten der Freimaurer war,



Abb. 2: Mopsfigur aus Porzellan.

daß auch Frauen in solche Gemeinschaften aufgenommen wurden. In seiner Schrift über das „Offenbarte Geheimnis der Mopsgesellschaft“ meint der französische Abbé G. L. C. Perau dazu u.a.: „*Sie* [d. s. die Ordensmitglieder] *haben begriffen, daß die Süßigkeiten, deren sie in ihren Versammlungen zu genießen sich schmeicheln, beständig unschmackhaft seyn werden, wenn sie dieselben nicht mit diesem zauberischen Geschlechte* [den Frauen] *theilten.*“<sup>5)</sup>

Voraussetzung für die Aufnahme in die gen. Vereinigung war ursprünglich das Bekenntnis zur römisch-katholischen Konfession. Die Anhänger bzw. Mitglieder des Mopsordens trugen als ihr äußerliches Erkennungs-Zeichen ein Medaillon mit einem kleinen Mops aus Porzellan um den Hals.<sup>1)</sup> Hinweise darüber, wie die „Möpfe“ sich untereinander zu erkennen gaben, lassen sich ebenfalls vereinzelt finden, jedoch sind verlässliche Nachrichten über die Regeln und das Ritual des Ordens selten.

Lediglich Perau beschreibt sehr ausführlich die Zeremonie über die Aufnahme neuer Mitglieder in den Orden, so wie er sie „*in Frankfurt in Gegenwart des Großmeisters habe durchführen sehen.*“<sup>5)</sup> Dieser in Form einer Aufklärungsschrift gefaßte Bericht mutet uns in manchen Bereichen als Schilderung eines lächerlich-spaßigen Possenspiels an, etwa dann, wenn erzählt wird, daß der Aufzunehmende seinen Eintritt in die Loge durch mehrmaliges Kratzen an der Logentür anzeigen müsse oder wenn man ihn dazu anhält, seine Zunge so weit als möglich heraus zu strecken oder den Hintern der Mopsfigur zu küssen. Mit den Ritualen der Freimaurer hatten diese spielerischen Scherze jedenfalls nichts zu tun, lassen sich aber – dem Unterhaltungszweck der damaligen Zeit entsprechend – durchaus als Parodie auf dieselben verstehen.

Erste Erscheinungen des Mopsordens gab es angeblich in Frankreich. Dort sollen bereits seit etwa 1730 Gesellschaften aus zumeist adeligen Personen bestanden haben, die Frauen in ihren Reihen aufnahmen. Diese weiblichen Ordensmitglieder wurden von ihren Maurerbrüdern „mopses“ genannt.<sup>7)</sup>

Gründe für diese Benennung lassen sich nicht finden.

Im Jahr 1738 erließ Papst Clemens XII. eine Bannbulle, in der „jedem Christgläubigen“ bei Strafe der Exkommunikation untersagt wurde, freimaurerischen Verbindungen beizutreten. Das Geheimnis, mit dem sich die Logen umgaben, insbesondere der Eid, mit dem die Logenmitglieder beschworen, die Rituale des Ordens nicht preiszugeben, hatte die Kirche gewaltig beunruhigt. Sie sah ihren Einfluß im öffentlichen Leben gefährdet und versuchte daher, eine Ausbreitung dieser Zirkel zu verhindern.

Die Reaktion der vornehmen Gesellschaft bestand darin, in ähnlichen anderen Zusammenschlüssen einen Ersatz zu suchen. Dieser sollte „dieselben Annehmlichkeiten“ (s. Perau) bieten, wie frühere Verbindungen und dazu beitragen, die Langeweile im Alltagsleben der Hofgesellschaft zu vertreiben. Der neue Orden besaß auch genügend geheimnisvolle Züge, zu deren Bewahrung den Mitgliedern – anstelle des bei den Freimaurern üblichen Eides – die Abgabe eines Ehrenwortes genügte.

Im deutschen Raum wird die Einführung des Mopsordens – etwa um 1740 – mit dem Kurfürsten von Köln, Clemens August, Herzog von Bayern (1700–1761) in Verbindung gebracht. Von dessen Residenz in Bonn aus soll er an vielen kleinen katholischen Höfen und an Universitäten Verbreitung gefunden haben und vor allem von adeligen Damen und Herren, die wegen der päpstlichen Bulle mit den Freimaurern nicht in Verbindung gebracht werden wollten, gerne angenommen worden sein. Eine der ersten Logen Deutschlands soll – allerdings unbestätigt – in Mainz ihren Sitz gehabt haben. Dies wird als denkbar bezeichnet, weil es einige Porzellanfiguren mit Mopsgruppen (Damen mit Mops) gibt, die um 1755 in der kurfürstlich-mainzischen Manufaktur zu Höchst entstanden sein sollen.<sup>8)</sup> Wenn man allerdings die erste Erscheinung des Mopsordens für die Jahre 1740/1742 annimmt, dann lassen die Höchster Porzellanfiguren aus dem Jahr 1755 m. E. keine Rückschlüsse auf eine Erstnennung des Ordens in Mainz zu.

Sicher ist, daß es von 1742 bis 1748 in Bayreuth eine Mopsloge gab, bei der keine geringere als die Markgräfin Wilhelmine (1709–1758) als Großmeisterin fungierte. Sie lernte diese Gemeinschaft wohl 1742 in Frankfurt anlässlich der Krönung des bayerischen Kurfürsten Karl Albrecht (1697–1745) zum Römisch-Deutschen Kaiser Karl VII. kennen und wurde in die dortige Loge aufgenommen. Nach ihrer Rückkehr gründete sie in Bayreuth eine eigene Loge und hat als Protestantin den Anlaß dafür gegeben, daß der Orden auch an nicht-katholischen Höfen Eingang fand. Bekanntlich war Wilhelmine eine Anhängerin der aufklärerischen Philosophie und wesentlich von den Gedanken ihres Bruders Friedrich II. von Preußen und des französischen Denkers Voltaire beeinflusst.

Als Tochter (einer Art Zweigstelle oder Filiale) der Bayreuther Loge wurde im Januar 1745 ein Nürnberger Kapitel des „Mopsensordens“ gegründet. Nürnberg war zwar weder Residenz noch Universitätsstadt und seine Bewohner hingen weitgehend dem lutherischen Glauben an. Dennoch haben sich Angehörige des Nürnberger Patriziats und des gehobenen Bürgertums zu dieser Gemeinschaft zusammengefunden. Dies zeigt, daß die Artikel des Ordens über die Religionszugehörigkeit nicht gerade streng, sondern eher nachlässig beachtet wurden.

In Nürnberg wurde übrigens im Jahr 1750 aus Anlaß des 5. Jahrestages der Stiftung des Ordens eine Münze herausgegeben, die in ihrer Umschrift auf dieses Ereignis verweist<sup>8)</sup> und auf einer Seite einen liegenden Mops zeigt.

Als ein weiterer Schirmherr des Ordens wird der Kurfürst von Sachsen, Friedrich August II. (1696–1763), genannt<sup>1)</sup>, der um 1733 als August III. zum polnischen König gewählt wurde. Man liegt sicher nicht falsch, wenn man davon ausgeht, daß unter seinem Einfluß viele herrliche Freimaurer-Gruppen mit Mopsen in der königlichen Porzellan-Manufaktur zu Meißen entstanden sind. Eine dieser Plastiken mit Mops soll lt. Katalog des Londoner Freimaurermuseums den Kurfürsten August Friedrich I., den Starken (Vater von Friedrich August II.) darstellen.<sup>8)</sup> Da dieser aber bereits

im Jahr 1733, also vor Erlass der päpstlichen Bannbulle und der Erstnennung des Ordens (1740) verstorben ist, scheint mir diese Erklärung eher unwahrscheinlich zu sein, es sei denn, daß man ihn (August den Starken) aus lauter Verehrung nachträglich – postum – mit dem Mopsorden in Verbindung brachte.

Zur Beantwortung der Frage, wie der Mopsorden zu seinem Namen gekommen ist, beziehe ich mich auf die Schrift des Zeitgenossen G. L. C. Perau aus dem Jahr 1745. Er meint, daß seine Stifter vermutlich eine „Vorzugsiebe gegen diese Gattung von Hunden“ (also den Möpsen) hatten, denn sonst wäre es mindestens ebenso möglich gewesen, einen „Budelhund (Pudel) zu erwählen, der aus dem ganzen Hundegeschlecht wohl als der getreueste angesehen wird.“ Als sicher darf man aber annehmen, daß der Mopshund deswegen als Sinnbild des Ordens auserkoren wurde, weil er die wesentlichen Elemente der Mopsgesellschaft, nämlich Treue und Ergebenheit, am ehesten verkörperte. Er wurde zudem mit Vertrauen, Verschwiegenheit, Mut,

Zärtlichkeit und anderen Tugenden in Verbindung gebracht, alles Eigenschaften, die als Grundlage für Liebe und Freundschaft gelten. Diese Voraussetzungen waren Inhalt der Lehre, welche der Zirkel einer jeden Loge seinen Mitgliedern zu vermitteln versuchte und die unter folgendem Satz zusammengefaßt wurden: „Wie alle Durchschnitte eines Kreises durch denselben Mittelpunkt gehen, also müssen alle Handlungen eines Mopses durch dieselbe Quelle gehen, nämlich die Liebe.“ Man argumentierte ferner, daß dann, wenn schon ein Hund fähig sei, durch seinen Instinkt derart wertvolle Züge zu entwickeln (Treue etc.), um wieviel mehr müsse der Verstand und die Vernunft des Menschen dies bewirken können.

Der Bestand des Ordens und seiner Logen hielt sich nur relativ kurze Zeit. Anfangs hatte man gehofft, daß er sich „alsbald in allen Theilen Europas ausbreiten“ werde. Dieser Wunsch erfüllte sich jedoch nicht. Es werden zwar Logen in Frankreich, England und Holland erwähnt, aber lediglich in Deutschland

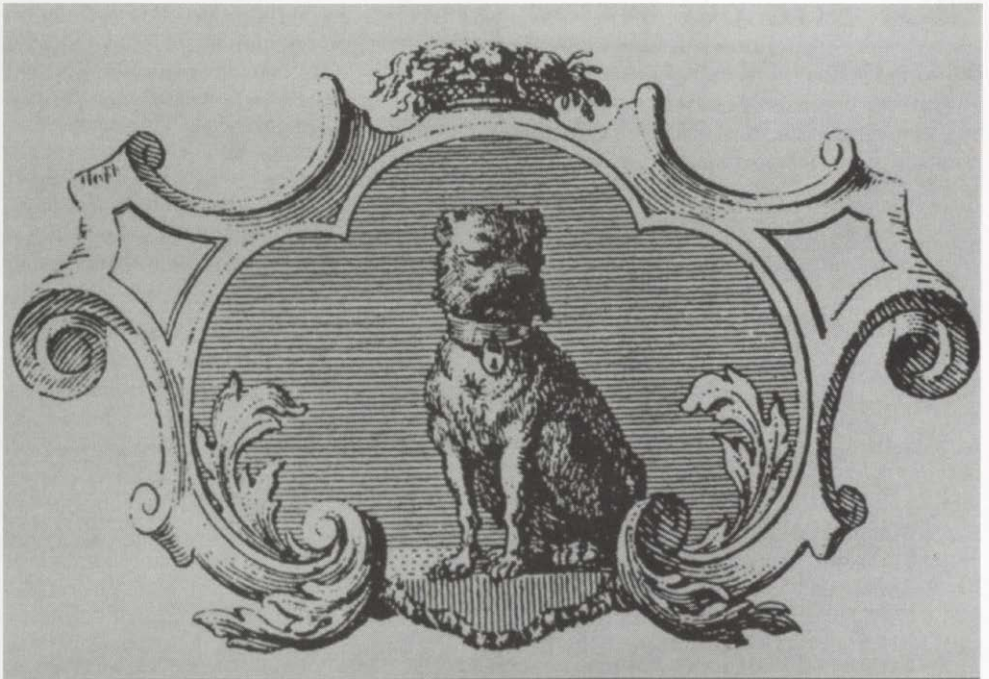


Abb. 3: Emblem des Mopsordens nach Abbé Perau.

und evtl. in Schweden lassen sich angeblich solche Verbindungen nachweisen.<sup>8)</sup> In Göttingen, wo er als Studentenorden ohne weibliche Mitglieder bestand, wurde er bereits 1748 wieder verboten. Aus Aufzeichnungen des Nürnberger Stadtarchivs ist bekannt, daß er dort länger Bestand hatte, denn es gibt Eintragungen über das Ordensleben bis 1754 und Mitgliederlisten bis 1768/1769, teilweise bis 1780. Einen ähnlich andauernden Bestand erwähnt Goldmann<sup>8)</sup> hinsichtlich der Loge in Darmstadt, weil noch im Februar 1772 die dortige Landgräfin in einem Brief von der Aufnahme neuer Mitglieder in den Orden berichtet. Über diese Zeit hinaus lassen sich jedoch keine Nachweise finden, so daß er nach und nach aus dem Blickfeld der Öffentlichkeit entschwand. Ob die Ereignisse der französischen Revolution für das Verschwinden des Ordens ursächlich waren, läßt sich kaum zufriedenstellend beantworten. Goldmann<sup>8)</sup> fragt zwar, ob er ein Opfer derselben war, gibt aber keine Antwort darauf. Raatz<sup>10)</sup> meint, daß die Revolution „*alle die frivolen Narrheiten des 18. Jahrhunderts wie mit blutigem Schwamm weggewischt*“ habe. Zu diesen Narrheiten zählt er auch den Mopsorden und bezeichnet ihn als „*Sumpflume, der es an allen ernsten und großen Zielen mangelte.*“ Ich kann mir gut vorstellen, daß der seinerzeitige Aufschrei des einfachen Volkes gegen den Feudalismus und die Sonderrechte des Adels und des Klerus letztlich auch zur Auflösung des Mopsordens beigetragen oder zumindest bewirkt hat, daß er nicht mehr auflebte. Die Ideen und den Bestand des Freimaurertums vermochte die Revolution allerdings nicht zu erschüttern.

Bleibende Erinnerungen an die Mopsgesellschaft vermitteln noch heute diverse Fi-

guren und Figurengruppen des Meißner Porzellanmodellers Johann Joachim Kaendler (1706–1775), der in seinem Taxa-Buch (d.i. eine Art Preisliste) einzelne seiner Werke genau beschreibt und ihren Zusammenhang mit dem Mopsorden betont.<sup>6)</sup> Deshalb bleibt dieser sowohl in der Geschichte der Freimaurerei wie auch außerhalb derselben ein Kapitel unserer Kulturgeschichte, welches immerwährendes Interesse erweckt.

### Literatur:

- 1) Räber, Hans: Enzyklopädie der Rassehunde. Stuttgart 1993.
- 2) Gondreren, Anna: Hunderassen der Welt. München o.J.
- 3) Trübners Deutsches Wörterbuch, Bd. 4. Berlin 1943.
- 4) Lehnhoff, E.: Internationales Freimaurer-Lexikon. München 2000.
- 5) Perau, Gabriel Louis Calabre: Das offenbarte Geheimnis der Mopsgesellschaft, in: Schriften des Instituts für Literaturgeschichte Schloß Arolsen III. Nachdruck einer Ausgabe Frankfurt u. Leipzig 1745. Habichtswald 2000.
- 6) Köllmann, Erich: Der Mopsorden, in: Keramos 50, 1970.
- 7) Maler, Anselm: Nachwort zu Nr. 5).
- 8) Goldmann, Karlheinz: Ein Opfer der französischen Revolution?, in: Mopsiade, Ausstellung im Schloßmuseum Darmstadt, bearbeitet von Gudrun Illgen. Darmstadt 1973.
- 9) Vorwort zu Mopsiade Nr. 8).
- 10) Raatz, Gustav: Der Mopsorden – ein culturgeschichtliches Curiosum, in: Gartenlaube. Leipzig 1879.
- 11) Paradies des Rokoko. Galli Bibiena und der Musenhof der Wilhelmine von Bayreuth.. Herausgeber: Peter O. Krückmann. München u.a. 1998.

## Fränkisches Seminar 2007: Frauen in Franken

Alljährlich veranstaltet der *FRANKENBUND* für seine Mitglieder und Gäste im September ein Seminar zu einem fränkischen Thema. In diesem Jahr ist das Fränkische Seminar den *Frauen in Franken* gewidmet. Die Themenpalette reicht von Frauenklöstern, Diakonissen, Hexen bis hin zu Dienstbotinnen, Unternehmerinnen, Malerinnen und – ganz aktuell – Frauen zwischen Berufstätigkeit und Haushalt.

Großer Wert wird bei der Ausrichtung der Tagung auf das Gespräch mit den Zuhörern gelegt. Deshalb finden zwei ausführliche Diskussionsrunden statt, zu denen außer den Referent(inn)en jeweils Frauen, die Bezug zum Thema haben, eingeladen sind, um in der Diskussion auch auf die heutige Situation eingehen zu können.

Die Tagungsleitung liegt in diesem Jahr bei Frau Dr. Verena Friedrich, der Trägerin des Kulturpreises 2005 des *FRANKENBUNDES*, die viele *FRANKENBUND*-Mitglieder bereits durch Führungen und Reiseleitungen kennen.

### *Das Programm*

#### **Freitag, den 21. September 2007**

15.00 Uhr	<i>Begrüßung</i>
15.15 Uhr	Frauenklöster im Bistum Würzburg (Dr. Stefan Petersen / Würzburg)
15.45 Uhr	Kaiserin Kunigunde (Dr. Karin Dengler-Schreiber / Bamberg)
16.30 Uhr	Die Kleidung der Diakonissen – Geschichte, Bedeutung und Stellenwert (Evelyn Gillmeister-Geisenhof / Weißenburg)
17.00 Uhr	Podiumsdiskussion
gegen 18.00 Uhr	<i>Abendessen</i>
20.00 Uhr	Frauen im Hause Castell. Weibliche Handlungsspielräume in einer evangelischen Grafenfamilie vom 16. bis in das 20. Jahrhundert (Jesko Graf zu Dohna / Castell)

#### **Samstag, den 22. September 2007**

09.00 Uhr	Die Frau im katholischen Milieu einer fränkischen Kleinstadt an der Schwelle zur Moderne (Dr. Ute Feuerbach / Volkach)
09.30 Uhr	Mädchen für alles. Dienstbotinnen im späten 19. und beginnenden 20. Jahrhundert (Dr. Jutta Beyer / Erlangen)
10.15 Uhr	Erfolgreiche Kissinger Unternehmerinnen dank Witwenprivileg (Werner Eberth / Bad Kissingen)

	10.45 Uhr	„Die schichelte Amfrau“ und das „Göbel Barbelin, die schönste Jungfrau in Würzburg“. Frauen in den Hexenprozessen der frühen Neuzeit am Beispiel des Hochstifts Würzburg (Elena Bräutigam, Würzburg)
	11.15 Uhr	Besuch der Ausstellung: Die Frau im Dorf
gegen	12.00 Uhr	<i>Mittagessen</i>
	14.00 Uhr	„Die zweideutige Krone eines gelehrten Frauenzimmers“. Frauen zwischen Berufstätigkeit und Haushalt an der Schwelle vom 18. ins 19. Jahrhundert (Nadja Bennewitz M.A. / Nürnberg)
	14.30 Uhr	Die Schweinfurter Malerfamilie Geiger und ihre Frauen (Dr. Erich Schneider / Schweinfurt)
	15.15 Uhr	Podiumsdiskussion
gegen	16.00 Uhr	<i>Ende der Tagung</i>

(Änderungen vorbehalten)

**Neu** ist der Tagungsort! In diesem Jahr tagt das Fränkische Seminar in Mittelfranken: im DiaLog Conference Center – einer Einrichtung der Diakonie Neuendettelsau. Die Übernachtung ist im DiaLog-Hotel Neuendettelsau, Wilhelm-Löhe-Straße 22, 91564 Neuendettelsau.

Wenn Sie sich zum Fränkischen Seminar anmelden möchten, füllen Sie bitte das in diesem Heft abgedruckte Anmeldeformular aus und schicken es an die:

**Bundesgeschäftsstelle des FRANKENBUNDES, Hofstraße 3, 97070 Würzburg**

Anmeldeschluß ist der **3. September 2007**.

## ANMELDUNG

zum Fränkischen Seminar 2007: Frauen in Franken  
21. – 22. September 2007 im DiaLog Conference Center, Neuendettelsau

### Teilnahmebetrag:

Der Teilnahmebetrag beträgt im EZ 85,00 €, im DZ 135,00 €. In diesem Betrag sind folgende Leistungen (pro Person) enthalten: 1 Übernachtung mit Frühstück, 1 Vormittagsimbüß, 1 Mittagessen (3 Gänge), 2 Nachmittagskaffeess, 1 Abendessen (kalt), Tagungsgebühr.

### Verbindliche Anmeldung:

Bitte melden Sie sich mit u.a. Abschnitt verbindlich an bis zum **03. September 2007** in der **Bundesgeschäftsstelle des FRANKENBUNDES, Hofstraße 3, 97070 Würzburg**, Fax: 09 31 / 5 67 12 und überweisen Sie den Teilnahmebetrag auf das Konto des **FRANKENBUNDES**:

**42 00 14 87 // BLZ: 790 500 00 // Sparkasse Mainfranken.**

Müssen Sie Ihre verbindliche Anmeldung später als zwei Wochen vor Seminarbeginn stornieren, muß der **FRANKENBUND** die Stornogebühren, die das Tagungshaus verlangt, leider an Sie weitergeben, es sei denn, es kann für Ersatz gesorgt werden.

# Einladung zur 60. Bundesbeiratstagung des FRANKENBUNDES in Weißenburg am 13. Oktober 2007

Alle Mitglieder des FRANKENBUNDES und Gäste sind herzlich zur Teilnahme an der diesjährigen Bundesbeiratstagung eingeladen, die am Samstag, den 13. Oktober, in Weißenburg stattfindet. Der Frankenbund, Gruppe Weißenburg hat unter Federführung seiner Vorsitzenden Frau Evelyn Gillmeister-Geisenhof ein sehr abwechslungsreiches Programm zusammengestellt.

Die Anreise der Teilnehmer der Bundesbeiratstagung sollte bis 10.00 Uhr erfolgt sein. Im Wildbadsaal (Wildbadstraße, nahe Marktplatz) findet die morgendliche Festveranstaltung statt. Bis zum Beginn des Festaktes wird dort ein kleines Begrüßungsfrühstück gereicht.

Die Bundesbeiratstagung beginnt

um **10.30 Uhr** mit einem **Festakt** im Wildbadsaal. Nach einem Grußwort des Oberbürgermeisters der Stadt Weißenburg, Herrn Reinhard Schwirzer, und dem vom Weißenburger Kammerorchester musikalisch umrahmten Festvortrag zum Thema „Immer Ärger mit der Wülzburg? Die Beziehungen Weißenburgs zu seinem größten Baudenkmal“, den Herr Dr. Daniel Burger (Staatsarchiv München) halten wird, spricht die Trachtenbeauftragte des Bezirks Mittelfranken, Frau Evelyn Gillmeister-Geisenhof über „Weißenburg liegt in Franken – eine ganz persönliche Standortbestimmung“. Anschließend erfolgt die Verleihung des Kulturpreises des FRANKENBUNDES 2007.

Ab **12.30 Uhr** kann während der Mittagspause eine Stärkung in den verschiedenen Gaststätten der Altstadt eingenommen werden.

Nach dem Mittagessen findet für die Bundesleitung und die Delegierten

um **14.00 Uhr** eine kurze **Stadtführung** statt, die die wichtigsten Sehenswürdigkeiten der früheren Freien Reichsstadt zeigt;  
anschließend wird

um **15.00 Uhr** die **Delegiertenversammlung** im Söller des Gotischen Rathauses abgehalten.

Für Nichtdelegierte bietet die Gruppe Weißenburg des FRANKENBUNDES ab 14.00 Uhr ein interessantes **Besichtigungsprogramm** an:

## **Führungen:**

1. Römisches Weißenburg:  
Treffpunkt: Römisches Museum  
1. Führung: 14.30 Uhr  
2. Führung: 15.00 Uhr
2. Wülzburg  
Treffpunkt: Busbahnhof Plärrer  
14.30 Uhr (Bus zur Wülzburg)
3. Mittelalterliches Weißenburg mit Spital- und Andreaskirche  
Treffpunkt: Gotisches Rathaus

Pro Führung Dauer ca. 1,5 Std.

# Land mit Charakter: Unterfranken

Vortrag zur Ausstellung „Vom neuen zum modernen Bayern 1805–2006“

von

Paul Beinhofer

Den Charakter eines Landes zu bestimmen ist für jeden, dem diese Aufgabe zufällt, ein schwieriges Unterfangen. Er begibt sich in Gefahr, entweder die positiven Eigenschaften übermäßig ins rechte Licht zu rücken oder die negativen Seiten zu überzeichnen – oder seine Einschätzungen werden häufig flach und inhaltsleer, wenn er sich um einen vermittelnden, vermeintlich neutralen Standpunkt bemüht. Gestatten Sie mir, dieser Schwierigkeit aus dem Weg zu gehen und an den Beginn meiner Ausführungen zwei Zitate zu setzen, die den Gegenstand meines Vortrages näher charakterisieren.

Den Charakter Frankens und der Franken und damit auch der Unterfranken zu ergründen, war und ist offensichtlich eine beständige Herausforderung, gibt es doch aus allen Zeiten dazu einschlägige Stimmen. So beschreibt der aus dem Hohenlohischen stammende Schriftsteller und Jurist Karl Julius Weber die Franken auf Grund seiner um 1830 gewonnenen Erkenntnisse wie folgt: *„Die Franken sind heiter, wie es Weinhändlern zusteht... Sie sind gebildeter als in vielen anderen Gegenden des Vaterlandes... Die Franken haben einen Nationalstolz, den Deutsche sonst entbehren...“* An dieser Stelle darf ich hervorheben, daß diese Einschätzung durch den Hinweis auf die „Weinhändler“ wohl gerade die Franken in unserem heutigen Regierungsbezirk im Blick hat. Im gleichen Sinne äußerte sich der Unterfranken besonders zugewandte Schwabe und Bundespräsident Theodor Heuss mit der Bemerkung: Sie seien offen für den Fortschritt, flexibel und einfallreich, gleichzeitig aber der Tradition verbunden.

Diese positiven und schmeichelhaften Urteile, deren es noch einige hinzuzufügen gäbe, drängen geradezu zu der Frage, welche Eigenheiten, Besonderheiten oder Umstände

Menschen solchen Zuschnitts prägen. Denn unbestritten formen die Topographie, das Klima und die daraus resultierenden Spezifika einer Landschaft den sie bewohnenden Menschentypus.

Von Heraklit stammt der Satz: *„Der Charakter ist das Schicksal des Menschen.“* Im übertragenen Sinne läßt sich daraus die weitere Frage ableiten: Welche Charaktereigenschaften unserer Region bestimmen Gegenwart und Zukunft Unterfrankens?

Die Gebiete unseres heutigen Regierungsbezirks Unterfranken waren nie von schroffen topographischen Gegensätzen oder Extremen geprägt – weder Rhön, Spessart und Steigerwald hatten je abschreckende und unüberwindliche Wirkung, noch hinderten Meere oder große Ströme das Eindringen des Menschen. Im Gegenteil: Das Grabfeld, das Schweinfurter Becken mit dem Vorland des Steigerwaldes, der Ochsenfurter Gau und der Untermainische Vorspessart luden – wie bedeutende vor- und frühgeschichtliche Funde in großer Zahl zeigen – Menschen zum Besiedeln ein. Der Main und seine Nebenflüsse erleichterten ein flächiges Vordringen. Beste Böden und günstige klimatische Bedingungen schufen trotz Schwankungen gute Voraussetzungen für menschliches Leben, für kulturelles Reifen und Wachsen. Menschen, deren Existenz sich unter solchen Umständen über längere Zeiträume entwickeln konnte, sind selten von abgeschlossenem und introvertiertem Naturell. In einer Wechselbeziehung zu einer Umwelt, die Austausch und Umgang mit anderen und anderem fördert, gedieh ein Menschenschlag mit offenem Wesen für Neues, für Ideen und Anregungen, selbst umtriebiger und kommunikativer, jedoch im ausdrücklichen Wissen um die Vorzüge der eigenen Heimat und damit bodenständig und selbstbewußt. Dies macht die Menschen

unserer Region aus, formt sie zu „wendigen, witzigen und auch widersprüchlichen“ Persönlichkeiten, wie sie alljährlich durch die Verleihung des Frankenwürfels geehrt und herausgestellt werden.

Es gehört zu den letztlich nicht ganz erklärlichen Phänomenen unserer Geschichte, warum ein so begünstigter Raum es trotz seiner Funktion als mächtige Drehscheibe zwischen Nord und Süd, Ost und West, als Vermittler zwischen Kulturen und politischen Machtzentren, nicht selbst zu einem geschlossenen staatlichen Gebilde gebracht hat. Das bereits zur Stauferzeit von vielen kleinen und größeren Herrschaftsterritorien geprägte erste deutsche Kaiserreich brachte es in Franken zu einem kaum noch überschaubaren Fleckenteppich aus geistlichen und weltlichen Klein- und Kleinstterritorien, aus Hochstiften, Reichsstädten und Reichsdörfern, Adelherrschaften und Ritterschaften, seit dem Beginn des konfessionellen Zeitalters noch einmal auseinander dividiert in Gebiete mit katholischem und evangelischem Bekenntnis. Dabei kam es bei aller Verwandtschaft von Sprache (Dialekt), Kleidung (Tracht), Bau- und Siedlungsformen zu einer bunten Vielfalt lokaler kultureller Traditionen in Sitte und Brauch, Tracht und Baustil. Vielleicht hat gerade dieses Nebeneinander von kleinräumigen kulturellen Eigenheiten, von sozialen und wirtschaftlichen Konkurrenzen der jeweiligen Herrschaften einen vielschichtigen Menschentypus geformt, dem es aufgrund dieser Prädisposition gelang, sich jeweils rasch und schnell auf neue Herausforderungen der Zeitläufe einzustellen.

Diese Fähigkeit zeigte sich m. E. gerade bei einem der stärksten historischen Umbrüche, die unsere Region erlebte und der – wenn auch für Unterfranken von den Jahreszahlen nicht ganz passend – den Gegenstand der derzeitigen Jubiläumsausstellung bildet: Das Aufgehen der fränkischen Territorien im neuen bayerischen Staat und dessen Weg durch die letzten zwei Jahrhunderte. Auch wenn sich die Strukturen des Alten Reiches bereits seit längerer Zeit überlebt hatten, bedurfte es an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert doch eines von außen kommenden

mächtigen Ereignisses, um das Ende des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation einzuleiten: Dem letztlich durch die Französische Revolution ermöglichten Aufstieg Napoleons zum französischen Kaiser, seinem Macht- und Eroberungswillen, seinem Fall und in dessen Folge der einer politischen Flurbereinigung ähnelnden Neuordnung der Herrschaft in Europa, in Deutschland, in Bayern und Franken.

Trotz anfänglich geringer Begeisterung in Franken über die neue bayerische Herrschaft reifte doch in einem längeren Zeitraum, auch dank einer geschickten Befriedungspolitik, gerade im Hinblick auf die oben beschriebenen Fähigkeiten der fränkischen Bevölkerung das Bewußtsein um die beiderseitigen Vorteile dieser territorialen Neugliederung. Gewährte einerseits das Königreich Bayern als einer der damals fortschrittlichsten Staaten gerade durch die Verfassung von 1818 seinen fränkischen Neubürgern Freiheitsrechte, die in den bisherigen Herrschaftsterritorien unbekannt waren, und damit die Voraussetzungen für eine wirtschaftliche Vorwärtsentwicklung boten, so erlangte andererseits auch der bayerische Staat erhebliche wirtschaftsgeographische Vorteile. War die wirtschaftliche Ausrichtung Kurbaierns eher nach Süden und Südosten hin orientiert, erhielt man jetzt durch die Brückenfunktion der neu erworbenen fränkischen Landesteile ungehinderten Anschluß an die sich dynamisch entwickelnden Wirtschaftsräume in Sachsen/Thüringen und im Rheinland.

Eine deutliche Parallele zu den Vorgängen im 19. Jahrhundert ergab sich für Unterfranken mit dem Fall des Eisernen Vorhanges. Durch die Folgeereignisse des 2. Weltkrieges war unser Regierungsbezirk überwiegend, aber insbesondere der nordöstliche Bereich, in eine Randlage geraten, die er nur dank wichtiger strukturpolitischer Hilfen einigermaßen meistern konnte. Von ähnlicher epochaler Auswirkung wie die Gebietsneugliederung der postnapoleonischen Ära waren die Wiedervereinigung Deutschlands, das Erstarken neuer osteuropäischer Wirtschaftsräume und der Megatrend der Globalisierung: Unterfranken wurde wieder zu einem Land der

deutschen Mitte, gelegen an den Schlagadern der neuen Wirtschafts-, Waren- und Dienstleistungsströme.

Dabei ist Unterfranken gut aufgestellt, bildet es doch eine Mischung aus greifbarer Geschichte – Heimat von Kulturgütern mit Weltrang, Bürgern mit gesundem Traditionsbewußtsein und einer wachsenden „Hightech“-Struktur, die zu den führenden Europas zählt.

Lassen Sie mich dies schlaglichtartig an folgenden Beispielen beleuchten:

- Unterfranken besitzt eine überaus facettenreiche Kultur- und Naturlandschaft. Durch das Zusammenspiel von abwechslungsreichen Mittelgebirgen wie Rhön, Spessart und Steigerwald, dem Main mit seinen weinberggesäumten Ufern und den fruchtbaren Ebenen zwischen Ochsenfurt und Schweinfurt entstand eine einzigartige Symbiose von naturnaher und kulturell geprägter Landschaft, die ihresgleichen sucht. Ein Biosphärenreservat, fünf Naturparke und 130 Naturschutzgebiete bewahren diese Kleinode und sichern Vielfältigkeit und Wertigkeit unseres Naturerbes auch für künftige Generationen.
- Vielfältige kulturelle Einflüsse der verschiedenen Herrschaftsterritorien, das Zusammenspiel aus geistlicher und weltlicher Macht, haben Unterfranken ein besonders abwechslungsreiches Gepräge gegeben. Stadt- und Dorfansichten repräsentieren eine reiche Baukultur aus Spätgotik, Renaissance und Barock. Die Würzburger Residenz als UNESCO-Weltkulturerbe, Schloß Johannisburg in Aschaffenburg, zahlreiche Kirchen, Schlösser und Burgen stehen für herausragende denkmalgeschützte Zeugnisse der Geschichte Unterfrankens. 170 Museen bewahren seine kulturellen Schätze als Speicher der Vergangenheit. Zahlreiche Theater und Festivals mit hohem internationalem Ansehen, wie der Kissinger Sommer oder das Mozartfest und das Afrika-Festival in Würzburg, bereichern die kulturelle Szene unseres Regierungsbezirks, um nur einen kleinen Querschnitt dieser Vielfalt zu nennen.

- Unterfranken ist ein weltweit anerkannter Wissenschafts- und Hochschulstandort. Mit der Julius-Maximilians-Universität verfügt Unterfranken über eine der ältesten und traditionsreichsten Hochschulen Deutschlands, die in der Vergangenheit über 13 Nobelpreisträger hervorgebracht hat. Mit der Hinwendung zu neuen Studiengängen wie „Nano- strukturtechnik“, „Technische Informatik“ und „Technologie der Funktionswerkstoffe“ stellt sie sich auch den Herausforderungen für eine Wissensgesellschaft im 21. Jahrhundert. Ergänzt wird die Hochschullandschaft unseres Regierungsbezirks durch Fachhochschulen in Aschaffenburg, Würzburg und Schweinfurt, die Musikhochschule und verschiedene außeruniversitäre Einrichtungen.
- Unterfrankens Wirtschaft verfügt über eine breite Mischung aus Industrie, Handel und Dienstleistung mit einem hohen Potential an Innovationskraft und Konzentration auf wirtschaftliche Themenfelder der Zukunft. Neben den klassischen Industrieproduktionen der Kugellagerindustrie in Schweinfurt, der Druckmaschinenherstellung in Würzburg, vielen Betrieben der Metallherzeugung und –verarbeitung konzentriert sich am Untermain eine der wichtigsten Produktions- und Entwicklungsstätten der Autozulieferindustrie. Unterfranken ist der Sitz vieler Traditionsunternehmen, wie Koenig & Bauer, ZF Sachs, der FAG Schaeffler KG sowie der Bosch Rexroth AG, die in der Vergangenheit viele technische Neuerungen mit internationaler Bedeutung hervorgebracht haben. All dies macht Unterfranken zu einer der zehn wichtigsten „Hightech“-Regionen Europas.
- Ein weiteres Markenzeichen unserer Region bildet – einzigartig in Bayern – der Weinbau. Seit fast zwölf Jahrhunderten wird in Franken Wein angebaut. Den vorzüglichen klimatischen Bedingungen und dem Anspruch der Winzer ist es zu verdanken, daß unsere Region zu den besten deutschen Weinanbaugebieten zählt. Ob Silvaner, Müller-Thurgau, Bacchus und Kerner oder auch die zunehmend beliebten Rotweinsorten wie Spätburgunder, Do-

mina, Schwarzriesling und Regent – unterfränkische Weingüter verstehen es, international konkurrenzfähige Spitzenprodukte zu erzeugen.

Dies alles findet seinen Niederschlag in einer Ausstellung, die aus meiner Sicht folgende zentrale Botschaft vermittelt: Der Freistaat Bayern ist deshalb ein starkes, selbstbewußtes und zukunftsicheres Land, weil es sich aus geschichts- und kulturbeußten Regionen mit starkem Eigenprofil zusammensetzt, die sich zum Wohl des Staates in einem positiven Wettbewerb befinden. Dem trägt das Konzept der Ausstellung dadurch Rechnung, daß es Raum für ein eigenes Modul bietet, um die typischen Facetten und Erscheinungsbilder des jeweiligen Regierungsbezirks aus zwei Jahrhunderten darstellen zu können. Der beschränkte Rahmen ließ dabei jedoch nur eine schlaglichtartige Auswahl der Einzelthemen und Exponate zu – sie ist m. E. jedoch so getroffen, um das „typisch Unterfränkische“ für den Betrachter erkennbar werden zu lassen. Diese Präsentation konnte nur durch das Zusammenwirken vieler gelingen, für deren Bereitschaft zum Mittun und Helfen ich mich an dieser Stelle nochmals besonders bedanken möchte.

Die Geschichte des neubayerischen Staates, die Geschichte Unterfrankens in diesem Staat,

ist trotz aller gewaltigen Umwälzungen und Veränderungen eine große Erfolgsgeschichte. Bürgerinnen und Bürger haben stets einen Neuanfang gewagt, haben in gemeinsamer Kraftanstrengung ein liebens- und lebenswertes Land geschaffen, auf deren Erfolge – nachhaltige wirtschaftliche Prosperität, soziale Sicherheit und gesunde natürliche Lebensgrundlagen – wir trotz aller uns immer wieder fordernden Schwierigkeiten stolz sein können und um die wir vielerorts beneidet werden.

Unser Land besitzt Menschen, die bei aller Weltoffenheit über stark heimatliche Wurzeln verfügen, die aus der Vielfalt ihrer Geschichte und Kultur schöpfen und ein ausgeprägtes regionales Bewußtsein besitzen. Dies bewirkt eine hohe Identifikation unserer Bürgerinnen und Bürger mit ihrer Heimat, sind doch nach der letzten Studie „Perspektive Deutschland“ (2006) von McKinsey, Stern und ZDF mehr als zwei Drittel der Bevölkerung Unterfrankens mit ihrem Lebensumfeld hoch zufrieden.

Dieses Ergebnis ist nicht nur eine Momentaufnahme, sondern die Folge eines langen Weges, den die Ausstellung „Vom neuen zum modernen Bayern 1806 – 2006“ dokumentiert. Ich wünsche dieser Präsentation ein reges Besucherinteresse mit vielen Anregungen und neuen Erkenntnissen.

## EinBlick in die Renaissance – Georg Ludwig von Seinsheim und seine Zeit

von

Bettina Keß

*Eine Ausstellung im Museum Malerwinkelhaus Marktbreit anlässlich der 450-Jahrfeier der Marktrechtsverleihung an Marktbreit*

An Ostern 1558 veranstalteten die Marktbreiter Ratsherren und Bürgermeister zusammen mit ihrem Ortsherren Georg Ludwig von Seinsheim ein großes Festessen in ihrem Rathaus. Sie feierten ein Ereignis, das für ihren kleinen Ort einen Wendepunkt bedeutete: Einige Monate zuvor, im Oktober 1557, bekam das Dorf „Udernbreit“ das Recht verliehen, Märkte in seinen Mauern abzuhalten. König Ferdinand gewährte dieses Privileg Georg

Ludwig von Seinsheim (1514–1591) als Anerkennung seiner Verdienste um das Reich.

Rund 450 Jahre später feiert Marktbreit das Ereignis erneut mit einem großen Festprogramm. Das Marktbreiter Museum Malerwinkelhaus nimmt das Jubiläum zum Anlaß für einen historischen Rückblick. „EinBlick in die Renaissance. Georg Ludwig von Seinsheim und seine Zeit“ so heißt die noch bis zum 21. Oktober laufende Sonderausstellung. Sie erzählt mit Exponaten, Texten und kleinen Inszenierungen von der Geschichte Marktbreits im 16. Jahrhundert und dem Leben seiner Menschen in einer unruhigen Zeit.

Das Zeitalter der Renaissance und der Glaubenskämpfe bedeutete für den Ort am Main einen großen Umbruch: Der kleine Fischerort entwickelte sich zu einem der wichtigsten Handelsplätze in Franken. In der Ausstellung erinnert ein inszenierter Marktstand an das bunte Treiben während der Markttag. Marktbreit hatte in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts den Charakter einer kleinen Stadt. Es gab eine befestigte Ummauerung, repräsentative Bürgerhäuser, ein modernes Rathaus und ein herrschaftliches Schloß im Renaissance-Stil. Die Marktbreiter nannten sich mit kaiserlicher Erlaubnis selbstbewußt wie die Städter „Bürger“. Noch heute prägen die Bauten jener Zeit das Marktbreiter Stadtbild: das 1581 vollendete Rathaus mit seiner kostbar ausgestatteten Renaissance-Ratsstube, die Friedhofsarkaden mit den Grabdenkmälern bedeutender Ratsfamilien, der frühere herrschaftliche Amts- und



Abb1.: Ortsherr, Reichsritter und Bischöflicher Rat Georg Ludwig von Seinsheim, nach 1591  
(Photo: Richard Scharnagel, Marktbreit).

Wohnsitz – das Seinsheimische Schloß – und die Ortsbefestigung mit ihren Türmen und Toren, die vor den ständigen Bedrohungen durch umherziehende Söldner, Wegelagerer und Banden schützen sollten. Die Ausstellung zeigt u.a. Dokumente aus der Bauzeit des Rathauses, ein Modell des fertigen Gebäudes und ein Fragment des Fassadenschmuckes des Schlosses.

Vom Leben des für Marktbreit so bedeutenden Georg Ludwig von Seinsheim haben sich wenige Porträt Darstellungen und Dokumente erhalten. Eine Auswahl ist in der Ausstellung zu sehen: Ein Schreiben mit seiner Unterschrift, eine Gedenkmünze, die Eintragung seines Todestages im Kirchenbuch von 1591. Seit 1552 befand sich der Ort im Besitz des einflußreichen Reichsritters aus dem fränkischen Adelsgeschlecht von Seinsheim (Linie Hohenkottenheim-Seehaus). In seinen letzten Lebensjahren wählte er Marktbreit als dauerhaften Wohnsitz. Zuvor war er im ganzen Reich unterwegs gewesen. Seine Kenntnisse als Militär, Unterhändler und Verwaltungsbeamter schätzten bedeutende weltliche Herrscher wie Kaiser Karl V., Pfalzgraf Otto Heinrich, Kaiser Ferdinand I., aber auch die Würzburger Fürstbischöfe. Der überzeugte Lutheraner Georg Ludwig von Seinsheim arbeitete als Bischöflicher Rat für Melchior Zobel von Giebelstadt (1554–1558), Friedrich von Wirsberg (1558–1573) und Julius Echter von Mespelbrunn (1573–1617). Ein Umstand, der im Zeitalter der oft gewalttätigen Konflikte um den Glauben und während der Gegenreformation bemerkenswert ist.

Im Seinsheimischen Dort „Udernbreit“ oder „Niedernbreit“ interessierte man sich schon früh für die Lehren Martin Luthers. Seit 1551 gab es den ersten evangelischen Pfarrer. Für kurze Zeit wurden parallel „evangelische“ und „katholische“ Gottesdienste gefeiert. 1552 führte Georg Ludwig von Seinsheim die Brandenburgisch-Nürnbergische Kirchenordnung ein: Nahezu gleichzeitig ließ er alle im Ort lebenden jüdischen Familien vertreiben. Als Fürstbischof Julius Echter im Hochstift Würzburg ab 1587 die Gegenreformation mit großer Härte durchführte, flüchteten viele protestantische Gläu-

bige aus Ochsenfurt, Dettelbach, Heidingsfeld und Karlstadt nach Marktbreit, das evangelisch bleiben konnte. Der Bischöfliche Rat von Seinsheim hatte sich und seinen Untertanen Religionsbeständigkeit zusichern lassen. Der diesem Aspekt gewidmete Ausstellungsbereich zeigt wertvolle Leihgaben aus dem Besitz der Diözese Würzburg.

**EinBlick in die Renaissance**  
Georg Ludwig von Seinsheim und seine Zeit

**Ausstellung vom 24.3. – 21.10.2007**  
anlässlich der 450-Jahrfeier der Marktrechtsverleihung an Marktbreit

Museum Malerwinkelhaus Marktbreit

Öffnungszeiten: Di. 14.00 – 18.00 Uhr, Sa. 10.00 – 17.00 Uhr, sonntags 14.00 – 17.00 Uhr  
Telefon: 09302 20000  
Webseite: www.museum-marktbreit.de  
Vom 01.11. bis 31.10. ist das Museum von der Marktrechtsverleihung.

Das Wahrzeichen von Marktbreit

Abb. 2: Das Plakat zur Ausstellung „EinBlick in die Renaissance“.

Obwohl Marktbreit zu Wohlstand gelangte, profitierten nicht alle Bewohner davon. Breiten Raum geben die Ausstellung „EinBlick in die Renaissance“ und das Begleitheft den Lebensbedingungen und dem Alltag der Men-

schen in der Frühen Neuzeit, der sich je nach ihrer gesellschaftlichen oder rechtlichen Position stark unterschied und von vielen Abhängigkeiten geprägt war. Prägnante Exponate und Bilddokumente stehen für die jeweiligen Aspekte des Lebens. Ein Läusekamm steht beispielsweise für die heute kaum mehr vorstellbaren hygienischen Verhältnisse, eine große Truhe aus den Beständen des Fränkischen Freilandmuseums Bad Windsheim für die wenigen Möbel, die in einem Haushalt des 16. Jahrhunderts vorhanden waren. An die vor 450 Jahren so kurze Lebensphase der Kindheit erinnert eines der selten erhaltenen Kinderbildnisse, ein kleinformatiges Mutter-Kind-Porträt aus den Beständen der Museen der Stadt Bamberg.

Kleine Museumsgäste treffen in der „Rüstkammer“ auf den Marktbreiter Wappenheiligen Ritter Georg und können auf die Suche nach den Museumsratten gehen, die sich in den Ausstellungsräumen versteckt haben. Gästen jeden Alters bietet das Museum Führungen an, die auch mit einem Stadtrundgang auf den Spuren Georg Ludwig von Seinsheims kombiniert werden können.

Die Ausstellung ist noch bis zum 21.10.2007 zu sehen. Das Begleitheft zur Ausstellung ist an der Museumskasse erhältlich (32 S., 4 EUR). Anfragen und Führungsbuchungen im Museum oder in der Tourist Info (0 93 32 / 59 15 95).

So., 30. 09. 2007, 15.00 Uhr in der Rathausdiele Marktbreit Renaissance-Programm mit Tänzern, Lautenmusik und einem Hans Sachs-Schwank (Renaissance Ensemble „Scaramouche“ Schweinfurt).

Museum Malerwinkelhaus Marktbreit  
Bachgasse 2, 97340 Marktbreit

Öffnungszeiten:

Di.–Fr. 10–12 Uhr

Fr., Sa., So. und Feiertage: 14–17 Uhr  
oder nach Vereinbarung.

Vom 16.7. bis 16.9. ist das Museum nur an den Wochenenden geöffnet.

Tel.: 09332/4 05 46

Fax: 09332/59 15 97 (Touristinfo)

[museum@marktbreit.de](mailto:museum@marktbreit.de)

[www.marktbreit.de](http://www.marktbreit.de)

## Zeugnisse des Glaubens – Zur Jubiläumsausstellung „Unterm Sternenmantel. 1000 Jahre Bistum Bamberg – 1007–2007“

von

*Wolfgang F. Reddig*

Es begann vor tausend Jahren. Demütig warf sich Heinrich II. vor den versammelten Bischöfen der Frankfurter Synode von 1007 zu Boden, um die Zustimmung zur Gründung eines neuen Bistums zu erhalten. Noch heute zeugen die Bauten des Bamberger Dombergs von dieser frommen Stiftung. An der Wende des ersten Jahrtausends wurde Bamberg als Ort der Erinnerung und des Gedächtnisses geschaffen. Gemeinsam mit seiner Gemahlin Kunigunde stattete Heinrich II. das neue Bistum mit weltlichen Gütern und religiösen Schätzen aus.

Die 1000jährige Wiederkehr der Bistumsgründung nimmt das Diözesanmuseum Bamberg unter Leitung von Domkapitular Luitgar Göller zum Anlaß, gemeinsam mit dem Historischen Museum und der Staatsbibliothek Bamberg vom 12. Mai bis 04. November 2007 eine umfangreiche Sonderausstellung (siehe im Internet unter: [www.unterm-sternenmantel.de](http://www.unterm-sternenmantel.de)) zu präsentieren. Auf 1.500 qm Ausstellungsfläche spiegeln zwölf Stationen mit mehr als 250 Exponaten die Geschichte des Bistums in Zeit, Raum und Liturgie wider. Nach der erfolgreichen Darstellung des

Bistumsgründers in der bayerischen Landesausstellung „Kaiser Heinrich II.“ im Jahr 2002 liegt der konzeptionelle Schwerpunkt nun auf ausgewählten Aspekten aus zehn Jahrhunderten Glaubens- und Kulturgeschichte.

Mit der „Liturgischen Bücherpracht aus einem Jahrtausend“ zeigt die Staatsbibliothek Kostbarkeiten aus den eigenen Beständen, ergänzt um herausragende Leihgaben der Bayerischen Staatsbibliothek München, während die Abteilung „Ecclesia et Civitas“ im Historischen Museum von der spätmittelalterlichen Stiftungsfrömmigkeit und Stadtherrschaft bis zur Hexenverfolgung und Wallfahrt der Frühen Neuzeit reicht. Der überwiegende Teil der Sonderausstellung befindet sich im Diözesanmuseum, dessen prachtvolles und imposantes Domkreuz mit eingelegten Reliquien des 10. Jahrhunderts am Beginn des Rundgangs steht.

Der Sternenmantel, kostbares Geschenk eines italienischen Diplomaten an den mächtigen Herrscher Heinrich II. anlässlich des Zusammentreffens von Papst und Kaiser in Bamberg (1020), symbolisierte den mittelalterlichen Weltkreis und inspirierte gleichermaßen zum Motto für das Jubiläumsjahr und für die Sonderausstellung. Um ihn gruppieren sich in den ersten Ausstellungsräumen einmalige Beispiele der Textilkunst der Jahrtausendwende und kostbare Leihgaben, wie die Frauenkrone (15. Jahrhundert) aus der Schatzkammer der Münchner Residenz. Als Teil der Memoria erinnert sie an das kinderlose Stifterpaar, das sich Gott als Erben ausgesucht hatte. Mit Bücherschätzen aus den führenden Skriptorien der Zeit wie dem Evangelium Ottos III. (UNESCO-Weltkulturerbe, Bayerische Staatsbibliothek München) stattete man das „Fränkische Rom“ aus, das zum Modellbistum für das Reich wurde. Elfenbeintafeln des 10./11. Jahrhunderts aus dem Bayerischen Nationalmuseum zeigen Selbstverständnis und sakrale Herrschaft des mittelalterlichen Königs. Von Anfang an stand der Bamberger Kaiserdom unter dem Schutz von Heiligen aus den Herrschaftsgebieten Heinrichs II.



Abb. 1: Die „Frauenkrone“ in der Bamberger Jubiläumsausstellung.

Für Bischöfe und Domherren, Mönche und Nonnen, Adelige, Bürger und Bauern bildeten das weltliche Hochstift und die geistliche Diözese über Jahrhunderte das Koordinatensystem ihres Lebens. Die Herrschaft im geistlichen Territorium reichte von den Landesfestungen Kronach und Forchheim bis in die Verwaltung der Ämter und Dörfer. Auf dem Weg nach Rom besaß man bis in die Zeit Maria Theresias in Kärnten einen südlichen Außenposten. Die Abteilung „Schätze des Glaubens“ widmet sich wiederum der Verehrung des heiligen Stifterpaares, deren Darstellung in spätgotischen Reliquienbüsten, Tafelbildern und herausragenden Vasa Sacra der Alten Kapelle in Regensburg begegnet.

Im Wechselspiel von Tradition und Reform erlebte das Bistum Licht und Schatten. Auf Klosterreformen und Stiftungsfrömmigkeit des späten Mittelalters folgten in der Frühen Neuzeit Glaubensspaltung und Hexenverfolgung. So wird das eindrucksvolle Grabmal einer Bamberger Äbtissin des 14. Jahrhunderts oder ein Predigtbuch für das Nürnberger Kloster der Caritas Pirckheimer zum Sinnbild für die Einheit des Glaubens, bevor sich die christliche Welt teilte. Zu neuen Ausdrucksformen katholischer Frömmigkeit gelangte die Barockzeit unter den mächtigen Fürstbischöfen aus dem Hause Schönborn, denen mit Franz Ludwig von Erthal ein aufgeklärter Kirchenfürst folgte.

Mit der Säkularisation wurde Bamberg 1802/1803 bayerisch. Manches Kloster- und Kirchengut wanderte in die staatliche Münze. Doch Kostbarkeiten wie dem Domkreuz oder dem Sternenmantel blieb ein solches Schicksal erspart. Das neue Jahrhundert gehorchte dem Takt der Maschinen, so daß neben der Seelsorge und der Neuorganisation des nunmehrigen Erzbistums Bamberg auch die „Soziale Frage“ den Episkopat beschäftigte. Programmatisch entstanden im 20. Jahrhundert neue Kirchen als Gottesburgen, geriet die Diktatur unterm Hakenkreuz zur Zeit der Prüfung. Der Abschiedsbrief des Bamberger Rechtsanwalts Hans Wölfel, der 1944 hingerichtet wurde, stellt ein eindringliches Zeugnis des Glaubens dar. In dem sich die Ausstellung auch Themen wie dem kirchlichen Wohnungsbau der Nachkriegszeit, der Beteiligung von Laien und Frauen oder von Mission und Weltkirche mit der Bistumspartnerschaft Thiès (Senegal) 2007 zuwendet,

spannt sich der Bogen über die Jahrhunderte von der Gründungszeit bis zum Beginn des dritten Jahrtausends.

Der Begleitkatalog (fester Einband, 480 Seiten, Sonderpreis in der Ausstellung 25,00 Euro, Buchhandel 35,00 Euro) vereint Fachbeiträge von mehr als 30 renommierten Autoren. Das vielfältige Rahmenprogramm bietet museumspädagogische Angebote, Aktionstage, Audio-Guide und Kombinationen mit dem Führungsprogramm der Weltkulturerbestadt Bamberg.

Die Ausstellung ist noch bis zum 04. November 2007 geöffnet.

Kontakt: Dr. Wolfgang F. Reddig, Diözesanmuseum Bamberg, Domplatz 5, 96049 Bamberg, Tel. Nr. 0951 – 502 316 sowie [www.unterm-sternenmantel.de](http://www.unterm-sternenmantel.de)

Öffnungszeiten: Mo – So, 10.00 – 17.00 Uhr, Gruppenbuchungen: Tel. Nr. 0951 – 5193034.



Abb. 2: Auch Kinderführungen gehören zum Programm der Jubiläumsausstellung.

## Schauplätze der Nachkriegsliteratur in Franken

von

Klaus Gasseleder

Bei der Buchmesse in Frankfurt, so stelle ich es mir vor, treffe ich eine alte Bekannte von weit her. Eine Literaturreise ins Fränkische wolle sie machen, sagt sie mir. Freilich keine gewöhnliche: Auf die Spuren der fränkischen *Klassiker* habe sie sich vor Jahren schon begeben, sei Jean Paul ins Fichtelgebirge gefolgt, Friedrich Rückert in die Haßberge, auch die Reisewege der Romantiker in der Fränkischen Schweiz seien ihr wohlbekannt. All die *ehrbaren Toten*, wie sie sie ein wenig respektlos nennt, Wolfram von Eschenbach und Walther von der Vogelweide, Hans Sachs, die Pegnitzschäfer, auch Leonhard Frank, Max Dauthendey habe sie bereits „aufgesucht“. <sup>1)</sup> Ob es denn keine Literatur von heute gäbe, die fränkische Orte zum Schauplatz habe, fragt sie mich. „Freilich“, erwidere ich lakonisch und lade sie ein auf eine Reise von Westen nach Osten quer durch Franken und die angrenzenden Landstriche zu den Schauplätzen von Romanen und Erzählungen, den Gegenständen von Gedichten, die, so unsere Abmachung, nach dem Zweiten Weltkrieg entstanden sind. Reiseporträts und Städtebilder sollen nur hier und da genannt werden, obgleich hier auch in unserer Zeit etwa Horst Krüger, Karlheinz Deschner, Godehard Schramm und Reinhart Baumgart, Irene Reif, Marianne Langewiesche, Rolf Schneider, Richard Wall, um nur einige zu nennen, literarische anspruchsvolle Darstellungen fränkischer Örtlichkeiten geliefert haben. <sup>2)</sup>

Kaum haben wir die Frankfurter Hochhauslandschaft hinter uns gelassen, zeigen sich uns als Vorboten fränkischer Landschaft am Horizont die blauen Höhenzüge des nördlichen Spessarts. Dort spielt der größte Teil des preisgekrönten Romans „Stolz“ des Schweizer **Paul Nizon** (geb. 1929) aus dem

Jahre 1975. Nizon erzählt darin die Geschichte des jungen Iwan Stolz, der – sich selbst fremd – nicht so recht ins Leben findet. Er zieht sich, um endlich seine Dissertation über den ihm seelenverwandten Maler van Gogh fertig zu stellen, aus einer Schweizer Stadt in die Einöde des winterlichen Spessarts zurück. Doch die Arbeit geht ihm auch nahe der Quelle des Fließchens Kahl nicht recht von der Hand. Als er immer depressiver und lebensverlorener wird, nimmt ihn der Förster in den Winterwald mit und läßt ihn dort alleine zurück. Müde und widerstandslos erfriert Stolz im Schnee. Den Ort seines Aufenthalts beschreibt Nizon wie folgt:

*„Der Glashüttenhof liegt in einem Waldtal, direkt an der Landstraße. Er besteht aus einem länglichen Wohntrakt auf der einen, und aus mehreren hufeisenförmig angelegten Stall- und Wirtschaftsgebäuden auf der gegenüberliegenden Seite der Straße, die im Spessartwald verschwindet.“* <sup>3)</sup>

Den „Glashüttenhof“ können wir links der von GROSSKAHL nach Wiesen führenden Landstraße ebenso leicht finden wie die am Waldrand gelegene Kahlquelle mit dem nahen Gasthaus. Wenig anmutig empfindet Nizon, besser gesagt, sein depressiv gestimmter Held, übrigens die Vorwinterlandschaft im Nordspessart.

*„Das Tal hat das Aussehen einer in die Wälder gespannten Hängematte. Nur ein von Gebüsch und spärlichen Bäumen begleiteter, müde dahintorkelnder Wasserlauf durchbricht die Einförmigkeit des Ackergrundes, der in frisch gepflügtem Zustand von einem matten Rot, zur Zeit der Herbstregen und Schneeschmelze von der Farbe eines feuchtigkeitsgeschmeckten Löschpapiers ist... Die nächsten Ortschaften, auch nicht weiter als*

eine gute Wegstunde entfernt, sind von einer abschreckenden Öde: nichts als ein Haufen niedriger Klötze unter knappen Dächern, mit ebenfalls sumpfigen Straßen, auf denen kein Leben ist. Die männlichen Bewohner fahren zur Arbeit in die Stadt, ein Überlandbus holt sie früh ab und bringt sie abends zurück – immer bei Dunkelheit.“<sup>4)</sup>

Bei der eben genannten Stadt hat der Autor zweifellos an ASCHAFFENBURG gedacht, wie er es auch in seinem Journal „Das Drehbuch der Liebe“ (2004) bestätigt. Als er den Helden dessen Frau und Schwiegereltern, ein Pfarrerehepaar, aufsuchen läßt, beschreibt Nizon erkennbar die Kreisstadt der 1950er oder 1960er Jahre.

„Die Stadt verwirrte Stolz. Sie war von mittlerer Größe, mit einer Einwohnerzahl, die schätzungsweise die 50 000 nicht überstieg, beileibe keine Großstadt also, aber auch kein Städtchen. Doch hatte sie Züge, die einem verschlafenen Nest zugehörten, und wieder solche, die besser einer anonymen Großstadt angestanden hätten. ... Sie war irgendwie durcheinander, die Stadt. Die kleinen bunten barackenartigen Buden, die sowohl Bars wie Läden beherbergten, hatten für ihn was Amerikanisches, etwas Heimatloses jedenfalls. Die schön proportionierten Geschäftshäuser der Kaiserzeit standen in keinem Verhältnis zu den proportionslosen Klötzen der Kaufhöfe und ihresgleichen.“<sup>5)</sup>

Leicht ist nun auch für uns Ortsunkundige in der Aschaffener Altstadt anhand der präzisen Beschreibung des Autors die evangelische Kirche von Frosts Schwiegervater zu erkennen, die gegenüber der Jesuitenkirche gelegene Christuskirche mit ihrem sogenannten „Pfaffenhof“. Vom nahen Schloß werfen wir hernach einen Blick auf den Main, der unterhalb der Gartenterrassen an der Stadt vorbeifließt, den Fluß, den Nizon ebenso wenig wie die Stadt mit ihren Namen nennt, sich so einen literarischen Ort schafft:

„Stolz bog beim Schloß in kleine Gassen mit Fachwerkhäusern ein, niedrigen, engbrüstigen, giebligen Häusern, er ging nun auf holprigem Pflaster, und plötzlich hatte er die weite Flußlandschaft vor sich. Er hatte noch nie einen Fluß gesehen, der so allein war...“

Zu beiden Ufern begleitete ihn weites flaches Land, das jetzt weiß verhüllt dalag. Die Stadt fiel mit terrassierten Hängen zum Fluß ab, und in den Hängen liefen Spazierwege. Eine träge Weite breitete sich um den Fluß, in dessen Mitte flache Kähne still dahinzogen.“<sup>6)</sup>

Ein Abstecher mainaufwärts führt uns zunächst nach MILTENBERG. Dort begegnen wir nicht nur Spuren Goethes und des Fräuleins Bettine von Brentano, über die Stadt hat **Georg Britting** (1891–1964) ein Gedicht „Miltenberg“<sup>7)</sup> geschrieben. Im nahen AMORBACH, im äußersten Zipfel des bayerischen Franken, hielt sich der Philosoph **Theodor Adorno** (1903–1969) während der Ferien mit seinen Eltern regelmäßig auf und verfaßte 1966 seine literarische Skizze „Amorbach“<sup>8)</sup>. Nun queren wir diagonal den Spessart, der längst nicht mehr so abgelegen scheint, wie in jenen Zeiten, „allwo die Wölf einander gute Nacht geben“, wie es in Grimmelhauens „Simplizissimus“ heißt, und auch nicht mehr dunkel und undurchdringlich wirkt wie in den Erzählungen des 19. Jahrhunderts, etwa in Wilhelm Hauffs „Das Wirtshaus im Spessart“, wo Räuberbanden den Kaufleuten auflauern. Ob das im Titel genannte Gasthaus ein reales Vorbild hat, ist nicht restlos geklärt. Sicherlich ist es nicht das Wirtshaus beim einst abgelegenen, aber heute viel besuchten Wasserschloß von MESPELBRUNN, wie es die Verfilmung von Hauffs Erzählung durch Kurt Hoffmann nahelegt. Ein kurzes Gedicht des Österreichers **H. C. Artmann** (1921–2000) mit dem Anfangsvers „goehte trifft lilo pulver und wandert mit ihr durch den spessart“<sup>9)</sup> nimmt vor allem auf diesen Film Bezug. In Mespelbrunn liegt auch nicht das von Kurt Tucholsky – anlässlich seiner mit seinen Freunden Jakopp und Karlchen unternommenen Frankenreise von 1927 – beschriebene Gasthaus, wie es noch der Satiriker und Lyriker **Robert Gernhardt** (1937–2006) und seine Freunde von der „Neuen Frankfurter Schule“ glaubten. Gernhards Bericht über sein sogenanntes „Kurt-Tucholsky-Total-Fiasko“ hat der Bamberger Autor **Gerhard C. Krischker** (geb. 1947) zusammen mit der Schilderung einer eigenen Tucholsky-Nachreise in einen humorvollen Band unter dem Titel „Das Wirtshaus im Spessart. Auf den

Spuren Kurt Tucholskys“ (1996) veröffentlicht. In Wirklichkeit befand sich, wie heute allgemein bekannt, das von Tucholsky aufgesuchte Wirtshaus im winzigen Ort LICHTENAU, wo der Wanderer nunmehr auch einige Tucholsky-Erinnerungen in der Gaststube zu Gesicht bekommt.

Von Lichtenau aus fahren wir auf einer kleinen Straße das stille Hafenlohrthal hinab und gelangen bei MARKTHEIDENFELD wieder an den Main, wo der heute in Wien lebende Schriftstellers **Peter Roos** (geb. 1950) seine Kindheit und Jugend verbrachte, der die Haltung der Bürger und Honoratioren des Städtchens zu dem dort aufgewachsenen hoch dekorierten Nazimaler und Ehrenbürger Hermann Gradl im ersten Teil seines Buches „Hitler lieben“<sup>10)</sup> aufgezeichnet hat, eine Innenansicht nicht nur fränkischer Kleinstadtmoralität.

Mainaufwärts erreichen wir LOHR. Die Stadt hat der bedeutende Kärntner Lyriker **Michael Guttenbrunner** (1919–2004) in einer Glosse erwähnt: „Die kleine Stadt spiegelt sich in der blauen Flut des Mains, der in langen Läufen das flache Tal durchströmt, rings von Wäldern umkränzt, die in den ersten Farben des Herbstes prangten“.<sup>11)</sup> – Im auf der südlichen Mainseite gelegenen heutigen Stadtteil STEINBACH finden wir sogleich das Schloß der Nachkommen eines der ersten fränkischen Dichter, des Ritters Ulrich von Hutten. Eine seiner Nachfahrinnen über viele Generationen hinweg, **Katrine von Hutten** (geb. 1944), hat in ihrer 1983 erschienenen Erzählung „Im Luftschloß meines Vaters“ ihre Kindheit im Schloß und Dorf und die Veränderungen im Dorf Steinbach beschrieben.

Wir fahren nun Richtung Würzburg. Kurz vor der Stadt erreichen wir VEITSHÖCHHEIM, über dessen berühmten Rokokopark u.a. der Augsburger Lyriker **Wolfgang Bächler** (1925–2007) ein Gedicht „Veitshöchheim“<sup>12)</sup> und Anton Schnack (1892–1973) eine Prosaminiatur<sup>13)</sup> veröffentlicht haben. Ein ganzes Buch ließe sich mit der Aufzählung der Dichter aus der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts füllen, deren Werke WÜRZBURG zum Schauplatz haben. Neben den

dort geborenen Max Dauthendey, Leonhard Frank und Felix Fechenbach wären vor allem Robert Walser, Hermann Hesse, Ricarda Huch, Ina Seidel zu nennen. In unseren Zeitraum ab 1945 ist an erster Stelle ein Buch des im Jahre 1924 in Würzburg geborenen Ludwig Pfeuffer aufzuführen. Er nannte sich nach seiner Übersiedelung nach Israel **Yehuda Amichai** (1924–2000) und galt bis zu seinem Tode als der vielleicht größte Lyriker seines Landes. Nachdem er, international längst bekannt, im Jahre 1959 wieder seine Geburtsstadt besucht hatte, in der zu dieser Zeit neben schnell hoch bezogenen neuen Bauten und restaurierten Barockgebäuden noch zahlreiche Ruinen aus der Bombennacht des 16. März 1945 stehen geblieben waren, veröffentlichte er 1962 unter dem Eindruck dieser Reise einen Roman, der erst dreißig Jahre später unter dem Titel „Nicht von jetzt, nicht von hier“ auf Deutsch erschienen ist. In diesem Buch sucht der Held die Orte seiner Würzburger – im Roman heißt es „Weinburger“ – Kindheit auf, tut dies im Gedenken an die ermordete geliebte Kindheitsfreundin Ruth. Die Beschreibung seines Gangs durch die Stadt liest sich stellenweise wie ein mit den schrecklichen Erinnerungen aufgeladener Stadtführer in ein heute, ein halbes Jahrhundert später, bereits wieder fast historisch gewordenes Würzburg. Über die Innenstadt folgen wir dem Helden zum Main.

„... Eine Stadt am Fluß ist ganz anders als eine ohne Fluß. In Jerusalem gibt es keinen Fluß. Aber Weinburg, die Stadt meiner Kindheit hat einen ... Auf diesem Fluß dachte ich, hat man im Krieg keine Menschen in den Tod geschickt, weil er westwärts fließt. Er ist also unschuldig. Nicht wie die Eisenbahnschienen, die nach Osten führen. An diesem Abend floß das Wasser rasch. Mir schien, im Dunkeln werde die Strömung schneller und das Gurgeln und Murmeln am grasbewachsenen Ufer zwischen den Bootsvereinen schwelle an. Das Strömen des Flusses vermittelte ein wunderbares Gefühl, es war, als begegneten Hören und Sehen miteinander, so daß man fast sagen könnte, die Ohren sähen und die Augen hörten. Dieser ganze Fluß ist von fruchtbaren Hängen, von Städten und Dörfern gesäumt und von Hunderten Brücken überspannt –

alten auf vielen Pfeilern und modernen mit nur einem kühnen Bogen. Manche sind gesprengt und repariert, andere dank dem Wirtschaftswunder neu erbaut worden ...“<sup>14)</sup>

Wir blicken, wie schon Heinrich von Kleist rund zwei Jahrhunderte zuvor, von der alten Mainbrücke hinab auf den Main, einen Flußblick, den auch Hermann Hesse, Ina Seidel und manch andere gezeichnet haben. Ich schlage die Beschreibung des Schriftstellers **Franz Joachim Behnisch** (1920–1983) aus Weiden in der Oberpfalz auf, sie stammt aus dessen Erzählung „Grüne Flaschen und andere“, aus dem Band „Libussa“, die in einer katholisch geprägten fränkischen Weinstadt spielt, hinter der, trotz einiger erfundener Ortsnamen, unschwer Würzburg zu erkennen ist, zumal man dort – ein untrügliches Zeichen – den unterfränkischen Plural *Hünd* für Hunde gebraucht:

„Genau zur Mittagsstunde überschritten wir dann den Fluß, es hätte auch Mitternacht sein können, so leer und fahl war die Stadt mit ihrem Häusergewebe. Auf den Armen der Laternen am Kai, stromaufwärts gegen das Concordia-Bad saßen die Möven und sahen gestorben aus, nur selten strich eine zwischen dem Wöhrd und dem Brückengeländer, gegen ihre Gewohnheit lautlos... Wo sind die Menschen?... Als wir kurze Zeit später wieder hinabstiegen, kamen sie wie Maulwürfe aus ihren Behausungen. Sie hatten die Arme untergeschlagen oder die Hände in Muffs und Manteltaschen verborgen. Das trippelte aus Bürgerquartieren, Spitälern und Altenheimen, schnurrte wie aufgezogen über Brücken und Plätze, während die Glocken zur Nachmittagsandacht läuteten.“<sup>15)</sup>

Ein weiterer beliebter Dichterort in Würzburg ist die Steinburg und der Blick von dort auf die Stadt, den bereits Heinrich von Kleist beschrieben hat. Einen solchen Blick finden wir auch in einer literarischen Skizze von **Wolfgang Koeppen** (1906–1996) geschildert, der vor dem Zweiten Weltkrieg am Würzburger Theater arbeitete und 1970 die Stadt wieder aufsuchte.<sup>16)</sup> Selbstverständlich darf auch die Würzburger Residenz in den poetischen Beschreibungen nicht fehlen. Sie schildert nicht nur der Schweizer Robert Wal-

ser, der 1925 Max Dauthendey in Würzburg besuchte, sondern mit dem Niederländer **Cees Nooteboom** (geb. 1933) auch einer der berühmtesten Autoren unserer Zeit.<sup>17)</sup> Das Lutsamgärtlein mit Walther von der Vogelweides mutmaßlicher Grabstätte ist Schauplatz eines Gedichtes von **Hannelies Taschau**.<sup>18)</sup> Vergessen wir schließlich nicht die „Totenklage über eine Stadt“, dieses beeindruckende expressive Requiem, das **Leo Weismantel** (1888–1964) aus Obersinn anhand von Augenzeugenberichten über die Bombennacht des 16. März 1945 einige Zeit später komponiert hat und das sozusagen am Anfang der Nachkriegsliteratur Würzburgs steht.<sup>19)</sup>

Ab Würzburg erstreckt sich in südlicher Richtung das heute im Tourismusgeschäft so genannte *Fränkische Weinland*, die Landschaft, in der man sich einige Landschaftsbeschreibungen aus Hermann Hesses Roman „Narziß und Goldmund“ denken mag. An Weinbergen und Weinorten wie Sommerhausen<sup>20)</sup> vorbei gelangen wir ins Städtchen OCHSENFURT, dem Ricarda Huch in ihren Skizzen „Im Alten Reich“ einen eigenen Abschnitt als Beispiel für fränkische Kleinstädte widmet, das auch Kurt Tucholsky besucht und in seinem Reisetagebuch erwähnt hat. Auch **Harald Grill** (geb. 1951) hat ein Gedicht „Frühling in Ochsenfurt“<sup>21)</sup> verfaßt. In MARKTBREIT, der nächsten Station, hat bald nach dem Krieg die berühmte Schriftstellervereinigung **Gruppe 47** getagt und, wie es deren Mentor **Hans Werner Richter** (1908–1993) erzählt, heftig dem Frankenwein zugesprochen, was zu allerlei Streit und fast zum frühzeitigen Auseinanderfallen der Gruppe geführt hätte.<sup>22)</sup> Im Marktbreit gegenüberliegenden Ort SEGnitz, der Bedeutung des Autors als Anreger der modernen Literatur wegen sei auch mal ein vor unserem Zeitraum verfaßter Text erwähnt, hat ein nachmaliger Vertreter der Weltliteratur, **Italo Svevo** (1861–1928) aus Triest, zusammen mit seinen Brüdern einen großen Teil seiner Schulzeit im damaligen „Brüsselschen Institut“ verbracht. Italo Svevo (= Ettore Schmitz) hat eine Rückkehr nach Marktbreit in dem Aufsatz „Die Zukunft der Erinnerungen“ geschildert, auch sein Bruder **Elio Schmitz** (1863–1886) hat darüber berichtet.<sup>23)</sup>

Auf unserem Weg den Main aufwärts besuchen wir ein paar der kleinen ummauerten Städtchen der Umgebung wie DETTELBACH, SULZFELD, PRICHSENSTADT, halten dabei in der Hand die poetischen Beschreibungen und Reflexionen von **Karlheinz Deschner** (geb. 1924) aus seinem Frankenbuch „Dornröschenduft und Stallgeruch“, allesamt bedeutende Essays des in Haßfurt lebenden Autors, der zuvor als Romancier und in den letzten Jahrzehnten als Kirchenhistoriker hervorgetreten ist.<sup>24)</sup> Das Büchlein „Weinfahrt durch Mainfranken“ von **Anton Schnack** widmet Weinorten wie IPHOFEN, DETTELBACH, SULZFELD und FRICKENHAUSEN besondere Aufmerksamkeit.

Wenn mainaufwärts die Weinberge flacher werden, die Silhouette des Atomkraftwerks Grafenrheinfeld immer mächtiger vor uns aufragt, passieren wir das Dorf WIPFELD, nicht nur der Geburtsort des ersten gekrönten deutschen Dichters Konrad Pickel, genannt Celtis, sondern auch des revolutionären Feuerkopfs Eulogius Schneider, eines Theologen, Dichters und Kommissars der französischen Revolution, dessen Kindheit im Heimatdorf und dessen Studienzeit in Würzburg – beides leider nur kurz – sein Namensvetter **Michael Schneider** (geb. 1943) in seinem 2001 erschienenen biographischen Roman „Der Traum der Vernunft“<sup>25)</sup> nachgezeichnet hat. Gleich danach erreichen wir die ehemalige Reichs- und nunmehrige Industriestadt SCHWEINFURT. Mehr als die Stadt selbst war es deren Name, der die Spottlust der Dichter angeregt hat: Schon Friedrich Rückert, einer der großen Verskünstler des 19. Jahrhunderts, hat sich in einem Gedicht gewünscht, daß dem Ortsnamen seiner Geburtsstadt vorne der Zischlaut genommen würde und, damals durchaus noch passend, so ein „Weinfurt“ entstünde. Auch der hier geborene Feuilletonist und Reiseschriftsteller **Erhart Kästner** (1904–1974) hat seinen Geburtsort mit dem anrühigen Namen mehrfach verleugnet und in seine Bücher statt dessen Augsburg als Stätte seiner Geburt drucken lassen. Nahezu perfide mit dem Namen der Stadt ging jedoch der mit dem angesehenen Büchner-Preis ausgestattete Schriftsteller **Arnold Stadler** (geb. 1954) in seinem

Roman „Ein hinreißender Schrotthändler“ (1999)<sup>26)</sup> um. Dort läßt er unvermittelt einen in Schweinfurt tätigen Arzt seine Frau rechtzeitig zur Geburt ins „wohlklingendere“ Bad Kissingen bringen, damit das Kind nicht mit dem Makel eines solch anstößigen Geburtsortes behaftet sei und später einmal sagen müsse, es habe in Schweinfurt das Licht der Welt erblickt, was, so Stadlers Romanheld, „keinen guten Anfang für eine Autobiographie“ darstellen würde. In OBERTHERES östlich von Schweinfurt kann sich der ortskundige Leser – ohne daß der Ortsname genannt ist – Kindheitserinnerungen des preisgekrönten Bamberger Jugendbuchautors **Paul Maar**<sup>27)</sup> angesiedelt denken.

In BAD KISSINGEN trafen sich bis in die Zeit des Nationalsozialismus hinein allerlei Geistesgrößen aus dem In- und Ausland, um zu kuren und um gesehen zu werden, darunter Autoren der Weltliteratur, wie Shaw, Tolstoj, Fontane, Nabokov und Thomas Mann, die allesamt von ihren Aufgehaltenen Briefe oder Tagebuchaufzeichnungen hinterlassen haben. Von der auf Bad Kissingen Bezug nehmenden Nachkriegsliteratur ist zunächst der Roman von **Ernst von Salomon** (1902–1972) „Der tote Preuße – Roman einer Staatsidee“ zu nennen, der einen Vorfall in der Kurstadt aus dem Jahre 1952 zum Ausgangspunkt hatte<sup>28)</sup>. Den Niedergang dieses Weltbades einer europäischen Geld- und zuweilen auch Geisteselite thematisiert kurz und prägnant der schon erwähnte **Franz Joachim Behnisch**:

„Kissingen  
Einmal kam eine Schlacht dazwischen,  
dann erschienen die Preußen wieder zur Kur,  
Bismarck und Menzel mit dem Brunnenglas,  
Riese und Zwerg,  
wahrscheinlich nie gemeinsam,  
hörten Meyerbeer, vielleicht auch Millöcker,  
jedenfalls  
Offenbach aus der Orchestermuschel...

Heute sind Kassenpatienten die Überzahl  
Künstlich verwildert, was da als Garten  
von Steingeländern über  
Rotunden sprudelt,  
for ladies, for men.“<sup>29)</sup>

Behnisch steht mit seinen Beobachtungen nicht alleine, denken wir an einen Band mit vier langen Erzählungen, der vor allem den USA, große Beachtung gefunden hat: „Die Ausgewanderten“ des 2001 in seiner englischen Wahlheimat tödlich verunglückten **W. G. Sebald** (1944–2001). Im letzten der dort versammelten Erinnerungstexte schafft Sebald – auf der Basis einer ihm überlassenen Kindheits- und Jugenderzählung einer jüdischen Überlebenden des Holocaust<sup>30)</sup> – die Figur der Luisa Lanzberg, deren Spuren der Ich-Erzähler in Bad Kissingen nachgeht. Sein Bericht ist geprägt ist von der dort angeblich erfahrenen „Gedächtnislosigkeit“ der Bewohner der Nazizeit gegenüber. Sebald läßt Luisa Lanzberg und deren Familie, entsprechend den historischen Vorlagen, ihre Jugend in Bad Kissingen verbringen, die Kindheitsjahre jedoch im acht Kilometer saaleaufwärts liegenden Dorf STEINACH an der Saale, wohin wir ihm folgen.

*„...Von der Anhöhe geht es abwärts den Wald entlang bis nach Hohn, wo die freien Felder sich auftun und in der Ferne die Rhönberge auftauchen. Die Saalewiesen beginnen sich auszudehnen, der sanfte Bogen des Windheimer Walds zeichnet sich ab, die Kirchturmsspitze wird sichtbar, das alte Schloß – Steinach! ...“<sup>31)</sup>*

Einen Abstecher – entgegen unserer östlichen Fahrtrichtung – könnte man von Steinach oder Bad Kissingen aus unternehmen. Auf der Ruine Trimburg beim zu Elfershausen gehörenden Dorf TRIMBERG läßt – auf historisch nicht gesicherten Boden – **Friedrich Torberg** (1908–1978) seinen Roman „Süskind von Trimberg“ spielen.<sup>32)</sup> In BAD BRÜCKENAU und dem Staatsbad Brückenau ist vermutlich die Erzählung „Zwischen zwei Städten“ (1946) des israelischen Nobelpreisträgers von 1966 **Shmuel Josef Agnon** (1888–1970) angesiedelt. Nur mit wenigen Zeilen erwähnt **Otto Flake** (1880–1963) in seiner Autobiographie „Es wird Abend“ (1960) seinen Brückenauser Aufenthalt von 1908.<sup>33)</sup>

Wir erreichen von Steinach aus über Bad Neustadt das kleine zur Gemeinde Saal a.d. Saale gehörende Dorf WALTERSHAUSEN, wo Ende des 18. Jahrhunderts die Schloßherrin Charlotte von Kalb, die Freundin der gro-

ßen Geister der Weimarer Klassik, den jungen Friedrich Hölderlin als Hofmeister beschäftigt hat, worüber auch der Roman „Hölderlin“ von **Peter Härtling** (geb. 1933)<sup>34)</sup> berichtet. Wir sind nun schon in der leicht gewellten, kaum bewaldeten „Grenzlandschaft Grabfeld“, so ein Gedichttitel des aus dem Werratal stammenden Lyrikers **Walter Werner** (1922–1995).

In dem winzigen Ort BREITENSEE, so legen es zumindest die Ortsbeschreibungen nahe, lebten Mitte der siebziger Jahre des 20. Jahrhunderts die Dichterin **Helga M. Novak** (geb. 1935) und der Schriftsteller **Horst Karasek** (1939–1996), der Land und Leute vor dem Hintergrund der damaligen Terroristenfahndungen in seinem Buch „Das Haus an der Grenze. Eine Fluchtgeschichte“ schildert.

*„Zwei frischgeteerte Straßen führen zum Dorf. die aus südöstlicher Richtung streift die Grenze. Heruntergetrampelter, rostiger Maschendraht rechts am Straßenrand, Brennesseln und Disteln wuchern im Niemandsland. Dahinter zwei, drei Meter hohe Metallgitterzäune, Minengürtel und Stacheldraht ... Unterstände, Bunker und Wachtürme; freies Feld, eingeebnetes Feld; sehr nah und doch ganz fern ein Weiler da drüben; unerreichbar die keltische Fliehbürg auf dem Schwarzen Berg...“<sup>35)</sup>*

Der „Schwarze Berg“, das ist sicherlich der Große GLEICHBERG bei Römhild, der von hier aus die Steinsburg, den Kleinen Gleichberg verdeckt. Es ist der Bergstock, auf dem Hölderlin einst wanderte und dem neben den fränkisch-thüringischen Autoren **Walter Werner**<sup>36)</sup> und **Harald Gerlach** (1940–2001)<sup>37)</sup> auch die große Dichterin **Helga M. Novak** ein Gedicht gewidmet hat. Sie erlebt die Landschaft in den Gedichten aus dem Band „Margarete mit dem Schrank“ vor allem als eine abweisende, kalte Gegend. „In welcher traurigen Gegend bin ich geraten“, heißt es in einem ihrer Gedichte.

Über die nördlichen Haßberge erreichen wir COBURG, das einst Jean Paul beherbergte, in dessen heutigem Stadtteil Neuses der Dichter und Orientalist Friedrich Rückert die letzten Jahrzehnte seines Lebens verbrachte. Die alte Herzogstadt in ihrer Blütezeit am Ende des 19.

Jahrhunderts ist Schauplatz des 1984 erschienenen Romans „Der Mann auf dem Hochrad“<sup>38)</sup> von **Uwe Timm** (geb. 1940). Der aus Hamburg stammende erfolgreiche Romanautor, der während der Kriegszeit in Coburg evakuiert war, beschreibt die Geschichte seines Großonkels, eines herzoglichen Tierpräparators mit Namen Schröder, der in Coburg das Hochradfahren einführen wollte und sich dabei mit dem Widerstand der Kleinbürger in der Herzogstadt auseinanderzusetzen hatte.

Wir entschließen uns zu einem Abstecher durch das Itztal oder das Baunachtal<sup>39)</sup> nach BAMBERG. Hier lebte von 1808–1813 der Dichter E. T. A. Hoffmann, und im Bamberg seiner Zeit handeln folglich auch die Hoffmann-Romane heutiger Autoren wie **Peter Härtlings** „Hoffmann oder die vielfältige Liebe“<sup>40)</sup> oder des Wieners **Peter Henisch** (geb. 1943) Roman „Hoffmanns Erzählungen. Aufzeichnungen eines verwirrten Germanisten“<sup>41)</sup>, die allerdings Bamberg nur als Hintergrund haben. Auch das Filmbuch von **Andrej Tarkovskij** „Hoffmanniana“<sup>42)</sup> ist in diesem Zusammenhang zu nennen. Aufzeichnungen, Reiseberichte und Skizzen zeitgenössischer Autoren über ihren Aufenthalt in der Weltkulturerbestadt könnten eine ganze Anthologie füllen.<sup>43)</sup> Nicht vergessen sollte man die Berichte, Erzählungen und Gedichte, die die jährlich wechselnden Stipendiaten des Künstlerhauses „Villa Concordia“ verfaßt haben, etwa **Jochen Mißfeldt** (geb. 1941) in seiner Erzählung „Seid gut zum Unkraut“<sup>44)</sup> Dazu kommen Gedichte von **Hannelies Taschau** (geb. 1937),<sup>45)</sup> **W. G. Sebald**,<sup>46)</sup> **Günter Eich**<sup>47)</sup> und **Wolfgang Bächler**<sup>48)</sup>, um nur die bekanntesten zu nennen. Nicht zuletzt bildet Bamberg explizit den Schauplatz des Romans „Herzgewächse oder der Fall Adams“ des Essayisten und Übersetzers **Hans Wollschläger** (1935–2007),<sup>49)</sup> der viele Jahre lang in der Bamberger Bergstadt sein Zuhause hatte, bis er diesen seinen Lieblingsort mit einem kleinen Dorf in den Haßbergen vertauschte. Das Bamberg der Nachkriegszeit ist zudem Schauplatz vieler Mundartgedichte von **Gerhard C. Krischker**.<sup>50)</sup>

Unsere Literaturreise führt weiter durch das obere Maintal, den viel gepriesenen „Gottesgarten Frankens“. Wir fahren vorbei an Veits-

berg und Staffelberg, wo der Badener Journalist und Autor Viktor von Scheffel in seinem später zur inoffiziellen Frankenhymne erkorenen „Wanderlied“ den Blick mit den berühmten Zeilen „Von Bamberg bis zum Grabfeldgau“ schildert. Im gegenüber liegenden Banz hat der vor allem als humoristischer Lyriker bekannte **Eugen Roth** seine Erzählung „Abenteurer in Banz“<sup>51)</sup> spielen lassen. Der Basilika Vierzehnheiligen hat **Hannelies Taschau** ein Gedicht gewidmet.<sup>52)</sup> Hinter Kronach erreichen wir den FRANKENWALD. In dem abgelegenen ehemaligen Grenzgebiet spielen der auch in Buchform veröffentlichte Film „Eisenhans“ (1982)<sup>53)</sup> von **Tankred Dorst** (geb. 1925) und **Ursula Ehler** sowie die ersten Stücke der in Kronach geborenen **Kerstin Specht** (geb. 1956) „Lila“, „Das glühend Männla“ und „Ami wiesen“.<sup>54)</sup> In jüngster Zeit erschien der Roman der in ihrer Kinder- und Jugendzeit in Kulmbach und Hersbruck lebenden **Isabell Frank** (Ellen Alpsten) „Schattental“ (2005) der wohl auch in dieser Gegend (Ortsangabe: „Eine halbe Stunde vom Todesstreifen entfernt“) angesiedelt ist und bis in die Sprache hinein fränkisches Kolorit besitzt.

Im ehemaligen Grenzland begann die Ostberliner Schriftstellerin Irina Liebmann kurz nach der Wende ihre Reise in den ihr fremden Westen. Sie kleidete ihre Eindrücke in ein buchlanges Gedicht:

*„... Willkommen! stand am Straßenrand,  
Willkommen  
im Frankenwald, der  
grünen Krone Bayerns!  
So kann man's auch bezeichnen,  
dachte ich, wo  
Bayern lange Zeit ein Teil des  
großen Frankenreiches war, nun  
soll sein letztes, kleines Stück die  
Krone sein, und grün, nicht gold.  
Grün  
war ja alles hier, die Berge hoch, der Wald,  
die  
Gärten und die Bäume an den Straßen  
und  
mancher Ort war ganz  
aus Blumen und Terrassen aufgebaut, mit  
Gasthöfen und Kuchengärten unter  
Bäumen...“<sup>55)</sup>*

Irina Liebmanns und auch unsere Reise-route folgen der alten Straße über Bad Berneck nach BAYREUTH, wo sie vor allem die Wagner-Gedenkstätten und die Friedrichstraße mit dem Jean-Paul-Haus und -Denkmal eingehend schildert:

*„... diese Friedrichstraße war schnurgerade gebaut und so vollständig barock, daß die Passanten nur die Kleider hätten tauschen müssen, und man hätte einen historischen Film drehen können...“<sup>56)</sup>*

Bayreuth als Gegenstand haben des weiteren Skizzen und Gedichte des hier lebenden **Jochen Lobe**<sup>57)</sup> (geb. 1937) und die humorvoll-kritischen Schilderungen von **Herbert Rosendorfer**<sup>58)</sup> (geb. 1934), der von 1963–1967 hier als Gerichtsassessor tätig war, sowie Wolfgang Koeppens Skizze „Umwege zu Wagner“.<sup>59)</sup>

Das Altarbild von Mathias Grünewald im Dörfchen LINDENHARDT südlich Bayreuths hat **W. G. Sebald** zum Thema seines langen Elementargedichts „Nach der Natur“<sup>60)</sup> gemacht. Nun wenden wir uns nach Osten, lassen dabei linker Hand das Fichtelgebirge liegen, an dessen Felshängen Tieck und Wackenroder, Goethe und seine Zeitgenossen herumgestiegen sind, ohne namhafte dichtende Nachgänger gefunden zu haben. Im bereits oberpfälzischen Stiftsland am WALDSASSEN, im Grenzland an der Wondreb, lebte der Bauernknecht Wenzel, dessen in eigentümlicher Sprache protokollierte Erinnerungen der hier aufgewachsene Dramatiker **Werner Fritsch** (geb. 1960) unter dem Titel „Cherubim“<sup>61)</sup> nachgestaltet hat. Weiter führt unser Weg durch die FRÄNKISCHE SCHWEIZ, bekanntermaßen ein Kernland romantischer Dichtung. Im westlichen Teil mit seinen ausgedehnten Kirschbaumpflanzungen müssen wir uns das Gedicht „Fränkischer Kirschgarten im Januar“<sup>62)</sup> von **Hans Magnus Enzensberger** (geb. 1929) vorstellen, der einen Teil seiner Kinder- und Jugendzeit in Nürnberg und dem Umland verbracht und eine Zeit lang in Erlangen studiert hat. Bleiben wir jedoch im östlichen Teil, wo der Fränkische Jura in den Oberpfälzer Jura übergeht. Wir erreichen zunächst NEUHAUS a.d. Pegnitz. Über die „Burg Veldenstein“, einst im Besitz

Hermann Görings, hat **Ludwig Fels** (geb. 1946) ein Gedicht verfaßt.<sup>63)</sup> Auf Burg HARTENSTEIN bei Hersbruck verbrachte **Ilka von Zeppelin** (geb. 1936) einen Teil ihrer Kindheit, von der sie in ihrem Buch „Dieses Gefühl, daß etwas nicht stimmte“<sup>64)</sup> (2005) berichtet. Der aus dem nahen Amberg stammende Romancier und Satiriker **Eckhard Henscheid** (geb. 1941) erzählt in seiner „Hersbrucker Trilogie“<sup>65)</sup> fiktive Sagen und Zeitungsberichte, angereichert mit Lokalkolorit, wobei er genüßlich komisch klingende Ortsnamen aus dem Umland von HERSBRUCK wie Tabernackel, Wurmrausch und Pommelsbrunn zitiert. In Weigendorf lebt zeitweise **Gerhard Falkner** (geb. 1951 in Schwabach), einer der international renommiertesten deutschen Lyriker unserer Zeit.

Schließlich erreichen wir NÜRNBERG. Viele Schriftsteller sind im Laufe der Geschichte dort ein- und ausgegangen und die Stadt hat widersprüchliche Erinnerungen in ihren Köpfen und Werken hinterlassen: romantische Bewunderung und aufklärerische Kritik an dem heruntergekommenen Alten im achtzehnten, Kritik an Spielzeugwelt und Butzenscheiben, aber auch den Folgen der Industrialisierung im neunzehnten Jahrhundert, schließlich an der Verstrickung der Stadt in den Nationalsozialismus.<sup>66)</sup> Aus der Gegenwart ließen sich zahlreiche Gedichte und Berichte von **Ludwig Fels** (geb. 1946),<sup>67)</sup> der einige Jahre hier wohnte, des jungen **Thomas Heinold** (geb. 1967) aus seinem Nürnberg-Gedichtband „blick richtung burg“<sup>68)</sup> oder des weit über seine Heimatstadt hinaus bekannten Mundartdichters **Fitzgerald Kusz** (geb. 1944)<sup>69)</sup> zitieren (z. B. Gostenhof-Blues; Irrhain; nämberch im augusd). **Margarete Hannsmann** (1921–2007) hat wie viele andere noch Nürnberg-Gedichte verfaßt. Reiseberichte bedeutender Autoren wie Reinhart Baumgart, Horst Krüger und Rolf Schneider könnte man anführen. In der Prosa hat der heimische Autor **Elmar Tannert** (geb. 1964), mit seinen Nürnberg-Romanen „Der Stadtvermesser“ und „Ausgeliefert“<sup>70)</sup> in neuerer Zeit Aufsehen erregt. Beschränken wir uns jedoch auf den „fremden Blick“ und begeben uns mit drei Autoren auf einen Bummel in die Geschäftsstraßen der Innenstadt, so dem

schon mehrfach genannten Buch „Letzten Sommer in Deutschland“ von **Irina Liebmann**, die dem Treiben am „Plärrer“ und der übrigen Innenstadt Worte verleiht. Auch **Natascha Wodin** (geb. 1945), die ihre Kinderjahre in Nürnberg verbrachte, schildert das moderne Stadtzentrum in ihrem autobiographisch gefärbten Roman „Die gläserne Stadt“:

*„Ich gehe durch die Nürnberger Innenstadt. Es regnet. Ein fahler, säuerlicher Märzregen. In der Einkaufszone das vorösterliche Gedränge, Ostern zum Kaufen. Die Gesichter ringsum beängstigen mich. Sie erscheinen mir wie die verkehrte Seite eines Gewebes. Wo haben sie ihr Leben versteckt? Geblühtes, getupftes, kariertes, gestreiftes Leben. Die Gesichter geben nichts von sich preis. Sie haben ihr Leben verlegt und können es selbst nicht mehr finden. Sie putzen es täglich heraus aus Teppichen, Fenstern, Kacheln, aus allen Ritzen und Fugen. Eine seltsam gehaltlose Luft. Straßen wie Linien in einem Diagramm. Die Rolltreppen rollen, die Türen öffnen sich automatisch. Alles berechnet, festgelegt, vorhersehbar, berechenbar. Alles ist zu haben...“<sup>(71)</sup>*

Der Sachse **Wolfgang Hilbig** (geb. 1941) schließlich, der in den 90er Jahren des letzten Jahrhunderts eine Zeitlang in Nürnberg wohnte, sieht die Innenstadt in seinem Roman „Das Provisorium“ vor allem als hektischen Einkaufsort:

*„Er war in Nürnberg, was er immer noch nicht recht begreifen wollte. Er war von anderswo gekommen, doch nun war er in Nürnberg, jener Stadt, in der sich eine bestimmte Sorte jüngerer männlicher Scheusale mit abgekupferten Kaiser-Wilhelm-Bärten zierte. Nürnberg war eine Stadt der Reminiszenzen, eine Stadt der Nachbildungen; er hatte den Eindruck, jedes Gran des menschlichen Wesens sei in dieser Stadt vervielfältigt worden, damit man es in den Boutiquen anbieten konnte...“*

*Auf der Breiten Gasse herrschte das alltägliche Gewühl der Konsumenten ... Der Andrang war gerade jetzt, wenige Stunden vor dem Ende der Geschäftszeit besonders stark,*

*es gab niemanden, der in der glänzenden Ladenzeile langsam ging, alles eilte und eiferte, und alles trug in den Gesichtern die Überzeugung zur Schau, der gerechtesten Sache der Welt zu dienen: dem Shopping...“<sup>(72)</sup>*

Der Nürnberger Johannisfriedhof ist u.a. Schauplatz des Roman „Der Wiedergänger“<sup>(73)</sup> von **Michael Zeller** (geb. 1944), aber auch **Wolfgang Koeppen** hat diesem außergewöhnlichen Friedhof viele Zeilen gewidmet.<sup>(74)</sup> Von der in Nürnberg geborenen **Gisela Elsner** (1937–1992) und ihrem späteren Ehemann **Klaus Roehler** (1930–2000) aus Forchheim, der in Erlangen studierte, liegt unter dem Titel „Wespen im Schnee“<sup>(75)</sup> ein Briefwechsel vor, der die engen Erziehungsvorstellungen für die Tochter aus gutem Hause und ihre Fluchtversuche in Nürnberg und Erlangen beklagt. Bleibt schließlich **Hermann Kesten** (1900–1996), der seine Kinder- und Jugendzeit in Nürnberg verbrachte. Das zweite Kapitel seines Romans „Die Zwillinge von Nürnberg“ (1947)<sup>(76)</sup> spielt dort unmittelbar nach dem Ersten Weltkrieg. Auch ist Kesten in einigen seiner Aufsätze und Reden auf seine Heimatstadt eingegangen (Erste und zweite „Nürnberger Rede“, „Wiedersehen mit Nürnberg“).<sup>(77)</sup>

Nürnbergers Geschichte ist der Hintergrund mancher literarischer Werke und Notizen, das mittelalterliche Nürnberg etwa in der Erzählung „Der Feind“<sup>(78)</sup> der fiktiven Fortsetzung eines Hoffmann-Fragments von **Klaus Deterding**. Doch nach den lange Zeit vorherrschenden historisierenden Werken mit mittelalterlichen Schauplätzen spielt nunmehr in der Literatur unserer Zeit besonders Nürnberg als die „Stadt der Reichsparteitage“ eine Rolle. Zu nennen ist zunächst wieder **W. G. Sebald**, in dessen letztem Roman „Austerlitz“<sup>(79)</sup> ein Augenzeuge eines Reichsparteitags zu Wort kommt. Direkt nach dem Zweiten Weltkrieg waren es die Nürnberger Prozesse, die viele bedeutende Autoren in die Stadt brachten, die hier im Justizpalast arbeiteten und zum Teil auch ihre Eindrücke der Stadt schilderten. Dazu gehörten um nur einige zu nennen, der US-Amerikaner **John Dos Passos** (1896–1970), **Rebecca West** (1892–1982), der Thomas-Mann Herausge-

ber **Peter de Mendelsohn** (1902–1982), die Russen **Ilja Ehrenburg** (1891–1967) und **Konstantin Fedin** (1892–1977). Unter den deutschen Journalisten waren die Schriftsteller **Erich Kästner**, **W. E. Süskind**, **Gregor von Rezzori** (1914–1998) und als Simultandolmetscher der Romancier **Wolfgang Hildesheimer**. Auch später wurden noch Berichte und Gedichte über das Parteitagsgelände verfaßt, z.B. von dem weltberühmten Lyriker **Ernesto Cardinal** aus Nicaragua.<sup>80)</sup>

FÜRTH, Nürnbergs kleine Schwester, tritt auch in der Literatur in den Hintergrund, ja selbst der dort geborene fränkisch-jüdische Autor **Jakob Wassermann** schmähte sie als graue Industriestadt. Die im 19. Jahrhundert bedeutende jüdische Metropole Fürth läßt **Sten Nadolny** (geb. 1942) im ersten Abschnitt seines „Ullsteinromans“ (2003)<sup>81)</sup> aufstehen. Auch **Irene Liebmann** hat die Stadt in ihr bereits erwähntes Langgedicht mit sympathischer Erinnerung an deren multikulturelles Flair einbezogen.

ERLANGEN hat in der 2. Hälfte des 20. Jahrhunderts wie schon zu Beginn des 19. viele Dichter als Studenten und Professoren beherbergt. Demgegenüber fällt die Ernte der Stadtschilderungen aus neuerer Zeit fast bescheiden aus. Zu nennen ist das Gedicht „Erlangen“<sup>82)</sup> von **Fitzgerald Kusz**. Der benachbarte AISCHGRUND ist Schauplatz zahlreicher Gedichte des Mundart-Sprachvirtuosen **Helmut Haberkamm**. (geb. 1961).<sup>83)</sup>

Südlich von Nürnberg finden wir mit ein wenig Mühe den Ort LEERSTETTEN. Hier im vom Pendlerdasein geprägten Nürnberger Umland spielen viele Erzählungen und der Roman „Ein deutsches Dorf in Bayern“<sup>84)</sup> der dort geborenen Elisabeth Engelhardt (1925–1978), deren früher Tod ihren weiteren Ruhm verhindert hat. Ihr Roman schildert den Wandel des am Rande des Reichswalds gelegenen fiktiven, jedoch an ihr Heimatdorf gemahnenden Ortes „Meisenlach“ vom abgelegenen Nest zur Stadtrandsiedlung mit all seinen negativen sozialen Folgen.

Bleibt uns für das Ende unserer Reise noch das südliche und westliche Mittelfranken. Der Nürnberger **Horst Ulbricht** (geb. 1939) hat

in seinem Roman „Kinderlitzchen“<sup>85)</sup> (1978) das Aufwachsen in einem Städtchen im südlichen Mittelfranken geschildert, man könnte es gemäß seiner Biographie dem Ort GREDDING zuordnen. Zur Fortsetzung unserer literarischen Spurensuch-Reise lädt die Eisenbahn förmlich ein. In der Bahnknotenstadt TREUCHTLINGEN ist der bereits genannte **Ludwig Fels** geboren, und der Bahnhof wird in seinem frühen Werk „Sünden der Armut“<sup>86)</sup> dem jugendlichen Helden zum Ort der Träume von einem besseren Leben anderswo. Wir finden in einer Nische der Bahnunterführung die in dem Roman erwähnte Gedenktafel, die auf die Opfer eines Bombenangriffs im Februar 1945 hinweist, das Bahnhofsgebäude selbst trägt noch den erwähnten grünen Anstrich und in der neuen Bahnhofshalle steht eine letzte verbliebene der von oben bis unten geplättelten Säulen. Bei einem kleinen Rundgang sehen wir uns auch noch die im Roman erwähnte steinerne Fischerplastik an der Altmühlbrücke an. Auf der folgenden Bahnfahrt durch das Altmühltal Richtung Ansbach lesen wir im Regionalexpreß **Günter Eichs** Liebes- und Eisenbahngedicht aus den 1960er Jahren mit der Schlußstrophe:

„... *Der Zug aber  
treibt an Gunzenhausen und Ansbach  
und an Mondlandschaften der Erinnerung  
– der sommerlich gewesene Gesang  
der Frösche von Ornbau –  
vorbei“... 87)*

In ANSBACH, der markgräflichen Residenzstadt, in der der Dichter Uz und ein paar heute vergessene Poeten des 18. Jahrhunderts Gäste am Hof gewesen sind, wo Kaspar Hauser, dem so viele literarische Werke gewidmet sind, ermordet worden ist, steigen wir aus und versuchen uns ein Stückchen weit in dem Sprachspielschunzel zurechtzufinden, den **Günter Eich** in seinen „Maulwürfen“ den dortigen Literaturorten gewidmet hat:

„*In Ansbach entsproß August Graf von Platen Hallermünde, die Tulpe im deutschen Dichtergarten, übrigens in der Platenstraße und im Weinmond, am 24. Weinmond 1796, in römischen Ziffern, das macht das Ablesen eindrucklich. In einer Parallelstraße entsproß Johann Peter Uz, von dem nicht berichtet*

wird, welche Blumen er darstellt. Er ist auch zufällig in der Uzstraße entsprossen, es ist nicht angegeben in welchem Mond, Rot, Weiß oder Rosé, hoffentlich hat er alle drei getrunken. Auf der Büste im Schloßgarten sieht er lebensfroh in eine Zukunft, die bis 1796 vorhielt.“<sup>88)</sup>

ROTHENBURG OB DER TAUBER hat vor allem Reiseschriftsteller wie **Horst Krüger** auf den Plan gerufen.<sup>89)</sup> Als wir im Zug Richtung Würzburg bei Marktbreit, wie man in Franken sagt, die „Wurst schließen“, lesen wir in Horst Krügers Loblied auf Mainfranken „Wo Bayern beginnt“ und finden als sein Resümee einer Frankenreise schroff gegenüberstellende Sätze wie „In Frankfurt kann man immer nur Gesellschaft besichtigen... Im Frankenland ist noch der Mensch zu sehen. Die Tiefe seiner Existenz“.<sup>90)</sup> Unterliegt der Frankenliebhaber Krüger da nicht doch dem scheinbaren Zwang der Reiseschriftsteller, vor allem Idyllen aufzusuchen und aufzuzeichnen? Diese haben wir auf unserer Reise durch die Gegenwartsliteratur jedoch selten gefunden, statt dessen einen gescheiterten und erfrorenen jungen Mann, einen verstoßenen alten Knecht, Stadtflüchtlinge, die von Dorfbewohnern vertrieben werden, die Zerstörung der alten Dörfer, Großstadtgetümmel, das Verschweigen von Untaten und die Erinnerungen an die Morde der Nazizeit. Alles vielleicht weniger ein Abbild von Franken als ein Abbild der Weltläufte, der Geschichte des Landes und einer zunehmend kritischen und kulturpessimistischen Sicht gegenwärtiger Autoren.

Wir sehen aus dem Fenster: „Die Landschaft wurde mir nun vertraut. Weinstöcke auf den sonnenbeschiedenen Hügeln, die vorüberzogen“, heißt es bei **Yehuda Amichais** Ich-Erzähler, der mit der schweren Last in seinem Innern nach Würzburg zurückkehrt, und weiter:

„... Der Zug nahm eine letzte Kurve. Dann gab das Tal die Sicht auf die Stadt frei, und die Tage meiner Kindheit lagen vor mir. Ich sah eine Anhöhe mit einem Pfad. Ich sah viele Türme... Ein großer Schmerz überkam mich ... Der Zug hielt. Der alte Bahnhof war zerstört, ein Teil der Ruine war noch zu sehen.

Das neue Gebäude voller Farben und hellem Glas stand bereits. Nur wenige stiegen aus ...“<sup>91)</sup>

Zeit für den Abschied, und ich kann meiner Begleiterin guten Gewissens versichern, daß die Orte, die ich für sie ausgesucht habe, sicherlich nicht alle fränkischen Schauplätze moderner Literatur sind, und habe mit ihr verabredet, daß sie weitere, die ihr in den Blickwinkel geraten, an mich weitergeben wird, und vielleicht kann auch der eine oder andere Leser dieses Aufsatzes es ebenso halten und mithelfen, Bausteine für eine fränkische Literaturgeschichte der Gegenwart zu sammeln.

### Anmerkungen:

- 1) Einen Einblick in die fränkischen Bezüge der älteren Literatur bieten etwa der Band *LiteraturLand Franken* von Klaus Gasseleder, Cadolzburg 2000 und der im Frühjahr 2008 im Arche-Verlag Zürich, Hamburg erscheinende Band von Klaus Gasseleder und Thomas Kraft: *Literarische Spaziergänge in Franken*. Natürlich auch die altbewährten Nachschlage- und Aufsatzbände: *Fränkische Klassiker*, hrsg. von Wolfgang Buhl, Nürnberg 1971; *Poetisches Franken*, hrsg. von Wolfgang Buhl, Würzburg 1971; „muß in Dichters Lande gehen“, hrsg. von Carlheinz Gräter und Hans Dieter Schmidt, München und Bad Windsheim 1989 und *Armanski, Gerhart: Fränkische Literatourten*. Auf den Spuren von Poeten zwischen Main und Altmühl. Treuchtlingen 1992.
- 2) Zu nennen wären vor allem: *Karlheinz Deschner: Dornröschenduft und Stallgeruch*. Über Franken, die Landschaft meines Lebens. München 1989; *Karlheinz Deschner: Die Rhön*. Bamberg 1998; *Godehard Schramms Veröffentlichungen* sind so zahlreich, daß sie den Rahmen dieses Fußnotenbereichs sprengen würde. Der Leser mag sich im Katalog des Bayer. Bibliotheksverbunds informieren; *Irene Reif: Von Landschaften und Städten. Fränkische Augenblicke*. Bamberg 1992; *Irene Reif: Franken, meine Liebe*. Hof 1989; *Marianne Langewiesche: Jura-Impressionen*. Würzburg 1971; *Horst Krüger, u.a.: Wo Bayern beginnt. Ein Loblied auf Mainfranken*. Würzburg 1977; *Ost-West-Passagen*. Hamburg 1975. *Deutsche Stadtpläne*. München 1984. *Richard Wall:*

- Frank und frei. Zwischen Main und Steigerwald. In: ders.: Steine, Spuren, Labyrinth. Linz 1996.
- 3) Nizon, Paul: Stolz. Roman. Frankfurt/M. (Suhrkamp) 1999, S. 77.
- 4) Ebd., S. 77f.
- 5) Ebd., S. 128f.
- 6) Ebd., S. 131f.
- 7) Georg Britting: Gedichte 1940–1951, S. 84.
- 8) Abgedruckt u.a. in: Adorno. Kindheit in Amorbach. Bilder und Erinnerungen. Insel Taschenbuch 2923. Frankfurt/Main. 2003. Zuerst in Adorno: Ohne Leitbild. Parva aethetica. Frankfurt/M. 1967.
- 9) H. C. Artmann: goethe trifft lilo pulver. München, Salzburg 1996, S. 44.
- 10) Peter Roos: Hitler lieben. Tübingen 1998/Leipzig 2000.
- 11) Michael Guttenbrunner: Im Machtgehege 4. Aachen 1999, S. 49.
- 12) In: Bächler, Wolfgang: Nachtleben. Frankfurt/M. 1982.
- 13) In: A. Schnack: Weinfahrt durch Mainfranken. München 1964.
- 14) Ebd., S. 124f.
- 15) In: Behnisch, F. J.: Libussa. Berlin (Das Arsenal) 1993.
- 16) Koeppen, Wolfgang: An einer Krümmung des Maines. In: Proportionen der Melancholie. Drei fränkische Städtebilder. Bamberg 1997.
- 17) In: Nooteboom, Cees: Die Dame mit dem Einhorn. Frankfurt/M. 1997.
- 18) „Beitrag zum Staufer-Jahr“. In: Taschau, H.: Wundern entgehen. Darmstadt u. Neuwied 1986.
- 19) Weismantel, Leo: Totenklage über eine Stadt. Würzburg 1985.
- 20) Sommerhausen ist Schauplatz von Gedichten und Prosabildern von Emil Mündlein (geb. 1940 in Sommerhausen), in die viel Lokalkolorit eingeflossen ist. So: Horch, wie die Zeit vergeht. Volkach o. J. „Kalenderbilder“. Winterhausen 2003 und „Gassenleben“. Winterhausen 2001.
- 21) In: Grill, Harald: wenn du fort bist. Gedichte. Passau 1991.
- 22) Tränen in Marktbreit. Günter Eich: In: H. W. Richter: Im Etablissement der Schmetterlinge. München Wien 1968.
- 23) Beides in: Svevo, Italo: Die Zukunft der Erinnerungen. Bamberg 1996.
- 24) Weitere Autoren aus dem „Fränkischen Weinland“ haben vor allem regionale Bedeutung, so der aus Zeilitzheim stammende Berliner Theatermann Jürgen Hoffmann mit seinen Kindheitserinnerungen „Pfarrers Kinder, Müllers Vieh“. Volkach 1994/Berlin 2001 und die Mundartdichter Gerd Bräutigam (geb. 1937) und Engelberg Bach (1929–1999), in deren Werk die Orte um Volkach bzw. Kitzingen beschrieben und bedichtet sind.
- 25) Schneider, Michael: Der Traum der Vernunft. Roman eines deutschen Jakobiners. Köln 2001.
- 26) Stadler, Arnold: Ein hinreißender Schrotthändler. Köln 1999.
- 27) Maar, Paul: Kartoffelkäferzeiten. Hamburg 1990.
- 28) Salomon, Ernst von: Der tote Preuße. Roman einer Staatsidee. München 1973. Zum Bezug dieses Romans zu Bad Kissingen: Peter Ziegler: KissSalis ist Bethesda. In: Frankenland 56, 2004.
- 29) Behnisch, Franz Joachim: Der Kaiser am Dach. Gedichte. Köln (edition fundamental) 1998, S. 23.
- 30) Sebald, W. G.: Die Ausgewanderten. Frankfurt/M. 1993. Sebald selbst ordnet seine Vorlage aus poetologischen Gründen deren ermordeter Schwester zu. Zur Quellenlage siehe: Klaus Gasseleder: Erkundigungen zum Prätext der Luisa-Lanzberg-Geschichte aus W. G. Sebalds „Die Ausgewanderten“. In: Sebald-Lektüren, hrsg. von Marcel Atze und Franz Loquai. Eggingen 2005. Über Sebalds Aufenthalt in Bad Kissingen auch Gasseleders Aufsatz in: Frankenland, Heft 1,2. 2006.
- 31) Ebd., S. 290. – Auf derselben Quelle basiert auch der Roman von Klaus Gasseleder „Zwei Gesichter“. Aus der Chronik eines fränkischen Dorfes, einer jüdischen Familie und eines Weltbades. Geldersheim 2005.
- 32) Torberg, Friedrich: Süskind von Trimberg. In: ders.: Ges. Werke, Bd. 7. Frankfurt/M. 1972.
- 33) Flake, Otto. Es wird Abend. 1960.
- 34) Härtling, Peter: Hölderlin. Darmstadt u. Neuwied 1976.
- 35) Karasek, Horst. Das Haus an der Grenze. Berlin 1987, S. 8.
- 36) Werner, Walter: U.a. in: Das Gras hält meinen Schatten. Halle/Leipzig 1982. In Walter Wer-

- ners Gedichtbänden finden sich noch eine ganze Reihe weiterer Landschaftsgedichte aus dem fränkisch-hennebergischen Grenzland.
- 37) Gerlach, Harald: Hölderlins Ätna. In: nirgends und zu keiner stunde. Berlin 1998. Gerlach hat den Orten des Grenzlandes um Römheld eine Reihe weiterer Gedichte und u.a. die Prosa-bände „Das Graupenhaus“ (1990), „Abschied von Arkadien“ (Berlin u. Weimar 1988) und „Fortgesetzte Landnahme“ (Rudolstadt 1997) gewidmet.
- 38) Timm, Uwe. Der Mann auf dem Hochrad. Köln 1984.
- 39) Dort lebte Friedrich Rückert bei seinen Eltern in Ebern. Über seine Liebesgeschichte mit der Wirtstochter Marielies Geuß aus dem nahen Eyrichshof-Specke verfaßte er den Gedichtzyklus „Amaryllis“, der in unserer Zeit Klaus Gasseleder zu seiner Prosaerzählung „Amaryllis“. Bamberg 2000 angeregt hat. Über den Judenfriedhof von Ebern hat Harald Grill ein Gedicht verfaßt.
- 40) Härtling, Peter: Hoffmann oder die vielfältige Liebe. Köln 2001.
- 41) Henisch, Peter: Hoffmanns Erzählungen. Aufzeichnungen eines verwirrten Germanisten. München 1983.
- 42) Tarkovskij, Andrej: Hoffmanniana. Szenario für einen nicht realisierten Film. München 1987.
- 43) In der Tat hat Gerhard C. Krischker mehrere Sammelbände mit Texten von Bamberg-Reisenden zusammengestellt, in denen u.a. prominente Autoren wie Heinrich Böll, Wolfgang Weyhrauch, Reinhart Baumgart, Hermann Kesten vertreten sind: Irdisches und Himmlisches. Bamberg 1990 u. Bei Gott eine schöne Stadt. Bamberg 1988.
- 44) In: Mißfeldt, Jochen: Seid gut zum Unkraut. Bamberg 2002.
- 45) Taschau, Hannelies: „Fränkischer Tag“, „Der angestrahlte Gabelmann“. In: dies.: Wundern entgehen. Gedichte. Darmstadt u. Neuwied 1986.
- 46) In: W. G. Sebald, hrsg. von Franz Loquai. Eggingen 1997 (= Porträt 7), S. 13f.
- 47) So die Gedichte „Rauchbier“, „Aussicht vom Spezialkeller“. In: Eich, Günter: Ges. Werke Bd. 1, Frankfurt/M. 1973.
- 48) Bächler, Wolfgang: Ich ging deiner Lichtspur nach. Frankfurt/Main 1988.
- 49) Wollschläger, Hans: Herzgewächse oder der Fall Adams. S.a.: ders.: Bei Gott eine schöne Stadt. Eine zornige Liebeserklärung an Bamberg, seine konservative Liberalität und die vielen guten Gründe, hier zu leben. In: ders.: Bamberg, hrsg. von Wulf Segebrecht. Bamberg 1995.
- 50) Unter anderem in: Gerhard C. Krischker: fai obbochd. gesammelte dialektgedichte. Bamberg 1986. Darin mehrere Gedichte über Bamberg, u. a. die Kindheitserinnerung „drundn dä reechnid“.
- 51) Roth, Eugen: Abenteuer in Banz. Leipzig 1943. Bamberg 1988.
- 52) In: Taschau, Hannelies: Wundern entgehen. Darmstadt u. Neuwied 1986.
- 53) Dorst, Tankred/Ursula Ehler: Eisenhans. Ein Szenarium. Köln 1983.
- 54) Specht, Kerstin, jeweils Frankfurt/M. 1989, 1990, 1990.
- 55) Liebmann, Irina: Letzten Sommer in Deutschland. Köln (Kiepenheuer u. Witsch )1997, S. 156.
- 56) Ebd., S. 160f.
- 57) Lobe, Jochen. Mehrere Gedichte in der verdienstvollen Sammlung: Zeitenwechsel. Zeitgenössische Gedichte aus und über Franken. Gesammelt und herausgegeben von Gerhard C. Krischker. Bamberg 1987. Des weiteren Beiträge in: Ortstermin Bayreuth oder 33 Selbsterlebensbeschreibungen, Stadtbesichtigungen, Stadtbezeichnungen. Kirchberg/Jagst 1971.
- 58) Rosendorfer, Herbert: Bayreuth für Anfänger und die satirische Schilderung einer Parsival-Aufführung, in: Die große Umwendung. Neue Briefe in die chinesische Vergangenheit. Köln 1977.
- 59) Koeppen, Wolfgang: Umwege zu Wagner. In: Proportionen der Melancholie. Bamberg 1997.
- 60) Sebald, W. G. : Auch eines der weiteren Themen des Langgedichtes, der Polarforscher Steller aus Bad Windsheim, verrät einen Frankenbezug.
- 61) Fritsch, Werner: Cherubim. Frankfurt 1987.
- 62) In: Enzensberger, Hans Magnus: Gedichte. Frankfurt/M. 1983.
- 63) Fels, Ludwig: alles geht weiter. Gedichte. Darmstadt u. Neuwied 1977.
- 64) Zeppelin, Ilka von: Dieses Gefühl, das etwas nicht stimmte. Berlin 2005.

- 65) Henscheid, Eckhart: Hersbrucker Trilogie. Cadolzburg 1993.
- 66) Eine ausführliche Anthologie hat Steffen Radlmaier mit seinem „Nürnberg-Lesebuch“ 1994 zusammengestellt.
- 67) Zu erwähnen sind vor allem der Prosatext „Heimatfront“ in „Kanakenfauna“, Darmstadt u. Neuwied 1982 und das Gedicht „Fränkische Metropole“, in: Alles geht weiter. Gedichte. Darmstadt u. Neuwied 1977.
- 68) Heinold, Thomas: blick richtung burg. München 1999.
- 69) Vor allem in Kusz, Fitzgerald: Irrhain. München 1987 u. „Bräisälä“. München 1990.
- 70) Tannert, Elmar: Der Stadtvermesser. Cadolzburg 1998 u. ders.: Ausgeliefert. Roman der nummerierten Welt. Cadolzburg 2005.
- 71) Wodin, Natascha: Die gläserne Stadt. Reinbeck (Rowohlt), S. 216f.
- 72) Hilbig, Wolfgang: Das Provisorium. Frankfurt/M. (S. Fischer) 2000, S. 14 u. S. 8.
- 73) Zeller, Michael: Der Wiedergänger. Zürich 1990, S. 262ff.
- 74) Koeppen, Wolfgang: Proportionen der Melancholie. A.a.O.
- 75) Gisela Elsner/Klaus Roehler: Wespen im Schnee. Berlin 2001.
- 76) Kesten, Hermann: Die Zwillinge von Nürnberg. Roman. Amsterdam 1947.
- 77) Kesten Hermann: Mit Menschen leben. Ein Nürnberger Lesebuch, hrsg. und mit einem Vorwort versehen von Wolfgang Buhl. Cadolzburg 1999.
- 78) Deterding, Klaus. Der Feind. Das fertige Fragment. Berlin 2000.
- 79) Sebald, W. G.: Austerlitz. München/Wien 2001, S. 242f.
- 80) In: Radlmaier, Steffen. Das Nürnberg-Lesebuch, S. 239f.
- 81) Nadolny, Sten: Ullsteinroman. München 2003.
- 82) Kusz, Fitzgerald: Bräisälä. Gedichte. München 1990, S. 67. Auch Klaus Gasseleder hat eine Erlangen-Erzählung verfaßt („Es sollte eine Liebesreise werden“. In: Passauer Pegasus, H. 42/43. 2005).
- 83) Besonders in: Haberkamm, Helmut: Franklicht nedd am Meer. Gedichte. Cadolzburg 1992; ders.: Wie die erschn Mensch. Gedichte. Cadolzburg 1993 u. ders./Andreas Riedel: Des sichd eich gleich. Gedichte und Fotografien. Cadolzburg 2001.
- 84) Engelhardt, Elisabeth: Ein deutsches Dorf in Bayern. Wuppertal 1974.
- 85) Ulbricht, Horst: Kinderlitzchen. Reinbek 1978; Cadolzburg 1995.
- 86) Fels, Ludwig: Sünden der Armut. Darmstadt u. Neuwied 1975.
- 87) Eich, Günter: Ges. Werke. Bd. 1, Frankfurt/M. (Suhrkamp) 1973. S. 80.
- 88) Eich, Günter: Gesammelte Werke. Die Gedichte. Die Maulwürfe. Frankfurt (1973).
- 89) Eine Ausnahme macht Wilhelm Staudacher (1928-1995), ein Pionier der modernen Mundartdichtung, der auch Prosa- Idyllen aus seiner Heimatstadt aufgezeichnet hat.

## Broodwurschd-Gligg

*von*

*Walter Tausendpfund*

Iich koo's ned soong...  
Suu gfraid hob iich miich  
aaf diich...

Iich mooch di  
schee grobb,  
e wengle scharf,  
schee rösch...

Haid semme zamm,  
duu und iich...  
iich koo's ned soong,  
suu frai iich miich...

Und wenn's rum is,  
waaß iich genau,

suu bisd  
blooß duu,  
duu ganz alaans,

hald duu...

# Eine Wiedergeburt mainfränkischer Mundart aus dem Geist von Asterix und Obelix?

von

Emil Mündlein

Verwundert beschaut sich so mancher wakkere Franke die dicken Bücherstapel vor den Eingängen von Buchhandlungen. Asterix und Obelix sind eingetroffen. Ganz neu. Eine Sensation. In Mundart. Fränkische Aufmerksamkeit wird erregt. Trifft sich gut, daß in letzter Zeit „Aufgemerkt“ als Parole ausgegeben wird.

Welches Mainfrankenherz schläge da nicht höher? Nun wird aber die altvertraute Mundart dem Verschwinden entrissen! Wo kann man sie denn noch lesen, die heimischen Mundartworte? Wo hört man sie denn überhaupt noch, die urigen Mundartlaute zurückgebliebener mainfränkischer Eingeborener?

Also, ganz vorne sind die plaziert, die Bücherstapel. Wo doch sonst die Mundartliteratur, Mundartdichtung verschämt hinten in einem Seiteregal zu finden ist, normalerweise jedenfalls, soweit überhaupt noch im Sortiment...

Bei genauerem Hingucken verfliegt die erwachte Euphorie rasch. Was ist denn das für eine Sprache, gleich vorne drauf, auf dem Buchdeckel?

„Asterix uff Meefränggisch“, steht da drauf, „uff Meefränggisch“. „Uff“ und „Mee“, wie paßt das nur zusammen? „Uff“ (auf) sagt man doch jenseits des Spessarts, der ja bekanntlich immer noch eine Mundartsprachgrenze ist. „Uff“ stammt doch von dort, wo man zum Main „Mä“ sagt oder „Moi“. Und dann ist da auch noch etwas von einem „Büchle“ zu lesen und von „Bildli“, die gemalt worden sind. Und „Grunzverreck“ steht da. Na ja, es ist schon der zweite Band. Auf dem ersten war an der Stelle „Brunzverreck“ gestanden. Was soll denn das bedeuten? Vielleicht, daß immer noch viel gegrunzt wird, aber sich herausgestellt hat, daß die wenigsten der ju-

gendlichen Leser noch wissen, was „brunzen“ heißt.

Grunzverreck. Brunzverreck.

Ach ja, ach nein, zu dem „Büchle“ und den „Bildli“ und dem Krinkelchen auf dem „a“ von „Fräche“ (Frage) muß jetzt gleich mainfränkisch grundsätzlich etwas gesagt werden. Also, von Würzburgs einstigem Meeviertel eine schöne Strecke weit mainabwärts und mainaufwärts bis nach Oberfranken (und im Mittelfränkischen natürlich auch) da war einst (und ist noch heute meistens) ein Büchlein „a Böchla“ und ein Mädchen „a Mädla“ und zwei Büchlein „zwä Böchli“ und zwei Mädchen „zwä Mädli“. Die Endung „-le“, die war und ist eine Sprachebene höher. Diese Endung haben Würzburger Bürger gebraucht, auch wenn sie mit ihrem Dienstpersonal geredet haben. Und das gehobene Bürgertum dieser Frankenmetropole, das hat Mundart gänzlich verabscheut, hat sie nicht in den Mund genommen, und hat sie selbstverständlich von seinen Sprößlingen ferngehalten. Das war hier sehr anders als in Nürnberg oder im südlicheren Süddeutschland, Österreich und der Schweiz, wo alle Schichten der Bevölkerung ihre Mundart sprechen, zumindest mundartkundig sind.

Und weil das in Würzburg so anders war und ist mit der Wertschätzung von Mundart, findet man im Kulturleben der Stadt kaum einmal jemanden, der die regionale Mundart beherrscht oder dem sie etwas bedeutet. Und das ist der Grund, warum zum Beispiel am Würzburger Stadttheater (jetzt: Mainfrankentheater) nie mainfränkische Mundart gepflegt worden ist.

Grunzverreck. Brunzverreck.

Doch zurück zum mittlerweile weitverbreiteten „-le“. Was hat es damit auf sich? Wenn „a Dienstmädla“ vom Land nach Würzburg

„in Stell“ gegangen ist, wurde es „ein Dienstmädle“. Diese Sprechweise – Herrschaftssprache sozusagen – hat es angenommen und mit zurück ins Dorf getragen. Ein „höheres“ Idiom das seinen Siegeszug antrat, neuerdings mit „Fleischküchle“ bis auf Nürnberger Speisekarten.

Doch zurück zum Kringlechen. Was soll es auf dem „a“? Klar, es soll zeigen, daß es sich um ein besonderes „a“ handelt, eines das tief und dunkel gesprochen zum „o“ tendiert, nach einer wenig gebräuchlichen Mundarttranskription, derer sich die Übersetzer/Autoren hier bedienen. Da ihnen der genuine Klang der Mundart so am Herzen liegt? Oder doch eher wegen des exotischen Reizes? Wegen letzterem, so kann man vermuten, Echtheit mittels einiger extrem geschriebener Worte zu suggerieren. Mit „Schbordsfräöünd“ (Sportsfreund) sieht das gar komisch aus.

Die Schreibweise soll wohl mordsmäßig was hermachen. Sie kann so nicht konsequent durchgehalten werden. Es wäre äußerst schwierig, sie zu entziffern. Mundart schriftlich zu fixieren, nötigt immer zum Kompromiß zwischen Lauttreue und Lesbarkeit.

#### Grunzverreck. Brunzverreck.

Muß denn Sport als „Schbord“ geschrieben werden? Die Rechtschreibung des Hochdeutschen kennt auch keine Lauttreue (wie bei Straße auch und allen Wörtern mit „St“ und „Sp“ im Anlaut). Ein anderes herausgegriffenes Beispiel: „Weider geht’s“. Hier wird nun der t-Laut einmal „weich“ und einmal „hart“ auf’s Papier gebracht. Wobei in Franken die „t“ und „p“... Nun das wissen wir schon, wie weich die immer ausgesprochen werden (Wen stört’s?).

Seltsam mutet auch an, daß in jedem Wort mit „a“ ein Kringlechen auf diesen Buchstaben gesetzt wird, als ob es nicht verschiedene a-Laute gäbe. Dazu dann eigentlich Erfreuliches, werden doch aus der Gruft vergessener Mundartwörter einige ausgegraben. Zu „Mogela“ (Kälbchen) ist anzumerken: Es wurde im Mainfränkischen häufig als Kosewort gebraucht. So, wenn eine Großmutter zu ihrem Enkelkind „Du bist mei Mockerla“ sagte. Mit Ausdruck, Gefühl und Klang, wie man ihn mit Buchstaben allein nicht vermit-

teln kann. Dazu braucht es kompetente Sprecher und Sprecherinnen. Ebenfalls, nur um zu sagen „Bua“ oder „Mädla“ oder „Mee“ (letzteres besonders melodisch und mit leichtem i-Ausklang). Oder auch „Er it kumma“ statt „Er is komm’n“, oder „Er hat gsunga“ statt „Er hat gsung’n“. Beim Hören solcher ursprünglichen Worte und Wendungen kann einem aufgehen, was der russische Dichter O. Mandelstam meinte mit „O Wort, kehre zur Musik zurück“. Echte mainfränkische Mundart war immer auch Musik oder ihr zumindest nahe...

#### Grunzverreck. Brunzverreck.

Es ist ein absonderliches „Meefränggisch“, in das Asterix und Obelix hier eingefrankt wurden. Nun, die beiden, auf ihre Art ganz witzig, mit asterix- und obelixmäßigen Gags eben, trinken ihrem „Mädschigg-Schoppe“. Das Geheimnis der Herkunft dieses Tranks wird sogar gelüftet. Es handelt sich um Wein neufränkischer Großlagen. Und wer da nicht glauben möchte, sprachlich wäre Verschiedenartiges zusammengemischt worden, der kann nachlesen und feststellen, daß es so geschehen ist.

Freilich, sprachlicher Mix liegt im Trend der Zeit. Zeitgemäß tendiert die Mundartliteratur hin zu „Spas“ (norddt. für Spaß) und Ulk. Auf den Kabarett- und Theaterbühnen werden Mundartsprecher fast nur noch als Witzfiguren und Volltrottel vorgeführt und veralbert, dem Gelächter preisgegeben. Und die Mundart mit ihnen. Aber es ist meistens eine verflachte und verfälschte Mundart (auch das Hochdeutsche kann sich gegen seine Verhöhnung nicht wehren).

Fazit: Nicht überall, wo Mundart draufsteht oder angesagt wird, handelt es sich noch um Mundart. So kommt sie in dem „Büchle“ als ein Mischmasch vor, ein Mix aus Aschaffenburgisch, Würzburgisch, fränkischer Umgangssprache und mehr oder weniger regional gefärbtem Hochdeutsch, versetzt mit Jargon und versehen mit ein paar originalen Mundartworten. Nicht ohne Reiz – als Mundart-Parodie.

#### Grunzverreck. Brunzverreck.

**Peter Baumgart: Universitäten im konfessionellen Zeitalter. Gesammelte Beiträge.** Münster (Aschendorff) 2006 (= Reformationsgeschichtliche Studien und Texte, Band 149). ISBN 3-402-03817-X, X u. 519 S., 16 s/w Abb., kart., 65,- Euro.

Im September 2006 konnte Prof. Dr. Peter Baumgart, emeritierter Ordinarius für neuere Geschichte an der Universität Würzburg, seinen 75. Geburtstag feiern. Aus Anlaß dieses Geburtstages brachte der Aschendorff-Verlag in der von ihm verlegten renommierten Reihe der „Reformationsgeschichtlichen Studien und Texte“ einen umfangreichen Band mit den gesammelten Beiträgen des Jubilars zum Thema der „Universitäten im konfessionellen Zeitalter“ heraus. Das hier behandelte Sujet gehörte seit Beginn seiner Tätigkeit zu den besonderen Forschungsschwerpunkten des Autors. Peter Baumgart, der sich während seiner langjährigen, fruchtbaren Karriere als Hochschullehrer neben der preußischen Geschichte speziell auch der Bildungs- und Universitätsgeschichte verschrieben hatte, darf sicherlich als einer der besten Kenner dieser Materie unter den deutschen Wissenschaftlern gelten.

Der anzuzeigende Band präsentiert 16 universitätsgeschichtliche Aufsätze, die über einen Zeitraum von beinahe vierzig Jahren entstanden sind und weit verstreut, oft an zum Teil entlegenen Stellen, zuerst veröffentlicht worden waren. Hier liegen sie nunmehr erstmals vereint vor und sind damit für die Forschung und die interessierten Laien leicht zugänglich gemacht worden. Um es gleich vorweg zu sagen: Wenn so auch keine zusammenhängende Monographie entstanden ist, kann der Sammelband doch einen guten Ersatz für eine solche geschlossene Gesamtuntersuchung bieten, da die zahlreichen darin angesprochenen Aspekte ein Bild jenes Universitätstypus zu zeichnen vermögen, der den frühneuzeitlichen Jahrhunderten des „konfessionellen Zeitalters“ ihren bildungs- und wissenschaftsgeschichtlichen Stempel aufdrückte. Baumgart arbeitet in seinen quellenorientierten Analysen heraus, daß die Hochschulen jener Zeit sich als spezifischer Typus durchaus

von den mittelalterlichen Generalstudien oder den Universitäten der Zeit der Aufklärung oder Humboldts deutlich abgrenzen lassen.

Im Mittelpunkt der Untersuchungen, die sich zeitlich über die Spanne zwischen Reformation und Aufklärung und geographisch zwischen Marburg (Universitätsgründung 1527) und Breslau (Jesuitenhochschule 1702) erstrecken, stehen vergleichende Betrachtungen zu den fast gleichzeitig ins Leben gerufenen Universitäten Helmstedt und Würzburg als modellhafte Exponenten, die eine in einem altgläubigen Fürstbistum, die andere im neugläubigen Welfenherzogtum Braunschweig gelegen. Erscheinen auch die religiösen Voraussetzungen beider Gründungen unterschiedlich, so verbindet sie doch, daß ihre Inauguration auf die Initiative des jeweiligen Landesherrn zurückging und daß der herrschende Humanismus die Grundlage für die an ihnen betriebene Wissenschaft und Lehre bildete. Insofern zeigen sich an diesen Beispielen die quer durch das konfessionell gesplattene Heilige Römische Reich festzustellenden Charakteristika der starken Vorherrschaft der jeweiligen Landesherrschaft, der starren Ausrichtung am jeweiligen Bekenntnis und der prägenden Wirkungen des humanistischen Bildungsansatzes. Dabei fällt besonders die Tatsache ins Auge, daß trotz der eng gezogenen Grenzen, die der Hochschulentwicklung in Deutschland von der sich ausbildenden Territorialstaatlichkeit und den religiösen Gegensätzen gesetzt wurden, allen Universitäten und Schulen das überkonfessionelle humanistische Bildungsideal gemeinsam war.

Den fränkischen Leser dürften vor allem die grundlegenden Untersuchungen Baumgarts zur Geschichte der Würzburger „Alma Julia“ interessieren, da der Autor in ihnen mit seltener sprachlicher und gedanklicher Dichte neben der kaiserlichen Privilegierung des Jahres 1575 ausführlich die Anfänge der Würzburger Hochschule unter Julius Echter von Mespelbrunn schildert. Seine Einordnung der Geschehnisse in den größeren Rahmen des Reiches im konfessionellen Zeitalter und die Herausarbeitung des von ihr verkörperten Typus setzt bis heute Maßstäbe in der For-

schung. Schließlich lenkt noch eine weitere Untersuchung den Blick auf die Zeit der Aufklärung, als Karl Theodor von Dalberg (1744–1817) in der Funktion des Leiters der Schulkommission und Universitätsrektor bedeutende Bildungsreformen in Würzburg anstieß.

Obzwar das eindeutige Hauptaugenmerk des Werkes den Universitäten Helmstedt mit fünf Einzelbeiträgen und Würzburg mit drei solchen sowie mit zwei vergleichenden Studien gewidmet ist, so betten doch weitere Aufsätze diesen gelungenen Versuch einer Typologisierung in ihr unmittelbares historisches Umfeld bzw. deren Spätphase ein, als sich der Umbruch zur Frühaufklärung bemerkbar machte. Hier wäre ausdrücklich die Abhandlung zu Gottfried Wilhelm Leibniz (1646–1716) zu erwähnen, der als barocker Universalgelehrter einerseits und im Kontakt zum Fortschrittsoptimismus des sich in Halle entwickelnden Pietismus andererseits nachgerade ein Paradebeispiel für die geistige Befindlichkeit seiner Zeit abgeben kann. Der abschließende Aufsatz beschäftigt sich mit der Universität als europäischer Bildungsinstitution generell und greift somit über den deutschen Horizont hinaus. Vor dem Hintergrund der sich stark wandelnden Hochschule unserer Tage, die mit dem ursprünglichen, über unseren ganzen Kontinent verbreiteten Bildungsinstitut nur noch wenig gemein hat, nutzt Baumgart die Gelegenheit zu einem entschiedenen Plädoyer für moderne Universitäten in Europa, die „unter Wahrung ihrer Autonomie, Traditionen und kulturellen Eigenheiten sich wieder auf jene selbstverständliche Mobilität und Freizügigkeit besinnen, die sie in ihrer Frühzeit praktizierten, daß sie zu jenem ursprünglichen freien wissenschaftlichen Austausch und zur wechselseitigen Anerkennung der akademischen Grade zurückkehren, ohne daß dies mit einer allgemeinen Nivellierung verbunden sein müßte“ (S. 489).

Ergänzt durch etliche passende Abbildungen und versehen mit einem Verzeichnis der ursprünglichen Publikationsorte sowie einem bei der Benutzung hilfreichen Orts- bzw. Personen- und Sachregister bietet das vorliegende Buch mit seiner ansprechenden graphischen Gestaltung sowohl dem Fachpublikum als auch – durch seine gute Verständlichkeit bedingt – dem Laien eine hervorragende Mög-

lichkeit, sich mit den Universitäten im konfessionellen Zeitalter auseinanderzusetzen und an regionalen, aber gut eingeordneten Beispielen ein stringentes Bild dieses Phänomens zu gewinnen. So wird wohl jeder, der sich mit dem Thema beschäftigt, in Zukunft nicht daran vorbeikommen, zu diesem Band zu greifen. Nur bedauerlich, daß – der Aufnahme in die Reihe geschuldet – einem so bedeutsamen Sammelwerk kein fester Einband zuteil geworden ist. Doch fällt dieser kleine Schönheitsfehler nur marginal ins Gewicht.

*Peter A. Süß*

**Walter Tausenpfund: „middn nai“.** Kronach (Witwe Marie Link-Druck) 2005. 115 S., 7 s/w Abb., kart. 8,- Euro.

Der seit vielen Jahren neben dem Lehrerberuf und seiner ehrenamtlichen Tätigkeit für den „Fränkischen-Schweiz-Verein“ auch als engagierter Mundartautor hervortretende Walter Tausenpfund legt mit diesem kleinen Heft bereits den zehnten Band seiner „Mundartlichen Beiträge“ vor. Während es ihm im neunten Band unter dem Titel „Kirschgardn“ vor allem um die Magie der Gärten und dabei besonders der Kirschbäume und ihrer süßen, roten Früchte ging, beschäftigt sich das neue Büchlein, das die Überschrift „middn nai“ trägt, mit dem alltäglichen Leben und seinen Begebenheiten, Errungenschaften und Befindlichkeiten. So kommt das heimatliche Gefühl zum Tragen, geht es um Essen und Trinken sowie die immer wieder neu inspirierenden Kontakte zur Umwelt, den Zeitgenossen. Landschaftliches, die Natur werden ebenso angesprochen wie das Nachsinnen über das Menschsein und seine Facetten.

Mit diesem Buch, das wie schon das vorherige Bändchen mit Photographien von Andy Conrad aus Pegnitz stimmungsvoll und treffend illustriert wurde, möchte Walter Tausenpfund an die Initialzündung seiner literarischen Karriere erinnern, die 1975 so richtig einsetzte, als er bei einem Mundartwettbewerb des Bayerischen Rundfunks, der unter dem Motto „In der Sprache barfuß gehen“ stand, teilgenommen hatte und damit seine Gedichte einer größeren Öffentlichkeit quasi über Nacht bekanntgemacht wurden.

„In der Sprache barfuß gehen“ bedeutete für ihn seither, sich in die gewählten Aspekte des

täglichen Lebens oder der landschaftlichen Umgebung tief einzudenken, sie von möglichst vielen Seiten zu belauschen und so – je nach dem – ihre ganz spezifische Eigenart aufzuspüren. Vieles, was uns so alltäglich vorkommt, wurde so zu einem Vergleich oder gar zu einer literarischen Metapher, für das, was eben dahinterstecken könnte. So sind Tausendpfunds Texte auf den ersten Blick nur vordergründig, werden dann vielleicht nach und nach doch etwas hintergründiger und zuletzt – mal so, mal so – unter Umständen sogar tiefgründig. Bei diesem Lesevergnügen will der Autor den Leser keineswegs allzu sehr gängeln. Jeder, der sich mit diesen Texten befaßt, soll vielmehr Platz haben für ganz eigene Reflexionen, Assoziationen und Gedankensprünge. Wer sich auf ein solches mundartlich-geistiges Abenteuer gerne einlassen will, wird beim Griff zu „middn nai“ sicher nicht enttäuscht werden.

*Peter A. Süß*

**Paul-Ludwig Weinacht (Hrsg.): Der heilige Jakobus im Werk von Tilman Riemenschneider.** Photos von Winfried Berberich. Gerchsheim b. Würzburg (Kunstschatzverlag) 2006. ISBN 978-934223-23-3, 128 S., 95 Abb., 39.– Euro.

Zielsetzung des Buches, das in enger Zusammenarbeit mit der Fränkischen St. Jakobus-Gesellschaft entstand, war es, sämtliche Jakobus-Skulpturen aus der Hand Tilman Riemenschneiders und seiner Werkstatt neu abzubilden und sie auch zu interpretieren. Winfried Berberich hat mehr als 3.000 Kilometer zurückgelegt, um alle verstreut in ganz Süddeutschland aufgestellten Figuren in Kirchen und Museen aufzuspüren und sie zu photographieren. Seine Aufnahmen sind in ihrer Meisterschaft unübertroffen: Durch hervorragende Ausleuchtung und ungewöhn-

liche Aufnahme-Blickwinkel erscheinen auch altbekannte Skulpturen auf einmal wie neu. Andere, bisher weniger bekannte, an abgelegenen Orten verborgene Bildwerke treten jetzt aus ihrer bisherigen Versenkung heraus.

Zu Berberichs 95 Farbphotos – zwanzig davon sind ganzseitig – haben acht namhafte Autoren aus Kunst- und Geisteswissenschaften Beiträge beigesteuert, die uns Riemenschneiders Werke besser verstehen helfen: Paul-Ludwig Weinacht, der Vorsitzende des Wissenschaftlichen Beirates der Fränkischen St. Jakobus-Gesellschaft, handelt einleitend über Kunst und Künstler. Das Bild des Menschen bei Tilman Riemenschneider, dargestellt an der Figur des hl. Jakobus, untersuchen Stefan Weber und Rainer Beck. Grundsätzliches sagt Stefan Kammers Referat zu Typisierung und Individualisierung spätgotischer Heiligenfiguren. Helmut Flachenecker macht in seinem Beitrag zu Künstler und Auftraggeber Anmerkungen zu Riemenschneiders Werkstattbetrieb. Während Claudia Lichte zwei Jakobusfiguren Riemenschneiders aus Stuttgarter und Münchner Museumsbesitz vorstellt, handelt Wolfgang Schneider alle Jakobusfiguren Riemenschneiders in der Diözese Würzburg ab. Erik Soder von Guldenshubbe stellt den Jakobuskult im Zeitalter der Reformation vor, und abschließend bringt Peter Spielmann spirituelle Annäherungen an die Jakobusdarstellungen Tilman Riemenschneiders.

Das Buch ist das derzeit umfangreichste und ausführlichste Werk zum heiligen Jakobus in Süddeutschland, und Berberichs Photos sind Meisterwerke von unübertroffener Qualität. Das Buch gehört deshalb in den Schrank eines jeden Riemenschneiderliebhabers und eines jeden Jakobuspilgers.

*Rudolf Erben*

## „Kulturlandschaftsstationen“ im Freilandmuseum Fladungen eröffnet

von

Sabine Fechter

### *Fünf Themenwege spiegeln Spuren vieler Rhöner Generationen wider*

Viele zufriedene, glückliche Gesichter gab es bei der feierlichen Eröffnung der „Kulturlandschaftsstationen“ am 16. Juli 2007 im Fränkischen Freilandmuseum Fladungen zu sehen. Ein ganzes Jahr lang hatten Museumsdirektorin Dr. Sabine Fechter, Geograf Armin Röhler und Landschaftsplaner Dr. Thomas Böttner im Rahmen eines von LEADER+ geförderten Projektes an einem Themenwege-

Netz mit fünf Routen im Zehn-Kilometer-Radius rund um das Museums Gelände gearbeitet. Schlanke, stelenartige Informationstafeln, Faltprospekte und ein (noch in Arbeit befindliches) Audioguide-System erschließen nun die reiche Kulturlandschaft Rhön und bilden eine neue touristische Attraktion für die Region. Ermöglicht wurde dieses Projekt mit Gesamtkosten von rund 34.000 EURO durch die Unterstützung von LEADER+, Landesamt für Denkmalpflege und Fremdenverkehrsverein Fladungen.

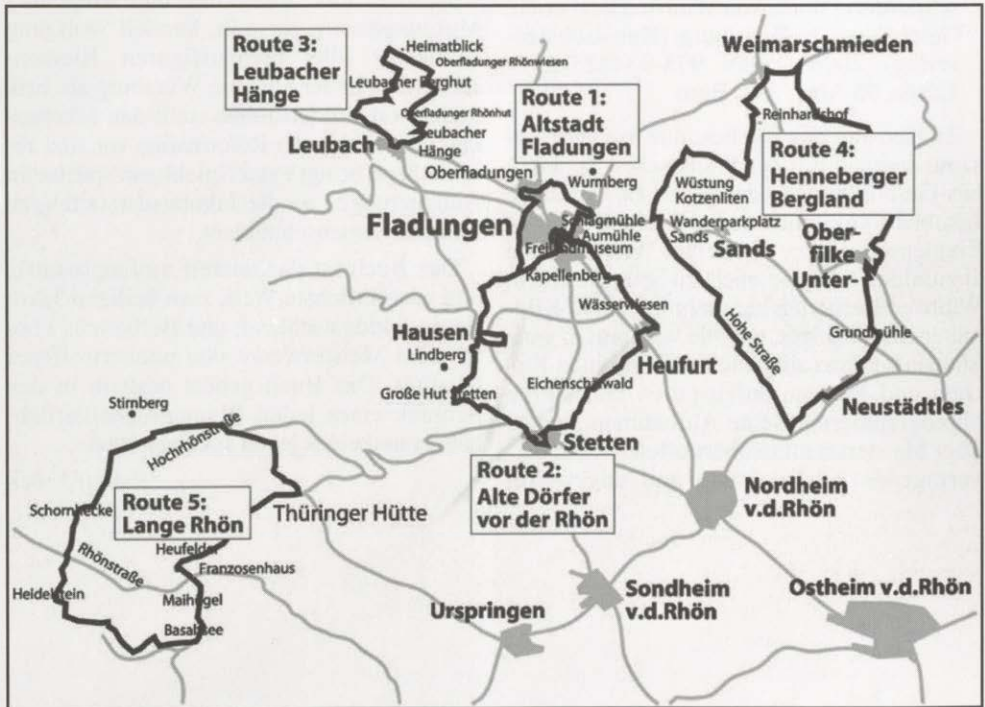


Abb. 1: Karte mit den fünf Routen des Kulturlandschaftsstationen um Fladungen.

## Schautafeln und Prospekte

„Die historische Kulturlandschaft der Rhön zeigt heute noch in einmaliger Weise eine Fülle von Zeugnissen vergangener Nutzungsformen, z.B. aufgegebene Ackerfluren, Lesesteinwälle, Streuobstwiesen, alte Grenzen, Altstraßen, Steinbrüche, Mühlen und Ackerterrassen“, erklärte Dr. Sabine Fechter in ihrer Eröffnungsrede. Als Bewahrer von ländlicher Kultur habe es sich das Fränkische Freilandmuseum Fladungen deshalb zur Aufgabe gemacht, diese Spuren der Vergangenheit zu ermitteln und Besuchern und kulturinteressierten Wanderern didaktisch gut aufbereitet näher zu bringen und so für die nächsten Generationen zu erhalten. Die vier Themenwege „Altstadt Fladungen“, „Alte Dörfer vor der Rhön“, „Leubacher Hänge“ und „Henneberger Bergland“ wurden mit 21 Informationstafeln bestückt; am Themenweg „Lange Rhön“ stehen aus Naturschutzgründen keine Tafeln. Aber es gibt im Museum für jeden der mit unterschiedlichen Symbolen gekennzeichneten Kulturpfade kostenlose Themenprospekte mit inhaltlichen Ausführungen, Streckenverlauf und kleiner Übersichtskarte. Weiterhin ver-

mitteln am Museum und an der Thüringer Hütte große Übersichtstafeln mit Karten, Photos und kurzen Texten kulturgeschichtliche Zusammenhänge und machen so das Wirken vieler Generationen wieder sichtbar.

### Ein Rundweg mit dem Audioguide

Für den ersten Themenweg „Altstadt Fladungen“ wird derzeit sogar noch ein sogenannter Audioguide erstellt. Vom Freilandmuseum Fladungen aus führt der vertonte Rundweg die Besucher durch die ummauerte Altstadt, über den Kreuzweg zur Gangolfskapelle auf den Hamelsberg und dann schließlich nach Oberfladungen mit seiner markanten Kirche. Der Audioguide enthält zu jedem Besichtigungspunkt eine etwa zweiminütige gesprochene Erläuterung, die den jeweiligen geschichtlichen Hintergrund tiefgehend beleuchtet. Auch kleine Anekdoten werden zum Besten gegeben. So steuerte ein Bewohner Fladungens gerne ein paar Kindheitserinnerungen bei, um die Geschichte des Rhönstädtchens noch lebendiger werden zu lassen.



Abb. 2: Nach einjähriger Planungs- und Umsetzungszeit wurden die neuen „Kulturlandschaftsstationen“ rund um das Fränkische Freilandmuseum Fladungen eröffnet. V.l.n.r.: Landrat Thomas Habermann, Bürgermeister Robert Müller, Museumsleiterin Dr. Sabine Fechter, Bezirkstagspräsident Erwin Dotzel, Regionalmanagerin Cordula Kuhlmann, Dr. Thomas Gunzelmann, Landesamt für Denkmalpflege, Dr. Thomas Büttner, Geograph Armin Röhler. Photo: Tonya Schulz.

## *Fülle an historischen Informationen*

„Daß die Rhön mit ihren sanften Hügeln, uralten Dörfern und traditionsgebundenen Einwohnern jede Menge Stoff für die Ausarbeitung der Rundwege bietet, hatten wir vermutet. Aber keiner von uns hätte mit solch einer Fülle gerechnet“, schwärmt Dr. Thomas Büttner. Gemeinsam mit Geograph Armin Röhler sammelte er ein Jahr lang alles, was Archive, Bücher und Erinnerungen der Bevölkerung hergaben. Darüber hinaus rief man im Vorfeld einen „Rat der Weisen“ ein. Sechs ehemalige Lehrer, Rhönklub-Mitglieder und alteingesessene Bürger Fladungens kramten in ihren privaten Archiven nach historischen Unterlagen und Photographien und steuerten so attraktives Illustrationsmaterial für Schautafeln und Themenfaltblätter bei. Überhaupt sei die Resonanz der Bevölkerung überaus positiv gewesen, unterstrichen Büttner und Röhler. Die Menschen hätten intensiv Anteil genommen und gerne Erinnerungen beige-steuert und Tips gegeben. Dies zeige, daß die Menschen sehr verwurzelt mit ihrer Heimat seien.

## *Bereicherung für den hiesigen Tourismus*

Nach dem zweiteiligen Projekt „Region im Koffer“ sind die „Kulturlandschaftsstationen“ bereits das dritte Projekt unter Trägerschaft des Fränkischen Freilandmuseums Fladungen, das mit LEADER+ Mitteln gefördert und erfolgreich umgesetzt wurde, lobte auch Wolfgang Fuchs, LEADER+ Manager für Unterfranken. „Mit der neuen Wegekonzeption ist das Fränkische Freilandmuseum Fladungen nicht länger eine ‚Insel‘, sondern vernetzt Stadt und Landschaft“, betont Museumsleiterin Dr. Sabine Fechter. „Wir hinterlassen Besuchern und Einwohnern der Fladunger Rhön mit den Kulturlandschaftsstationen ein gut aufgearbeitetes Stück regionaler Kulturgeschichte. Darauf kann die ganze Region stolz sein“, betont auch Thomas Büttner. Er hoffe nun, daß auch andere Landschaftsausschnitte der Rhön diesem Beispiel folgten und irgendwann in ferner Zukunft einmal die hessische, thüringische und bayrische Rhön ein kulturhistorisch „vernetztes Ganzes“ bildeten.

## „Hochzeit“ auf dem Gredinger Trachtenmarkt

von

*Monika Ständecke*

Der 14. Gredinger Trachtenmarkt, der wohl größte seiner Art in Deutschland, präsentiert sich in diesem Jahr am ersten Septemberwochenende mit dem Thema „Hochzeit“. Als Gastland stellt sich Rumänien vor. Die Veranstalter, der Bayerische Landesverein für Heimatpflege, der Bezirk Mittelfranken und die Stadt Greding haben zum bunten Treiben in der historischen Altstadt knapp hundert Aussteller aus ganz Deutschland eingeladen. Sie kommen aus allen Teilen Bayerns, aus den angrenzenden Bundesländern Baden-Württemberg, Hessen, Thüringen, aber auch bis aus Nordrhein-Westfalen, Niedersachsen und Schleswig-Holstein. Erwartet werden auch dieses Jahr wieder rund 10.000 Besucher.

Der Markt bietet alles für die Tracht: Stoffe, Kurzwaren, Schnitte, antiquarische und neue Bücher, Zubehör vom Scheitel bis zur Sohle. Er ist Informationsbörse und Einkaufsmöglichkeit für jeden, der sich für Trachten, traditionelle Kleidungsweisen und Handwerkskünste interessiert, für Volksmusik, Gesang und Tanz. Aber auch wer einfach einen unterhaltsamen Tag mit seiner Familie verbringen will, ist hier willkommen. Die feierliche Eröffnung des Marktes mit Grußworten der Veranstalter, musikalischer Umrahmung durch die Stadtkapelle Greding und einem anschließenden Zug der Trachten-Brautpaare, findet am **Samstag, den 1. September um 11.00 Uhr**, also eine Stunde nach Marktbeginn, statt.

## *Schwerpunktthema „Hochzeit“*

An beiden Tagen stehen Vorträge und Präsentationen rund um Trachten und Bräuche zur Hochzeit auf dem Programm. Die Trachtenberaterinnen und Trachtenberater aller bayerischen Bezirke und eine Mitarbeiterin des „Forums Alte Spitze“ haben sich mit diesem Thema auseinandergesetzt. Sie werden unter anderem über „Strohkranz und Hochzeitskrone“, die „Hochzeitstracht in der Oberpfalz“, „Tracht und Bräuche der ehemaligen Grafschaft Wertheim“ oder über „Hochzeitstraditionen – Stolpersteine auf dem Weg ins Glück“ referieren.

Brautpaare in bayerischen Trachten sowie Hochzeitsgesellschaften des Coburger Landes und der Grafschaft Wertheim werden durch die Marktgassen ziehen. Auch der Ausstellungspavillon ist dem Thema „Hochzeit – Brautpaare aus Bayern“ gewidmet. Die kleine Schau spannt einen Bilderbogen vom Landesbrautzug zum Oktoberfest 1835, der mit den Lithographien von Gustav Kraus zu einem Auslöser der Trachtenförderung durch das bayerische Königshaus wurde, bis zum 20. Jahrhundert. Auch einige historische Originalstücke, wie zum Beispiel Brautkronen und andere Kopfbedeckungen von Brautpaaren, werden dort gezeigt.

## *Gastland Rumänien*

Wie jedes Jahr stellt sich ein Gastland auf dem Trachtenmarkt vor. Dieses Jahr kommen die Gäste aus dem neuen EU-Mitgliedsstaat Rumänien, genauer aus Sibiu/Hermannstadt in Siebenbürgen, der europäischen Kulturhauptstadt 2007. Unter der Federführung des Freilichtmuseums des bäuerlichen Handwerks nahe Sibiu werden Trachten aus verschiedenen Regionen des Landes gezeigt. Zudem bereichern die Gäste den Markt mit handwerklichen Vorführungen, einer kleinen Ausstellung, Musik und einer Präsentation zum Thema „Hochzeit“.

## *Handwerker in Aktion*

Allein rund zwanzig Stoffhändler, Weber, Blaudrucker, Schneidereien und Säcklereien

werden auf dem Markt vertreten sein. Für die passenden Kopfbedeckungen sorgen Hutmacher oder Herstellerinnen von Hauben, Flitterkränzen und Kronen. Egal, ob man sich für ein fertiges Stück begeistert oder Handarbeitsmaterialien sucht, beim Gredinger Trachtenmarkt bekommt man hierfür eine große Auswahl an Stoffen, Perlen und Pailletten, Borten, Garnen, Klöppelzubehör und anderem mehr. Trachtenschmuck und -schuhwerk gehört ebenso zum Angebot wie Tücher, Schals, Kotzen, Weißwäsche, Schnupftabakdosen, Körbe, individuell gestaltete Messer und handgeschnitzte Hornknöpfe. Auch die Liebhaber kunsthandwerklicher Schnitzereien und antiquarischer Volkskunst werden etwas finden. Lebende Werkstätten vermitteln anschaulich seltene Kunstfertigkeiten wie die Anfertigung von Occhi-, Klöppel- oder Hohlspitzen, Perlentaschen, Goldhauben oder Handdrucken. Wer hat schon einmal dem Bandweber oder Messermacher bei der Arbeit zugesehen? Selbstverständlich stehen auch außerhalb dieser Programmpunkte reichlich Informationen zu Trachten zur Verfügung, etwa an den Ständen des Deutschen Trachtenverbandes, des Bayerischen Trachtenverbandes und der Trachtenberatungsstellen der bayerischen Bezirke, aber auch an Bücherständen oder direkt bei den Handwerkern.

## *Musik, Tanz und abendliches „Rumlumpen“*

Zur besonderen Atmosphäre des Gredinger Trachtenmarktes trägt wesentlich das reiche musikalische Angebot bei. Auf der Bühne vor dem Gredinger Rathaus werden die Gäste aus Rumänien (an beiden Tagen) sowie eine Jugendtanzgruppe aus Nowosibirsk in Rußland (Samstag) und eine Tanzgruppe aus Niederbayern (Sonntag) auftreten. Mit Musik aus Mittelfranken sind die „Frankenbeidl“ vertreten, eine Gruppe aus Hilpoltstein mit kleiner Tanzmusikbesetzung, Klarinette, Akkordeon, Steirischer und Begleitung. Aber auch an einigen Marktständen werden Musikanten zu Gitarre, Akkordeon oder Drehleier greifen. Zum Mitsingen bei Moritaten, Volks- oder Wirtshausliedern lädt Ernst Schusser vom

Volksmusikarchiv des Bezirks Oberbayern ein. Am Stand der Forschungsstelle für fränkische Volksmusik gibt das „Duo Schwander-Dittl“ Lieder und Musikstücke zum Besten. Notenmaterial, Liederhefte und fundierte Auskünfte rund um die Volksmusik bieten die Stände der Forschungsstelle und der Arbeitsgemeinschaft für fränkische Volksmusik sowie die Abteilung Volksmusik des Bayerischen Landesvereins für Heimatpflege

Das „Rumlumpen“ am Samstagabend ist der gesellige Höhepunkt des Trachtenmarktes. Ab 19.00 Uhr ziehen mehrere Musikantengruppen durch die Wirtshäuser am Marktplatz. Mit dabei sind „d'Joggl's“ aus Schwaben, die Dudelsack-Kapelle aus Ledce in Tschechien und eine Gruppe aus Rumänien. Bei gutem Wetter und regem Biergartenbetrieb sind zusätzlich die Gredinger „Bedlmusikanten“ mit Wirtshausmusik mit von der Partie.

### *Mitmachen*

Wer selbst aktiv werden will, kann sich jeweils nachmittags zum Weißstickerei- oder Ochchikurs anmelden. Willkommen sind kurzentschlossene, neugierige Anfänger, alt und jung, und ebenso Fortgeschrittene, die einen Ratschlag brauchen. Anmeldungen zu den Kursen werden an den Markttagen am Stand

des Bayerischen Landesvereins für Heimatpflege entgegengenommen. Kinder können sich selbst einen Blumenkranz binden. Mitgebrachte alte Spitzen aus Großmutter's Truhe bestimmt das „Forum Alte Spitze“ am Sonntag von 13.00 bis 17.00 Uhr. Wer mehr über die Geschichte der Stadt Greding erfahren will, hat die Gelegenheit, an einer Stadtführungen teilzunehmen (Samstag 15.30 Uhr, Sonntag 16.00 Uhr). Für eine Stärkung zwischendurch sorgt die einheimische Gastronomie. Beim Bummel über den Markt sind zudem Spezialitäten wie frische Brote aus dem Holzbackofen, Schmalzgebäck und Beerengelees zu finden.

### *Weitere Informationen*

Der Markt findet bei jeder Witterung statt. Er ist an beiden Tagen von 10.00 bis 18.00 Uhr geöffnet. Der Eintritt beträgt für Erwachsene 1,50 Euro und ist für Kinder und Jugendliche bis 18 Jahren frei. Weitere Informationen zum Markt bietet ein Faltblatt des Bayerischen Landesvereins für Heimatpflege. Sie können es dort anfordern unter der Anschrift Ludwigstr. 23/Rückgebäude, 80539 München, bzw. per Telefon 089/286629-0, oder E-Mail an [info@heimat-bayern.de](mailto:info@heimat-bayern.de). Ein ausführliches Begleitprogramm finden Sie auch unter [www.heimat-bayern.de](http://www.heimat-bayern.de).



B 29 38  
ISSN 0015-9905

# FRANKEN LAND



ZEITSCHRIFT FÜR  
FRÄNKISCHE LANDESKUNDE  
UND KULTURPFLEGE

VERLAG FRANKENBUND  
Heft 5 · Oktober 2007

WEISSENBURG I. BAY.

Freunde Mainfränk.  
Kunst u. Geschichte e.V.  
bei der UB Würzburg

12. Okt 07

21/NA 93520

# FRANKENLAND

## Zeitschrift für fränkische Landeskunde und Kulturpflege

Neue Folge der Zeitschrift FRANKENLAND 1914-1922

Heft 5 / 2007 / 59. Jahrgang

Die Zeitschrift FRANKENLAND erscheint sechsmal im Jahr mit einer Auflage von 4500 Exemplaren pro Ausgabe (Stand 2007) in ganz Franken und Südthüringen. Herausgegeben und verlegt wird sie vom FRANKENBUND e.V. Für FRANKENBUND-Mitglieder ist der Bezugspreis im Mitgliedsbeitrag enthalten.

### Schriftleitung

Dr. Peter A. Süß M.A., Schollergasse 15, 97084 Würzburg,  
Tel. Nr.: 0931/61 17 30, E-Mail: ZS-Frankenland@web.de.  
Stellvertreter: N.N.

Manuskripte, Mitteilungen und Besprechungsexemplare für das FRANKENLAND sind bitte an die Adresse der Schriftleitung zu richten. Für unverlangt eingesandte Manuskripte kann keine Haftung übernommen werden.

Beiträge sind bitte in digitalisierter Form abzugeben. Wenn dies nicht möglich ist, übernimmt der Autor bei einer Veröffentlichung im FRANKENLAND die Kosten für eine digitale Aufbereitung seines Artikels.

### Schriftleitungsausschuß

Prof. Dr. Dieter J. Weiß (Universität Bayreuth), Prof. Dr. Werner K. Blessing (Universität Erlangen), Prof. Dr. Helmut Flachenecker (Universität Würzburg), Dr. Andrea Kluxen (Bezirksheimatpflegerin für Mittelfranken), Prof. Dr. Günter Dippold (Bezirksheimatpfleger für Oberfranken), Dr. Klaus Reder M.A. (Bezirksheimatpfleger für Unterfranken), Dr. Peter A. Süß M.A. (Schriftleiter), N.N. (stellvertretender Schriftleiter).

### Gesamtherstellung:

Halbigdruck GmbH, 97076 Würzburg, Heisenbergstraße 3,  
Telefon Nr. 0931/2 76 24, Telefax Nr. 0931/2 76 25,  
www.halbigdruck.de, info@halbigdruck.de.

**Aufsätze**

*Evelyn Gillmeister-Geisenhof*  
 Weißenburg liegt in Franken.  
 Eine Standortbestimmung aus dem Blickwinkel von Geschichte und Kleidung..... 312

*Daniel Burger*  
 Immer Ärger mit der Wülzburg? Weißenburg und sein größtes Baudenkmal ..... 317

*Ute Jäger*  
 Verborgen und rar – ein etwas anderer Rundgang durch Weißenburg ..... 328

*Martin Weichmann*  
 Entdeckungsreisen in der Heimat.  
 Eine Weißenburg-Darstellung aus dem späten 19. Jahrhundert..... 334

*Hans-Heinrich Häffner*  
 Der Baubestand der Weißenburger Altstadt ..... 342

*Johannes Geisenhof*  
 Zur Baugeschichte des Heilig-Geist-Spitals in Weißenburg ..... 349

*Reiner Kammerl*  
 Der Weißenburger Verschönerungsverein.  
 Spuren bürgerschaftlichen Engagements im Stadtbild ..... 355

*Reinhard Schwirzer*  
 Weißenburg in Bayern – Reichsstadt oder Römerstadt?  
 Anmerkungen zu einem Bewußtseinswandel ..... 360

**Frankenbund intern**

Einladung zur 60. Bundesbeiratstagung in Weißenburg i. Bay. am 13. Oktober 2007.. 367

**Bücher zu fränkischen Themen** ..... 368

**Aktuelles**

Einladung zur Tagung: Antijudaismus und Antisemitismus in Franken ..... 373

*Jürgen Jung*  
 Landschaftsmanagement in der Kulturlandschaft Spessart  
 durch das Archäologische Spessart-Projekt e.V ..... 374

*Peter A. Süß*  
 200 Jahre St. Josephs-Orden ..... 379

---

**Der FRANKENBUND wird finanziell gefördert durch**

- das Bayerische Staatsministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst,
- den Bezirk Mittelfranken,
- den Bezirk Oberfranken,
- den Bezirk Unterfranken.

**Allen Förderern einen herzlichen Dank!**

# Mitarbeiterverzeichnis

---

- Dr. Daniel Burger Historiker, Archivar am Staatsarchiv München,  
Heßstraße 41, 80798 München
- Evelyn Gillmeister-Geisenhof Trachtenbeauftragte des Bezirks Mittelfranken,  
Vorsitzende der Frankenbund-Gruppe Weißenburg i. Bay.  
Heuberg 5, 91781 Weißenburg i. Bay.
- Prof. Dipl.-Ing.  
Johannes Geisenhof Architekt, Fachhochschule Coburg, Fakultät Design –  
Studiengang Architektur,  
Friedrich-Streib-Straße 2, 96450 Coburg
- Hans-Heinrich Häffner Architekt und Bauforscher  
Rosenstraße 3, 91781 Weißenburg i. Bay.
- Dr. Ute Jäger Historikerin  
Marktplatz 6, 91781 Weißenburg i. Bay.
- Dr. Jürgen Jung Archäologisches Spessart-Projekt e.V.  
Treibgasse 3, 63739 Aschaffenburg
- Reiner Kammerl Leiter des Stadtarchivs Weißenburg i. Bay.  
Marktplatz 19, 91781 Weißenburg i. Bay.
- Dr. Peter A. Süß Schollergasse 15, 97084 Würzburg
- Reinhard Schwirzer Jurist, Oberbürgermeister der Stadt Weißenburg i. Bay.,  
Stellv. Vorsitzender des Vereins Deutsche Limesstraße,  
Mitglied der Deutschen Limeskommission,  
Marktplatz 19, 91781 Weißenburg i. Bay.
- Dr. med. Martin Weichmann HNO-Arzt,  
Römerbrunnenweg 33, 91781 Weißenburg i. Bay.

Für den Inhalt der Beiträge, die Bereitstellung der Abbildungen und deren Nachweis tragen die Autoren die alleinige Verantwortung. Soweit nicht anders angegeben, stammen alle Abbildungen von den jeweiligen Verfassern.

## Liebe Leser des FRANKENLANDES!

Guter Tradition gemäß widmet Ihre Zeitschrift FRANKENLAND das Oktoberheft aus Anlass der 60. Bundesbeiratstagung des FRANKENBUNDES, die am 13. Oktober 2007 in Weissenburg i. Bay. stattfinden wird, ganz der Geschichte und den Schönheiten der gastgebenden Stadt. Dank der hervorragenden Vorarbeit der FRANKENBUND Gruppe Weissenburg unter ihrer Vorsitzenden Evelyn Gillmeister-Geisenhof konnten eine Reihe von interessanten Beiträgen zusammengestellt werden, die einen breitgefächerten Blick auf verschiedene Facetten der Entwicklung der ehemals Freien Reichsstadt Weissenburg, die auch auf ihre römisch-spätantike Vergangenheit stolz sein kann, ermöglichen sollen.

Frau Gillmeister-Geisenhof nimmt eine Standortbestimmung Weissenburg aus dem Blickwinkel von Geschichte und Kleidung vor, wobei sie sich besonders auf Belege in Gemälden und Dokumenten stützen kann, die sich in der St. Andreaskirche und dem Stadtarchiv erhalten haben. Daniel Burger befaßt sich in seinem Aufsatz „Immer Ärger mit der Wülzburg?“ mit dem größten Baudenkmal der Stadt und den nicht immer ungetrübten Beziehungen zwischen der Festung und den Bürgern. Auch nimmt er die aktuellen Probleme beim Erhalt dieser beachtlichen Anlage in den Blick. Ute Jäger unternimmt mit uns einen etwas anderen Rundgang durch Weissenburg. Ihr liegen vor allem verborgene Kostbarkeiten und ungewöhnliche Besonderheiten am Herzen, die ein eiliger Besucher schnell übersähe, die aber dennoch ihren Reiz besitzen. Martin Weichmann berichtet von einer Kulturreise im 19. Jahrhundert, die von einigen bekannten Münchner Künstlern unternommen wurde. Sie kam quasi einer Entdeckungsreise gleich und stellte in der Zeit der Romantik das damals verträumte Städtchen einer breiteren Öffentlichkeit vor.

Mit dem Baubestand der Weissenburger Altstadt setzt sich Hans-Heinrich Häffner in seinem Beitrag auseinander. Stadtgrundriß und Parzellenstruktur sind ihm wichtige Grundlagen die bauliche Entwicklung des mittelfränkischen

Gemeinwesens vor uns zu entfalten. Einer wichtigen Institution Weissenburgs aus der reichsstädtischen Zeit, dem Heilig-Geist-Spital nämlich, wendet sich Johannes Geisenhof zu. Die aufwendigen Restaurierungen der vergangenen Jahre ermöglichen einen intensiven Einblick in die Geschichte dieses Bauwerks.

Reiner Kammerl weist auf „Spuren bürger-schaftlichen Engagements im Stadtbild“ Weissenburgs hin, wenn er uns den fast vergessenen, vor über dreißig Jahren aufgelösten Verschönerungsverein, seine Geschichte und sein Wirken präsentiert. Zum Schluß meldet sich der Oberbürgermeister der Stadt Weissenburg, Herr Reinhard Schwirzer, zu Wort. Seine Anmerkungen zu einem Bewußtseinswandel schildern die Tatsache, daß in den letzten Jahren Weissenburg in Bayern stärker als früher von der Öffentlichkeit als Römerstadt wahrgenommen wird und wie dieses neue Ansehen auch der alten Reichsstadt von Nutzen sein kann.

Unter der Überschrift „Frankenbund intern“ wiederholen wir die Einladung zur 60. Bundesbeiratstagung des FRANKENBUNDES am 13. Oktober 2007 und hoffen, auch durch die Lektüre der Aufsätze, viele Bundesfreunde zu einer Teilnahme an dem Treffen animieren zu können. Einige Bemerkungen zu Büchern mit fränkischen Themen und drei aktuelle Hinweise beschließen diese Ausgabe des FRANKENLANDES: In Erlangen findet im Dezember ein Seminar zum Thema „Antijudaismus und Antisemitismus“ statt, wozu die Heimatpflege des Bezirks Mittelfranken herzlich einlädt. Außerdem stellen wir das Landschaftsmanagement des Archäologischen Spessart-Projektes e.V. vor und berichten von einem Treffen der Ritter des von Großherzog Ferdinand II. von Toskana vor 200 Jahren gegründeten St. Josephs-Ordens in Würzburg. Die Schriftleitung wünscht Ihnen allen viel Vergnügen und gute Anregungen bei der Lektüre Ihrer Zeitschrift FRANKENLAND

Ihr

Dr. Peter A. Süß.

## Weißenburg liegt in Franken.

### Eine Standortbestimmung aus dem Blickwinkel von Geschichte und Kleidung

von

*Evelyn Gillmeister-Geisenhof*

Das heutige liebenswerte Weißenburg ist das Ergebnis seiner bunten variationsreichen Geschichte. Aus eigenem Erleben bietet diese geschichtsträchtige und doch lebensstarke Stadt Heimat auch für zugereiste Neubürger selbst aus der Landeshauptstadt München, was etwas süffisant mitten ins Herz unseres Themas hineingeleitet: Weißenburg liegt in Franken. Und hierzu behaupte ich, daß die ehemalige Freie Reichsstadt im Gegensatz zu vielen anderen an dieser Stelle nicht genannten Orten ein gesundes Selbstbewußtsein bewahrt hat. Mit wenigen Schlaglichtern, die in keiner Weise den Anspruch auf einen Abriß der Geschichte Weißenburgs erheben, werden einige individuelle Kulturmuster der Vergangenheit für eine weiterhin lebendige Stadt ins Gedächtnis gerufen, die wiederum auch zeigen, wie unterschiedlich und zugleich wenig greifbar die Historie der einzelnen Zeitebenen ist.

Weißenburg in Bayern (früher im Nordgau), wie es seit 1904 – und damit fast 100 Jahre nach der Angliederung an das Königreich Bayern im Jahre 1806 – offiziell heißt, liegt kartographisch schon immer am Rand des sogenannten Frankenlandes, an das unmittelbar Altbayern und Schwaben grenzt. Genannt sei in diesem Zusammenhang auch die abenteuerliche Behauptung des Weißenburg-er Chronisten Georg Voltz, dem auch in der neueren wissenschaftlichen Literatur<sup>1)</sup> über die Stadt eine historisch fundierte und akribische Sammel- und Arbeitsweise attestiert wird, daß Weißenburg einst eine schwäbische Landstadt gewesen sei: „1029. XIII. Kalend. Junii ist Weißenburg von dem Kai-

*ser Conrado Salico als eine damalige schwäbische Landstadt vermöge eines Vertrags mit Herzog Ernst II. von Schwaben zu einer unmittelbaren Kaiserlichen freien Reichsstadt erhoben worden.*“<sup>2)</sup>

Was läßt sich nun an dieser Aussage historisch verifizieren? Die mittelalterliche Quellenlage gestaltet sich für Weißenburg äußerst mager, und wir sind trotz einiger neuer Erkenntnisse für eine lückenlose Gesamtschau immer noch auf teilweise spekulative Vermutungen aus der Empirie ähnlich gelagerter historischer Vorgänge angewiesen. So kann gesagt werden, daß der archivalisch gesicherte Königshof Weißenburg als wahrscheinlich fränkische Gründung zur Sicherung und Eingliederung des einst alamannischen Gaus Sualafeld in das Frankenreich entstanden ist und „daß in der 2. Hälfte des 7. Jahrhunderts auf dem Grund des damaligen (ehedem alamannischen) Herrenhofs eine St. Martins-Kirche errichtet wurde, die allen dortigen Bewohnern vor allem ein Sinnbild fränkischer Macht war...“<sup>3)</sup> also um das – hier wiederum vermutlich – „ungläubige Schwäbisch-Alamannische“ zu überwinden.

Des weiteren ist als gesichert anzunehmen, daß wohl Herzog Ernst II. von Schwaben vorübergehend das Gebiet von Weißenburg als Reichslehen erhielt, welches er jedoch schon 1028 im Zuge aufrührerischer Auseinandersetzungen mit seinem Stiefvater Kaiser Konrad II. an die kaiserliche Familie wieder abtreten mußte.<sup>4)</sup> Dagegen ist der Vertrag des salischen Kaisers Konrad II. mit dem Datum vom 8. Juni 1029, der allgemein lange Zeit als Stadterhebungsurkunde galt, eine auf ei-

nem originalen kaiserlichen Dokument ausgeführte Fälschung, die schon um 1900 von dem Historiker Harry Bresslau als solche erkannt worden ist.<sup>5)</sup> Seither werden Daten in dieser mittelalterlichen Zeitebene für Weissenburg in der Regel nur mehr im Konjunktiv verwendet.

Nach diesem Exkurs in die „schwäbische Vergangenheit“ Weißenburgs kann vielleicht eine weitere, sicher unbeabsichtigte Verfehlung ihre Grenzlandposition hervorheben: In dem umfangreichen sechsbändigen „Lexikon von Franken“, das von dem Schweinfurter Pfarrer Johann Kaspar Bundschuh um die Wende zum 19. Jahrhundert verfaßt wurde und in dem eine „vollständige alphabetische Beschreibung aller im ganzen Fränkischen Kreis liegenden Städte, Klöster, Schlösser, Dörfer, Flecken ...“<sup>6)</sup> eingefügt ist, fehlt die Stadt Weißenburg im Nordgau in der alphabetischen Reihenfolge. Sie wurde erst im An-

hang unter den „Druckfehlern, Berichtigungen und Ergänzungen“ aufgenommen. Dabei zählt Bundschuhs topographisches Lexikon durchaus zu den „außerordentlich verdienstvollen“ regionalhistorischen Beiträgen, wie im Handbuch der bayerischen Geschichte zu lesen ist.<sup>7)</sup>

Auch wenn bis heute keine Stadterhebungsurkunde nachweisbar ist, so bestätigen doch die archivalischen Quellen, daß Weißenburg spätestens 1318 mit dem verliehenen Recht zur Wahl des Reichsamtmannes die „Gerechsamte einer Reichsstadt“ erlangt hatte, dessen Status dann erstmalig 1338 in der Waldschenkungsurkunde mit „dez richs stat“ genannt wurde. Trotz einiger Verpfändungen, insbesondere unter König Ludwig dem Bayern, zuletzt 14 Jahre an den Nürnberger Burggrafen, konnte Weißenburg seine Reichsunmittelbarkeit erhalten, die 1360 unter Kaiser Karl IV. nach Auslösung mit einem Unverpfändbarkeitsprivileg festgeschrieben wurde. Hierbei gelangte Weißenburg ebenso wie Windsheim in die „Obhut“ der übermächtigen fränkischen Reichsstadt Nürnberg, die sich durch ihre finanzielle Hilfe am Lösegeld die Abhängigkeit beider Städte vertraglich sicherte, deren Anschluß und Schutz aber auch gerne – beispielsweise bei Bedrohungen durch Bayern nach der Besetzung von Donauwörth in den 1440er Jahren – genutzt wurde.<sup>8)</sup>

Seit der Gründung des Fränkischen Reichskreises 1500 unter Kaiser Maximilian I., der als eigenständiges politisches Organ bis zu seiner formellen Auflösung 1806 bestand, zählte Weißenburg neben Nürnberg, das stets die unbestrittene Führungsposition einnahm, Rothenburg, Schweinfurt und Windsheim zu den fränkischen Reichsstädten, die ihren festen Platz in den Kreisversammlungen auf der sogenannten vierten Bank behaupteten.<sup>9)</sup> Der Fränkische Reichskreis, erster der zehn Reichskreise im Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation, spiegelt in seiner Funktion als konstituierende Institution den Zeitgeist der beginnenden Neuzeit wider.

Die großen Schlagworte des 16. Jahrhunderts sind vor allem Humanismus und Reformation, deren geistiges Potential bis in die



Abb. 1: Darstellung des Fränkischen Reichskreises im LexiconTopographicum von Georg Paul Hönn, Frankfurt und Leipzig 1747. Die Wappen an den vier Säulen markieren die Unterteilung nach geistlichen und weltlichen Fürsten, Grafen und Reichsstädten.

(Photo: Stadtarchiv Weißenburg)

Gegenwart nachwirkend auch tiefgreifend in Weißenburg Eingang fand. Schon während des 15. Jahrhunderts verbreitete sich die neue geistige Strömung, die durch die Überwindung der Scholastik einer religiös-politisch freiheitlichen Bewegung den Weg auch für die Reformation bereitete. Hierbei wird die Glaubensspaltung als logische Konsequenz des Humanismus betrachtet, wobei allerdings der Humanismus nicht als Vorstufe zur Reformation sondern als gleichgewichtige kulturpolitische Äußerung verstanden wird.

Für die Fränkische Reichstadt Weißenburg heißt das, daß beispielsweise der Rat und die Bürgerschaft schon im Mai 1525 (zeitgleich mit Nürnberg) der „*neuen Lehre Luthers*“ beitraten, auch wenn sich anfangs der Stadtpfarrer Andreas Minderlein vermutlich aus Angst vor dem Bischof zu Eichstätt und den zu erwarteten Mindereinnahmen widersetzte. Im darauffolgenden Jahr vermerkt dann aber das Ratsprotokoll vom 19. Januar 1526, daß der zwischenzeitlich ebenfalls zum neuen Glauben übergetretene Minderlein um die Erlaubnis zur Verehelichung mit seiner Köchin eingegeben habe.<sup>10)</sup> Schon im Mai des Jahres 1525 erhielt Weißenburg von Nürnberg die Nachricht über das Verehelichungsrecht von Priestern gleichzeitig mit der Kunde über die Einbürgerung mit allen Rechten und Pflichten, was bedeutete: Die Geistlichkeit war nun nicht mehr ein gesonderter Stand neben den Ständen, sondern ein Stand unter den Ständen. Für die Reichsstadt Weißenburg, die kein Patriziat hatte, konnte die Idee des Humanismus im bürgerlichen Selbstbewußtsein durch die Eingruppierung des Priesterstandes wurzeln.

Heute noch legt das Konfessionsbild von 1604 in der Andreaskirche Zeugnis des geistigreformatorischen Umbruchs ab, was insbesondere auch an der dargestellten Kleidung sowohl bei den Bürgern als auch bei der Geistlichkeit sichtbar wird. Kleidung war und ist bis heute ein Spiegelbild der jeweiligen historischen Ebene, der sozio-kulturellen Normen und des individuellen Rollenverhaltens in Abhängigkeit von Ort, Zeit und Funktion. So repräsentiert die Schaubе ebenso wie das Baret, das selbst namentlich bis heute zum

vollständigen evangelischen Ornat gehört, die reformgeprägten geistigen Strömungen des Humanismus. Wie schon im 15. Jahrhundert in einem langsam sich steigernden Entwicklungsprozeß die klassischen Denkschemata der Antike die verkrusteten Formen der politischen und geistlichen Welt des Mittelalters aufbrechen, so zeigte auch die Mode diesen Entwicklungsprozeß

Schaube und Baret wurden zum sichtbaren Ausdruck der Überwindung der einseitigen „himmlischen Verklärungen“ im gottgewollten Ordogedanken. Die humanistische Idee mit ihrem Ansatz zur gesellschaftlichen Gleichstellung zeigte sich beispielsweise in der modischen Verbreitung dieser Kleidungsstücke für beide Geschlechter, auch wenn sie innerhalb der sozialen Stände durch Kleiderordnungen in Form, Material und Auszier zur Eindämmung der „Hoffart“ schnell wieder reglementiert wurden. Sie sind untrennbar mit dem Bild der Renaissance verknüpft. Die Entwicklung der Schaubе geht auf das 15. Jahrhundert zurück, als lange wallende Obergewänder üblich waren, die zu Beginn des folgenden Jahrhunderts modisch abgewandelt und verkürzt in die bürgerliche Mode einfließen, wie wir sie auf dem Weißenburger Konfessionsbild an den zum Teil sogar namentlich benannten Bürgern erkennen können.

Die humanistischen Gelehrten trugen die modernen Schauben weiterhin in der langen Form bis zum Knöchel und unterstrichen damit ihren Stand. Luther, der 1524 seine abgetragene Mönchskutte gegen die zeitgemäße Gelehrtschaube tauschte, versinnbildlicht in diesem Kleidungsstück für uns heute die neue Religionslehre, sie gilt häufig sogar als das Protestkleid der Reformation und wurde allgemein zum Priesterrock.

In den fränkischen Städten und Gemeinden trugen die protestantischen Pfarrer nun allgemein schon im 16. Jahrhundert auch außerhalb der Kirche den schwarzen Priesterrock, in dem sie in der Regel die Predigt hielten, als Standeskleid. Zu den Sakramentenfeiern wurde insbesondere in fränkischen Kirchen die Schaubе mit dem weißen Chorhemd darüber zur Amtstracht. Manche Geistliche legten beispielsweise zur Abendmahls-

feier oder zum Trauungsakt das ganze Meßgewand mit Kasel an. Luther betrachtete das Anliegen, die katholischen Meßgewänder während der Sakramentenfeiern als Amtskleidung zu tragen, leidenschaftslos und reihte die Kleiderfrage unter die sogenannten *Adiaphora*, die Mitteldinge ein, die indifferent und für die Rechtsgläubigkeit unerheblich waren.

Die Amtskleider gehörten im Gegensatz zur Schaubedeckung, der Standeskleidung, der jeweiligen Kirchenstiftung, die über den Bestand Inventarlisten anfertigen mußte. So erfahren wir, daß in der Freien Reichsstadt Weißenburg in der Andreaskirche wertvolle Meßgewänder noch bis zu ihrer Veräußerung durch Versteigerung für 240,40 Gulden im Jahre 1801 aufbewahrt und vermutlich zumindest zum Teil auch in den Gottesdiensten getragen worden sind. Als Indiz wertet die Autorin auf dem Konfessionsbild die Darstellung eines Pfarrers im Meßgewand mit Albe und Kasel mit einem goldenen Astkreuz wie er dem Weißenburger Bürger Christoff Münderlein das Abendmahl reicht, außerdem die Spende

eines neuen Meßgewandes im Jahr 1710: „Ein schwarz sammet ganz neues mit goldenen Dreßen, so die Frau Gräffin von Picklar 1710 legirt, sambt denen Alpen, deren 14 Stück sind.“<sup>11)</sup>

Die goldenen Tressen als Verzierungen auf dem Messgewand von 1710 lassen sich auf den florierenden Wirtschaftszweig der Leonischen Industrie zurückführen, die die Hugenotten, Glaubensflüchtlinge aus Frankreich nach der Aufhebung des Ediktes von Nantes 1685 durch König Ludwig XIV., nach Franken gebracht hatten. Von Nürnberg aus verbreitete sich die Gold- und Silberdrahtzieherei sowie deren Weiterverarbeitung über die Städte Schwabach und Roth bis nach Weissenburg. In der Reichsstadt lassen sich seit dem 17. Jahrhundert neben den Drahtziehern Bortenweber als Handwerker nachweisen. Im 18. Jahrhundert erlebte die Leonische Industrie ihre Blütezeit. Um 1800 wurden ein Drittel der Weißenburger Erzeugnisse ins Ausland exportiert. Vor allem der Handel mit Indien und Ostasien steigerte den Umsatz und ließ die Fabriken wachsen.<sup>12)</sup>



Abb. 2: Ausschnitt aus dem Weißenburger Reformationsbild in der St. Andreaskirche mit den drei Stiftern am Altar. (Photo: E. Gillmeister-Geisenhof)

Parallel zu den Borten erhielt auch die Silber- und Goldstickerei zunehmend eine wirtschaftliche Bedeutung für kirchliche Gewänder und an militärischen Uniformen. Die Produktion mit und aus Metallfäden fand auch Eingang in die regionale Kleidungsweise. Beispielsweise werden in Nachlaßinventaren von Weißenburger Bürgerinnen, die neben dem gesamten Besitz auch die einzelnen Kleidungsstücke, zum Teil mit Stoffbezeichnungen und Farbgebung näher bestimmend, auflisten, vereinzelt Verzierungen wie „mit goldener Spitz“ angegeben. In einem Inventar von 1764 ist verzeichnet: „I. roth scharlachen Mieder mit silbern Tressen Besatz, 1. damastene hauben mit göldliche Spitzen besetzt, 1. stofene hauben mit einer golden Spitz, 1. chagrin hauben mit einem alten golden Spitzlein...“<sup>13)</sup> Gold- und Silberstickereien schmückten in den Weißenburger Trachten die Böden der Bänderhauben des 19. Jahrhunderts, deren Muster in unzähligen Variationen in professioneller Sprengtechnik von gelernten Stickerinnen gefertigt das Lebensbaummotiv symbolisieren. Diese Stickerei wurde dann von Haubenmachern in die Kopfbedeckung eingearbeitet.

Die regionale Kleidung der Weißenburger machte in Form und Farben ihre protestantischfränkische Zugehörigkeit sichtbar.

Trachten werden heute in der ehemaligen Freien Reichstadt nicht mehr getragen, aber Gebäude, Straßen, Menschen, Dialekt, Gastronomie und manches mehr zeugen in den Stadtmauern noch von gewachsener Kultur, das heißt, die Veränderungen werden noch durch die Nichtveränderungen getragen. In unserer globalisierten Welt, die immer mehr in den Bereichen des Wohnens, Essens, Bekleidens und Arbeitens vereinheitlicht, ist eine Herkunftsneutralisierung<sup>14)</sup> auch in Städten keine Seltenheit. Weißenburg im Jahr 2007 ist das Produkt einer individuellen jahrhundertlangen Geschichtsentwicklung. Die Stadt lebt und ist trotz ihrer traditionsverbundenen Strukturen in unserer Wahrnehmung nicht zum Freilandmuseum erstarrt. Weißenburg nutzt ihre fränkische Geschichte als Ankerpunkt zur Moderne.

## Anmerkungen

- 1) Zum Beispiel: Peter Friedrich Haberkorn: Weissenburg in Bayern. Mammendorf/Obb. 1996, S. 21ff.
- 2) Georg Voltz: Chronik der Stadt Weissenburg im Nordgau und des Klosters Wülzburg. Weissenburg 1835, S. 53 (Faksimiledruck Weissenburg 1985).
- 3) Friedrich Eigler: Weissenburg und sein Umland im Jahre 793, in: villa nostra 2/1993, S. 21.
- 4) Lexikon des Mittelalters. Studienausgabe. Stuttgart/Weimar 1999, Bd. III, S. 2179.
- 5) Friedrich Blendinger: Weissenburg im Mittelalter. Ein Überblick, in: Jahrbuch des Historischen Vereins für Mittelfranken, 80. Jg. (1962/63), S. 5.
- 6) Johann Kaspar Bundschuh: Geografisch-Statistisch-Topographisches Lexikon von Franken, 6 Bde. Ulm 1799–1804.
- 7) Handbuch der bayerischen Geschichte, begr. von Max Spindler, neu hg. von Andreas Kraus, Band III, 1: Geschichte Frankens bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts. München 1997, S. 1075.
- 8) Blendinger, a.a.O., S. 24f.; Handbuch der bayerischen Geschichte, a.a.O., S. 640 ff. (insb. S. 676–681 zur Reichsstadt Weissenburg).
- 9) Vgl. hierzu Rudolf Endres: Der fränkische Reichskreis (Hefte zur bayer. Geschichte und Kultur 29, hg. vom Haus der Bayer. Geschichte). Augsburg 2003.
- 10) Gustav Mödl: Weissenburg – eine Reichsstadt im Umbruch der Zeiten 1480-1580, in: 1530–1980, 450 Jahre Augsburgs Bekenntnis in Weissenburg. Weissenburg 1980, S. 80.
- 11) Stadtarchiv Weissenburg A 3840; vgl. Evelyn Gillmeister-Geisenhof: Der Talar – Medium und Sprache, in: Evangelisch betucht. Katalog zur Ausstellung mit Gottesdienstgewändern und Amtstracht, hg. vom Gottesdienst-Institut der Evang.-Luth. Kirche in Bayern. Nürnberg 2007, S.17 ff.
- 12) Adolf Lehnberger: Anfänge und Entwicklung der Gold- und Silbertressenindustrie in Weissenburg, in: Jahrbuch des Historischen Vereins für Mittelfranken, 79. Jg. (1960/61), S. 205ff.
- 13) Stadtarchiv Weissenburg A 3328 II.
- 14) Odo Marquard: Zukunft braucht Herkunft. Stuttgart 2003, S. 236.

# Immer Ärger mit der Wülzburg? Weißenburg und sein größtes Baudenkmal

von

Daniel Burger

Die Stadt Weißenburg i. Bayern ist seit 1882 stolzer Besitzer der am besten erhaltenen Renaissancefestung Deutschlands.<sup>1)</sup> Für die Weißenburger ist „ihre“ Wülzburg nicht wegzudenken, und der Spaziergang um die Anlage ist ein beliebtes Ausflugsziel. Als der Stadtrat damals über den Erwerb der Wülzburg diskutierte, sprach man sich für den Kauf der vom Abriß bedrohten Festung aus, weil deren Fortbestand „wegen ihres geschichtlichen und politischen Zusammenhangs mit der Stadt erwünscht“ sei.<sup>2)</sup> Die Beziehungen Weißenburgs zur Wülzburg waren allerdings keineswegs frei von Spannungen, ja sogar handfesten Auseinandersetzungen.

## Das Kloster Wülzburg

Die Wülzburg erscheint Ende des 11. Jahrhunderts als Benediktinerkloster im Licht der Geschichte.<sup>3)</sup> Die Legende will es, daß dieses Kloster auf eine Kapellenstiftung Pippins zurückgehe, als sich dieser auf der Jagd im Wald auf dem „wilden Berg“ verirrt hatte, die dann Karl der Große zu einem Kloster erweitert habe. Solche Gründungslegenden waren weit verbreitet und dürfen kaum größere Glaubwürdigkeit beanspruchen. Viel wahrscheinlicher – aber angesichts der in karolingische Zeit zurückreichenden Kirchen und Klöster der Region (Solnhofen, Heidenheim, Eichstätt) weniger ehrenvoll – ist eine jüngere Entstehung unter dem Salier Konrad II. um 1030, als dieser dem aufständischen Sualafeld-Gaugrafen Ernst Güter nahm.

Das Kloster Wülzburg war eng mit der aufstrebenden Siedlung Weißenburg (867 erstmals erwähnt) verbunden. Eine potentielle Streitquelle zwischen dem Kloster und der Reichsstadt war das sogenannte Klösterlein

in Weißenburg. Ursprünglich ein Augustinerinnenkloster, wurde es nach einer Kriegszerstörung im 13. Jahrhundert von den Nonnen verlassen und zu einem Wülzburger Spital umgewandelt. Seit einer Stadterweiterung Ende des 14. Jahrhunderts lag dieses Wülzburger Spital innerhalb der Stadtmauer, war sozusagen exterritoriales Gebiet, in das mehrmals Straftäter flüchteten. Zudem erwarb das Kloster weiteren Grundbesitz um das Spital und versuchte, hiervon keine Stadtsteuer mehr an Weißenburg zu entrichten. Mehrfach mußte man diese Streitfälle gerichtlich klären.

Im Spätmittelalter kam die Schutzvogtei über das Kloster an den Burggrafen von Nürnberg aus dem Hause Zollern, der 1415 zum Markgraf von Brandenburg avancierte. Die Zollern verleibten das Kloster Wülzburg rasch ihrem Territorium ein, so daß während des Städtekriegs (1449–1451) Markgraf Albrecht Achilles die Wülzburg als militärischen Stützpunkt nutzen konnte. 1451 eskalierte der Konflikt, als die Weißenburger vernahmen, die Mönche würden ungewöhnlich große Mengen an Vorräten und Waffen im Kloster horten: Weißenburger zogen hinauf zum Kloster, stürmten dieses, mißhandelten Abt und Mönche, raubten Kirchenornat, Kirchengesamtheit, Glocken und natürlich das Klosterarchiv samt Bibliothek, und endlich steckten sie Gebäude in Brand. Ein solcher Übergriff auf ein Kloster konnte nicht ohne scharfe Reaktion der Geistlichkeit bleiben. Über die Täter wurde der Kirchenbann (d.h., der Ausschluß von allen Sakramenten) verkündet, und als diese ohne Reue blieben, untersagte man allen Weißenburgern den Kontakt mit den Gebannten, bei Vermeidung des gleichen Schicksals. Bann und Interdikt aber waren für ein städtisches Gemeinwesen eine harte, fast existentielle Bedrohung – und so endete der

Streit 1452 mit einem Vergleich und der Vergütung des angerichteten Schadens.

Das Ende des Klosters Wülzburg kam mit Einführung der Reformation im Fürstentum Brandenburg-Ansbach. Das seit 1523 in ein Chorherrenstift umgewandelte Kloster Wülzburg wurde endgültig 1536 säkularisiert und in ein weltliches Verwalteramt umgewandelt.

### *Der Streit um den Festungsbau*

Im Jahre 1588 begann eine neue Phase in der Weißenburg-Wülzburgischen Beziehung: Markgraf Georg Friedrich d.Ä. von Brandenburg-Ansbach und Kulmbach, seit 1578 auch Herzog in Preußen, begann hier an Stelle der nutzlosen Klostergebäude mit dem Bau einer modernen Artilleriefestung.<sup>4)</sup> Diese sollte das südliche Gegenstück zur Festung Plassenburg über Kulmbach werden, um – wie eine Quelle rund fünfzig Jahre später feststellte – im Falle einer Landesteilung von Ansbach und Kulmbach(-Bayreuth) jedem Teil eine Festung zur

Sicherung des Landes zu geben. Für unser Thema ist es ganz offensichtlich, daß nun die Konflikte um die Wülzburg in eine neue heiße Phase traten.

Die Anrainer, also die Reichsstadt Weißenburg, der Deutsche Orden zu Ellingen, der Fürstbischof von Eichstätt und der Marschall zu Pappenheim konnten der Manifestation markgräflicher Macht direkt vor ihren Augen nichts Gutes abgewinnen. Als Reichsstände vertrauten sie auf die Möglichkeit, juristisch durch das oberste Gericht des Deutschen Reiches, das Reichskammergericht zu Speyer, den Bau untersagen zu lassen. Hierzu mußte man zunächst formell gegen den Bau protestieren. Allein die Vorbereitung dieses Aktes beanspruchte Wochen. In der Zwischenzeit richtete der Markgraf auf dem Wülzburger Berg eine Großbaustelle ein, zu der er die markgräflichen Untertanen der Gegend aufbot, hier Fuhr- und Wachdienste zu leisten. Außerdem veranstaltete man einen Wochenmarkt auf dem Berg und zog damit Lebens-



Abb. 1: Luftbild der Festung Wülzburg aus östlicher Richtung mit der Stadt Weißenburg im Hintergrund in einer Aufnahme aus dem Jahr 2000. (Stadtarchiv Weißenburg; Photo: Josef Mang)

mittel von den Weißenburger Märkten ab. Am 5. September 1588 kam es endlich zur offiziellen Protestaktion. Die Abgesandten aus Ellingen, Eichstätt und Weißenburg (Pappenheim hatte sich aus dem Streit zurückgezogen) trafen sich südöstlich von Weißenburg und zogen heimlich durch den Wald auf die Wülzburg zu. Sie kamen gar nicht bis ganz an diese heran und mußten ihre Protestaktion im Vorfeld ausführen. Der markgräfliche Baumeister Blasius Berwart d.Ä. hörte sich die Protestformeln zwar an, aber das Betreten der Baustelle verweigerte er rigoros. Letztendlich muß die ganze Aktion eher hilflos gewirkt haben – am Ende ließen die Abgesandten noch alle ihre Untertanen mittels Paukenschlag zum Verlassen der Baustelle auffordern. Dies hatte kaum Erfolg. Um nicht vor den Mit-Protestierenden das Gesicht zu verlieren, mußte der Weißenburger Stadtrat einige Bürger mit dem Turmgefängnis strafen. Ob das dauerhafte Wirkung hatte, ist sehr zu bezweifeln. Wie eine Quelle von 1595 aussagt, hatten Weißenburger sogar Geld zum Festungsbau geliehen, was dem Stadtrat gegenüber Ellingen und Eichstätt sehr unangenehm war. Immerhin, mit dem offiziellen Protest gegen den Festungsbau konnte der juristische Schlagabtausch beginnen. Aber schon zu Beginn versprachen kundige Juristen sich davon wenig Erfolg – und in der Tat, während man in Speyer noch pro und contra austauschte, wuchs die Baustelle immer weiter, trotz des eigentlich verhängten Baustops. Der Markgraf berief sich einfach auf seine Rechte als Landesherr, der auf seinem Grund und Boden machen könne, was er wolle. Markgraf Georg Friedrich zeigt sich hier als echter Realpolitiker, der seine Machtposition sowie die Handlungsfähigkeit der kleinen fränkischen Reichsstände wohl einzuschätzen wußte. Selbst wenn das Reichskammergericht ein Urteil gegen ihn gefällt hätte: als Exekutionsmacht hätte man Truppen des fränkischen Reichskreises benötigt, und hier war der Markgraf selbst eine der stärksten Mächte. Wie sagte es doch ein Jurist schon 1588: „*Im fränkischen Kreis löscht nur derjenige, auf dessen eigenem Dach es brennt!*“ So verlief der Prozeß gegen den Bau der Festung Wülzburg im Sande, während des Drei-

ßigjährigen Krieges scheint er „*sanft entschlafen*“ zu sein, im Westfälischen Frieden 1648 wurde dann die Existenz der Festung und ihr Besitz durch die Markgrafen endgültig reichsrechtlich bestätigt.

### *Der Schuß von der Wülzburg und andere Unannehmlichkeiten*

Für einen Großbau wie den der Festung Wülzburg benötigte man viele fähige Arbeiter. Mit der populären, aber schon für das Mittelalter unzutreffenden Vorstellung der einzig fronenden Bauern beim Burgenbau hatte dieses Unternehmen nichts zu tun. Von weit her zog die Baustelle Handwerker und Handlanger an. Es konnte nicht ausbleiben, daß es bald schon zu Reibereien zwischen den Weißenburgern und Wülzburger Bauarbeitern kam, die abends die Gasthäuser und Tavernen besuchten. Die zum Schutz der Baustelle stationierten Landsknechte verübten Felddiebstähle, fischten in den Weihern und Bächen rund um den Wülzburger Berg und begingen Wilderei. Als der Stadtrat seinen Schreiber hinauf auf die Wülzburg sandte, um für die Abstellung dieser Untaten zu bitten, erntete man selbstverständlich (politisch korrekt, würde man heute wohl sagen) beim Baumeister großes Verständnis – viel änderte sich aber nicht. Als der Baumeister Blasius Berwart d.Ä. 1589 auf der Baustelle starb, verschärfte sich sogar das Treiben der Arbeiter und Soldaten. Noch 1607 sprechen die Akten von Klagen über wildernde Soldaten der Wülzburg.

Was für ein Potential die Artilleriefestung Wülzburg hatte, erlebten die Weißenburger bereits während des Baues. 1595 testete das Wülzburger Militär die Kanonen. Die Kugeln schlugen auf den Feldern, Wiesen, Obstgärten, auf den Straßen und unter dem weidenden Vieh ein. Ein besonders „gelungener“ Schuß flog sogar bis in die Stadt hinein, schlug dort in der südlichen Stadterweiterung nahe dem Wildbad ein, wo soeben die Hochzeit der Weißenburger Stadtbaumeisterstochter tanzte. Die Kugel, so die zeitgenössische Beschwerdeschrift, traf den Zaun, riß einen Zaunstecken weg und einen langen Schleiß ins Erdreich bis zu den nahen Fischgruben – also

ein potentiell tödlicher Treffer! Natürlich entschuldigte sich die Wülzburger Militärbesatzung, wobei die Ausrede, man habe dem die Festung besichtigenden Grafen von Mansfeld zu Ehren schießen wollen, etwas bemüht wirkt, denn Salut wird normalerweise nicht mit scharf geladenen Kanonen geschossen.

## Die Festung im Dreißigjährigen Krieg

Gegen 1610 war die Wülzburg vollendet. Markgraf Georg Friedrich war bereits 1603 gestorben und tatsächlich hatte es eine Teilung der fränkischen Fürstentümer in Brandenburg-Ansbach und Brandenburg-Kulmbach(-Bayreuth) gegeben. Als sich 1632 die Markgräfin-Witwe Sophie (welche eine Vor-

mundschaftsregierung führte) vor den heranrückenden katholischen Truppen unter dem bayerischen General Tilly auf die Wülzburg flüchtete, stand die Festung vor der ersten Bewährungsprobe. Tilly kesselte die Festung ein und verlangte im Namen des Kaisers die Auslieferung, andernfalls drohte er mit der Besetzung des Fürstentums. Obwohl die Festung voll ausgerüstet war, übergab die Markgräfin die Wülzburg kampfflos; eine politische Entscheidung, welche die protestantische, sich auf die Seite Schwedens geschlagene Verwandtschaft in Bayreuth heftig vor den Kopf stieß. Wenig später rückte König Gustav Adolph von Schweden heran, und die kaiserlichen Truppen, die bis dahin auch in Weißenburg lagerten, zogen sich auf die Wülzburg zurück – nicht ohne auch fünf Weißenburger Falkonette samt Pulver und Blei mit



Abb. 2: Weißenburg und Wülzburg im Dreißigjährigen Krieg – Ausschnitt aus einem dreiteiligen Kupferstich von Georg Hipschmann aus der Zeit zwischen 1632-1634. (Stadarchiv Weißenburg; Photo: Privatbesitz)

sich abzuführen. Daher wurde Weißenburg auch sofort schwedisch besetzt. Die nun folgende Blockade der Wülzburg war der Auftakt zu jahrelangen Bedrückungen der Zivilbevölkerung, die hier nicht näher ausgeführt werden können. Mehrfach wechselte die Stadt Weißenburg den Besatzer, wurde belagert und erobert. Anders als Dinkelsbühl oder Rothenburg hatte die Reichsstadt Weißenburg keinen Schutzheld à la Bürgermeister Nusch – der Grund dafür, daß Weißenburg trotz diesbezüglicher Versuche um 1900 kein romantisches Historienspiel über den Dreißigjährigen Krieg etablieren konnte wie seine Nachbarstädte; es fehlte hier einfach das Happy End.

Während des ganzen Dreißigjährigen Krieges blieb die Wülzburg unter kaiserlicher bzw. bayerischer Besatzung. Von dort aus beschloß man – bei entsprechender feindlicher Besatzung in Weißenburg – die Reichsstadt, mehrere Personen wurden dadurch getötet; herumstreifende Wülzburger Truppen ermordeten Zivilisten vor den Stadtmauern, so daß man sich über Monate nur unter Lebensgefahr aus der Stadt wagen konnte.

Die Festung wurde erst 1648/49 wieder an Brandenburg-Ansbach übergeben. Aber in was für einem Zustand! Die meisten Geschütze hatte man beim Abmarsch mit weggeführt und bis in das 18. Jahrhundert hinein waren markgräfliche Diplomaten und Militärs auf Recherche über deren Verbleib. Außerdem war 1636 das Wülzburger Schloß bis auf die Außenmauern abgebrannt, weil der Köchin das Schmalz in der Pfanne anbrannte und der Kommandant in Panik Wasser in die Flammen geschüttet hatte. Markgraf Albrecht V. von Brandenburg-Ansbach ließ das Schloß wieder aufbauen und auch sonst die Bauschäden reparieren, aber ein repräsentatives Leben kehrte nie wieder auf der Wülzburg ein.

*„Behüt uns Gott vor Wülzburg!“*

In Friedenszeiten nutzte man Festungen gewöhnlich als Kasernen, Invalidenhäuser (also eine Art Militäraltenheime) und natürlich als Gefängnisse. Von den Soldaten bewachte Gefangene waren billige Arbeiter den Festungswerken, arbeiteten als Schanzsträf-

linge an den Wällen und Mauern sowie im Steinbruch. Selbstverständlich blieb dies kein Geheimnis, und wohl dürfte keinem Weißenburger gewesen sein, wenn er an diesem Zuchthaus vorbeikam. Es gab sogar ein Sprichwort („*Behüt uns Gott vor Cadolzburg, Langenzenn und Wülzburg!*“), das die berühmten Orte der Folter, der Hinrichtung und des Festungsgefängnisses im Markgraftum verknüpfte.

Für viele Straftäter war die Wülzburg nur eine Durchgangsstation. Leichtere Kriminelle, Landstreicher und anderes ungelittenes Volk wurden hier eingesperrt und dann in Sammeltransporten zu Fuß über die Alpen nach Venedig geschickt und „nutzbringend“ auf die Galeeren abgeschoben. Das Elend kann man sich kaum ausmalen, die Lebenserwartung war bedrückend niedrig. Von den Wülzburger Gefangenen ging auch eine potentielle Bedrohung aus, denn immer wieder glückten Fluchtversuche, und dann mußte man mit Aufrufen und Plakaten nach ihnen fahnden. Ein gewisses Unsicherheitsgefühl dürfte daher latent vorhanden gewesen sein, zumal auch Wülzburger Soldaten desertierten. Aus dem Jahre 1815 ist eine Revolte der rund 60 Festungssträflinge überliefert, gegen die das Weißenburger Bürgermilitär vorrückte, freilich ohne wirklich eingreifen zu müssen. Eine weitere Verbindung zwischen Wülzburg und Weißenburg war auch dadurch gegeben, daß der Stadtphysikus oft zugleich Garnisonsarzt war.

Zumindest einer der Wülzburger Gefangenen konnte seinen Lebensabend einigermaßen glücklich in Weißenburg verleben: Der ehemalige Ansbacher Hofmaler Johann Carl Zielr wurde 1718 wegen Verwicklungen in die Affäre um den Hofprediger Dr. Christoph Christian Händel (der sein Leben auf der Wülzburg als Gefangener 1734 nach zwanzig Jahren Haft beschloß) auf der Festung inhaftiert. Nach seiner Freilassung lebte er in der Reichsstadt, wo er unter anderem Ratsherren porträtierte. Sein Grabstein ist in der Mauer des Weißenburger Südfriedhofs erhalten und wurde 2006 restauriert. Als Weißenburger mußte Zielr auch noch miterleben, wie seine Nichte auf der Wülzburg 1742 in der Gefangenschaft an der Schwindsucht starb. Sie war

Mätresse des Markgrafen Carl Wilhelm Friedrich von Brandenburg-Ansbach, des „Wilden Markgrafen“, gewesen und hatte angeblich seine Durchlaucht mit einer „galanten Krankheit“ angesteckt. Ein anderer Staatsgefangener auf der Wülzburg war ein gewisser Baron Rauber, der 1740 wegen Verunglimpfung des Markgrafen zu lebenslanger Festungshaft verurteilt wurde. Er war offenbar ein rechter Querulant, denn der Festungspfarrer hatte seine liebe Not mit diesem Gefangenen, den er doch geistlich betreuen sollte. Pfarrer Johann Graner fügte 1741 dem Sterbeeintrag Raubers den Stoßseufzer an: *„Wir wünschen, daß sich Gott seiner in Gnaden erbarmt habe, unsere Gemeinde aber mit Leuten, die sich dem Gehorsam seines seligmachenden Wortes entziehen, hinfüro verschonen möge.“*

### *Weißenburg und Wülzburg werden bayerisch*

1791 dankte Markgraf Alexander von Brandenburg-Ansbach-Bayreuth ab; aufgrund der Hausverträge kamen die fränkischen Hohenzollernlande an die Hohenzollern in Brandenburg-Preußen. Die Wülzburg war nun eine preußische Festung. Der Bauzustand freilich entsprach am Ende des 18. Jahrhundert gar nicht mehr dem, was man von einer Artilleriefestung forderte – hierzu hätte sie umfangreiche Außen- oder Vorwerke benötigt, damit ein Angreifer möglichst weit vor der Hauptumwallung aufgehalten werde. König Friedrich Wilhelm III. von Preußen ließ daher prüfen, die Festung in ein Landesarmenhaus umzuwandeln. Man muß sich dies in der Konsequenz vorstellen: die Armen des ganzen Landes hätte man hier auf einem Berg, umgeben von bröckelnden Mauern, in einem großen Kasernenbau gesammelt, was zweifellos auch eine Konzentration von menschlichem Unglück bedeutet hätte. Glücklicherweise wurde dies nicht realisiert, aber man hat damals die Einrichtung der Roßmühle, insbesondere die noch brauchbaren Mühlsteine verkauft.

Die militärische Besetzung der Festung war schon seit dem frühen 18. Jahrhundert zusammengesetzt aus einer Artillerieeinheit, einigen Musketieren und den Ansbachischen

Veteranen bzw. Invaliden. Neben dem Militärpersonal lebten auch etliche Zivilisten auf der Wülzburg. Es waren vor allem die Familien der Soldaten, aber auch ein Pfarrer, ein Schulmeister und ein paar Handwerker. Die meisten Soldaten und Invaliden übten in ihrer Freizeit handwerkliche Berufe aus, um ihr Einkommen etwas aufzubessern.

1806 kam der Ansbachische Landesteil an das neue Königreich Bayern, und aus königlich preußischen, vormals markgräflichen Soldaten wurden nun bayerische. Man kann sich dies bildlich vorstellen, denn in der Tat wechselten die Soldaten einfach die Uniform, nachdem man sie auf den neuen Landesherrn vereidigt hatte. Nicht allen gefiel diese Entwicklung. In den Wülzburger Sterbematrikeln ist hierzu eine tragische Episode überliefert. Der Invalide Michael Geret, ein Veteran aus dem amerikanischen Unabhängigkeitskrieg, erhängte sich 1807 lieber in seiner preußischen Uniform, als am nächsten Tag in bayerischer Montur auf die Wache zu ziehen. Den Unglücklichen begrub man in der Stille neben der Plankenwand des Wülzburger Friedhofs.

1806 war aber auch die einstige Reichsstadt Weißenburg endgültig an Bayern gekommen – man könnte also annehmen, daß sich die schwierigen Beziehungen zwischen der Stadt und der Festung unter einem gemeinsamen Landesherrn verbesserten. Aber dies war nicht der Fall. Auf der Wülzburg wurden nun offenbar altbayerische Truppen stationiert, jedenfalls sind Schlägereien zwischen Wülzburger Soldaten und Weißenburger Handwerksburschen überliefert, die sich unter anderem an Provokationen über die protestantische Konfession der Weißenburger entzündeten. Für den gestiegenen Anteil an Katholiken unter der Wülzburger Garnison wurde daher auch eine katholische Festungskuratie eingerichtet, der protestantische Wülzburger Pfarrer bekam geistliche Konkurrenz.

Die Wülzburg wurde vom Königreich Bayern als befestigter Depotplatz erhalten und einer umfassenden Sanierung unterzogen. Noch heute kann man dies an zahlreichen Stellen durch im Mauerwerk eingelassene Jahreszahlen feststellen. Auch die Funktion als Festungsgefängnis, insbesondere für Mi-

litärsträflinge, behielt Bayern bei; man erbaute sogar in 1864 ein neues Zellengefängnis am nordöstlichen Rand des Innenhofs. 1866 verfügte man, daß die Wülzburg künftig nur noch als Gefängnis für Protestanten zu verwenden sei, doch war dies sowieso kurz vor dem Ende dieser Nutzung (s.u.). Den größten Aufwand trieb man für eine bessere Wasserversorgung. Der Ingenieuroffizier Franz von Hoermann entwarf sechs neue große Regenwasserzisternen, von denen sich fünf in den Kurtinen befinden, während die größte zentral im Innenhof zu liegen kam. Aber Hoermann erntete nicht nur Lob für seine Tätigkeit, denn die größte Zisterne ließ er beginnen, ohne die erforderliche Zustimmung der vorgesetzten Behörden einzuholen – als man dies bemerkte, war bereits so viel Geld für den Bau ausgegeben, daß man ihn auch weiterführen mußte. Zweifellos hat dieses Vorgehen Hoermann nicht gerade Freunde gemacht. Aber die „Ludwigs-Zisterne“ Nummer VI wurde 1831 vollendet und als größte Zisterne des Königreichs ist sie bis heute ein technisches Denkmal ersten Ranges.

### *Ende der Festungseigenschaft – was wird aus der Immobilie?*

Im Krieg von 1866 wurde die Wülzburg ein letztes Mal in den Verteidigungszustand versetzt, mit größerer Garnison versehen und armiert. 40 Schafe weideten auf den Wiesen und im Graben, 16 Mastochsen wurden von einem Schanzsträfling gehütet. Aus Weißenburg brachte man Vermögen in Kisten und Kästen hinauf und lagerte es in einem Kurtinenbogen, der dem Wülzburger Wirt Walther als Stall und Keller diente. Die Wülzburg erhielt sogar aus Augsburg die modernsten Geschütze mit gezogenen Läufen, allerdings fehlten diesen die Verschlüsse und waren damit unbrauchbar – als endlich die Verschlüsse angeliefert wurden, war bereits Waffenstillstand geschlossen worden.

Der Krieg von 1866 hatte in aller Deutlichkeit gezeigt, daß die kleinen, alten Festungen gegen die moderne Artillerie nicht mehr zu halten waren. 1867 hob daher König Ludwig II. von Bayern die Festungseigenschaft der

Wülzburg auf. Die letzte Festungsgarnison bestand aus zwei Kompanien zu je 80 Mann unter dem Oberbefehl des Kommandanten Oberst Philipp Busch. Nach 1867 lag auf der Wülzburg nur noch eine kleine Wachmannschaft. Für die Weißenburger dürfte der Abzug der meisten Wülzburger Soldaten auch ein wirtschaftlicher Einbruch gewesen sein. Die Stadt erkannte ganz richtig, daß die bröckelnde Wülzburg für die moderne Armee nicht tauglich war, aber andere Nutzungen kamen aus ihrer Sicht durchaus in Betracht: 1873/74 schlug die Stadt vor, die Wülzburg als Strafanstalt zu nutzen. Doch das bayerische Justizministerium winkte ab. 1877 überlegte der Stadtrat, aus dem Baumaterial der Wülzburg eine Kaserne zu errichten, also das Militär nach Weißenburg zurückzuholen, aber erst 1913 machte der Stadtrat einen formellen Vorstoß, eine Garnison zu erhalten, und als Standort schlug man auch weitsichtig ein stadteigenes Gelände nahe des Bahnhofs vor.<sup>5)</sup> Aber diese und auch die spätere Garnisonsbewerbung von 1917 hatten keinen Erfolg.

Auf das Ende der Festungseigenschaft folgte unvermeidlich die Frage, was nun mit der Wülzburg zu geschehen habe? Den Militärhaushalt wollte man nicht mit einer leerstehenden Immobilie belasten, und so hat man auch im Fall der Wülzburg das getan, was man bei fast allen ehemaligen Festungen tat: man suchte einen Käufer für altes Inventar und dann für die Immobilie selbst. Nun war allerdings die Wülzburg keine Stadtfestung wie beispielsweise Würzburg, Augsburg, Nürnberg, Forchheim oder Königshofen i. Grabfeld, bei der man darauf hoffen konnte, daß die Bewohner genügend Interesse an der Beseitigung der einengenden Festungsmauern besaßen. Auch das Mauermaterial war nicht so gut, daß ein Abbruch gute Geschäfte versprach, wie man sich dies bei guten Sandsteinquadern vorstellen konnte. So vergingen etliche Jahre, ohne daß ein Verkauf zustande kam. Erst als ein auswärtiges Konsortium ernsthafte Kaufabsichten zeigte, wurde es dem Weißenburger Stadtrat zu mulmig. Bei der Versteigerung am 25. März 1881 hatten die Privatleute eine zu geringe Summe geboten, so daß der König die Zustimmung ver-

sagte. So kam Weißenburg doch zum Zug: Für 14.000 Mark erhielt die königlich bayerische Stadt den Zuschlag, der Kaufvertrag datiert vom 10. November 1882. An der Spitze Weißenburgs stand damals der 1. Bürgermeister August Fleischmann, der das Amt bereits seit 1854 inne hatte, und unter dessen Epoche Weißenburg den Anschluß an die moderne Welt erlebte, wie etwa den Bau des Bahnhofs, des Gaswerks, des städtischen Krankenhauses, der Realschule und der Turnhalle. Seit 1863 war Weißenburg zudem kreisfreie Stadt. In den 1870er Jahren waren zwei mittelalterliche Weißenburger Stadttore und Teile der Stadtmauer abgebrochen worden, weil man sie als Verkehrshindernisse ansah. Der Ankauf der alten Festung war also sicherlich nicht rein romantischen Gefühlen entsprungen, dazu sprechen diese Aktivitäten des Stadtrats eine zu deutliche Sprache. Hier ging es darum, die einmalige Chance, diese große Immobilie vor den Toren der Stadt für Weißenburg zu sichern, und fremde Interessenten, auf die man keinen Einfluß ausüben könnte, außen vorzuhalten.

Von diesem Verkauf der Wülzburg ausgenommen blieb der südliche Schloßflügel mit der Schloßkirche, für deren Erhalt der Käufer hätte eintreten müssen. So gehört dieser Schloßflügel bis heute dem Freistaat Bayern. Die übrige Festung war nun in voller Verfügungsgewalt Weißenburgs. Um einen Teil des Kaufpreises wieder hereinzuholen, versteigerte der nüchtern denkende Stadtrat 1883 die Innenhofgebäude entlang der Wallmauern auf Abbruch, was immerhin 9.821 Mark erbrachte. Die meisten der Festungshäuser sind damit seit 1884 (zumindest oberirdisch) spurlos verschwunden. Nur das erst rund 20 Jahre alte Neue Kommandantenhaus wurde sorgfältig abgebaut und in denselben Proportionen unten in der Stadt, in der heutigen Bahnhofstraße, wieder aufgebaut. Der Innenhof glich bald einer leeren Ödnis, zumal die Wallmauern bereits sichtbar zu bröckeln begannen. So war es eine erste gestalterische Maßnahme, als man im Innenhof Bäume anpflanzte. Auch der bis dahin kahle, aus militärischen Gründen immer frei gehaltene Hang des Wülzburger Berges wurde nun aufgestockt. Im späten 20. Jahrhundert war die Wülz-

burg im Wald verschwunden. Erst vor wenigen Jahren faßte die Stadt den Entschluß, dieser Entwicklung Einhalt zu bieten und die Festung wieder, wie Jahrhunderte lang üblich, von Bewuchs freizuhalten. Inzwischen ist die Festung wieder von weit her sichtbar, ein echter Gewinn für dieses Baudenkmal!

### *Das Kriegsgefangenen- und Internierungslager Wülzburg*

Noch vor dem Verkauf der Wülzburg diente die aufgelassene Festung 1870/71 als Kriegsgefangenenlager für französische Soldaten. Eine Postkarte mit einer Gefangenengruppe vor der Ludwigszisterne ist die älteste Photographie der Wülzburg.

Im Ersten Weltkrieg wurde diese Nutzung erneut aufgegriffen. Bereits am 11. August 1914 erklärte sich der Stadtrat mit der Einrichtung eines Kriegsgefangenenlagers einverstanden. Die französischen und russischen Soldaten, die in Kolonnen durch die Stadt auf den Berg geführt wurden, erregten in der Stadt natürlich große Neugier. Auch hier sind es wieder zahlreiche Postkarten und sogar Gemälde, die dies belegen.<sup>6)</sup> Nach rund einem Jahr wurde die Wülzburg in ein Offiziersgefangenenlager umgewandelt. Die Mannschaften wurden zu Arbeiten herangezogen, so reinigten die gefangenen Franzosen zum Beispiel den Badeweiher unterhalb der Wülzburg. Die Offiziere dagegen mußten gemäß internationalen Gepflogenheiten keine Arbeit verrichten. Für sie gab es sogar einige Freiheiten, wie zum Beispiel einen kleinen Tennisplatz im Hof der Wülzburg. Dennoch hielt es keinen Offizier freiwillig hinter Stacheldraht. Es kam mehrfach zu Fluchtversuchen. Den heute bekanntesten Fluchtversuch unternahm ein damals noch unbekannter französischer Capitaine, Charles de Gaulle.<sup>7)</sup> Er war Anfang Mai 1918 auf die Wülzburg gekommen, die als besonders ausbruchssicher galt, denn de Gaulle, seit 1916 in Kriegsgefangenschaft, hatte schon in anderen Lagern Fluchtversuche unternommen. Er flüchtete von der Wülzburg am 10. Juni 1918 in einem Wäschekorb versteckt, wurde aber auf der weiteren Flucht erkannt und auf die Wülzburg zurücktransportiert.

Im Zweiten Weltkrieg wurde die Wülzburg erneut Gefängnis, nun aber nicht mehr für kriegsgefangene Soldaten, sondern für Zivilisten von „Feindmächten“ – die Wülzburg wurde das „Internierungslager (Ilag) XIII“. Hier wurden Niederländer, Briten, nach 1941 aber vor allem Matrosen der sowjetischen Handelsmarine interniert, die bei Kriegsausbruch in deutschen Häfen gelegen waren. Diese Internierten mußten selbstverständlich Zwangsarbeit verrichten. Anders als im Krieg zuvor gibt es von diesen Gefangenen fast kein Bildmaterial. Die einzigen bisher bekannt gewordenen Photos zeigen einen Appell im Festungshof und das Begräbniskommando. Die während der Internierung gestorbenen Sowjetbürger („Russen“) begrub man nicht wie die anderen auf dem Wülzburger Friedhof, sondern im sogenannten Fallgarten am westlich der Wülzburg gegenüberliegenden Hang. Dieser „russische“ Friedhof ist heute würdig gestaltet und auch ausgeschildert. Zu den Prominenten unter den Internierten gehörte der tschechische Komponist Erwin Schulhoff, der hier auf der Wülzburg starb.<sup>8)</sup> 1945 wurde die Wülzburg dann zu einem Kriegsgefangenenlager für deutsche Soldaten, aber schon bald verwendete man die Anlage, um hier ein Massen-Flüchtlingslager einzurichten.<sup>9)</sup> Diese Nutzung hat sich den älteren Weißenburgern eingepreßt, und am Festungstor kann man bis heute die Aufschrift „Flüchtlingslager Wülzburg“ lesen. Aus dem Flüchtlingslager wurde dann nach 1952 fast nahtlos ein Kreisaltersheim (man denke aber an die Lage, die einer solchen Nutzung nicht förderlich war). Auf dieses folgte 1968 mit einer grundlegenden Sanierung des Schlosses eine Schule für soziale Berufe, zuerst geführt von dem „Missionsdienst für Christus e.V.“, seit einigen Jahren nun von den „Rummelsbergern“.

### *Das Denkmal soll erhalten bleiben – wer zahlt?*

Als die Stadt Weißenburg die Wülzburg 1882 erwarb, war an einen Erhalt der Festungswerke im Sinne modernen Denkmalschutzes nicht zu denken: „An den Festungsmauern ist vorläufig gar nichts zu machen,

*sie sind gleich den Wällen und Gräben ihrem Schicksal zu überlassen.“* Immerhin konnte man in der Zwischenkriegszeit den Schloßbau als Veteranenheim („Kriegererholungsheim“) und Jugendherberge nutzen und damit erhalten. Nur einzelne Maßnahmen an herausgehobenen Punkten der Festung konnte man, unterstützt von staatlichen Zuschüssen, durchführen.

Erst in den späten 1960er Jahren änderte sich dies, als die Stadt Weißenburg mit einer partiellen Sanierung im größeren Stil begann. Dies betraf den Bereich hinter dem Schloß sowie als schönstes und wichtigstes Festungswerk die Bastion Roßmühle. Der Architekt und Künstler Reiner Joppien und das Stadtbauamt Weißenburg leiteten damals die Umgestaltung des Schlosses (1968–1980) sowie die Sanierung der Festungswerke.<sup>10)</sup> Man entschloß sich, die Bastion Hauptwache und die angrenzende Kurtine hinter dem Westflügel mit Sichtbeton zumindest in der Kubatur zu erhalten, während man auf eine Vorblendung von Bruchsteinmauerwerk verzichtete. Dieses kam dann bei der Bastion Kaltes Eck und der Kurtine zur Bastion Roßmühle zum Einsatz, da dieser Bereich direkt vom öffentlich zugänglichen Innenhof aus gesehen werden kann. Auch die Bastion Roßmühle erhielt eine solche Behandlung an ihren Außenmauern, der große Kuppelsaal der Mühle dient seitdem im Sommer als Veranstaltungsraum. Die übrigen Festungswerke konnten damals nicht in Angriff genommen werden. Vor allem bei den Bastionen Krebs und Jungfrau beschleunigte sich in den 1970er Jahren der Verfall dramatisch. Die Kasematten konnten schließlich nicht mehr betreten werden, der Zugang durch die Gewölbe der Bastion Jungfrau zum Wasserhochbehälter war nur noch mittels eines bergmännischen Schutzverbaus möglich.

Die nächste Stufe der Rettungsmaßnahmen war daher der großflächige Einsatz von Spritzbeton. Damit konnte der unmittelbare Verfall aufgehalten werden, freilich nahm man dafür den Verlust historischer Oberflächen in Kauf und brachte durch die Dichtigkeit des Betons langfristig ein Feuchtigkeitsproblem ins Mauerwerk ein. Wasser, das von oben durch die Erdwälle einsickert, kann nun

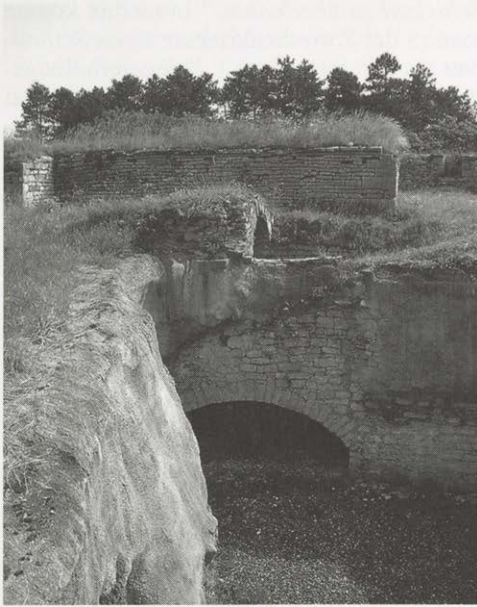


Abb. 3 u. 4: Die Plattform der Bastion Krebs mit den teilweise eingestürzten Gewölben nach der Sicherung mit Spritzbeton und vor der endgültigen Sanierung (links) sowie nach dem Wiederaufbau (rechts, 2007).

(Photos: Stadtarchiv Weißenburg)

nur noch schlecht austreten und sammelt sich im Mauer Kern, was neben der Auslaugung des Kalkmörtels auch zu Frostsprengungen führte. Langfristig ist an einer grundsätzlichen Maßnahme zur Abdichtung der Bastionen und Kurtinen nicht zu rütteln, will man die Wülzburg auf Dauer sichern. In den 1990er Jahren begann eine neue Phase der Sanierung, da dem Spritzbeton Mauerwerk vorgesetzt wurde und Abdichtungen auf Kurtinen und Bastionsoberflächen begannen. Sogar die vor rund dreißig Jahren fast aufgegebene Bastion Krebs konnte nicht nur gerettet, sondern die eingestürzten Gewölbe des Obergeschosses (hier nun bewußt als Neubau in Beton) ergänzt werden. Seit 1989 war es wieder möglich, Besucher durch die östlichen Festungswerke zu führen; jahrzehntelang war dies eine der beliebten Hauptaktivitäten des Frankenbundes Gruppe Weißenburg unter ihrem Vorsitzenden Gustav Mödl. Parallel zu diesen neuen Arbeiten wurde auch die Baugeschichte der Wülzburg grundlegend er-

forscht und ihre internationale Bedeutung herausgearbeitet.

Die Wülzburg besitzt den Status eines Baudenkmals von nationaler Bedeutung. Jahrelang konnte sich daher die Stadt Zuschüsse des Bundes, des Freistaats Bayern und des Bezirks Mittelfranken zum Erhalt der Festung sicher sein – auch wenn der Staat die Übernahme der Wülzburg in seinen Besitz ablehnte. Nachdem sich der Bund (zuletzt noch mit namhaften Beträgen über die Deutsche Stiftung Denkmalschutz) aus der Finanzierung zurückgezogen hat, kämpft die Stadt Weißenburg seit 2004 mit Unterstützung des Landes (über Zuwendungen der Bayer. Landesstiftung und den „Entschädigungsfonds“ der bayerischen Denkmalpflege) und des Bezirks Mittelfranken gegen den drohenden Verfall an. Eine jüngste Kostenschätzung zeigt aber, daß die Stadt Weißenburg mit dem Erhalt der Wülzburg bei einer jährlich aufzubringenden Summe von 250.000 Euro prinzipiell überfordert ist: Für den Bastionskranz

und den Dachstuhl des städtischen Schloßteils werden allein in den nächsten Jahren rund 4,3 Millionen Euro benötigt. Um das Bewußtsein aufzurütteln, präsentierte Oberbürgermeister Reinhard Schwirzer deshalb 2006 der Öffentlichkeit eine von Fachleuten aufgestellte Prognose, daß Teile der Wülzburg gezielt dem Verfall preisgegeben werden müßten: Man stehe am „Übergang von denkmalpflegerischer Sanierung zu einem kon-

trollierten Einsturz als Konsequenz aus der derzeitigen Finanzierungsmöglichkeit“.<sup>11)</sup> Nun stand die Wülzburg in überregionalen Medien. Eine dauerhafte Rettung dieses Baudenkmals von nationaler Bedeutung erfordert langfristige Planung und sichere Finanzierungen. Wir alle können und sollten hierfür durch öffentlich bekundetes Interesse für dieses Stück (nicht nur) fränkischer Landes-, Kultur und Heimatgeschichte eintreten.

#### Anmerkungen:

- 1) An älterer bzw. grundlegender Literatur sind zu nennen: Georg Voltz: Chronik der Stadt Weissenburg im Nordgau und des Klosters Wülzburg. Weissenburg 1835 (ND Weissenburg 1985); Wilhelm Korte: Altes und Neues über Wülzburg. Ansbach 1869; Otto Rieder (†): Geschichte der ehemaligen Reichsstadt und Reichspflege Weissenburg am Nordgau, bearb. von Reiner Kammerl (Weissenburger Heimatbücher 10), 2 Bde. Weissenburg 2002, Ergänzungsband eda. 2004.
- 2) Stadtarchiv Weissenburg, B 26/157, Sitzungsprotokoll des Magistrats vom 27. März 1881.
- 3) Gerhard Leidel: Geschichte der Benediktinerabtei Wülzburg (Mittelfränkische Studien 4). Ansbach 1983; ders.: Die Pfarreien des Klosters Wülzburg (Einzelarbeiten aus der Kirchengeschichte Bayerns 61). Neustadt a.d. Aisch 1986.
- 4) Zur Festung: Thomas Biller (unter Mitwirkung von Daniel Burger): Die Wülzburg. Architekturgeschichte einer Renaissancefestung. München-Berlin 1996; Daniel Burger: Die Landesfestungen der Hohenzollern in Franken und Brandenburg im Zeitalter der Renaissance (Schriftenreihe zur Bayer. Landesgeschichte 128, zugleich Die Plassenburg 51). München 2000; ders.: Weissenburg i. Bay. – Festung Wülzburg (Burgen, Schlösser und Wehranlagen in Mitteleuropa 10). Regensburg 2002; zuletzt Axel W. Gleue: Der Tiefe Brunnen der Festung Wülzburg, in: villa nostra. Weissenburger Blätter 2007, H. 1, S. 5–17.
- 5) Rainer Braun: Weissenburgs Wunsch nach einer Garnison, in: villa nostra. Weissenburger Blätter 1995, H. 3, S. 5–11, hier S. 5f.
- 6) Reinhard Schwirzer: Das Porträt eines russischen Soldaten im Offiziersgefangenenlager Wülzburg und sein Maler, in: villa nostra. Weissenburger Blätter 1994, Heft 3, S. 5–8.
- 7) Gerhard Grimm/Reiner Kammerl: Die Wülzburg und Charles de Gaulle, in: villa nostra. Weissenburger Blätter 1990, H. 3, S. 5–10.
- 8) Josef Bek: Erwin Schulhoff. Prager Komponist und Klaviervirtuose (\*1894 in Prag, † 1942 Festung Wülzburg), in: villa nostra. Weissenburger Blätter 1994, H. 2, S. 5–23.
- 9) Walter König: Flüchtlingslager Wülzburg. Ankunft und Integration der Heimatvertriebenen in Weissenburg (Weissenburger Heimatbücher 1). Weissenburg 1990; Rainer Frank: Die Heimatvertriebenen im Landkreis Weissenburg-Gunzenhausen. Ihre Aufnahme und Eingliederung und ihre Aufbauleistungen. Weissenburg 1991, bes. S. 170–219.
- 10) Reiner Joppien: Die Wülzburg. Ein Problem der Konservierung und Restaurierung, in: Burgen und Schlösser 1973/II, S. 101–104.
- 11) Denkmalschutzinformationen 30 (2006), S. 17.

# Verborgen und rar – ein etwas anderer Rundgang durch Weißenburg

von

Ute Jäger

Besucher Weißenburgs werden bei einem Stadtrundgang vornehmlich auf die Postkartenmotive wie Andreaskirche, Ellinger Tor, Gotisches Rathaus und Seeweiher aufmerksam. Doch das Offensichtliche ist oft nicht das, was es scheint, und manch eine Geschichte enthüllt sich erst bei genauerem Hinsehen. Werfen wir also einmal einen Blick auf Details, hinter welchen sich Verborgenes und Rares offenbart.

## 1476

Vergleicht man die Westfassade des Alten Rathauses mit dem Rest des Gebäudes, so wird man sofort eine Besonderheit feststellen: der Giebel der Westfassade ist im Gegensatz zu dem Gesamtbau nicht in Sandstein ausgebaut. Eine nur bei intensivem Hinsehen zu erkennende Jahreszahl gibt uns einen Hinweis darauf, was dazu geführt hat. Die Zahl befindet sich auf der linken Seite unterhalb des Traufansatzes im zweiten Stockwerk und wird von vielen als „1876“ gelesen. Tatsächlich heißt es richtig „1476“, denn die vermeintliche Acht ist nach unten geöffnet, also halbiert und bezeichnet mithin die Ziffer Vier in ihrer spätgotischen Schreibweise. Diese Jahreszahl darf als ein in Sandstein gehauenes Zeugnis des sich im späten 15. Jahrhundert anbahnenden Finanzskandals der Stadt Weißenburg gedeutet werden.

Aufgrund jahrelanger Mißwirtschaft, Verschuldungen und Untreue der Ratsherren hatte sich die Stadt bis 1481 in eine verzweifelte finanzielle Notsituation manövriert, aus der sie nur mit vielen Opfern und durch harte Maßnahmen des Kaisers wieder herauskam. Bis 1476 hatten die städtischen Finanzen wohl noch ausgereicht, um die Westseite des Rathauses im repräsentativen Sandstein auszubauen. Daß die Fassade auch im Giebel mit dem teuren Material ausgestattet werden

sollte, zeigen die beiden Lagen Sandstein im unteren Bereich des Giebels. Doch dann wurde das Geld knapp, und man begnügte sich mit der einfachen gemauerten und verputzten Form, um das Rathaus zum Abschluß zu bringen.

Übrigens mußten die „untreuen“ Ratsherren ihre Missetaten mit dem Verlust ihrer Ämter und Würden bezahlen. Der Sage nach büßte der Bürgermeister sein Verhalten sogar mit dem Leben. Tatsache bleibt, daß Weißenburg nach 1481 von einem in politischen Dingen unerfahrenen Stadtrat geleitet wurde und in einem etwa zehn Jahre dauernden Konkursverfahren nur unter Mühen die Reichsfreiheit aufrecht erhalten konnte. Man holte sich nicht nur von der befreundeten Reichsstadt Nördlingen Rat in Sachen „Regieren“, sondern konnte vor allem auf die Unterstützung des Bündnispartners Nürnberg bauen. So konnte die Gefahr, daß die Markgrafen von Brandenburg-Ansbach Weißenburg ihrem Territorium einverleiben würden, glücklich abgewendet werden.

## Die abgeschlagene Hand

Wendet man der westlichen Rathausfassade den Rücken zu, so wird man an der rechten Hauskante des sogenannten „Blauen Hauses“ ein nur noch selten zu findendes Zeichen der Gerichtsbarkeit entdecken können: eine in Sandstein gemeißelte, abgeschlagene rechte Hand mit Henkersbeil. Darunter befindet sich eine Inschrift: „*Keyserliche Freiheit 1766*“.

Solche Darstellungen der „Munttat“ sind in früheren Jahrhunderten meist dort anzutreffen, wo hoheitsrechtliche Gerichtsbarkeit galt und aus-geübt wurde. Das Abschlagen der rechten Hand war die Höchststrafe in der Niederen- bzw. Marktgerichtsbarkeit. Dieser Akt der Verstümmelung hatte aber über den Ver-



Abb. 1: Die Steintafel am „Blauen Haus“ (Rosenstraße 1).  
(Photo: Stadtarchiv Weissenburg)

lust der Hand hinaus noch einen weitreichenden symbolischen Charakter. Nach alter Sitte begrüßen wir uns mit der ausgestreckten rechten Hand, um dem Gegenüber unsere offene und friedliche Absicht zu zeigen – in den kriegerischen Zeiten des Mittelalters eine manchmal überlebensnotwendige Geste. Die rechte Hand setzt zudem Recht: per Handschlag werden Geschäfte abgewickelt, mit der schreibenden Rechten werden Verträge unterzeichnet und mit der erhobenen Rechten leistet der Zeuge vor Gericht seinen Eid. Der Verlust der rechten Hand im Krieg oder bei der Arbeit galt sogar als Gottesstrafe und konnte zur sozialen Ausgrenzung führen.

### Das Schweinchen in der Kirche

In der evangelischen Stadtpfarrkirche St. Andreas befindet sich ein spätgotischer Flügelaltar (1496), den die Einheimischen nur den „Sebaldusaltar“ nennen. Zu den Altarfiguren gehört neben Maria (Mitte) und dem hl. Sebastian (rechts) auch die Darstellung des Antonius Abbas (links), der als Schutzherr der Armen und Kranken, der Haustiere, besonders der Schweine, der Schweinehirten, Metzger und Bürstenmacher verehrt wurde. Seit der Gründung des Antonius-Ritterordens 1382 durch Herzog Albert von Bayern stieg der Heilige zum besonderen Patron des Ritterstandes und Vorbild der Ritter auf.

Wenn man genau hinsieht, dann erkennt man ein kleines Schweinchen, das unter dem

Rockzipfel des hl. Antonius hervorschaut. Durch dieses Schweinchen ist nicht nur der Heilige eindeutig zu identifizieren. Das Schweinchen erinnert auch an den Brauch, „Antoniuschweine“ mit öffentlichen Mitteln und einem eigenen Stall an der Kirche zu halten.

Eine Weißenburger Ratsverordnung von 1508 bestimmt: „Man soll in der Stadt nit mehr denn zwo und in der Vorstadt nit mehr denn ein Antonier saw haben.“ Antoniuschweine konnten sich frei in der Stadt bewegen und trugen ein Glöckchen als Erkennungszeichen, um ihren privilegierten Status gegenüber anderen in der Stadt gehaltenen Schweinen zu manifestieren. Jeweils am 23. Dezember oder 17. Januar schlachtete man diese Schweine, segnete sie und verteilte das Fleisch unter den Armen.

### Von Gottes Gnaden

Das Ellinger Tor gilt bis heute als Wahrzeichen der Stadt und trägt entsprechend seiner Bedeutung die Stadtwappen als äußere Erkennungszeichen. Beide Darstellungen sind „redende“ Wappen und zeigen den Stadtnamen in Form einer (weißen) Burg in Kombination mit dem Reichsadler, dem Symbol des königlich-kaiserlichen Stadtherrn.

Was aber macht der Gekreuzigte auf dem Tor? Direkt über der Toreinfahrt befindet sich die seltene Darstellung eines „Erbärmdechristus“ (oder auch Schmerzensmanns), der über der Krone des Reichsadlers zu schweben scheint. Es handelt sich um eine Darstellung Christi in seinen Leiden, die in Europa im elften Jahrhundert erstmals auftaucht. Sie umfaßt die gesamte Passion, denn man kann hier nie genau sagen, welcher Teil der Passion gerade dargestellt wird. Das gilt auch für diese Skulptur. Christus wird in einem eigenartigen Schwebezustand vor dem Kreuz gezeigt, links und rechts von ihm sind Engel zu erkennen, die die Leidenswerkzeuge in den Händen halten.

Diese Art der „Zusammenschau“ mehrerer Leidensstationen Christi (hier: Kreuzigung und Geißelung) ist typisch für den „Erbärmdechristus“ und war im Mittelalter weit ver-

breitet. Die Menschen sollten dadurch zur Einsicht ihrer Sünden gebracht und zur Buße aufgefordert werden. In Verbindung mit dem darunter befindlichen Reichsadler geht die Bedeutung sogar noch einen Schritt weiter: Der Mensch, der die Stadt durch das Tor betritt, soll daran erinnert werden, daß er in eine Stadt des Reiches kommt, deren Gerichtsbarkeit und oberster Herr der König oder Kaiser ist. Doch über diesem höchsten Herrn auf Erden schwebt der Höchste im Himmel und weist auf das Endzeitliche hin. Das Christentum als Grundlage der gesellschaftlichen Ordnung im Mittelalter und Klammer des Zusammenlebens tritt hier deutlich hervor.



Abb. 2: „Erbärmechristus“ und Reichsadler am Vorwerk des Ellinger Tores.  
(Photo: Stadtarchiv Weißenburg)

### *Ecclesia und Synagoge*

Wenden wir uns vom Ellinger Tor dem Platz „Auf der Kapelle“ zu. Die Geschichte dieses Platzes gehört zu den ganz verborgenen und beinahe vergessenen Begebenheiten

unserer Stadtgeschichte. Bis 1312 hatte sich Weißenburg wirtschaftlich so gut entwickelt, daß eine eigene städtische Judenordnung nötig wurde. Daher erließ man am 25. Juli 1312 eine aus Nürnberg übernommene und in deutscher Sprache ausgefertigte Judenordnung, welche die rechtlichen Beziehungen zwischen Christen und Juden regelte.

Juden waren in jener Zeit keineswegs auf bestimmte Stadtteile eingeeengt, sondern konnten ihre Wohnungen innerhalb der Stadt frei wählen. So befand sich bis 1520 ihre Synagoge in einiger Entfernung zur „Judengasse“ am heutigen Platz „Auf der Kapelle“.

Trotzdem gehörten Juden in den mittelalterlichen Städten zur Gruppe der Außenseiter, die immer wieder Repressalien und im schlimmsten Fall blutigen Pogromen ausgesetzt waren. Die Weißenburger Judengemeinde, die um 1480 etwa 150 Seelen zählte, wurde 1520 vollständig aus der Stadt gewiesen. Man muß die Vertreibung wohl im Zusammenhang mit den harten und vom finanziellen Zusammenbruch bestimmten Jahrzehnten zuvor und den theologischen Auseinandersetzungen der Lutherzeit sehen. Am 5. Juni 1520 führten zwei Bürgerinnen den Angriff auf die Synagoge und die jüdischen Häuser in der Stadt. Sie wurden zwar bestraft, doch zogen die Juden in Konsequenz der feindlichen Übergriffe aus der Stadt fort. Bis zum 6. Juli hatten die Weißenburger Juden ihre Häuser verkauft und wurden mit einer Eskorte bewaffneter Ratsherren aus der Stadt geleitet.

Wie an vielen anderen Orten auch wurde auf dem Platz der niedergerissenen Synagoge bald darauf eine Marienkapelle errichtet – ein typisches Vorgehen, um den Sieg der „rechten“ Kirche über die „blinde“ Religion der Juden darzustellen. Man versuchte, in der kleinen Kapelle eine Wallfahrt zur Mutter Gottes ins Leben zu rufen, doch wurde die Kapelle vom Eichstätter Bischof nie geweiht, die Wallfahrt spätestens nach 1530 nicht weiter ausgeübt und die Kapelle schließlich abgebrochen. Bis heute erinnert nur noch der Platzname „Auf der Kapelle“ an diese Begebenheiten.

## Das Schreckliche „Am Schrecker“

Unweit von der „Kapelle“ beginnt der nach einem Stadtturm benannte Straßenzug „Auf dem Schrecker“. Der namengebende Turm ist heute in einer Teilrekonstruktion wieder sichtbar und erinnert an seine Nutzung als Untersuchungsgefängnis mit Folterkammer und Armesünderstübchen. Schreckliche Dinge müssen sich dort zugetragen haben, und so wurde der Turm im Volksmund der „Schrecker“ genannt.

Die Weißenburger Bürger besaßen seit 1296 das Recht, ausschließlich vom Stadtgericht angeklagt werden zu können. Die Hohe Gerichtsbarkeit, die die *causa maiores* (Leben, Ehre, Freiheit, Eigentum) betraf, erhielt Weisenburg 1431. Gestraft wurde hierbei mit „Rad und Galgen“.

Die Verurteilung eines Gefangenen erfolgte üblicherweise durch den Rat vor dem Rathaus. Deswegen führte man den Gefangenen vom Schrecker durch die Pflastergasse bis vor

das Rathaus, wo das Urteil über ihn gefällt wurde.

Der Fall der Mörderin Maria Drieblein und des Diebes Hans Nolz aus dem Jahr 1731 ist in den Ratsprotokollen gut dokumentiert. Demnach läßt sich folgender Ablauf rekonstruieren: Der Blutrichter und die zwei Schöffen gingen zum „Neuen Haus“ (Gefängnisbau neben dem Schreckerturm), um die Gefangenen abzuholen. Maria Drieblein erhielt als Begleiter den Herrn Archidiaconus Sonnenmeyer und Herrn Rector Döderlein; Hans Nolz stellte man Herrn Diaconus Freyer und Herrn Conrector Pflaumer zur Seite. Man achtete hierbei anscheinend strikt auf Parität. Jedem Verurteilten wurde sowohl ein geistlicher wie ein weltlicher Beistand gewährt. Während die gefesselten Gefangenen vor das Rathaus geführt wurden, läutete das Armesün-derglöckchen. Daraufhin versammelten sich Blutrichter, Schöffen und Stadtgericht erneut im Rathaus „auf dem Boden“ (Söller), um das Banngericht zu halten. Der Schöffe

Altstadt  
Weißenburg

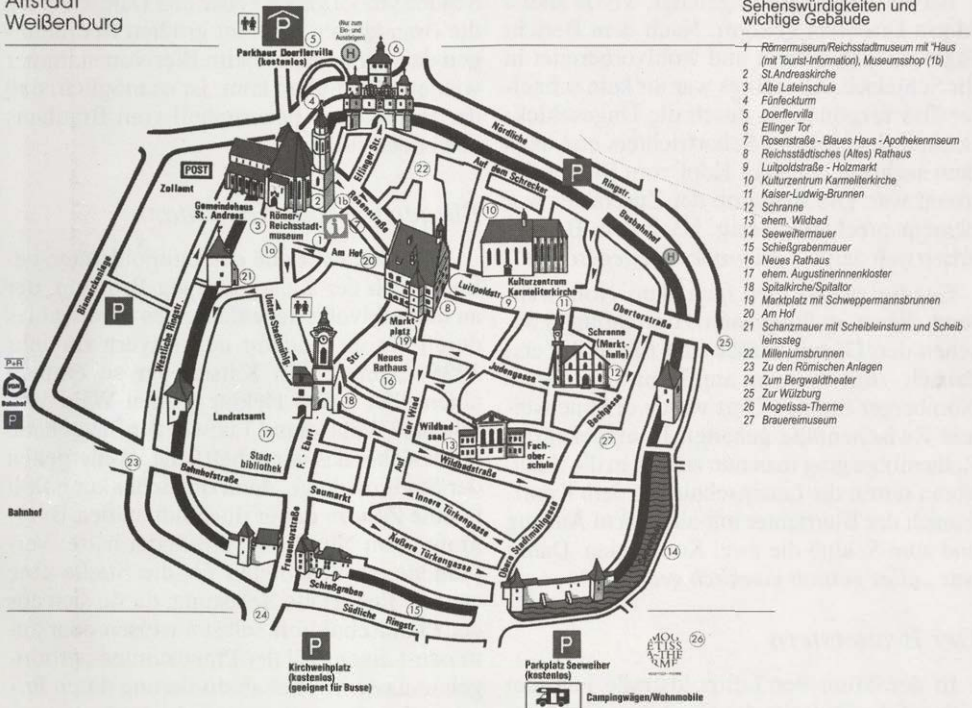


Abb. 3: Vereinfachter Altstadtplan mit Sehenswürdigkeiten und wichtigen Gebäuden. (© Stadt Weißenburg i. Bay.)

Georg Staudinger verlas nun das bestätigte Urteil *Viva Voce* (mit eigenem Mund) zum mittleren Fenster hinab, woraufhin sich der Zug bis zum Ellinger Tor wiederum zum Geläut der Sünderglocke fortbewegte.

Inzwischen waren zwei Kompanien Soldaten (ca. 60 Mann, Bürgerwehr) ohne Fahne und mit gedämpften Trommelschlägen zur Richtstätte gezogen und bildeten um diese einen Kreis. Hinter den Soldaten zog der Blutrichter her, ihm zur Seite zwölf Musketiere, die wiederum von Stadtknechten flankiert waren. Diese trugen je einen rot-weißen Stab in der Hand, der mit einem rot-weißen Band versehen war. Die Stadtknechte riefen während dieses Zuges das „Friedegebot“ aus, damit die Hinrichtung ohne Störungen abgehalten werden konnte. Dahinter folgten berittene Mitglieder des Äußeren Rates als Ehrengarde des Blutrichters. Erst jetzt kam der feierliche Aufzug der Lateinschule mit dem Kreuz, hinter dem die beiden Verurteilten mit Ihrer Begleitung unter Gesang und Zuspruch einhergingen.

An der Richtstätte angelangt, wurde zuerst Maria Drießlein geköpft. Nach dem Bericht fügte sie sich getrost und wohl vorbereitet in ihr Schicksal. Allerdings war ihr kein schneller Tod vergönnt, da durch die Ungeschicklichkeit des Ellinger Scharfrichters erst nach dem sechsten Hieb der Kopf vom Rumpf getrennt war. Die Reaktion der Zuschauer war dementsprechend zornig. Nach dem Bericht erhob sich darob „ein großes Klagegeschrei“.

Gnädigerweise hielt man Hans Nolz während dieser mißlungenen Hinrichtung zwischen den Gärten zurück und führte ihn erst danach zum Galgen am Rennweg (heute Nürnberger Straße). Dort wurde er ohne weitere Zwischenfälle gehängt. In umgekehrter Reihenfolge ging man nun zurück in die Stadt. Voran schritt die Lateinschule mit dem Kreuz, danach der Blutrichter mit all seinem Anhang und zum Schluß die zwei Kompanien. Damit war „alles gottlob glücklich geendigt“.

### *Der Brauerstern*

In der Mitte der Luitpoldstraße befindet sich auf der Südseite das Gasthaus „Goldener Stern“. Das Aushängeschild der Gaststätte ist

ein sechseckiger Stern, der von vielen Besuchern mit einem Davidstern verwechselt oder gar gleichgesetzt wird. Dem ist jedoch nicht so.

In den mittelalterlichen Städten war das Braurecht an das Hausrecht gebunden, doch durften nicht alle gleichzeitig Bier brauen. Im Gegenteil – das Braurecht machte die Runde in der Stadt, damit jeder Berechtigte auch einmal an die Reihe kam. Um nun den Einwohnern zu signalisieren, wo es frisches Bier gab, hing der gerade aktive Brauer den Brauerstern vor seine Tür. Der Brauerstern findet sich in dieser Form nur im fränkisch-oberpfälzischen Raum.

Nach alten Auffassungen symbolisierte das Hexagramm als alchemistisches Symbol die Hauptelemente Erde, Wasser, Feuer, und Luft. Die Erde aber liefert Gerste und Hopfen, was mit Hilfe von Wasser und Feuer gekocht wird, wobei die Luft essentiell für die notwendige Gärung des Bieres ist. Die sechs Zacken des Brauersterns lassen sich damit erklären. Das Hexagramm galt aber auch als Schutzsymbol gegen Feuer und Dämonen. Da die Brandgefahr eine der größten Bedrohungen darstellte und es beim Bierbrauen immer wieder zu Unfällen kam, ist es möglich, daß der Brauerstern Feuerunheil vom Brauhaus abwenden sollte.

### *Bürgertreu und Kaiserdank*

Am östlichen Ende der Luitpoldstraße befindet sich der Kaiser-Ludwig-Brunnen, der an die huldvolle Schenkung des Stadtwaldes durch Kaiser Ludwig den Bayern im Jahr 1338 erinnert. Ein Kaiser, der so einfach einen über 2.500 Hektar großen Wald verschenkt? Wohl kaum! Ludwig der Bayer hatte dabei sicher das wirtschaftliche Wohlergehen der Stadt im Auge, denn die Schenkung fällt in eine Zeit, in der er die Stadt an den Burggrafen von Nürnberg verpfändet hatte. Verpfändungen bedeuteten für die Städte eine enorme finanzielle Belastung, da sie sich aus der Pfandschuld oft selbst auslösen oder zumindest einen Teil der Pfandschuld aufbringen mußten. Wirtschaftsförderung durch Privilegierungen und steuerliche Entlastungen waren da ein probates Mittel, um die Res-

source „Reichsstadt“ solvent zu halten. Die Weißenburger bedankten sich mit einer Verzögerung von 565 Jahren bei ihrem kaiserlichen Wohltäter und errichteten 1903 den Ludwigsbrunnen. Das bei der feierlichen Denkmalenthüllung aufgeführte Festspiel „Bürgertreu und Kaiserdank“ versichert uns:

„Die Vaterstadt, was ist aus ihr geworden,  
Wie ist sie aufgeblüht im Kranz der Städte?  
Wie wird sie hochgerühmt vor manchen Orten?  
Und doch, was wäre sie, wenn sie den Wald nicht hätte?  
Er ist des Reichtums Quell, der Heimat Krone,  
Der Bürger Stolz, befreiet sie von Lasten:  
Was Wunder, wenn den Spender auf dem Throne  
Zu ehren, den Beschluß sie weislich faßten!“

### Das Plumpsklosett

Im Jahr 1461 wurde ein ungewöhnlicher Streitfall vor dem Weißenburger Stadtgericht verhandelt. Hans Frank hatte die Frechheit besessen, sein „heimlich gemacht“ über die Hofeinfahrt seiner Nachbarn Barbara Harrer und Seitz Loy zu bauen, was diesen verständ-



Abb. 4: Mittelalterlicher Aborterker am Reichsstadtmuseum (Martin-Luther-Platz 3).  
(Foto: Stadtarchiv Weißenburg)

licherweise sehr „stank“. Dergleichen Plumpsklosetts waren üblicherweise in den Zwischenträumen der Häuser (*Ehgräben*) angelegt. Die darunter befindlichen Kloakegruben wurden von den „Pappenheimern“ unter Aufsicht der Nachtwächter meist während der Wintermonate entleert. Man stelle sich die Belästigung vor, die der „Schwarzbau“ des Hans Frank für seine Nachbarn bedeutete! Das Weißenburger Stadtgericht erkannte nach Anhörung von Zeugen, daß der Beklagte seinen Abtritt unrechtmäßig gebaut hätte und verurteilte den Schändlichen zur Demontage des Objektes sowie zur Reinigung des nachbarlichen Hofraumes. Ein weises Gerichtsurteil, das sich in den Weißenburger Kopialbüchern als Exempel guter reichsstädtischer Gerichtsbarkeit erhalten hat.

Hängende Abtrittkerker finden sich in Weissenburg tatsächlich noch an der ein oder anderen Hauswand, so zum Beispiel in der Judengasse 18, am Martin-Luther-Platz 3 und Auf dem Schrecker 5 (an der Außenseite der Stadtmauer).

### Literatur

- Wilhelm Albrecht: Bürgertreu und Kaiserdank. Ein Festspiel in 3 Akten. Weißenburg 1903.
- Ulf Beier: Von der Höll- zur Paradeisgasse. Straßen- und Wohnstättennamen in Weißenburg (Weißenburger Heimatbücher 2). 2. erw. und akt. Aufl., Weißenburg 2000.
- Ute Jäger: St. Andreas zu Weißenburg. Weißenburg 2000.
- Ute Jäger: Die Regesten der Reichsstadt Weißenburg im Mittelalter. Teil 1: Die Urkunden Weissenburger Provenienz (1288–1493), Teil 2: Weitere dokumentarische Quellen (867–1493), Inauguraldissertation, hg. von der Gesellschaft für Fränkische Geschichte. Neustadt/Aisch 2002.
- Gotthard Kießling: Stadt Weißenburg i. Bay. Ensembles, Baudenkmäler, Archäologische Denkmäler (Denkmäler in Bayern V.70/2). München 2001.
- Otto Rieder: Geschichte der ehemaligen Reichsstadt und Reichspflege Weißenburg am Nordgau, bearb. v. Reiner Kammerl (Weißenburger Heimatbücher 10, I–III), Weißenburg 2002/2004.

# Entdeckungsreisen in der Heimat. Eine Weißenburg-Darstellung aus dem späten 19. Jahrhundert

von

Martin Weichmann

Unter der Vielzahl von Veröffentlichungen über Weißenburg nimmt ein Artikel über eine „Wanderfahrt“ in der Zeitschrift „Vom Fels zum Meer“ aus dem Jahr 1895 eine Sonderstellung ein. Nicht allein durch die Tatsache, daß zu dieser Zeit Reisebeschreibungen eher über exotische Länder denn über Provinzstädtchen berichteten, verdient der Bericht eine genauere Betrachtung. Neben der außerordentlichen künstlerischen Qualität ihrer Abbildungen erlangt die Darstellung durch den ausführlichen Textteil, der ein interessantes Bild der Stadt und deren spezielle historisierende Wahrnehmung Ende des 19. Jahrhunderts entwickelt, besondere Bedeutung.

## Das Reisekonzept

Der Reisebeschreibung, die in zehn Teilabschnitten zwischen Herbst 1895 und Frühjahr 1896 veröffentlicht wurde, ist programmatisch ein Zitat des römischen Redners und Schriftstellers Plinius d.J. vorangestellt: „*Turpe est in patria vivere et patriam nescire*“ (Es ist eine Schande, in seiner Heimat zu leben und diese nicht zu kennen). Mit einer bis heute aktuellen Gesellschaftskritik greift der Autor, Dr. Victor Naumann, in einer Vorrede damit

das Verhalten seiner Mitmenschen an, die jeden Ort und jede Stadt in Italien aufsuchen,<sup>1)</sup> ohne sich die Heimat vertraut gemacht zu haben. Das Ansinnen, „*alte Nester wie Weissenburg am Sand, Kronach und Wertheim*“ zu beschreiben, mußte nach Einschätzung Naumanns einigen Lesern wohl übertrieben und bizarr dünken, zumal diese Orte gerade denen, „*die ganz genau wissen, wo Orvieto, Rimini, Syrakus liegen, gänzlich unbekannt*“ sein dürften.

Für die begleitenden Künstler um den „*königlichen Professor*“ Hermann Kaulbach war eine Reise in die fränkische Provinz, in „*unerschlossene Gegenden, traumhaft lieblich wie Dornröschen auf ihrem weltfernen Lager*“ ohne Zweifel ebenfalls ein ungewöhnliches Unterfangen. Neben den zunehmend in Mode kommenden Reisen von Kunstmalern in exotische Gefilde – als Beispiel sei an die Südseereisen von Paul Gauguin oder die Tunisreise von August Macke und Paul Klee wenige Jahre später erinnert – waren Künstleraufenthalte auf dem Lande in dieser Zeit zwar keine Seltenheit, fanden im süddeutschen Raum aber doch eher im touristisch bereits erschlossenen Voralpenland denn in Franken



Abb. 1: Aquarell von Maximilian Dasio.

(Foto: Stadtarchiv Weißenburg)

statt, was zur Folge hatte, daß sich die Reisegefährten auf ihrer Reise in die Provinz wie „Pfadfinder zu unerschlossenen Gebieten“ vorkamen. Die Charakterisierung der Reiseziele ist eventuell auch durch die speziell bayerische Franken-Wahrnehmung des 19. Jahrhunderts und die unterschwellig abwertende Charakterisierung des Wortfeldes „fränkisch-altfränkisch“ beeinflusst. Während um 1800 „altfränkisch“ noch als Kontrapunkt zu den „neufränkischen“ Eskapaden des revolutionären Frankreichs positiv bewertet wurde und für Bodenständigkeit und Verlässlichkeit stand, definiert Meyers Konversationslexikon aus dem Jahr 1888 „altfränkisch“ als Synonym für verzopft, hinterwäldlerisch und unmöglich. Auch wenn eine Expedition in diese entlegenen Landstriche den mondänen Besuchern aus der Residenzstadt München offensichtlich exotisch anmutete und bei den Darstellungen aus Weißenburg und seiner Umgebung bevorzugt pittoreske Details aus dem Leben und der Vergangenheit des Kleinbürgertums herangezogen wurden, dominiert letztendlich doch die Darstellung eines zwar als rückständig, unter dem Strich aber doch sympathisch dargestellten Landstrichs, seiner Bewohner und seiner Baudenkmäler.

Uneingeschränkt positiv war das selbst gesetzte Ziel der Künstler-Reisegruppe: Interesse an einem unbekanntem Teil der Heimat zu wecken und damit auch den Sinn für landschaftliche Schönheit und historisches Empfinden zu fördern. Einen besonderen Reiz erfährt die Darstellung durch die ausdrückliche Maßgabe, nicht einen sachlichen Reisebericht abliefern zu wollen, sondern durch Wiedergabe eines subjektiven Empfindens subjektives, individuelles Interesse zu wecken.

### Die Reise und ihre Teilnehmer

Am 29. Mai 1895 machten sich die drei Maler Maximilian Dasio, Baron Heinrich von Plessen und Hermann Kaulbach sowie der Autor Dr. Victor Naumann mit dem Zug auf den Weg von der Residenzstadt München über Ingolstadt nach Neuburg, dem Ausgangspunkt der „Wanderfahrt“. Der weitere Weg sollte die Künstlergruppe über Eichstätt,

Pappenheim und Treuchtlingen nach Weißenburg führen, wo Karl Albert von Baur die Gruppe vervollständigte. Nach fünftägigem Aufenthalt in der Stadt, der durch Abstecher auf die Wülzburg und nach Ellingen abgerundet wurde, verließen die Künstler am 8. Juni Weißenburg. Ein geplanter Aufenthalt in Roth wurde zu Gunsten eines launig geschilderten Besuchs beim bekannten Impressionisten Anton Seitz<sup>2)</sup> in dessen Villa „bei Aal und Salbei“ geopfert. In der Folge führte der Weg weiter nach Norden bis Kronach und schließlich von Iphofen den Main abwärts über Würzburg nach Miltenberg, wo die Reise Ende Juni endete.

Der Text des insgesamt 80 Zeitungssseiten umfassenden Reiseberichts – der Darstellung Weißenburgs sind allein neun Seiten gewidmet – stammt von Dr. Victor Naumann. Nach Beendigung seines Jurastudiums zog Nau-



Abb. 2: Aquarell von Hermann Kaulbach.  
(Photo: Stadtarchiv Weißenburg)

mann 1894 nach München, wo er die künstlerische Leitung des gerade gegründeten „Deutschen Theaters“ übernahm. Nach der Revolution von 1918 trat Naumann als Leiter des Nachrichtendienstes im Auswärtigen Amt in den Reichsdienst ein. Im Rahmen seiner regierungsamtlichen Tätigkeit in Berlin vermittelte er auch im Konflikt der Reichsregierung mit dem aus Weißenburg stammenden bayerischen Ministerpräsidenten von Kahr.<sup>3)</sup>

Der bekannteste der vier Kunstmalers, die an der Wanderfahrt teilnahmen, war Hermann Kaulbach.<sup>4)</sup> In Weißenburg entstanden aus Kaulbachs Hand zwei Ansichten der Stadtmauer sowie zwei kleinere Motive, die eine Holzbank im alten Rathaus und die Steintafel der „Kayßerlichen Freiheit“ am Haus Rosenstraße 1 zeigen. Besonders reizvoll sind zwei Portraits in Kaulbach-typischer Manier, der so genannten Genremalerei: das erste zeigt einen seiner Malerkollegen, von Zuschauern umringt, unterschrieben mit dem Titel „Weissenburg a.S.“, das zweite trägt den Titel „Ankunft des Malers Baur“ und zeigt in Rückenansicht Karl Albert von Baur, neben ihm einen kleinen Jungen, der seinen Koffer vom Bahnhof zur Unterkunft im Hotel „Zur Goldenen Rose“ trägt. Eine weitere Darstellung der Stadtmauer aus der Hand Kaulbachs, in Öl gemalt, die nicht in der „Wanderfahrt“ veröffentlicht wurde, befindet sich heute in städtischem Besitz.

Karl Albert von Baur trug wie Kaulbach den Titel „königlicher Professor“. Sein großes Ansehen innerhalb der Münchner Künstlerschaft erwarb er sich durch seine Betätigung im Dienste der Münchner Künstlergenossenschaft, deren Geschäfte er zunächst als Schriftführer, von 1903 bis 1906 als Präsident leitete. Kurz vor seinem Tod im August 1907 wurde er zum Präsidenten der „Allgemeinen deutschen Kunstgenossenschaft“ gewählt. Von Baur stammt eine Ansicht der Burg Pappenheim mit dem Titel „Schloß Pappenheim“. Aus Weißenburg selbst steuerte Baur nur eine Ansicht der Wülzburg von der Stadt aus bei.<sup>5)</sup>

Der „fleißigste“ Maler der Gruppe in Weißenburg war Maximilian Dasio. Seine Bedeutung ist weniger in der Malerei als im

Entwurf von Münzen und Medaillen zu sehen. Als Medailleur und Stempelschneider trat Dasio allerdings erst später in Erscheinung. Ab etwa 1905 schuf er ein Werk von etwa 200 Medaillen, vor allem Porträtmedaillen nach Vorbildern der späten Gotik und der frühen Renaissance. Als passionierter Lehrer war Dasio an verschiedenen Privatschulen und als Professor der Kunstgewerbeschule in München tätig. Ab 1909 übernahm er den Unterricht für Kunstszene an den Real- und Mittelschulen in Bayern. Unter den Weißenburg-Illustrationen bestechen Dasios zarte Aquarelle, die die Stadtmauer in den südlichen und westlichen Abschnitten, in einer Partie am Seeweier und am „Pulverturm“ an der Schulhausstraße zeigen. Weitere Bilder Dasios zeigen den Brunnen vor dem Rathaus, die Andreaskirche (Bildunterschrift „Blick auf den Dom“) und das Schloß in Ellingen.

Der am wenigsten bekannte Künstler, der im Gegensatz zu seinen Kollegen auch nicht

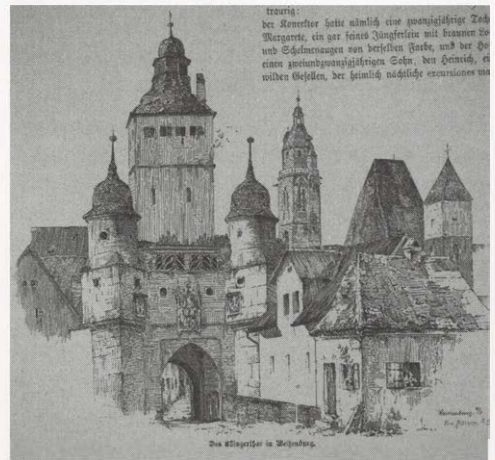


Abb. 3: Zeichnung von Heinrich von Plessen.  
(Photo: Stadtarchiv Weißenburg)

in den einschlägigen Künstlerlexika zu finden ist, war Baron Heinrich von Plessen. Er studierte ab 1894 an der königlichen Akademie der Künste in München, begleitete also als Student seine Lehrmeister Kaulbach und Baur. Von ihm stammen zwei künstlerisch durchaus ansprechende Werke, die das Ellin-

ger Tor und einen Brunnen der Ludwigszisterne auf der Wülzburg zeigen.

Ihr Quartier hatten die Künstler während ihres Weißenburger Aufenthaltes im Hotel „Zur Rose“ bezogen. Das „erste Haus am Platze“, das zu dieser Zeit sogar schon über einen eigenen, modernen Hotelomnibus – einen Einspanner mit geschlossenem Aufbau zum Transport von Personen und Gepäck – verfügte, verdankte seinen besonderen Ruf der ausgezeichneten Hotelküche. Die Kochkünstler der Wirtsfamilie fanden auch Niederschlag im Reisebericht, da sie K. A. Baur inspirierten, „mit der Wirtin zur Rose ein eingehendes Gespräch über die Bereitung einer Sahnensauce zum Rehbraten“<sup>(6)</sup> zu führen. Insgesamt fand die Unterkunft das uneingeschränkte Lob der Künstler: „...die Rose ist unter den Gasthöfen [in Weißenburg] das, was ihre Namensschwester unter den Blumen.“<sup>(7)</sup>

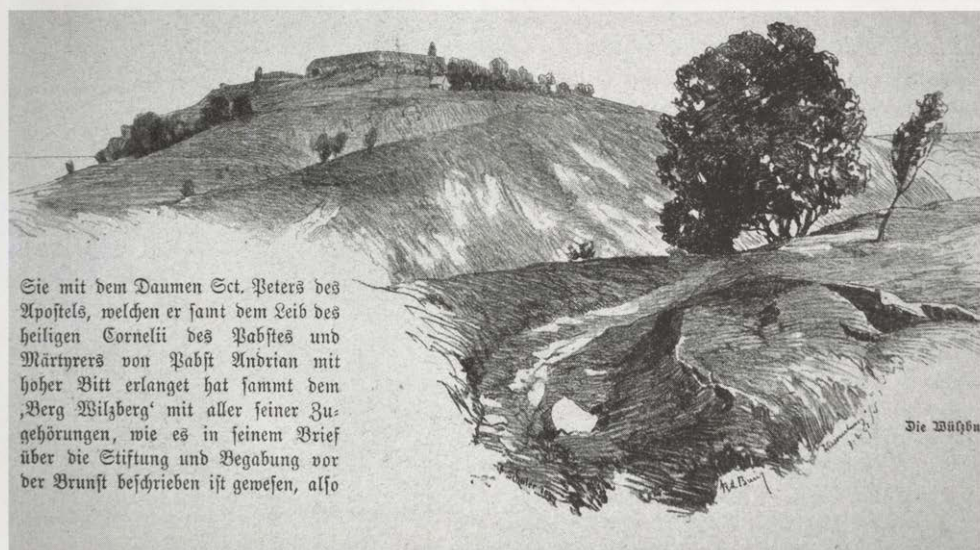
### Geschichte und Geschichten aus Weißenburg

Während Kaulbach und seine Kollegen in Weißenburg nach malerischen Motiven suchten, besuchte der Autor Victor Naumann die „kulturellen Einrichtungen“ der Stadt. Sein

erster Weg führte ihn dabei in das „kleine Museum des historischen Vereins, das sehr schöne römische Erinnerungen birgt.“ Dieser erste Vorgänger des heutigen Römermuseums, der sich in der Höllgasse im Schatten der Spitalkirche befand, war 1889 auf Initiative des Weißenburger Apothekers, Limesforschers und -streckenkommissars Wilhelm Kohl gegründet worden, der mit seinen grundlegenden Arbeiten über die Römerzeit bis heute als prägende Gestalt der Weißenburger Heimatgeschichte über seine Zeit und über den Ort hinaus gesehen werden kann.

Nach dem Besuch Victor Naumanns im Museum am 4. Juni, der sich anhand der im Stadtarchiv erhaltenen „Fremdenbücher für die Sammlung des Alterthumsvereins Weissenburg a.S.“ nachweisen läßt, stattete am 7. Juni auch Herman Kaulbach der Sammlung eine Visite ab und trug sich in das Besucherbuch ein.

Die zahlreichen Geschichten mit historischem Hintergrund (insgesamt handelt es sich um acht verschiedene Motive), die weite Strecken des Textes der „Wanderfahrt“ bestimmen, schöpfte Naumann aus dem Weissenburger Archiv: „Dann kam auch für mich [Naumann] die Arbeitszeit, das städtische Archiv war mir geöffnet.“ Um die von Naumann verwendete Quellenlage rekonstruieren und



Sie mit dem Daumen St. Peters des Apostels, welchen er samt dem Leib des heiligen Cornelii des Papstes und Märtyrers von Pabst Andrian mit hoher Bitt erlanget hat samt dem ‚Berg Wülzberg‘ mit aller seiner Zugehörungen, wie es in seinem Brief über die Stiftung und Begabung vor der Brunst beschrieben ist gewesen, also

Abb. 4: Zeichnung von Karl Albert von Baur.

(Photo: Stadtarchiv Weißenburg)

die im Text erzählerisch dargestellten, angeblich historischen Begebenheiten einordnen zu können, muß zunächst ein Blick auf den Zustand der Archivbestände zur damaligen Zeit geworfen werden.

Das Stadtarchiv im Dachgeschoß des Alten Rathauses war Ende des 19. Jahrhunderts, im Gegensatz zu heute, ohne kompetente Betreuung. Im Rahmen der Verstaatlichung nach dem Anschluß an das Königreich Bayern im Jahr 1806 waren die kostbarsten Teile der meisten Archive – so auch des Weißenburger Bestandes – nach München verbracht worden; das Restinventar wurde mit größtenteils veralteten Registern verwaltet. Mitte des 19. Jahrhunderts waren die wertvollen reichsstädtischen Archivalien zusammen mit nicht mehr benötigten Akten aus der städtischen Registratur sowie der Ratsbibliothek auf dem Dachboden des Rathauses gelandet und lagerten dort in mehr oder weniger geordneten Stapeln. Eine gezielte Nutzung oder methodische Quellenarbeit im heutigen Sinn war zu dieser Zeit also kaum möglich. Noch im Jahre 1907 urteilte Prof. Anton Chroust in einem beim Vorstand der Gesellschaft für Fränkische Geschichte in Auftrag gegebenen Gutachten über den desolaten Zustand auf dem Rathausboden: beim Vorgefundenen handle es sich nach seiner Meinung lediglich um „*ansehnliche Trümmer eines Archives.*“ Ab diesem Zeitpunkt erfolgte die systematische Neuordnung der Bestände u. a. durch den Geheimen Archivrat Otto Rieder, dem Verfasser der inzwischen als kommentierte Ausgabe vorliegenden umfassenden „*Geschichte der ehemaligen Reichsstadt und Reichspflege Weißenburg am Nordgau.*“

Nachdem der Zustand des Archivs also nicht dazu angetan war, in der zur Verfügung stehenden knappen Zeit grundlegende Nachforschungen zur Stadtgeschichte zu ermöglichen, ist klar, daß Victor Naumann in erster Linie auf bereits aufbereitete Darstellungen zurückgreifen mußte. Charakteristisch für die gesamte Aufzeichnung der Wanderfahrt ist eine allenfalls vage Angabe von Quellen. Die einzige Ausnahme im Rahmen der Berichte aus Weißenburg macht der Hinweis auf den Ursprung der auf beinahe drei Seiten wieder-

gegebenen Beschreibung der Geschichte der Wülzburg: als Urheber der größten Teils wörtlich reproduzierten Passagen aus der „*Chronik der Stadt Weißenburg*“<sup>(8)</sup> wird „*Georg Volz, Reichsrat des Magistrats der k. Stadt Weißenburg und Mitglied des Historischen Vereins des Rezatkreises*“ angegeben. Abgesehen davon, daß bei der Abschrift des Namens und des Titels kleine Fehler unterliefen (Volz war Rechtsrat und nicht Reichsrat), bezeichnete Naumann die seit 1835 in gedruckter Form vorliegende Chronik, wohl um den Wert seiner „*Archivarbeit*“ zu betonen, als „*alte Handschrift*“.<sup>(9)</sup> Die zweite gedruckte Quelle, aus der Naumann – ohne sie zu benennen – schöpfte, ist die Dokumentation „*Altes und Neues über Wülzburg*“ von Wilhelm Korte, erschienen 1869 in Ansbach.

Bis auf zwei Episoden, die inhaltlich auf damals noch nicht publizierten und heute zum Teil nicht mehr auffindbaren Archivalien be-

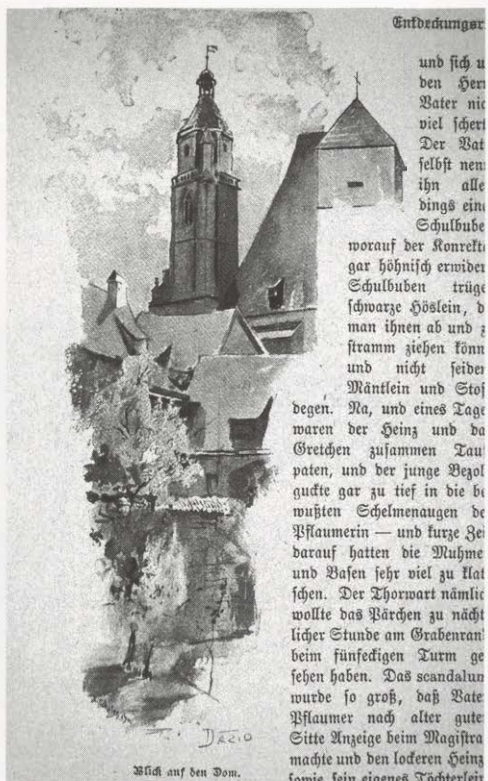


Abb. 5: Blick zur Andreaskirche, von Maximilian Dasio. (Photo: Stadtarchiv Weißenburg)

ruhen, stammen alle von Naumann bearbeiteten Ereignisse aus diesen zwei Quellen. Der freie Umgang mit den verwendeten Vorlagen erscheint aus heutiger Sicht allerdings etwas befremdlich. Mit Blick auf eine „gute Story“ verfälschte Naumann Zitate nach Belieben, schrieb andererseits korrekt Zitiertes den falschen Urhebern zu und ergänzte historische Tatsachen mit reger Phantasie. Auf diese Weise entstanden zwar kurzweilige Episoden aus der Geschichte der Reichsstadt, deren historischer Kern aber oftmals nur noch zu erahnen ist.

Als Beispiel für die Arbeitsweise Naumanns sei eine Erzählung angeführt, die sich im Original bei Korte findet: innerhalb einer ganzen Folge von Berichten aus dem Leben im damaligen Garnisonsstützpunkt auf der über Weißenburg gelegenen Wülzburg kündigt eine Geschichte von Johann Wilhelm Gruner, der dort von 1759–1763 als Garnisonspfarrer wirkte. Nach Naumann soll Gruner in seinem Taufregister protokolliert haben: „Geborens keins, gestorben eins und das war meins.“<sup>10)</sup> Tatsächlich hatte Korte aber, um den nicht unbedeutenden Umfang des Geburtenregisters der von Gruner betreuten Pfarrei zu illustrieren, in seiner Chronik als Gegenbeispiel die Verhältnisse in der kleinen Dorfge-meinde Kattenhochstatt in der Nachbarschaft Weißenburgs angeführt. Deren Pfarrer, Johann Heinrich Wilhelm Witschel (1769–1847), soll Jahre nach Gruners Wirken auf der Wülzburg bezüglich der Geburtenentwicklung in seiner Pfarrei notiert haben: „Gestorben kein´s, geboren ein´s und das war mein´s.“

### *Mahnung an den Denkmalschutz*

Nach der Abreise der Künstlergruppe meldete das Weißenburger Wochenblatt am 14. Juni, nicht ohne Stolz: „Die berühmten Maler kgl. Professor Herman Kaulbach, Karl Albert Baur, Maxim. Dasio, Baron v. Pleßen und Schriftsteller Dr. Naumann haben nach Stägiger Anwesenheit dahier unsere alterwürdige ehemals freie Reichsstadt wie sie selbst sagten, hochbefriedigt wieder verlassen.“ Durch ihre intensive künstlerische Auseinandersetzung mit der Heimatstadt sah man in Weißenburg den Beweis, „daß unsere mittel-

alterliche Stadt und schöne Landschaft noch manches für Maler beachtenswerte bietet.“ Offensichtlich lag den Besuchern aus München in einer Zeit, da im Zuge wirtschaftlicher Entwicklung und Industrialisierung kaum Wert auf den Erhalt von Baudenkmalern gelegt wurde, ein Schutz der mittelalterlichen Stadtmauer bereits ganz besonders am Herzen: in der öffentlichen Sitzung des Stadtmagistrats vom 13. Juni wurde nämlich eine „Zuschrift des kgl. Professors Herman Kaulbach und Genossen aus München wegen Erhaltung der Stadtmauer und Stadtmauertürmen“<sup>11)</sup> bekannt gegeben. Am 20. Juni wurde die eingegangene Adresse im Wortlaut veröffentlicht:

„An den wohlhälllichen Stadtmagistrat Weißenburg a.S.

*Die ergebenst Unterzeichneten geben dem wohlhälllichen Stadtmagistrat der Stadt Weissenburg a.S. zu freundlich wohlwollender Erwägung folgendes zur Kenntnis, mit der ergebenen Bitte, im recht verstandenen Interesse der Stadt selbst, als auch vornehmlich zu Nutz und Frommen der deutschen Kunst, für eine würdige Erhaltung der Stadtmauern Weissenburgs Sorge tragen zu wollen. Denn die Einwohner der Stadt ehrt es, wenn sie das Werk, das tüchtige und wackere Vorfahren in schweren und drangvollen Tagen einst errichtet haben, als ein köstliches Vermächtnis an die späteren Geschlechter zu würdigen wissen und auf solche Weise ähnlich den Bürgern Rothenburgs o.T. ein Zeugnis ablegen, daß innerhalb der schirmenden Ringmauer auch heute in unserer arbeitsvollen, aber nüchternen Zeit derselbe hohe Sinn wie ehedem lebt. Uns anderen aber, die wir künstlerisch oder wissenschaftlich zu arbeiten berufen sind, bleiben die Türme und Zinnen Weissenburgs ein wertvolles Wahrzeichen einer stolzen Vergangenheit, einer Vergangenheit, auf deren feste Grundmauern die gesamte Bildung, die Kunst und Kultur der Gegenwart beruhen. Wir haben die feste Überzeugung, daß diese unsere Bitte bei dem wohlhälllichen Magistrat der Stadt Weißenburg ein geneigtes und williges Ohr finden wird.*

*Eines wohlhälllichen Stadtmagistrats ergebenst! Hermann Kaulbach, kgl. Professor, Victor Naumann, K. A. Baur, Maxim. Dasio, H. v. Plessen.“*

Auch im endgültigen Text, der durch seine Veröffentlichung in der Zeitung „Vom Fels zum Meer“ Verbreitung im ganzen Deutschen Reich fand, mahnte Naumann den Schutz der städtischen Bausubstanz, insbesondere der Stadtmauer an, die in den Jahren vor der „Wanderfahrt“ die größten Verluste seit dem Dreißigjährigen Krieg erlitten hatte: *„Euere Stadt besitzt in ihren Mauern ein herrliches Juwel, ein ehrwürdiges Denkmal einer thatenreichen Vergangenheit, wie es nur wenige Städte im Deutschen Reich aufweisen können. Bitte, ihr Leute am Sand, seid stets dessen eingedenk und bewahrt euch das von den Vätern überkommene Erbe, ihr ehrt euere tüch-*

*tigen Vorfahren und euch selbst, wenn ihr also thut... Selbst wenn berechnigte Interessen dafür zu sprechen scheinen, daß Mauern und Türme niedrigerissen werden sollen, so müssen solche Interessen doch hinter den höheren der Pietät, der Kultur und der Kunst zurückstehen.“*<sup>(12)</sup>

Durchaus realer Hintergrund dieser Mahnung an den Denkmalschutz waren schwerwiegende Eingriffe in die Bausubstanz, die in den Jahren vor dem Künstlerbesuch stattgefunden hatten. Während zum Zeitpunkt der „Wanderfahrt“ ein allgemeines Geschichtsbewußtsein vor allem für die römische Vergangenheit durch die Ausgrabung des seit 1884 bekannten Römerkastells „Biricianis“, der intensiven Auseinandersetzung mit dem Limes und der daraus resultierenden Gründung des Altertumsvereins im Jahr 1889 in der Weißenburger Bevölkerung geweckt war, steckte der Denkmalschutz noch in den Kinderschuhen. Nur wenige Jahre zuvor waren zum Teil beträchtliche Abschnitte des bis dahin völlig intakten Stadtmauerrings abgerissen worden. Unter anderem wurde im Zuge der Anbindung an den Eisenbahnverkehr 1869 eine wegen der historisch gewachsenen Verkehrswege in Nord-Süd-Richtung bisher nicht notwendig gewesene Öffnung der Mauer nach Westen geschaffen. Nicht nur in Weissenburg herrschte zu dieser Zeit eine regelrechte Heilserwartung an die einsetzende Industrialisierung, welcher der Erhalt des „von den Vätern überkommenen Erbes“ nur allzu oft untergeordnet wurde.

Hinsichtlich der Kirchenschätze, deren materieller und ideeller Wert dem Großteil der Einwohner bis dahin kaum bewußt gewesen sein dürfte, sprach Naumann den Weißenburgern ebenfalls ins Gewissen: *„... da ihr keine städtischen Umlagen zu zahlen habt, sondern der schöne alte Reichswald für euere kommunalen Bedürfnisse sorgt, so könnt ihr einmal etwas übriges thun und dafür sorgen, daß so schöne Kunstwerke, wie der kleine Georg in der Kirche und das gotische silbergetriebene Tryptichon nicht gar so sehr verwahrlosen.“*<sup>(13)</sup>

In drei Teilabschnitten fand in den Ausgaben des Weißenburger Wochenblattes am



Abb. 6: Ölgemälde von Hermann Kaulbach, einziges Werk der „Wanderfahrt“, das sich in Weissenburg erhalten hat. (Foto: Stadt Weissenburg)

19.11., 18.12. und 31.12. ein Vorabdruck des gesamten Textes der Wanderfahrt statt. Anfang Februar 1896 findet sich ein letzter Nachweis für die unmittelbaren Auswirkungen des Besuchs der Künstlergruppe, der, wie dargestellt, zwar ein buntes und für den Fremdenverkehr förderliches Bild Weißenburgs hinterlassen hat und bei den Bewohnern Weissenburgs vielleicht das Bewußtsein für die Kostbarkeiten ihrer Stadt weckte, in dem aber die historischen Tatsachen oftmals erzählerischen Effekten geopfert wurden: „*Der berühmte Maler Herman Kaulbach in München hatte die Liebenswürdigeit, dem hiesigen Alterthumsverein seine zahlreichen, gelegentlich seines vorjährigen Hierseins bethätigten Aufnahmen behufs öffentlicher Ausstellung zu übersenden, um zu beweisen, daß unsere alterwürdige, ehemals freie Reichsstadt noch manches malerische, der Beachtung und Schonung würdige Objekt in ihren Mauern birgt. Die Mehrzahl dieser Aufnahmen erschien bekanntlich in der vorzüglichen Zeitschrift vom Fels zum Meer, alle Originale aber sind in einem Schaufenster des Herrn Buchhändlers Sautter für mehrere Tage ausgestellt.*“<sup>14)</sup>

## Anmerkungen:

- 1) Dieses und unmittelbar folgende Zitate aus „Vom Fels zum Meer“, hg. von Wilhelm Spemann, 15. Jg. Stuttgart 1895/96, S. 45f.
- 2) Anton Seitz (\*23.01.1829 Roth, †27.11.1900 München), impressionistischer Maler. 1876 Ehrenmitglied der Münchner Kunstakademie (vgl. auch: Rudolf Heuberger: Der Rother Maler Anton Seitz. Roth 2000).
- 3) Angaben zu V. Naumann aus: Meldeunterlagen, Stadtarchiv München; Münchner Neueste Nachrichten Nr. 344 v. 13.12.1925 u. Nr. 307 v. 11.11.1927; Bayer. Kurier Nr. 315 v. 11.11.1927; Frankfurter Zeitung Nr. 841 v. 11.11.1927.
- 4) Biograph. Angaben zu Kaulbach, Dasio, Baur und v. Plessen aus: Meldeunterlagen, Stadtar-

chiv München; Münchner Maler im 19. Jahrhundert in vier Bänden, München 1982; U. Thieme/F. Becker: Allgemeines Lexikon der bildenden Künste (19 Bde.) von der Antike bis zur Gegenwart. München 1992.

- 5) Im Jahr 1907 besuchte Baur ein weiteres Mal Weißenburg und schuf mehrere Gemälde nach Motiven aus der näheren Umgebung der Stadt. Drei der Werke beziehen sich im Titel unmittelbar auf Weißenburg („Regenstimmung, Weissenburg“, zwei Bilder tragen den Titel „Bei Weißenburg i.B.“). In einer Meldung im Weissenburger Wochenblatt vom 29. August 1908, in der eine Präsentation der Bauer'schen Werke in der Kunstausstellung im Glaspalast angekündigt wurde, wurden die Inhalte näher beschrieben: „...eine Ansicht der Schafsheuer..., die Lehenwiesenmühle mit seiner reizenden Baumumrahmung und ...Blick auf die aufsteigende Straße von der Bösmühle.“ Nach der gleichen Quelle sollen einige Bilder mit Waldmotiven ihre Entstehung ebenfalls dem Aufenthalt Baus in Weißenburg verdanken.
- 6) A.a.O. (wie Anm. 1), S. 320.
- 7) A.a.O. (wie Anm. 1), S. 236.
- 8) Georg Voltz: Chronik der Stadt Weissenburg im Nordgau und des Klosters Wülzburg. Weissenburg 1835.
- 9) A.a.O. (wie Anm. 1), S. 317.
- 10) A.a.O. (wie Anm. 1), S. 321.
- 11) Aus der öffentlichen Sitzung des Stadtmagistrats vom 13. Juni 1895, in: Weissenburger Wochenblatt vom 17.06.1895.
- 12) A.a.O. (wie Anm. 1), S. 326. Ab 1864 hatten folgende schwerwiegende Eingriffe in die Stadtmauer stattgefunden: 1864-67 Mauerabbruch im Bereich Mohrenzwinger/Plärerer/Am Schrecker, 1867/68 Stadtmauerdurchbruch im Bereich „Knebberlesbuck“, 1869 Stadtmauerdurchbruch in der Bahnhofstraße, 1874 Abbruch des Obertors, 1875 Abriß von Teilen der Mauer im Bereich „Schanzmauer“, 1878 Abriß des Frauentors.
- 13) Vgl. dazu: Die Schatzkammer von St. Andreas in Weißenburg (Arbeitshefte des Bayer. Landesamtes f. Denkmalpflege 95). München 2000, S. 84ff.; F. Mader/K. Gröber (Hg.): Die Kunstdenkmäler in Mittelfranken. V. Stadt und Bezirksamt Weißenburg i.B. München 1932.
- 14) Weissenburger Wochenblatt v. 06.02.1896.

# Der Baubestand der Weißenburger Altstadt

von

Hans-Heinrich Häffner

Weißenburg verdankt seine Entwicklung zu einem vergleichsweise wohlhabenden Gemeinwesen sicherlich zu einem wesentlichen Teil der Lage am Kreuzungspunkt zweier wichtiger, bereits von den Römern genutzter Fernstraßen. Dies ist zum einen die von Nord nach Süd verlaufende Verbindung von Norddeutschland nach Italien, die als „Bernsteinstraße“ bekannt geworden und in wesentlichen Abschnitten heute noch in der B 2 erkennbar ist. Von herausragender Bedeutung seit dem Mittelalter war die Beziehung zur ebenfalls an diesem Weg liegenden Großstadt Nürnberg im Norden in Verbindung mit der Lage an dem Handelsweg nach Italien.

Von West nach Ost verlief die „Nibelungenstraße“ durch Weißenburg, eine spätere Benennung für die Fernstraße von Paris nach Südosteuropa. Später bildete in wirtschaftlich-funktionaler Hinsicht die Trasse der heutigen B 13 von Würzburg über Eichstätt und München in den Süden Richtung Innsbruck einen Nachfolger dieses Weges.

Weißenburg liegt landschaftlich begünstigt in der sogenannten Weißenburger Bucht auf einer Geländeschwelle zwischen der Schwäbischen Rezat, die dem Lauf des Urains folgt, und dem Traufanstieg des fränkischen Jura. Die Altstadt ist gegliedert in den älteren nördlichen Teil und die im späten 14. Jahrhundert ummauerte südliche Vorstadt.

Die ältere Oberstadt, die siedlungsgünstig auf einer eiszeitlichen Schotterterrasse gelegen ist und schon im 12. Jahrhundert ummauert war, besitzt zwei vorstädtische Siedlungskerne. Einerseits ist eine, wohl auf einen juthungisch-alamannischen Herrenhof zurückgehende Siedlung um die im 19. Jahrhundert abgebrochene „uralte Pfarrkirche“ St. Martin belegt. Hier im östlichen Stadtgebiet steht seit 1864 die als Markthalle genutzte „Schanne“. Das der Siedlung zugehörige, überregional bedeutende Reihengrä-

berfeld im Osten vor der Altstadt weist Belegungen des 6. und 7. Jahrhunderts auf.

Der zweite Siedlungskern liegt im Westen der Oberstadt, um St. Andreas, der ungewöhnlich am Stadtrand gelegenen Hauptkirche Weißenburgs. Dort findet sich im Stadtmauerverlauf eine deutliche Ausbuchtung, die auf eine ältere, in die hochmittelalterliche Stadtgründung einbezogene Siedlung verweist. Ursprung dürfte der 867 belegte, wohl im späten 7. Jahrhundert entstandene fränkische Königshof gewesen sein, auch wenn bislang in diesem Bereich keine Funde aus jener Zeit vorliegen. Möglicherweise könnte die rundliche Form am Altstadtrand aber auch auf eine hochmittelalterliche Burg des Stadtherrn, hier des Reichs, zurückgeführt werden.

Neben den beiden Siedlungskernen war die Geländeform ausschlaggebend für die ost-west-betonte Großform der ersten Stadtanlage. Westlich von St. Andreas fällt das Gelände langsam zur Schwäbischen Rezat hin ab.

Nach Osten zu entwickelt sich die beinahe eben verlaufende Hauptachse der Stadt, die von St. Andreas über die Rosenstraße am Gotischen Rathaus vorbei und den ehem. Holzmarkt (heute Luitpoldstraße) zum heute verschwundenen Oberen Tor verläuft. Südlich dieser Hauptachse fällt das Gelände zur Niederung des ehemaligen, heute verrohrten Volkammersbaches ab. Die ältere südliche Stadtmauer, deren Verlauf bis heute im Stadtgrundriß gut erkennbar ist, wurde am Ende der Gefällestrecke, also am Rand der zunächst vermutlich feuchten und damit auch als Annäherungshindernis nützlichen Niederung errichtet. Noch heute zeugt u.a. das Spitaltor von dieser ersten Befestigungslinie. Genau in dieser Gefällestrecke zwischen Hauptachse (Altes Rathaus) und Spitaltor

wurde vermutlich bereits bei der Stadtgründung der Marktplatz der Stadt angelegt.

Während im Süden und Westen das Gelände abfiel, die Stadt also in leicht herausgehobener und damit vergleichsweise sicherer Lage errichtet wurde, verläuft das Gelände nach Norden zu fast eben. Hier behalf man sich mit einem doppelten Graben. Der heute verschwundene äußere Graben vor dem Ellinger Tor war noch bis Anfang des 20. Jahrhunderts als Weiherkette erhalten. Die schmale Ostseite der Stadt folgt im wesentlichen dem Geländeabfall zum Volkammersbach.

Der Bereich vor dem Spitaltor wurde schon früh genutzt, bereits um 1240 entstand hier ein Augustinerinnenkloster. Als der Bereich im späteren 14. Jahrhundert im Rahmen der Stadterweiterung in die Stadt einbezogen wurde, gab es dort weitere Bebauung. Diese südliche Vorstadt bezog nun die Niederung des Volkammersbaches ein. Die Befestigung im Süden wurde auf die Kante der nächst höheren Geländestufe gesetzt (am Seeweiher auf einem eigens errichteten Damm), so daß beide Hänge am Rande des Baches im Stadtgebiet zu liegen kamen.

### *Parzellenstruktur*

Städte verändern ihr Gesicht im Laufe der Jahrhunderte. In Gebäuden spiegeln sich gleichermaßen Bedingungen der Entstehungszeit wie Intentionen der Bauherren wider. Häuser werden gebaut und verschwinden wieder, der Zeitgeschmack verändert Fassaden und Grundrisse, ganze Stadtbereiche können aus vielfältigen Gründen in bestimmten historischen Situationen räumlichen und sozialen Veränderungen unterlegen sein, so daß von Kontinuität nicht von vornherein ausgegangen werden kann.

Es gibt aber auch Konstanten. Insbesondere die Rekonstruktion historischer Parzellenzuschnitte kann dabei weit in die Vergangenheit zurückweisen.

Keller werden oft als das Gedächtnis einer Stadt bezeichnet. Während die meist hölzernen Obergeschosse der frühen Häuser vielfach infolge Kriego- und Brandeinwirkung

oder auch wegen Leerstand und Abnutzung Neubauten weichen mußten, überdauereten Keller, dort wo sie vorhanden waren, auch solch einschneidende Ereignisse. Einerseits verursachte ihr Bau erheblichen Aufwand, andererseits widerstand die massive Bauweise besser den Einflüssen der Zeit. Im Kellerplan einer Stadt haben sich deshalb ältere Stadtstrukturen rudimentär erhalten. Auch Veränderungen der Parzellen- und Bebauungsstruktur sind ablesbar. Ein solcher Kataster existiert für Weißenburg bisher nicht.

Dennoch vermittelt ein Blick auf den Kataster der Stadt (Ortsblatt von 1822) in Verbindung mit historischen Kenntnissen einen ersten Eindruck von früheren funktionalen Teilungen Weißenburgs.

### *Die Hauptachse der Stadt und der Marktplatz*

Die großen Häuser der Stadt mit großen zugehörigen Parzellen finden sich auf der Nordseite der Rosenstraße, auf beiden Seiten des früheren Holzmarkts (heute Luitpoldstraße) und auf beiden Seiten des Marktplatzes. Die Parzellen reichen hier meist weit in die Tiefe der angrenzenden Gassen. Bei einigen Häusern ist trotz heutiger Besitzteilung die frühere Größe nachweisbar, so besonders eindrucksvoll am Hauskomplex Luitpoldstraße 1/Paradeisgasse 2, wo Kaufurkunden des späten 17. und 18. Jahrhunderts und vergleichbare Baudetails des frühen 17. Jahrhunderts an Haupt- und Hinterhaus noch die ursprüngliche Größe des Anwesens belegen. Auch das benachbarte, 1470 errichtete Haus Rosenstraße 2 besitzt bis zu einem rückwärtigen Torbau eine ähnliche Grundstückstiefe. Entlang der Ost-West-Achse stehen in großer, sonst in der Stadt nicht feststellbarer Dichte ins 14. und 15. Jahrhundert zurückreichende Häuser.

Besonders bemerkenswert war der Fund eines Kellers unter dem 1396 errichteten Haus Rosenstraße 18, der zu einem im mittleren 13. Jahrhundert zerstörten, ca. 10,5 x 9,0 m großen Vorgängerbau gehörte. Die Lage des Kellers im heutigen Haus belegt, daß sich hier, an der Ecke Rosen-/Ellinger Straße die



Abb. 1:  
Katasterplan  
Weissenburg 1822.

Wäschgraben  
Nördl. Stadtgraben  
Nördl. Stadtmauer

Altes Rathaus

Judengasse  
Spitaltor,  
mit Spitalgraben

Saumarkt

Frauentor,  
mit Schießgraben

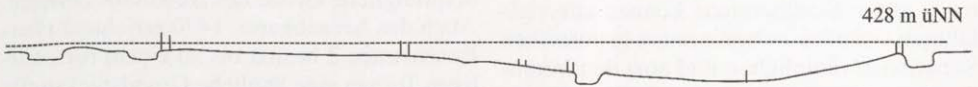


Abb. 2: Schematisierter Querschnitt durch das Gelände der Weissenburger Altstadt. Der Höhenunterschied zwischen der hochgelegenen nördlichen Stadtmauer im Bereich Auf dem Schrecker (links) und dem Saumarkt als tiefstem Punkt der Altstadt beträgt rund 12 m, von dort bis zum ehem. Frauentor wiederum ca. 8 m  
(Grundlage: Bayer. Landesvermessungsamt, Top. Karte 1:50.000 Bayern (Nord) Zeichnung: R. Kammerl)

Baufuchten zwischen dem älteren Bau des 13. und dem des späten 14. Jahrhunderts teilweise geändert haben. Insbesondere wurde die Ellinger Straße um nahezu vier Meter schmaler.

Das auf der Nordseite des Holzmarkts 1325 errichtete Karmeliterkloster geht wohl auf eine Stiftung der Herren von Heideck zurück, denen der Grund gehört haben dürfte. Bereits beim Umbau zum Kulturzentrum am Anfang

der 1980er Jahre wurde unter der Langhauswand auf der Seite zum Holzmarkt ein Kellerportal entdeckt, das auf eine Vorgängerbauung verweist. Bei Untersuchungen im benachbarten Haus Luitpoldstraße 11 wurde vor einigen Jahren als dessen Ostwand eine etwa 6m hohe Bruchsteinmauer mit regelmäßig angebrachten Kragsteinen entdeckt. Jüngst konnte bei Straßenbaumaßnahmen vor dem Chor der Kirche und in direkter Verlängerung der Langhauswand eine starke, derjenigen im Haus Luitpoldstraße 11 sehr verwandte und mit Kellerfenstern versehene Mauer beobachtet werden. Insgesamt verweisen die drei Befunde auf einen für den Bau des Klosters aufgegebenen großen Gebäudekomplex, in dem man das gestiftete Anwesen der Herren von Heideck vermuten darf. Dieser Zusammenhang ist insofern bemerkenswert, als hier der bisher einzige Hinweis auf einen adeligen Stadthof für Weißenburg vorliegt. In Verbindung mit der Frage, welche Funktion der Bereich um St. Andreas zur Zeit der Stadtgründung besaß, steht deshalb zukünftig auch die Frage nach der Art der Bebauung der Ost-Westachse und nach Funktion und Eigentümern jener Häuser.

Insgesamt ist der Straßenzug von St. Andreas bis zum Oberen Tor der interessanteste Bereich für Forschungen zur frühen Stadtgeschichte. Insbesondere die hohe Dichte an erhaltenen mittelalterlichen Häusern gibt zu zukünftigen Forschungen Anlaß.

### *Große Häuser ohne Parzelle zwischen Rosenstraße und dem Platz Am Hof*

Eine auffällige Gebäudereihe ist die Zeile im Süden der Rosenstraße. Dort stehen die Häuser zwischen der Rosenstraße und dem Platz am Hof ohne freies Grundstück allein auf Ihrer Parzelle. Als 1765 der Gold- und Silbertressenfabrikant Georg Zacharias Roth das sog. „Blaue Haus“ errichten ließ, mußte er zunächst fünf ältere Gebäude niederlegen lassen, so daß nicht wie heute sechs, sondern zehn Häuser annähernd gleicher Größe eine Reihe bildeten. Offenbar stand bereits zum Zeitpunkt der ersten Entstehung dieser Hauszeile der Platz Am Hof nicht zur Verfügung,

weshalb schon lange angenommen wird, daß dieser aus einem dem herrschaftlichen Bereich um St. Andreas zugehörigen Raum – vielleicht einem Vorburgbereich – entstand. Vermutlich besaßen deshalb die Häuser im Südtail der Rosenstraße ursprünglich auch keine Ausgänge dorthin.

### *Kleinere Häuser ohne Parzelle*

Immer wieder fallen im Kataster Bereiche mit Zeilen kleinerer Häuser auf, denen außer der Hausstelle selbst kein oder kaum zusätzlicher Grund und Boden zugeteilt ist. Dabei darf nicht übersehen werden, daß die Häuser in den Seitengassen grundsätzlich begrenzt Grund zur Verfügung haben. Dennoch gibt es nochmals eine Abstufung nach unten. In diesen Fällen könnte es sich zum einen um die kleinräumige nachträgliche Verbauung von im Stadtgründungsprozeß zunächst unbebauten Flächen handeln. Andererseits ist natürlich an Bereiche mit spezifischer Funktion, Sozialstruktur usw. zu denken.

### *Die Häuser Luitpoldstr. 2, 4, 6*

Ein besonderer Fund waren vor einigen Jahren vermauerte Fenster vermutlich des 13. Jahrhunderts im Haus Marktplatz 3, die vom angrenzenden, 1558 errichteten Haus Luitpoldstr. 2 verdeckt wurden. Offenbar wurde im mittleren 16. Jahrhundert die Südseite des Holzmarkts zumindest teilweise verschmälert. Denn auch die Häuser Nr. 4 und 6 stehen ohne eigenes Grundstück vor dem Haus Marktplatz 3. Außerdem ist im Keller des Hauses Luitpoldstraße 14 (ehem. Gasthaus zum „Goldenen Lamm“) zu erkennen, daß wohl um 1550 zwei Häuser zu einem verbunden und dieses einige Meter weiter in den Platz vorverlegt wurde. Ziel war es offenbar die heute einheitliche Flucht auf der Südseite zu schaffen, denn sowohl das benachbarte Haus Nr. 16 „Zum Goldenen Stern“, errichtet 1314, als auch das folgende Haus Nr. 18 (ehem. Gasthaus „Goldener Anker“), dessen Kellergewölbe im 15. Jahrhundert entstanden ist, sind älter. Hier ist der Grund für die Art der Bebauung also in einer stadtplanerischen Maßnahme zu erkennen.

### *Randbebauung des Platzes An der Schranne*

Die heutige „Schranne“ wurde 1864 an der Stelle der ehemaligen, 1524 profanierten und zur Schranne umgewandelten Martinskirche und eines Salzstadels errichtet. Bald nach der Profanierung der Kirche wurde auch der zugehörige Friedhof aufgelassen. Insbesondere auf der Ostseite entstanden in der Folge eine Reihe kleinerer Häuser, von denen das Haus An der Schranne 17 noch ins mittlere 16. Jahrhundert zurückreicht.

### *Am Platz Auf der Kapelle und in der Postgasse*

Eine besonders dichte, kleinräumige Bebauung findet sich in der Postgasse und um den Platz Auf der Kapelle. Im südlichen Abschnitt der Postgasse (früher auch „Obere Kapellgasse“) verspringt die Gasse und mündet in die Rosenstraße ein. In diesem Fall könnte eine ursprünglich breitere Gasse durch nachträgliche Bebauung verschmälert worden sein. Dies wäre spätestens im 16. Jahrhundert geschehen, denn das im Zweifel zu dieser Bebauung gehörige Haus Rosenstraße 14 ist spätestens im Laufe jenes Jahrhunderts entstanden. Gerade im Bereich Auf der Kapelle ist im Themenzusammenhang von einem Sonderphänomen zu berichten. Hier konnte für den Bau der ohne freies Grundstück errichteten Häuser Auf der Kapelle 16, 1542 (a), und Auf der Kapelle 18, 1687/88 (a) nachgewiesen werden, daß die Stadt selbst als Bauträger auftrat und anschließend verkaufte.

### *Der westliche Abschnitt der Judengasse und der Rosenbühl*

Während die Parzellen im östlichen Teil der Judengasse teils einen sehr großzügigen Zuschnitt besitzen (s.u.), fällt es auf, daß die Häuser zwischen der Abzweigung zum Rosenbühl und dem Marktplatz beiderseits der Judengasse keinen zusätzlichen Grund besitzen. Auch am direkt angrenzenden Rosenbühl werden zumindest die östliche und nördliche Begrenzung von solchen Häusern gebildet. Es ist nicht belegt, was diese Sondersituation hervorgerufen hat. Zunächst könnte es sich um ein ausgeprägtes Handwerkerquartier gehandelt haben. Andererseits fällt der Name „Judengasse“ ins Auge. Es ist zwar bekannt,

daß die jüdischen Bewohner Weißenburgs zur Zeit ihrer Vertreibung im Jahr 1520 nicht in einem geschlossenen Gebiet oder gar Ghetto gelebt haben, sondern verstreut in der Stadt und daß außerdem die Synagoge damals auf dem Platz „Auf der Kapelle“ fernab der „Judengasse“ lag. Andererseits stammt die Weißenburger Judenordnung bereits aus dem Jahr 1312. Nur wenige Jahrzehnte nach der Stadtgründung lebten offenbar bereits Juden in der Stadt. Deren Lebensverhältnisse liegen im dunkel. Allerdings spricht der Name „Judengasse“, der erstmals 1504 belegt ist, für sich. Zudem gibt es die Überlieferung, daß im Haus Judengasse 3, also im betreffenden Abschnitt der Gasse, ein Judenbad existiert habe. Insofern liegt die Möglichkeit, daß sich der Name Judengasse auf den westlich zum Marktplatz orientierten Bereich bezog und dann auf den gesamten Straßenverlauf übertragen wurde, nahe.

Sollte diese Annahme zutreffen, ist außer dem für die kleinteilige Parzellenstruktur am Rosenbühl eine eigene Begründung zu suchen. Jedenfalls geht diese vor das 15. Jahrhundert zurück. Belegen läßt sich dies anhand eines älteren Kellers in der östlichen Haushälfte unter dem 2002 abgebrannten Haus Auf der Wied 1, das dendrochronologisch auf 1472/73 (d) datiert war.

### *Zwischen Pflastergasse und Brunnengasse (um das Karmeliterkloster)*

Während die Gassen nördlich der Achse Rosenstraße – Luitpoldstraße Süd-Nord orientiert sind, verläuft die Brunnengasse von Westen nach Osten. Die nördliche Hauszeile stößt an die Mauergasse Auf dem Schrecker, die hier funktionstüchtig für die Stadtverteidigung bleiben mußte. Heute stehen in der Brunnengasse vorwiegend Neubauten aus der Zeit nach dem Dreißigjährigen Krieg. Mindestens zwei Häuser sind jedoch deutlich älter: Das besonders kleine Haus Brunnengasse 5 an der nördlichen Gassenseite, das lange als das älteste Haus Weißenburgs betrachtet wurde und das (nicht unter Denkmalschutz stehende) Haus Brunnengasse 8, das direkt an den Klostergarten grenzt. Brunnengasse 8 war anfänglich ein eingeschossiges Fachwerkhaus, dessen Traufenwände im

18./19. Jahrhundert bei gleichbleibender Firstlinie um ein Geschoß erhöht wurden. An der östlichen Traufseite wurden aufgeblattete steile Kopfbänder und an die Dachbalken geblattete Sparren nachgewiesen, Merkmale, die eine Datierung ins 15. Jahrhundert nahe legen. Im Haus Brunnengasse 5 wurde das Dachwerk dendrochronologisch in die Zeit nach 1481/82 (d) datiert.

Die Frage, wer für die Bebauung der Brunnengasse verantwortlich ist, wird wohl kaum definitiv zu klären sein. Aus topographischen Überlegungen ist jedoch vor allem an das Karmeliterkloster zu denken, bei dem zudem ein Motiv für den Verkauf eines Teilgrundstücks auf der Hand läge. Es konnten nämlich für die Zeit nach 1470 bis nach 1480 erhebliche Umbaumaßnahmen im Kloster nachgewiesen werden, die für die Anlage bis heute prägend sind. Der daraus entstandene Geldbedarf könnte u.a. durch den Grundstücksverkauf gedeckt worden sein. Wichtig festzuhalten ist, daß beide überlieferten Bauten der Brunnengasse als Kleinhäuser einer eher armen Bevölkerungsgruppe errichtet wurden.

Demgegenüber ist die Pflastergasse als typische Handwerkerstraße zu bezeichnen. Zwar stehen auch hier kaum Flächen über den Hausgrundriß hinaus zur Verfügung, die Häuser sind aber meist deutlich größer und stattlicher als die vorgestellten Beispiele der Brunnengasse. Gerade der Vergleich dieser beiden Gassen zeigt, daß eine alleinige Betrachtung der Parzellenstruktur noch nicht genügt, um verlässliche Aussagen zur Stadtstruktur und Stadtentwicklung treffen zu können.

#### *Entlang der Südseite der älteren Stadtmauer*

Die Huttergasse dürfte dadurch entstanden sein, daß die südliche Mauergasse nach der Stadterweiterung ab 1372/76 ihre Funktion verlor und überbaut werden konnte. So entstand die südliche Hauszeile. An die Mauergasse stießen auch die an der Südseite der Judengasse gelegenen tiefen Parzellen. Es spricht einiges dafür, daß deren Eigentümer einen Grundstücksteil an der Mauergasse zur Bebauung hergaben, damit die Nordseite der Huttergasse entstehen konnte. Zum einen stehen die Kleinhäuser dort in Verlängerung der

Parzellen, zum anderen müßte die Mauergasse ungewöhnlich breit gewesen sein, wenn beide Seiten der Huttergasse in einer leeren Fläche entstanden sein sollten. Datiert ist das spätestens 1445 (d) errichtete Haus Huttergasse 13. Das westlich anschließende Haus Nr. 9 weist absolut vergleichbare Merkmale hinsichtlich Hausform und Konstruktion auf. Die Bebauung der Huttergasse reicht somit mindestens in die Zeit um die Mitte des 15. Jahrhunderts zurück.

#### *Besonders tiefe Parzellen im Süden der Judengasse bis Nr. 12*

Im mittleren Abschnitt der Judengasse fallen auf der Südseite eine Reihe tiefer Parzellen auf, wobei sich hinter dem an der Straße gelegenen Haus ein Hof findet, der im Süden von der Scheune abgeschlossen wird. Die Gebäudeanordnung verrät, daß es sich um landwirtschaftliche Anwesen innerhalb der Stadtmauern handelte, deren Bewohner gemeinhin als Ackerbürger bezeichnet werden. Neben der Landwirtschaft dürften die Ackerbürger jedoch auch andere Tätigkeiten im Rahmen der städtischen Arbeitsteilung übernommen haben. Das älteste Gebäude in dieser Reihe ist das Haus Judengasse 14, das mittels der Dendrochronologie auf die Zeit nach 1321/22 (d) datiert ist.

#### *Die südliche Vorstadt*

Während die ältere Oberstadt durch eine hohe Dichte und ein unvermitteltes Nebeneinander großer und sehr kleiner Parzellen gekennzeichnet ist, besitzt die südliche Vorstadt eine gänzlich andere Struktur. Hier überwiegen mit Ausnahme des wohl früh bebauten Geländes zwischen Friedrich-Ebert-Straße (ehem. Äußere Spitalgasse) und der Straße Auf der Wied größere Parzellen, die auch landwirtschaftlich genutzt wurden.

Als die ältere Stadtmauer mit der Ummauerung der Vorstadt nutzlos geworden war, öffnete man diese an zwei Stellen, nämlich in Verlängerung von Auf der Wied und der Bachgasse im Osten. An der Bachgasse wurde im ehemaligen Mauerbereich eine Mühle als

Weißgerberwalk angelegt, die den Höhenunterschied zur Niederung des Volkammersbaches ausnutzte. Im direkten Umfeld siedelten sich Gerber und Färber an. Das in der Mitte des 15. Jahrhunderts gegründete Spital und das 1537 errichtete Wildbad waren weitere Nachfolgenutzungen im älteren südlichen Mauer- und Grabenbereich.

Zusammenfassend ist festzustellen, daß die Parzellen- und Baustruktur der Weißenburger Altstadt wesentliche Abläufe der Stadtbauentwicklung erahnen läßt. Aber auch die frühere Funktionsteilung wie die Sozialstruktur der Stadt spiegeln sich im Stadtgrundriß wider: Gasthöfe und Brauereien an den Marktplätzen, Gerber und Färber im Osten am Bach (Weißgerberwalk), Ackerbürger im Süden der Judengasse, Handwerker in den Gassen, kleine Leute am Rande der Stadt.

Strukturveränderungen wie die Auffassung und Bebauung der Friedhöfe oder stadtplanerische Maßnahmen wie z.B. die Begründung der Südfront des Holzmarkts lassen sich nachweisen, beides Maßnahmen des mittleren 16. Jahrhunderts wie auch der Bau des Wildbades; was stadthistorisch kein Zufall ist, da gerade in dieser Zeit, nach jahrzehntelangem Stillstand infolge des städtischen Konkurses im Jahr 1481 erstmals wieder die finanziellen Möglichkeiten und vermutlich auch die Notwendigkeit vorhanden waren, um großzügigere Entwicklungen anzuschließen. Für die früheren Jahrhunderte kann nur für das 15. Jahrhundert noch von einigen gesicherten Erkenntnissen ausgegangen werden. Hier ist als Beispiel die Bebauung der nutzlos gewordenen älteren südlichen Mauergasse hervorzuheben und der Bau des Spitals.

Zuverlässigere Aussagen für frühere Zeiten wären von weiteren Detailforschungen an den Häusern als den zur Verfügung stehenden Realien zu erwarten. Für Weißenburg dürfte insbesondere ein Kellerkataster großen Nutzen bringen. Auch eine gesicherte archäologische Begleitung von baulichen Maßnahmen wäre zu wünschen.

Daß heute für viele der bedeutsamen Häuser der Stadt Weißenburg Aussagen zu ihrem

Alter möglich sind, ist neben dem Landesamt für Denkmalpflege wesentlich der Gruppe Weißenburg des Frankenbunds und deren damaligem Vorsitzenden Gustav Mödl zu verdanken. In den Jahren 1999/2000 konnte mit Unterstützung der beiden Förderer eine dendrochronologische Reihenuntersuchung an fast 30 Dachwerken der Stadt durchgeführt werden. Neben dem Zeitpunkt der Errichtung wurden auch wesentliche Umbauphasen dokumentiert. Die Probenentnahme erfolgte durch eine kleine Arbeitsgruppe mit Daniel Burger, Hans-Heinrich Häffner, Reiner Kammerl und Gotthard Kießling. Die Auswertung übernahm das Jahrringlabor Hofmann, Nürtingen. Die Bohrkerne wurden dem Stadtarchiv Weißenburg zur dauerhaften Aufbewahrung übergeben. Herzlicher Dank sei auch den Hausbesitzern und -bewohnern ausgesprochen, die bereitwillig ihre Türen öffneten und damit zum besseren Verständnis der Stadtgeschichte beitrugen.

#### **Anmerkung:**

Da in diesem Beitrag aus Gründen der Textlänge auf Fußnoten verzichtet wurde, sei an dieser Stelle auf die Denkmaltopographie der Stadt Weißenburg und die darin enthaltenen Aufsätze von Daniel Burger, Hans-Heinrich Häffner, Reiner Kammerl und Gotthard Kießling zu verschiedenen Aspekten der Weißenburger Denkmallandschaft verwiesen. Diese dienen als Grundlage und Anregung für die hier dargelegten Überlegungen, genauso wie die zahlreichen Gespräche in der Arbeitsgruppe, für die ich herzlich danke.

# Zur Baugeschichte des Heilig-Geist-Spitals in Weißenburg

von

Johannes Geisenhof

Der Bereich um das Spitaltor gehört zu den historischen wie baulichen Höhepunkten der Freien Reichsstadt Weißenburg. Das im Kern aus dem frühen 14. Jahrhundert stammende südliche Stadttor ist zugleich Kontinuum wie Dreh- und Angelpunkt einer von zahlreichen Veränderungen gekennzeichneten Entwicklung über fast 700 Jahre Stadtgeschichte. Die Errichtung des Bürgerspitals an der Ostflanke des Torturmes ist Ausdruck des sich im ausgehenden Mittelalter emanzipierenden Bürgertums der Freien Reichsstadt. In der damit verbundenen Auseinandersetzung mit dem Kloster Wülzburg beginnt ein regionales Kräfteressen zwischen den drei Herrschaftszentren Weißenburg (Freie Reichsstadt), Ellingen (Deutscher Orden) und Wülzburg (Benediktinerkloster, ab 1523 Markgrafschaft Ansbach), deren bauliche Spuren bis heute sichtbar sind: Auf den Rüstungswettlauf des 16. Jahrhunderts folgt im 18. Jahrhundert ein kultureller Wettkampf in der Hinwendung zum Barock. In der ersten Phase reagierte vor allem Ellingen auf die Errichtung der Festung Wülzburg mit dem Ausbau seiner Stadtbefestigung, während Weißenburg zu diesem Zeitpunkt schon aufgerüstet war. In der zweiten Phase wetteiferten dann die Reichsstädter mit dem barocken Ausbau der Deutschordensresidenz. Die Barockisierung von Spital, Spitalkirche und Spitalturm sind Ausdruck dieses Prozesses im Zeitalter der Gegenreformation. Erstaunlicherweise wurden im wesentlichen Baumeister und Kunsthandwerker aus den benachbarten katholischen Städten Ellingen und Eichstätt mit den Arbeiten beauftragt.

Die Erforschung des umfangreichen, im Stadtarchiv Weißenburg erhaltenen Quellenbestandes sowie die eingehende Untersuchung des heute noch bestehenden Baubestandes im Zuge der von 1995 bis 2003 in sechs Bauabschnitten vom Verfasser betreu-

ten Generalsanierung der Spitalkirche führten zu umfangreichen neuen Erkenntnissen über die Entstehungsgeschichte des Weißenburger Heilig-Geist-Spitals.

Die Errichtung der bürgerlichen Heilig-Geist-Spitäler in den Städten des 13. bis 15. Jahrhunderts bildet den Beginn einer kommunalen Kranken- und Sozialfürsorge. Diese neuen bürgerlich-weltlichen Spitäler traten in Konkurrenz zu den bereits bestehenden kirchlichen Spitaleinrichtungen, die unter der Obhut von Klöstern oder ritterlichen Orden lagen. Sie sind damit auch Ausdruck eines nach Unabhängigkeit und auf Selbständigkeit trachtenden Bürgertums.

Innerhalb der fränkischen Reichsstädte wurde in Rothenburg bereits 1281 die Erweiterung des Bürgerspitals urkundlich erwähnt und 1308 die erste Spitalkirche geweiht. In (Bad) Windsheim ist für 1318 die Stiftung des Heilig-Geist-Spitals durch den Windsheimer Bürger Konrad Förster überliefert. In Nürnberg stiftete 1339 Konrad Groß das bürgerliche „Neue Spital“, das heutige Heilig-Geist-Spital, als Gegenstück zu dem bereits seit 1210 bestehenden Deutsch-Ordens-Spital der hl. Elisabeth. Weißenburg hinkte in der Entwicklung nach: 1331 wurde zunächst das erste kirchliche Spital im „Klosterlein“, einem Gebäudekomplex des ehemaligen Augustinerinnenklosters „Zu unserer lieben Frau“ gegründet, der seit dem Wegzug der Nonnen 1276 nach Adlersberg bei Regensburg verwaist gewesen war. Stifter dieses Spitals war Kaiser Ludwig der Bayer, der die neue, damals noch außerhalb der Stadtmauer gelegene Einrichtung zur Pflege und Unterhaltung dem Benediktinerkloster Wülzburg übergab. Gleichzeitig befreite er alle Häuser und Hofstätten, „die in dem vorgenannten closter und dar umb gelegen sint, ditzunt zu dem selben closter gehören“, von

aller Steuer und Dienst der Bürger in der Stadt.<sup>1)</sup> Mit der Stadterweiterung nach Süden und – damit verbunden – mit dem Bau der neuen südlichen Stadtmauer in den 70er Jahren des 14. Jahrhunderts veränderte sich jedoch die Situation radikal: Das klösterliche Spital lag jetzt als größerer externer Besitz innerhalb der ummauerten Reichsstadt, genoß den Schutz dieser Ummauerung, zahlte jedoch keine Abgaben. Aus Wülzburger Sicht negativ war an der entstandenen neuen Lage, daß damit der Zugang nicht mehr ungehindert war. Die personelle Besetzung und die Steuerfreiheit wurden zu einem stetigen Zankapfel zwischen der Reichsstadt und dem Kloster. Im markgräflichen Städtekrieg führte dieser Streit bis zur Einäscherung des Klosters Wülzburg durch die Weißenburger im Jahre 1451.

Auffallend ist die Gleichzeitigkeit dieses Ereignisses mit dem Zeitpunkt der Gründung des Weißenburger Bürgerspitals, das im Jahre 1447 gestiftet wurde.<sup>2)</sup> Die Errichtung der Spitalgebäude, der Pfründe, südöstlich des alten südlichen Stadtores dürfte unmittelbar danach begonnen haben, da für den Kirchenbau überliefert ist, daß sich durch den Städtekrieg 1449/51 der parallel zum Spital angelegte Bau<sup>3)</sup> verzögert habe und die bereits gebrochenen Sandsteinquader für die Befestigungsbauten verwendet wurden. Erst 1458 konnte das Dachwerk über dem Langhaus aufgeführt werden.<sup>4)</sup> Der Bau des Chores zog sich sogar bis 1493 hin.<sup>5)</sup>

Die Ursache für diese auffallende Streckung der Baumaßnahme dürften zunächst weniger in den finanziellen Schwierigkeiten der Freien Reichsstadt gelegen haben, die erst in dem Finanzskandal 1480 eskalierten, sondern vielmehr in den baulichen Problemen bei der Errichtung des Chores. Dieser war ursprünglich um 1,15 m breiter geplant, was auf der Nordseite zu einer deutlichen Verschmälerung der Höllgasse geführt hätte, die in diesem Bereich bis heute leicht nach Süden verschwenkt. Offensichtlich war der Baumeister<sup>6)</sup> der Spitalkirche von einer Änderung der Bebauung auf der nördlichen Höllgassenseite ausgegangen, die sich dann nicht realisieren ließ. Nur mit dem Zurückversetzen der nördlichen Chorwand um 1,15 m konnte die Be-

fahrbarkeit der Gasse erhalten bleiben. Die bereits in der Chorbogenwand ausgeführte Verzahnung durch Bindersteine wurde belassen und demonstriert noch heute diesen ursprünglich geplanten Verlauf der nördlichen Chorwand. Da die südliche Chorwand nach dem ursprünglichen Plan ausgeführt wurde, entstand eine Abweichung der Achsen zwischen Chor und Langhaus um 57 cm. Zusätzlich knickt die Chorachse noch leicht nach Süden ab.<sup>7)</sup> Die Spitalkirche ist damit ein weiteres Beispiel für ein Phänomen der im Sakralbau des Weißenburger Raumes typischen Achsenneigung zwischen Langhaus und Chor, für die es keine bautechnische Begründung gibt.

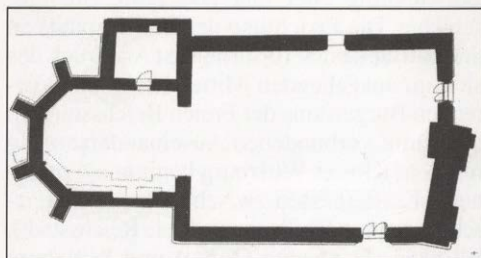


Abb. 1: Rekonstruktion des Grundrisses mit der ursprünglich geplanten Choranlage. Die punktierte Linie zeigt den Verlauf der realisierten, auf der Nordseite stärker eingezogenen Chorwand.

(Zeichnung: J. Geisenhof)

Noch vor dem Bauende des Chores wurde bereits mit der Ausstattung des Langhauses begonnen. So entstand an der Langhaus südwestwand der aus 32 Einzelszenen bestehende Zyklus der „Biblia pauperum“, der seit der Freilegung der Jahrzahl 1480 unter dem Kreuzigungsbild datiert ist. Um 1500 dürfte dann diese Kirchenbaumaßnahme ihren Abschluß gefunden haben. Allerdings ist uns kein Weihedatum für den Altar überliefert. Am Ende der mittelalterlichen Bauphase und wohl kurz vor der Reformation entstanden die bislang noch nicht näher datierten Wandgemälde auf der Nordseite des Chores, die 14 hl. Nothelfer und das Martyrium des hl. Achatius, die sich sowohl in der Darstellung der Personen als auch in der Farbgebung wesentlich von der „Biblia pauperum“ im Langhaus unterscheiden.

Die Einrichtung des Spitals war ein wichtiger Einnahmeposten für die Stadt. Bereits

1473 gewährte der Eichstätter Bischof Wilhelm von Reichenau einen Ablass für Gläubige, die den Bau und dessen Einrichtung unterstützten. Durch die Annahme von Rechenkungen und die Aufnahme von reichen Pfründnern, die sich in das Spital einkaufen, entstand eine Einrichtung mit nicht nur sozialer, sondern auch wirtschaftlicher Bedeutung. Dies zeigt sich auch darin, daß um 1586 westlich des Spitalturmes ein „*new Spital*“, das spätere „*Kleine Spital*“ errichtet wurde, da wohl die Räumlichkeiten im „*alten Spitalhaus*“ zu klein geworden waren. Die Reformation überstanden sowohl die Hospitalstiftung als auch die Kirche zunächst ohne sichtbare Veränderungen. Selbst die Bilderbibel fiel dem Bildersturm nicht zum Opfer, wie das Graffito „*Georgius Holzha... von Beilngriß Anno 1581*“ eindeutig belegt. Für die Zeit zwischen 1600 und 1620 ist der Einbau eines Fensters mit einem für Weißenburg einzigartigen Gewände in Renaissanceformen in die Südwand des Langhauses innerhalb des spätgotischen Wandgemäldes anzusetzen. Zu diesem Zeitpunkt verschwand spätestens die spätgotische Bilderbibel unter einer Farbschicht.

Der Umbau zur protestantischen Predigerkirche, mit dem auch gleichzeitig der Barock Einzug in den Sakralbau hielt, erfolgte erst in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Aus der Anfangsphase dieser zunächst behutsam beginnenden Barockisierung ist bislang nur die Errichtung der Kanzel, des „Predigtstuhles“, im Jahre 1675 genau datierbar. Die Inschrift „*DEM GROSSEN GOTT ZU PREIS STIFTT DIESEN STUHL MATHIAS HEISS 1675*“ verweist auf den Stifter der Kanzel, den Bürger und Rotgerbermeister Matthias Heiss. Vermutlich um diese Zeit wurden auch die Emporen eingebaut.

1712 erhielt die Kirche den heutigen Altar, der von Bürgermeister Zacharias Sonnenmeyer gestiftet worden ist. In einem Schrein mit reicher Rankenumrahmung hängt ein lebensgroßer Kruzifix vor dem Hintergrund Jerusalems.<sup>8)</sup>

Mit der Umgestaltung und Erhöhung des Spitalturmes begann 1728 die eigentliche barocke Umbauphase. Ursache für diese Bau-



Abb. 2: Vergrößerter Ausschnitt aus der Stadtansicht des Ellinger Geometer Veit Biber von 1726. Biber zeigt den Spitalkomplex noch vor den großen barocken Umbaumaßnahmen: Der Spitalturm (32) ist noch zweigeschossig und wird von einem hohen, spitzen Zeltdach geschlossen. Rechts davon sind die Westfassade der Spitalkirche (33) und daran anschließend das spätgotische Spital (31) zu erkennen, davor der Spitalbrunnen (35) sowie links vom Tor beim Spitalweiher das kleine Spital mit dem zugehörigen Wirtschaftshof (31). Nicht korrekt ist die Fassadengestaltung der Spitalkirche mit einer zwiachsigen Gliederung dargestellt. Hier wurde offensichtlich das Nordportal mit dem darüberliegenden Ovalfenster auf die Westseite adaptiert. (Foto: Stadtarchiv Weißenburg)

maßnahme war die Baufälligkeit des „*ober(n) theil des Spitalthurns, wo die glocke hänge.*“<sup>9)</sup> Die ursprüngliche Gestaltung des im Kern mittelalterlichen Wehrturmes zeigen die älteren Stadtansichten von Hipschmann (um 1632), Biber (1726) und Hohmann (um 1727): ein massiver gedrungener, zweigeschossiger Turm, der von einem hohen Zeltdach mit Laterne geschlossen wurde und nach Voltz eine Höhe von 100 Schuh hatte.<sup>10)</sup> Der neue Turm erhielt ein zusätzliches drittes Geschoß und einen Kuppelhelm mit offener Laterne. Der Plan hierzu stammt nach den neueren Forschungen von Stadtarchivar Kammerl wohl wesentlich vom Weißenburger Bürger und Weinhändler Johann Andreas Heygoldt, der 1729 Spitalpfleger wurde. Als auswärtiger Experte wurde der Eichstätter Baudirektor Gabriel de Gabrieli zugezogen,

der nur noch einige Änderungen im Bereich der Geländergestaltung empfahl, „sowohl wegen mangl der zeit als auch vornemblich weillen die steinhauerarbeith bereits maintenthail gemacht ist...“<sup>11)</sup> Nach den Plänen von Gabrieli wurden demnach nur die Turmspitze mit den charakteristischen gebogenen Balustraden (wohl nach dem Vorbild der Salzburger Kollegienkirche) und dem Turmhelm in der für Gabrieli typischen Mansarddachform geschaffen. Die Baumaßnahme, die zunächst mit 1.200 fl. kalkuliert worden war, verteuerte sich nach dem Bericht der Ratssitzung vom 10. Oktober 1728 schließlich auf 2.800 fl.,<sup>12)</sup> wobei zu berücksichtigen ist, daß wohl als zusätzliche Maßnahmen sowohl die Turmuhr als auch die Glocken erneuert wurden. 1729 wurden schließlich noch durch den akademischen Maler Melchior Buchner aus Ingolstadt die beiden „Turmseiten“ über der Tordurchfahrt durch Gemälde geschmückt.<sup>13)</sup> Voltz beschreibt in seiner 1835 abgeschlossenen Chronik dieses vermutlich auf der Nordseite angebrachte Gemälde: „Das über dem Thor angebrachte Gemälde stellt den Sieg des Christentums über das Heidenthum bildlich dar...“<sup>14)</sup>

Im Jahre 1729 folgte dann die Erneuerung des Kircheninneren. Gabriel de Gabrieli war für die architektonische Umgestaltung verantwortlich und führte mit seinem eigenen Bauhandwerkertrupp die „vorzunehmende Aenderung und Ausrichtung einer neuen Kirchendecke des chors und des langhausßes..., bis auf die stuccadorarbeit“ aus. Im Langhaus wurde an Stelle der alten, gewölbten Bretterdecke eine neue flachere Putztonne eingezogen. Die Pläne für die Stuckierung der Chor- und Langhausdecke fertigte der Eichstätter Hofbildhauer Matthias Seybold, die Ausführung besorgte der Ellinger Stukkateur Christoph Brigel (Brügl).<sup>15)</sup> Die künstlerische Ausgestaltung wurde wesentlich durch den Eichstätter Hofmaler Joseph Dietrich bestimmt, der die drei Deckengemälde im Chor „Himmelfahrt des Elia“, „Himmelfahrt Christi“ und „Johannes schaut das himmlische Jerusalem“ sowie die drei Deckenbilder des Langhauses malte. Nach der Maltechnik und dem Bildaufbau zu urteilen, dürften dies vermutlich die zentralen Gemälde „Die Verhei-

ßung des neuen Bundes – Moses mit den Gesetzestafeln“, „Das Pfingstwunder“ und „Die Taufe Jesu“ sein. Daneben war noch der akademischen Maler Melchior Puchner aus Ingolstadt tätig, der die Wappen am Chorbogen und die zwei Deckengemälde im Langhaus fertigte, es dürften dies die „Ankündigung der Geburt Jesu“ über der Orgelempore und „Jesu Verklärung“ beim Chorbogen sein. Die spätmittelalterliche Bildersprache der Armenbibel war damit von der intellektuell geprägten Ikonographie einer barocken Theologie zwischen Weissagung und Himmelfahrt abgelöst worden.

An flankierenden Maßnahmen wurden noch die Türen erneuert und auf die Emporenbrüstung Gitter mit kunstvoll durchbrochenen Schiebeladen aufgesetzt. Wohl noch kurz vor Ende des Jahres 1729 nahm man die Kirche mit einem festlichen Gottesdienst wieder in Gebrauch, für den die zur „einweyhung der hospitalkirche verfertigte music“ eigens in einer Auflage von 600 Exemplaren gedruckt worden war.<sup>16)</sup>

Die gotische Ausstattung der Kirche, eine Madonna mit Leichnam Christi, die Holzplastiken der hl. Katherina und der hl. Elisabeth, ein Altarflügel mit einer Apostelfigur im Relief sowie zwei Kästen mit je einer Madonnenfigur wurde auf den Dachboden gebracht und 1847 in einer großen Versteigerung der Weißenburger Kirchenaltertümer vom Bayer. Nationalmuseum in München um 50 fl. erworben.<sup>17)</sup>

Neben dem Spitalkirchturm und der Kirche wurde im Zuge des barocken Umbaus schließlich auch noch das „kleine Spital“, das „Hospitahlhauß vor die armen an dem graben“, das heutige Café (Friedrich-Ebert-Straße 10), erneuert. 1729 wurde Gabriel de Gabrieli mit dem Bauvorhaben beauftragt. Er erstellte nicht nur den Plan, sondern übernahm auch mit seinen Bauhandwerkern für 260 fl. „per accordt“ die Realisierung. In einer „Specification“ in dem zwischen Hospitalamt und Gabrieli geschlossenen Vertrag wurden die genauen Ausführungsdetails dieses barocken Baues festgelegt: Es handelte sich um einen „zwey- mit denen mezanen oder unterdach respective 3 stockwerk“ hohen Bau, eingedeckt mit „ziegelblatten (welches

wegen der vielen dachfenstern NB ziemlich mühsam ist)“ und „mit denen in dem auffriß gezeichneten ornamenten versehen...“, also um einen zweigeschossigen Bau mit einer barocken Fassadengliederung und dem für viele Bauten Gabrielis typischen Mansarddach.<sup>18)</sup>

Den Abschluß der barocken Umbaumaßnahme bildete 1731/32 die Errichtung des „neue[n] bau“. Es handelte sich hierbei um den östlichen Flügel des alten Spitals, der erst 1956 abgebrochen worden ist. Für die Fertigung des Bauplanes erhielt Gabrieli 50 fl. Bei der Errichtung gab es erhebliche Probleme bei der Gründung wegen des schlechten Baugrundes im ehemaligen Stadtgraben.<sup>19)</sup>

Isoliert von der barocken Umgestaltung wurde 1790 die Orgel erneuert. Den Auftrag für den Bau der Orgel erhielt 1789 der Orgelmacher Gottfried Pfähler aus Oberbrüden in Württemberg, während die Bildhauerarbeiten für das Orgelgehäuse Joseph Wikel aus Ellingen ausführte.<sup>20)</sup>

Nach dem Ende der Freien Reichsstadt mußte 1806 die Hospitalstiftung „auf Befehl Seiner Königl. Majestaet Maximilian Joseph von Baiern“ an eine staatliche Administration übergeben werden. Diese verkaufte 1809 den zum Spital gehörenden Wirtschaftshof nörd-

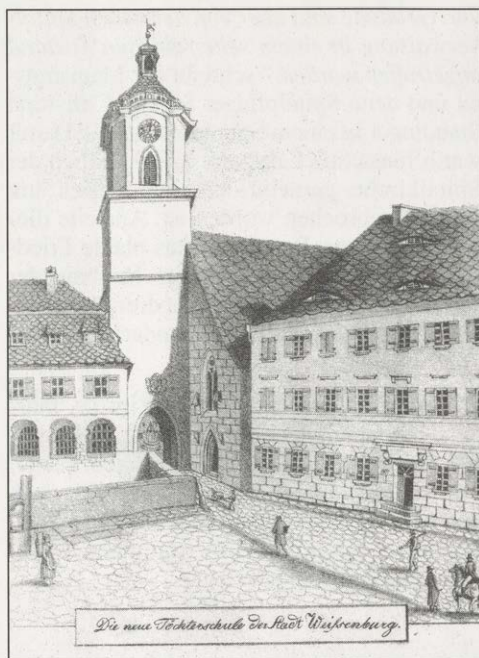


Abb. 4: Ansicht des ehemaligen Spitalkomplexes von Süden um 1830: Als markanter Blickpunkt der barockisierte Spittorturm, rechts davon die steinsichtige Westfassade der Spitalkirche und die 1824 an Stelle des Alten Spitals errichtete „neue Töchterchule“, links vom Tor der barocke Gabrielibau des „Kleinen Spitals“, davor die Steinbrüstungen des Spitalweihers; Lithographie von Amalie von Peters, 1835 publ. als Tafel VII der Voltz'schen Chronik. (Photo: Stadtarchiv Weissenburg)



Abb. 3: Ausschnitt aus dem Katasterblatt „Weissenburg – Im Jahre 1822“ mit Angabe der einzelnen zum Spital gehörenden Bauten: 1. Spitalkirche; 2. Spitturm; 3. Altes Spital; 4. Neues Spital; 5. Spitalgarten; 6. Kleines Spital; 7. Wirtschaftshof des Spitals mit Wohnhaus (a) und Ökonomiegebäuden. (Photo: J. Geisenhof)

lich des Spitalweihers für 2.500 fl. Dieser Komplex umfaßte zu diesem Zeitpunkt das an der damaligen Inneren Spitalgasse stehende Wohnhaus Nr. 3, ein Fachwerkbau, der für das Kaufhaus Steingass abgebrochen worden ist, sowie folgende Ökonomiegebäude: „das große und das kleine Stallgebäude“, „die große Scheuer“, „die große WaagenRemiß“ und den „kleinen Stall“.<sup>21)</sup> Der zur Hospitalstiftung gehörende Grundbesitz innerhalb der Stadt reduzierte sich damit auf die „Hospitalkirche samt Thurm“, das „kleine Hospital mit 8 Wohnungen, worunter 3 Freiwohnungen“, das „alte Hospital mit deren Wohnungen und 3 Getraidböden“, das „neue Hospital mit 15 Wohnungen“ und den Spitalgarten zu „3/8 Morgen am neuen Spital“.<sup>22)</sup>

Erst 1818 wurde die Stiftung zur Selbstverwaltung wieder zurückgegeben. „Die Güter

und Gebäude sind aber von der neuen Spital-Verwaltung in einem sehr ruinösen Zustand angetroffen worden,“ schreibt der Magistratsrat und neue Spitalpfleger Johann Christoph Staudinger in einem Spitalprotokoll.<sup>23)</sup> Damit war offensichtlich das alte Spital südlich der Spitalkirche gemeint, das schließlich um 1822 abgebrochen worden ist. Anstelle dieses L-förmigen Baukomplexes plante Friedrich Huß bereits 1822 den Neubau der Mädchenschule in Form eines dreigeschossigen frühklassizistischen Walmdachbaus, der 1824 eingeweiht wurde.

Auch das kleine Spital wurde im 19. Jahrhundert als Schulgebäude genutzt. Wie lange die Spitalnutzung im rückwärtigen Flügel des Hauptbaus, im „neuen Spital“, noch bestand, ist bis jetzt unerforscht. Erst 1884 wurde als Nachfolgeeinrichtung das städtische Krankenhaus errichtet.

#### Anmerkungen:

- 1) Zitiert nach Gerhard Leidel: Die Pfarreien des Klosters Wülzburg, Neustadt a.d. Aisch 1986, S. 111, vgl. auch Martin Weichmann: Die Hospitalstiftung „Zum Heiligen Geist“ Weißenburg, in: Gustav Mödl: Kreiskrankenhaus Weißenburg – 500 Jahre Krankenpflege. Vom Bürgerspital zur modernen Klinik, Weißenburg 1985, S. 68.
- 2) Peter Haberkorn: Weißenburg in Bayern. Stationen seiner Geschichte vom römischen Zentralort zur spätmittelalterlichen Reichsstadt, Mammendorf 1996, S. 113, u. Leidel 1986, S. 117.
- 3) Es lassen sich für das Mittelalter zwei Grundtypen von bürgerlichen Spitalanlagen feststellen, ein linearer Typ, bei dem Kirche und Pfründe in einer Achse errichtet werden (Windsheim, Nürnberg) und ein paralleler Typ, bei dem neben der Pfründe die Kirche erbaut wird (Rothenburg, Weißenburg).
- 4) Ergebnis der dendrochronologischen Untersuchung für das Dachwerk des Langhauses: Winter 1457/58. Das von Leidel angeführte Weihejahr 1457 (Leidel 1986 S. 117) erscheint damit unwahrscheinlich.
- 5) Ergebnis der dendrochronologischen Untersuchung für das Dachwerk des Chores: Winter 1492/93.
- 6) Leidel gibt „Meister Endris von Kemnaten“ (d.i. Meister Engelhart von Kempnaten) an und

gibt als Beleg einen Zeitungsartikel von Brun Appel von 1968 an. Meister Engelhart war Steinmetz und von 1464 bis zu seinem Tod 1475 Stadtmeister (KDM Bayern, Mfr. Bd.V, Felix Mader u. Karl Gröber, Stadt und Bezirksamt Weißenburg, München 1932, S. 15) Giersch nennt in seiner Quellenforschung zur Spitalkirche Baumeister Otto (d.i. Meister Ott), allerdings ohne Beleg in: Sven Oehmig: Weissenburg – Hospitalkirche Heilig-Geist – Kurzinformation zur Restaurierung der gotischen Wandmalerei und der barocken Deckenbilder, 1998.

- 7) Das genaue Aufmaß der Kirche durch den Verfasser ergab eine Abweichung um gut 2°.
- 8) Der Altar wurde von einem Nördlinger Bildhauer gefertigt, dessen Name nicht überliefert ist. Stadtarchiv Weißenburg, B 26/22, pag. 977, Ratsprotokoll vom 28.11.1712.
- 9) Stadtarchiv Weißenburg B 26/28, pag. 1916.
- 10) Georg Voltz: Chronik der Stadt Weißenburg im Nordgau und des Kloster Wülzburg, Weißenburg 1835, ND Weißenburg 1985, S. 69.
- 11) Stadtarchiv Weißenburg B 136/12.
- 12) Stadtarchiv Weißenburg B 26/30, pag. 190 u. 465.
- 13) Stadtarchiv Weißenburg B 136/12.
- 14) Voltz 1835, a.a.O., S. 141.
- 15) Stadtarchiv Weißenburg B 136/12.
- 16) Stadtarchiv Weißenburg B 136/12.
- 17) Karl Gröschel, Wie die Weißenburger Kirchen um einen Teil ihrer Kunstschatze kamen, Weissenburger Heimatbücher, IV (1927), S. 19ff.
- 18) Bislang wurde in dem Gabrieli-Bau immer ein Neubau des Spitalhauptbaus, des „großen Spital“ südlich der Spitalkirche angenommen. Die Details der Spezifikation sowie die Lagebezeichnung „an dem Graben“ sowie der schlechte Bauzustand des Spitalhauptbaus im Jahre 1818, der dann zum Abbruch führte, verweisen jedoch eindeutig auf das „Kleine Spital“, Friedrich-Ebert-Straße 10.
- 19) Stadtarchiv Weißenburg B 133/117 u. B 26/30, pag. 1973.
- 20) Stadtarchiv Weißenburg B 137/1, pag. 134.
- 21) Staatsarchiv Nürnberg, Steuergemeinde Weissenburg, Besitzfassion, Haus Nr. 3.
- 22) Staatsarchiv Nürnberg, Steuergemeinde Weissenburg, Besitzfassion, „Faßion der Gebäude und Grundstücke der protestantischen Kultus- und Wohltaetigkeits Stiftungen zu Weißenburg“, „gefertigt Heideck den 12. April 1810 koenigl. Baier. allgemeine Stiftungen Administration“, gez. Supf.
- 23) Stadtarchiv Weißenburg B 137/1, pag. 151.

# Der Weißenburger Verschönerungsverein. Spuren bürgerschaftlichen Engagements im Stadtbild

von

Reiner Kammerl

„Im weiteren Sinne nennt man wohl Verein jede Verbindung einer Anzahl von Menschen, welche ... auf einer freien Wahl und Entschließung der Einzelnen beruht.“ Mit diesen Worten beginnt der Eintrag zum Thema „Vereinswesen“ in der Brockhausausgabe von 1855. Schon das vorsichtig eingefügte ‚wohl‘ zeigt die zu diesem Zeitpunkt noch bestehende Unsicherheit gegenüber einer Erscheinung, die in Bayern nach Anfängen im 18. Jahrhundert eigentlich erst nach der Revolution 1848 und der damit verbundenen Vereinsfreiheit größere Verbreitung fand. Bis dahin waren durch den Bundesbeschluß vom 5. Juli 1832 politische Vereinigungen und Versammlungen völlig verboten, während Vereine mit nicht-politischen Zwecken – nach eingehender Prüfung – meist stillschweigend geduldet wurden.

Grundlegend war für die Vereine, und damit war auch die Abgrenzung von Gesellschaften und Assoziationen definiert, daß sie nicht auf die unmittelbare Förderung eines persönlichen Vorteils für den einzelnen abzielten. Von der Freiheit des einzelnen wurde ein Vereinsrecht abgeleitet, „solange dadurch kein allgemeines Staatsgesetz verletzt wird.“

Den Antrieb zur Bildung von Vereinen schrieb man zunächst der „Geselligkeit des Menschen überhaupt“ zu, dann aber auch einem Drang zur Verwirklichung von „Anlagen und Neigungen“, zu deren Verwirklichung die Verbindung mehrerer notwendig ist.<sup>1)</sup>

Nach den Gesangsvereinen (in Weißenburg ab 1833) war der Verschönerungsverein der erste in Weißenburg, in dem sich allgemeine bürgerschaftliche Interessen formierten. Ähnlich gründeten sich in dieser Zeit in vielen Städten und Gemeinden Bayerns vergleichbare Vereine.

## *Eine denkmalpflegerische Fehlentscheidung als Gründungsanlaß?*

Als unmittelbarer Auslöser für die Gründung eines Verschönerungsvereins in Weissenburg galt bislang eine Bürgerinitiative, welche den Abbruch des „Alten Fleischhauses“ auf dem Marktplatz zum Ziel hatte, jenem 1498 parallel zum Alten Rathaus frei auf dem Platz errichteten Verkaufsgebäude der örtlichen Metzger.

Der im Stadtarchiv erhaltene Akt über die Gründung des Verschönerungsvereins beginnt in der Tat mit einer Eingabe vom 16. November 1835. Darin forderten die Besitzer der am und nahe des Fleischhauses gelegenen Anwesen<sup>2)</sup> den Abbruch dieses Gebäudes. Gleichzeitig boten sie Geldbeiträge für „den zu bildenden Verschönerungsverein“ als „dadurch gewinnende Hausbesitzer“ an. Landrichter Ludwig Friedrich Schmid (als Leiter der Aufsichtsbehörde Landgericht im heutigen Landratsamt Weißenburg-Gunzenhausen), der diese Eingabe protokolliert hatte, ließ diese Beiträge (zusammen immerhin 162,24 fl.) sogleich einziehen. Überhaupt scheint Landrichter Schmid damals die treibende Kraft gewesen zu sein. Er beantragte umgehend und ganz offiziell auf der Grundlage des erwähnten Protokolls am 25. November 1835 beim Stadtmagistrat den Abbruch des Fleischhauses, wobei er als Begründung erstmals den Aspekt der Verschönerung des Stadtbildes ins Spiel brachte. Gleichzeitig – um dem Magistrat die Zustimmung zu erleichtern – wies er auf angebliches Wohlwollen der vorgesetzten Dienststellen hin: „Die höchsten und aller höchsten Stellen nehmen es mit Wohlgefallen auf, und haben dieses auch allenthalben ausgesprochen, wenn von irgend einer Stadt, auch von kleinern Orten, für die Verschoenerungen

derselben und ihrer Umgebungen irgend etwas geschah...“

Auch wenn Schmid das alte Fleischhaus als „Ungethüm von einem Gebäude“ bezeichnete, war das von ihm postulierte „Wohlgefallen“ der vorgesetzten Behörden zum Abbruch historischer Bauwerke längst den Anfängen der bayerischen Denkmalpflege gewichen. Mit der Bildung der „Generalinspection der plastischen Denkmale des Reiches“ (Leiter war ab 1836 der Architekt Friedrich von Gärtner) hatte König Ludwig I. in eben diesem Jahr 1835 Denkmalschutz und Denkmalpflege in Bayern institutionalisiert.

Nach einigem Zögern, was mehr in praktischen Erwägungen (für die im Fleischhaus stationierte Hauptwache der Landwehr und die Nachtwächter mußten andere Unterbringungen gefunden werden) und dem Widerstand der Metzgermeister als Nutzer begründet lag, wurde im Herbst 1838 in einer gemeinschaftlichen Sitzung von Magistrat und Gemeindebevollmächtigten unter Leitung von Landrichter Schmid schließlich der Abbruch des Fleischhauses beschlossen. Ein anschließender Protest der Metzger wurde am 10. Januar 1839 vom Magistrat abgewiesen.



Abb. 1: Der Platz östlich des Alten Rathauses mit Durchsicht zum Marktplatz, Aquarell von Carl August Lindner, 1827. In der Bildmitte, hinter dem dreistöckigen Gebäude versteckt, ist ein kleiner Teil des Fleischhauses zu sehen. (Photo: Privatbesitz)

Modern und aus denkmalpflegerischer Sicht vorbildlich ist die noch vor dem Abbruch erstellte Bestandsaufnahme durch den „Maler Lindner“<sup>3)</sup> in Form einer „kolorierten Zeichnung“ (Aquarelle mit Ansichten der vier Außenseiten).

Es waren also weniger die Bürger, – von den zehn Unterzeichnern der Petition von 1835 sollten nur zwei als Gründungsmitglieder dem Verschönerungsverein beitreten<sup>4)</sup> – sondern der Leiter der staatlichen Aufsichtsbehörde. Durch seinen Wohn- und Amtssitz im heutigen Landratsamt Weissenburg-Gunzenhausen – und damit weit genug vom Marktplatz entfernt – muß man bei ihm persönliche Motive ausschließen und ihm wirklich das Bestreben um eine Verschönerung des Stadtbilds zugestehen.

### Die Gründung des Verschönerungsvereins

Die Abbrucharbeiten des alten Fleischhauses waren kaum abgeschlossen, als Landrichter Schmid am 1. September 1839 „seinem längst gehegten Wunsch“ entsprechend zur Gründung eines Verschönerungsvereins aufrief. In seinem Rundschreiben „Einladung zum Verschönerungsverein in der Stadt Weissenburg“ schwärmte er eingangs zwar für die Schönheit der Stadt und ihrer Umgebung, führte dann aber doch zwei Gründe für die Vereinsbildung auf. Zunächst, so Schmid, sei mit vereinten Kräften mehr zu erreichen und wo die städt. Haushaltsmittel fehlten oder nicht ausreichten, da könnte „die Vereinskasse hilfreich entgegenkommen“ – ein Grundstock mit über 162 Gulden aus den oben erwähnten Spenden von 1835 sei bereits vorhanden. Dem schloß sich als zweiter Grund ein pädagogischer Aspekt an. Wenn nämlich die Weissenburger von Kind an von „Ordnung, Reinlichkeit und Verschönerungssinn“ umgeben wären und wo auch der Familienvater für „einen öffentlichen Zweck unmittelbar“ wirke, da würde das Geschaffene erhalten und nicht mutwillig zerstört werden. Schmid's Aufruf, der eine erste Versammlung am 11. Mai 1840 mit Beratung einer Satzung ankündigte, unterzeichneten als Gründungsmitglieder Bürgermeister Georg Adam Voltz und weitere 88 Bürger. Angesehene und in der Stadtgeschichte wohlklingende Namen sind in den drei Bögen zu lesen. Meist ist es der Namenszug allein, mit dem der Beitritt erklärt wurde, manchmal ist er mit einer Berufsangabe ergänzt. Wohl unter dem Eindruck der Unterzeichner vor ihm unterschrieb Rats-

kanzlist Johann Heinrich Fleischmann mit der Einschränkung, daß er nur beitrete, wenn er wie die anderen Bürger stimm- und wahlfähig sei. Dieser Eintrag wurde von Landrichter Schmid mit dem Hinweis versehen, daß alle Mitglieder „gleiche Rechte und Verbindlichkeiten haben sollen.“ Die Geistlichen, Dekan Georg Samuel Kahr und der zweite Pfarrer Karl Friedrich Wilhelm Stöber, unterschrieben wohl im Hinblick auf kurzfristig mögliche Pfarreiwechsel unter der Voraussetzung des „jährlichen Austritts“. Seine spontane Freude über die Vereinsgründung brachte allein Gerichtsarzt Dr. Johann Georg Rüttel mit dem Zusatz „tritt mit Vergnügen bei“ zum Ausdruck.

Früher als angekündigt fand bereits am 6. Mai 1840 die erste Generalversammlung in der „Goldenen Rose“ statt. Erwartungsgemäß wurde von den 33 anwesenden Vereinsmitgliedern Landrichter Schmid beinahe einstimmig (mit 31 Stimmen) zum 1. Vorstand gewählt, unterstützt vom Kassier, Magistratskanzlist Fleischmann, und den fünf Ausschußmitgliedern (nach der Anzahl der auf sie treffenden Stimmen) Tuchmacher Ludwig Pflaumer, Bürgermeister Georg Adam Voltz, Magistratsrat Wilhelm Staudinger, dem prakt. Arzt Dr. med. Karl Lutz und Buchdrucker Friedrich Meyer. Es folgte die Beratung und Beschlußfassung der Vereinsstatuten, die anschließend mit einem Aufruf Schmidts zum Beitritt am 20. Mai 1840 im *Weißenburger Wochenblatt* publiziert wurden.

### *Landrichter Schmid – der Gründungsmotor*

Am 11. Mai 1833 war Ludwig Friedrich Schmid (\*1789 Ansbach), vorher Polizeikommissar in München, als Leiter des Landgerichts Weißenburg eingesetzt worden. Der städtische Chronist Staudinger erwähnt Schmid häufig, wenn auch nur bei feierlichen Anlässen und dann stets (aus Ehrfurcht oder Unwissenheit) nur als „Landrichter Herr Schmidt“.

Nach der Einsetzung seines Nachfolgers, Karl Förster aus Baunach, am 9. November 1859, verließ Schmid die Stadt Weißenburg wieder und reiste schon am nächsten Tag

nach Nürnberg ab. Staudinger würdigte in diesem Zusammenhang eindrucksvoll die Verdienste Schmidts um die Stadt und nennt ausdrücklich (in dieser Reihenfolge)

1. den Abbruch des Alten Fleischhauses und damit die Umgestaltung des Marktplatzes,
2. die Anlage „prächtiger Wege und schöner Anlagen“,
3. die Beseitigung der „stinkenden Dungstätten“ (i.e. Misthaufen) an den öffentlichen Plätzen der Stadt und
4. die Gründung des *Verschönerungsvereins*.

In der damaligen Zeitung, dem *Weißenburger Wochenblatt*, ist erstaunlicherweise weder zu Schmidts Amtseinführung noch zu seiner Verabschiedung etwas zu lesen.

### *Aktivitäten des Verschönerungsvereins*

Voller Tatendrang beschloß der Verein bereits in seiner ersten Generalversammlung am 6. Mai 1840, sich als erster Aufgabe der Anlage eines Fußwegs rund um die ganze Stadt mit gleichzeitiger Gestaltung von Anlagen und Ruhebänken an dazu geeigneten Stellen zu widmen. Die Allee (gemeint ist der ganze Weg um die Stadt!) wurde später zu Ehren der Kronprinzessin „*Marien-Allee*“ genannt (Fertigstellung 1843 mit einer Brücke über den Stadtbach in der heutigen Bismarckanlage). Gleichzeitig war der nördlich der Altstadt gelegene „Gänsbuck“ als Anlage gestaltet und zum „*Andenken an die Vermählungsfeier Sr. kgl. Hoheit des Kronprinzen*“ entsprechend „*Maxanlage*“ benannt worden. Das Innenministerium hatte die in der Generalversammlung vom 28.10.1843 formulierten Anträge des Vereins zur Benennung von *Maxanlage* und *Marienallee* am 31.10.1844 genehmigt.

Die Weißenburger waren anscheinend begeistert vom Programm des Vereins; 1842 war der Mitgliederstand schon auf 101, bis 1848 sogar auf 164 angewachsen.

In den folgenden Jahren entstanden zahlreiche Alleen und kleinere Anlagen rund um die Stadt und in Richtung der beliebten Ausflugsziele, zum Badeweier, zu den Sommerkellern, zum Römerbrunnen und zur Lud-

wigshöhe. Eine besondere Attraktion, von der sich leider weder Reste noch Fotos erhalten haben, war die Anlage eines „Irrgartens“ südwestlich des Römerbrunnens. Nach Plänen von Forstmeister Krebs entstanden 1903 „*labyrinthartig verschlungene Laubgänge, die zu einem in der Mitte führenden Platze führen – ... unter den umgebenden Baumgruppen werden Tische und Bänke angebracht, für schöne und bequeme Wege ebenfalls Sorge getragen werden – es wird wohl einmal ein schöner und anziehender Platz sein.*“ Das Umfeld des 1911 jenseits der Stadtgrenze am Rohrberg errichteten Bismarckturms gestaltete der Verein zwei Jahre später mit Rasenfläche, Büschen und Bäumen, bei der alt ehrwürdigen Festung Wülzburg hingegen suchten sie, durch Baumpflanzungen – sowohl inner- wie außerhalb der Festung – die verfallenden Partien soweit möglich zu verdecken.

Einige dieser Anlagen haben sich bis heute erhalten und tragen wesentlich zur Attraktivität des Stadtbilds bei. Bei aller Wertschätzung darf aber nicht vergessen werden, daß auch schon vor der Vereinsgründung Baumpflanzungen durch die Stadtverwaltung erfolgt waren. Diese konzentrierten sich entlang der Landstraßen und bestanden i.d.R. in Obstbaumalleen. Ausnahmen waren die „*Schieß-*

*grabenpromenade*“ (mit 64 Pappeln) und vereinzelte Lindenbäume „*um die Stadt*“.

Zur Betreuung der von den Vereinsmitgliedern geschaffenen Anlagen – üblicherweise gingen die „*Schaffungen des Verschönerungsvereins nach Jahresfrist in den Besitz und Schutz der Stadt über*“<sup>5)</sup> – regte der Verein am 1. November 1878 bei der Stadtverwaltung die Anstellung eines „*kundigen und verlässigen Arbeiter[s] für die städt. Anlagen*“ an. Daraus entstand, zunächst noch unter Mitfinanzierung des Vereins, mit der 1881 geschaffenen Stelle eines „*Städtischen Baumwärters*“ der erste Vorläufer der heutigen Stadtgärtnerei. Noch 1923 beschwerte sich der Amtsinhaber, Gärtner Franz Naß, daß er fälschlich immer als „*Stadtgärtner*“ bezeichnet werde, wo er doch „*Anspruch auf den Titel Städt. Oberbaumwart habe.*“ Ab 1925 wurde zusammen mit dem Gartenbauarchitekten Bernhard Nill eine eigene Stadtgärtnerei (bis 1991 am Wäschgraben) aufgebaut.

### *Fremdenverkehr – eine Neuausrichtung*

Zehn Jahre nach dem Wegzug des Gründungsmotors Schmid kam es zu einer ersten Krise. Die Stadt mahnte 1869 die Abhaltung einer Generalversammlung an, nachdem im Vorjahr keine abgehalten wurde. Landrichter Joh. Gottfried Christian Heinrich von Stettner-Grabenhofen lehnte die Fortführung des Vorsitizes ab, da er den Verein als nicht mehr bestehend betrachtete. Den Vorsitz im Verein übernahmen fortan Weißenburger Bürger. Der Melber August Roth (1870), Tuchmacher Hermann Raab (1878), Gerber Karl Wägemann (1894), Fabrikant Karl Raab (1903), Apotheker Hans Senger (1910) und Kaufmann Karl Pfeiffer (1924) schafften eine Neubelebung und eine zunehmend auf die Förderung des Fremdenverkehrs ausgerichtete Vereinsarbeit. Eine Namensänderung 1929 in „*Fremdenverkehrsverein e.V.*“ machte auch äußerlich den veränderten Vereinszweck deutlich. Mit der am 17. März 1934 in Kraft getretenen neuen Vereinsatzung wurde der Name in „*Verkehrsverein*“ verkürzt.



Abb. 2: Lindenallee am Langen Wiesenweg, angelegt 1904 (Photo: Stadtarchiv Weißenburg)

Die im Stadtarchiv Weißenburg verwahrten Akten des Verkehrsvereins zeigen ein breites Spektrum von Aktivitäten im Bereich der Kultur und des Fremdenverkehrs, von der Organisation von Tagungen und Veranstaltungen bis zur Herausgabe und Verteilung von Prospekt- und Werbematerial. So ist dem Verein der erste Weißenburger Stadtführer (1893) zu danken, dem weitere Ausgaben folgten (1895, 1903, 1912 und 1922). Für die bayerische Landesausstellung 1906 ließ der Verein – er nahm als Vertreter der Stadt teil – ein 2 qm großes Modell des Römerkastells mit einer Stadtansicht im Hintergrundfertigen.

Mit der Übernahme der Trägerschaft der Freilichtaufführungen im Weißenburger Bergwaldtheater (von der Gründung 1929 bis zur kriegsbedingten Einstellung des Spielbetriebs 1939) hatte sich der Verein eine zusätzliche, gewaltige Aufgabe auf die Schultern geladen. Andererseits wäre dieses ehrgeizige Projekt des damaligen Bürgermeisters Dr. Hermann Fitz gegen die heftigen Widerstände großer Teile der Bevölkerung und des Stadtrats wohl nie verwirklicht worden. Geschickt hatte Dr. Fitz über den Verkehrsverein unerfreuliche Debatten im Stadtrat gerade hinsichtlich der Finanzierung umgangen.

Im Zuge des Wiederaufbaus der städtischen Verwaltung nach Kriegsende wurden die Bereiche „Kulturpflege und Fremdenverkehr“ dem städtischen Rechtsamt zugeordnet. Parallel zu dieser städtischen Kulturarbeit (ab 1951 u.a. für das Bergwaldtheater verantwortlich) blieb der Verkehrsverein weiterhin sehr aktiv. Erst als 1964 auf Anregung des Verkehrsvereins wie „in anderen Städten, Gemeinden, Kurorten usw.“ ein eigenes städtisches „Verkehrsamt“ geschaffen worden war, zog sich der Verein von der „äußeren“ Fremdenverkehrswerbung zurück.

Nach der Stadtverschönerung hatte der Verein somit zum zweiten Mal seine Zweckbestimmung an eine städtische Einrichtung übergeben, ohne aber diesmal eine Neuausrichtung zu finden. Durch Beschluß der Mitgliederversammlung vom 27. Januar 1976 löste sich der Verein schließlich auf, das Vereinsvermögen fiel satzungsgemäß an die Stadt. Damit endete weitgehend unbemerkt von der Öffentlichkeit die Geschichte eines

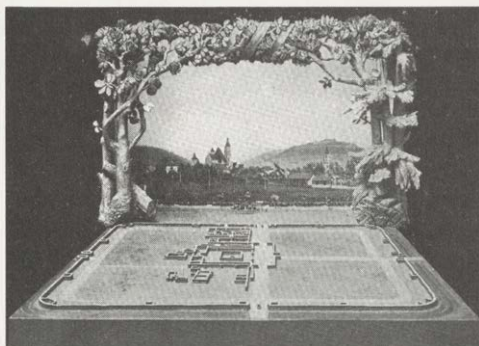


Abb. 3: Modell des Römerkastells mit Stadtansicht im Hintergrund „in der Art eines Rundgemäldes (Diorama)“ für die Landesausstellung im Bayer. Verkehrsministerium 1906  
(Photo: Stadtarchiv Weißenburg)

der ältesten Weißenburger Vereine. Nicht einmal die Lokalpresse nahm mehr davon Notiz. Zu Unrecht, wenn man an die einst vielseitigen Aktivitäten des Verschönerungs- und Verkehrsvereins bzw. der in ihnen wirkenden Weißenburger denkt. Das ganze Ausmaß ihrer Verdienste um unsere Stadt wird wohl am ehesten in der von ihnen angestoßenen Gründung zweier städtischer Einrichtungen deutlich: der Stadtgärtnerei und dem Amt für Kultur und Touristik. Das, was diese heute nicht mehr wegzudenkenden Institutionen mit ihrem geschulten Personal leisten, hat einst eine Interessensgemeinschaft ehrenamtlich tätiger und allein dem Wohl und dem Ansehen ihrer Stadt verpflichteter Bürger vollbracht.

### Anmerkungen:

- 1) Allgemeine deutsche Real-Encyclopädie für die gebildeten Stände. Conversations-Lexikon, 10. verb. u. verm. Auflage, Bd. 15. Leipzig (F. A. Brockhaus) 1855, S. 504f.
- 2) Quelle für die Gründung des Verschönerungsvereins ist StadtA Wßbg. Rep. III. 1684/3.
- 3) Carl August Lindner, Porträtmaler und Zeichenlehrer (\*1770 Gundelsheim, †1847 Weissenburg). Von ihm sind weitere, stadgeschichtlich interessante Bilder von Luitpoldstraße, Rosenstraße und Marktplatz erhalten.
- 4) Der Posthalter Joh. Michael Jungmeier (Friedrich-Ebert-Straße 6) und der Buchdrucker Johann Karl Meyer (Marktplatz 7).
- 5) Stadtarchiv Weißenburg Rep. III 1684/2.

# Weißenburg in Bayern – Reichsstadt oder Römerstadt? Anmerkungen zu einem Bewußtseinswandel

von

Reinhard Schwirzer

Am 15. Juli 2005 beschloß die in Durban, Südafrika, tagende Welterbekommission der UNESCO, den Obergermanisch-Raetischen Limes in die Liste der Welterbestätten einzutragen. Damit wurde (allerdings im Rahmen eines national übergreifenden Denkmals „Grenzen des Römischen Reiches/Frontiers of the Roman Empire“) dem Antrag der Bundesländer Bayern, Baden-Württemberg, Hessen und Rheinland-Pfalz entsprochen, dieses längste Bodendenkmal Europas als außergewöhnliches Erbe der ganzen Menschheit anzuerkennen.

Dieser Beschluß löste am gesamten Limes, selbst unter den Skeptikern in Weißenburg,

eine geradezu erstaunliche Euphorie aus. Den Verfasser dieser Zeilen erreichten zahlreiche „Glückwünsche“, als wenn er an einer gewichtigen Firmenansiedlung in seiner Stadt ganz persönlich beteiligt gewesen wäre.

Wie anders war da die Stimmung noch Ende der 70er und in den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts: Die Konservierung und Überdachung der Römischen Thermen in Weißenburg als Folge der Entdeckung 1977 wurden im hiesigen Stadtrat und in der Öffentlichkeit kritisch gegen den angeblichen Verlust einiger Reihenhäuser abgewogen. So wurde von einem Stadtratsmitglied eine Wette eingegangen, daß diese Mauern und



Abb. 1: Das Weißenburger Römermuseum mit Limes-Infomationszentrum (Bildmitte) zwischen Museumscafé und St.-Andreaskirche.  
(Photo: Stadtarchiv Weißenburg)

ihre Restaurierung kaum mehr als einige Busse in die Stadt bringen würden. Die wissenschaftlich seriös begleitete Ausgrabung (1986/87) und Rekonstruktion (1989/1990) des Kastellnordtors wurde teilweise als Marotte des Oberbürgermeisters persifliert. Die Etikettierung dieser römischen (und kultur-touristischen) Bemühungen in Weißenburg durch einen seinerzeit bekannten Kreisrat abschätzig als „Römeritis“ (auch er korrigierte sich freilich später) machte deutlich, wie mancherorts die Stimmung war.

Dabei war den Weißenburgern selbstverständlich seit den ersten Kastellausgrabungen ab 1890 bis 1913 durch engagierte Persönlichkeiten aus dem interessierten Bürgertum, wie dem Apotheker Wilhelm Kohl, dem Fabrikanten und Reichstagsabgeordneten Julius Tröltzsch und dem Unternehmer Max Raab (sie alle waren Mitglieder des verdienstvollen Weißenburger Altertumsvereins, der auch eine kleine Präsenzsammlung auf den Weg brachte) bewußt, daß auf ihrem Stadtgebiet ein beachtliches römisches Kastell mit einer Fläche von 3,1 ha gestanden hatte. Allerdings führte die 1914 von Max Raab (er scheint die Begehrlichkeiten seiner Mitbürger bezüglich der Bebauung der Kastellfläche – zutreffend – als Gefahr eingeschätzt zu haben) vorausschauend durchgesetzte Übertragung dieses Areals auf den Bezirk Mittelfranken dazu, daß das Verantwortungsbewußtsein der Bürger und auch der Stadtväter für ihr römisches Erbe nur sehr marginal entwickelt blieb. Fakt ist sogar: noch 70 Jahre später – 1984 – wurde dem Verfasser aus Funktionärskreisen „angeraten“, er möge doch mit Hilfe des Kastellgeländes die damalige örtliche Sportplatzmisere beheben.

Auch die unter dem Eindruck der Weltwirtschaftskrise vom aktiven Bürgermeister Dr. Hermann Fitz angestoßenen Bemühungen um eine nachhaltige touristische Entwicklung Weißenburgs setzten nicht etwa beim möglichen Merkmal Römer/Römerzeit, sondern allein bei dem Thema „*ehemals freie Reichsstadt*“ an, wie er in der umfangreichsten Image-Broschüre der Zwischenkriegszeit (1929) schrieb.

Die Bemühungen, es Rothenburg oder Dinkelsbühl, die „*Vorbild*“ waren, gleichzutun, blieben jedoch erfolglos.

Der folgende Zweite Weltkrieg und die schwierige Nachkriegszeit mit drängenden wirtschaftlichen und sozialen Prioritäten brachten weitere Vernachlässigungen, wie sie der Bestsellerautor Rudolf Pörtner im Jahre 1959 (in dem Buch „*Mit dem Fahrstuhl in die Römerzeit*“, S. 188) drastisch formulierte: „*Weißenburg am raetischen Limes ... eine imposante Anlage die leider – teils Kartoffelacker, teils Rübenfeld, teils Unkrautplantage, teils Schuttabladepplatz – von den Stadtvätern abgebucht zu sein scheint.*“

Diese berechtigte Kritik (die der Verfasser dieser Zeilen als damaliger Anfangs-Lateiner des örtlichen Gymnasiums bestätigen könnte) scheint in Weißenburg und beim Bezirk Mittelfranken (er war ja immer noch Eigentümer des Areals) gelesen worden zu sein. So kam es denn am 1.1.1966 zur Übergabe des Kastellareals an die Stadt und gleichzeitig zu einer massiven, sicherlich gutgemeinten Umgestaltung, abgesegnet und mitgeplant vom Bayer. Landesamt für Denkmalpflege, nach englischem Vorbild: die anschaulichen Bruchsteinmauern abgedeckt und „*dauerhaft*“ versiegelt durch Waschbetonplatten, die Zwischenräume mit Erde aufgefüllt, das ganze eine riesige Rasenfläche. Binnen kurzem verschwanden die Platten-Grundrisse hinter Gras. Ein kleiner Aussichtsturm aus Holzstangen war relativ schnell unansehnlich, wie die ganze Anlage; zudem wurde er fälschlich als Nachbau eines römischen Turmes von der Masse der überschaubaren Besucher gewertet.

Vor genau dreißig Jahren jedoch setzte aufgrund eines zunächst banal erscheinenden Ereignisses der Beginn von Weißenburgs ‚zweiter Römerzeit‘ ein: im Frühjahr 1977 wurden unweit des Kastells bei Baggerarbeiten für den Bau einiger Reihenhäuserzeilen die massiven Grundmauern einer großen römischen Bäderanlage aufgefunden. Die sofort eingeleiteten Sicherungsgrabungen des Landesamts für Denkmalpflege und die unbürokratische Hilfe des Bezirks Mittelfranken führten in den Jahren 1978/1979 zur Errich-

tung eines Schutzdachtes. Letztlich wurde nach einem Wettbewerb eine technisch und architektonisch äußerst ansprechende endgültige Überdachung errichtet. Zwischen 1981 und 1983 wurden von ungarischen Fachleuten die anspruchsvollen Restaurierungsarbeiten nach neuesten wissenschaftlichen Erkenntnissen durchgeführt. Die endgültige Ausstattung der Therme mit Stegen, Erläuterungstafeln, einem Modell und weiteren Informationshilfen konnte im Frühjahr 1985 der Öffentlichkeit übergeben werden.

Die Reste dieses enormen Bades und die vielen Kleinfunde eröffneten den Menschen der Stadt und der Region einen ganz neuen Blick in die Vergangenheit: plötzlich wurde ihnen bewußt, gefördert auch über weitere (notwendige) Ausgrabungen (insbesondere von zwei römischen Gutshöfen in den Jahren 1985/86 und 1988), daß die Gesellschaft in diesem Grenzbereich des römischen Weltreiches eine komplexe und zivilisatorisch hochstehende gewesen war.

Entscheidend für das Entstehen der „Römerstadt Weißenburg“ (einhergehend mit einem nachweisbaren Bewußtseinswandel) aber war zweifelsohne die Entdeckung des Weißenburger Römerschatzes im Jahre 1979. Dieser überragende Fund und die dadurch auch angeregte Phantasie von Schatzgräbern und Journalisten, insbesondere die Qualität dieser Statuen und der einzigartigen Votivbleche, machten ihn zum Mittelpunkt des im Oktober 1983 eröffneten Römermuseums Weißenburg als sehr erfolgreiches Zweigmuseum der Prähistorischen (heute Archäologischen) Staatssammlung in München. Eine Ausstellung des Schatzes in München (später auch im damaligen Bundeskanzleramt in Bonn) weckte weiteres Interesse der überregionalen Medien. Der Einstieg des Freistaats in den Erwerb des Schatzes und die Installation eines (staatlichen) Zweigmuseums – in Partnerschaft mit der Stadt – unterstrich die einmalige Bedeutung des neuen Museums!

Das Urteil des deutsch-amerikanischen Diplomaten und Autors Joachim von Elbe, der schon 1984 in seinem Buch „Die Römer in Deutschland“ (S. 327) schrieb: „Mit der Ausstellung des römischen Schatzfundes von Weis-

senburg rückt das Römermuseum Weißenburg in die Reihe der bedeutenden archäologischen Sammlungen Deutschlands und darüber hinaus. Niemand, der sich ein Bild von der römischen Zivilisation in Deutschland verschaffen will, kann an dieser Ausstellung vorbeigehen“, war hellsichtig und trifft auch noch heute den Sachverhalt.

Dabei war die Wahl des Museumsstandorts – im Herzen der Altstadt, in den Räumen des ersatzlos aufgelösten Heimatmuseums – (zur Debatte stand auch die Errichtung eines Neubaus in der Nähe der entdeckten Therme) einerseits ein Signal, daß man das römische Erbe deutlich in den Vordergrund stellen und kulturtouristisch nutzen wolle, andererseits die Umsetzung der Erwartung, daß es möglich sein müsse, die Attraktivität insbesondere des neuen Schatzfundes zu nutzen, um die mittelalterliche Stadt, quasi auf den zweiten Blick, in den Fokus der Besucher zu bringen.

Die Therme als bemerkenswerte (städtische) museale Einrichtung und die Eröffnung des attraktiven Römermuseums mußten nach Meinung des Verfassers zwangsläufig auch zur Überlegung führen, den längst untragbar gewordenen Zustand des Kastells kurzfristig zumindest partiell, allerdings unter Beachtung strengster denkmalpflegerischer Standards, zu verbessern. Die wissenschaftliche Ausgrabung im Nordtorbereich (1986/87) und die dann folgende vorbildliche Rekonstruktion (1989/1990) – mit Unterstützung eines hochrangig besetzten wissenschaftlichen Beirats – machten das römische Weissenburg erneut weithin bekannt und begründeten ein positives Image der Stadt im Bereich der seriösen Rekonstruktion römischer Bauten weit über Bayern hinaus. Symbolhaft dafür war, daß bereits kurz nach seiner Fertigstellung, im Jahre 1992, dieses „neue“ Nordtor die (rückwärtige) Umschlagseite des Begleitbandes zur Ausstellung „Der römische Limes in Bayern (100 Jahre Limesforschung)“ zierte. Im Jahre 2000, auf dem voluminösen Werk „Die Deutsche Limesstraße vom Rhein bis zur Donau“, avancierte unsere „porta decumana“ sogar zum Titelbild.

Damit trug eine Entwicklung Früchte, die 1996 (im gleichen Jahr wurde übrigens in

einem Ministerium des Landes Hessen die Idee zum Welterbeantrag geboren) fast zeitgleich von Aalen und auch Weißenburg ausgegangen war, nämlich die Gründung des Vereins „Deutsche Limes-Straße e.V.“ Während die Strecke in Baden-Württemberg damals von den dortigen Denkmalpflegern und der Stadt Aalen bereits weitgehend organisiert war, hat die kleine Stadtverwaltung Weißenburg für Bayern die entscheidende Initialzündung und Organisationsrolle mit Hilfe staatlicher Stellen (u.a. der Regierung von Mittelfranken) übernommen. Die durch diesen neuen Verein (Sitz Aalen) ausgelöste organisatorische, personelle und intellektuelle Vernetzung, zunächst zwischen Bayern und Baden-Württemberg, dann mit steigendem Erfolg auch mit Hessen und Rheinland-Pfalz – heute sind alle wesentlichen Gebietskörperschaften zwischen dem Rhein und der Donau Mitglied – hat zu einem fruchtbaren Gedankenaustausch zwischen den wichtigen Museen und deren Sitzgemeinden am Limes geführt. Sie hat unseren Blick bereichert, zu einer gemeinsamen effizienten Vermarktung und vorbildlichen Vernetzung geführt und die erfolgreichste deutsche Touristikstraße der letzten Jahrzehnte auf den Weg gebracht.

Damit begann die endgültige Mutation Weißenburgs, gerade auch in den Medien, von der „Nur-Reichsstadt“ zu „der“ fränkischen „Römerstadt“. Die Tatsache, daß einzig Weißenburg als ehemalige Reichsstadt im bayerischen Franken über eine römische Vergangenheit verfügt, wurde zum Alleinstellungsmerkmal im kulturtouristischen Bereich. Der Limes, einstmals ein trennendes Element, obwohl die Wissenschaft heute zu Recht seine Durchlässigkeit in römischer Zeit mehr und mehr betont, wurde für unsere und quasi (geographisch) über unsere Stadt zudem zum verbindenden Band zwischen den aufstrebenden Fremdenverkehrsgebieten „Fränkisches Seenland“ und „Naturpark Altmühltal“. Das neue Image veränderte, getragen von seinen offensichtlich positiven Wirkungen, nach und nach auch das Bewußtsein der Menschen.

Geradezu kurios mutet es in diesem Zusammenhang an, daß der vom Verfasser (im

Bewußtsein der grammatikalischen Problematik) 1985 erfundene Begriff der „*römischen Regio Biriciana*“ (mit Weißenburg als Mittelpunkt), geprägt 1985 anlässlich der Einweihung der Inneneinrichtung der Römischen Therme, heute selbstverständliche Bezeichnung in allen renommierten Führern (z.B. Baedeker, „Franken“, S. 312) geworden ist.

Das nach der Welterbeanerkennung kurzfristig von der Stadt mit hohem finanziellen Einsatz – der Freistaat unterstützte dieses Vorhaben nachhaltig – auf den Weg gebrachte „Bayerische Limes-Informationszentrum“ (im Erdgeschoß des Römermuseums) konnte bereits am 22.5.2006 mit Ministerpräsident Dr. Edmund Stoiber eingeweiht werden. Gedanken, die in diese Richtung gingen, waren im Managementplan des Welterbeantrags zu finden, sie waren aber vom Verfasser (in ähnlicher Form) schon Jahre zuvor für den Einrichtungsplan des Naturparks Altmühltal unter dem Arbeitstitel ‚Römerinformationszentrum Weißenburg‘ beantragt worden. Die Freude, ja der Stolz der Menschen vor Ort anlässlich der Übergabe der originalen Welterbeanerkennungsurkunde für Bayern und der Anbringung einer Welterbe-Plakette am Römermuseum (ähnlich wie in Aalen und auf der Saalburg) unter Beteiligung von Wissenschaftsminister Dr. Thomas Goppel am 4.12.2006 markierten eine Art Endpunkt der Bemühungen seit 1977 und unterstrichen den Bewußtseinswandel der Menschen in dieser Stadt ihre römische Vergangenheit betreffend.

Dazu haben auch Ausstellungen und zahlreiche Tagungen überregionaler Art bei uns in den letzten 15 Jahren beigetragen: so z.B. (um nur einige zu nennen) die Limesausstellung von Prähistorischer Staatssammlung und Historischem Verein für Mittelfranken (zu 100 Jahre Limesforschung) 1992, das Kolloquium der Deutschen Limeskommission im Februar 2005, der erste Bayerische Limestag (Träger war das Landesamt für Denkmalpflege) am 21.9.2005 und die Limeskonferenz der CSU-Landtagsfraktion im Juni 2006.

Aufgrund der bereits angesprochenen Vernetzung mit anderen Limesbereichen brachten die Stadt Weißenburg und der Naturpark Altmühltal nach Vorbildern aus Baden-Würt-

temberg gemeinsam als erste in Bayern die Ausbildung von Limes-Führern (sog. „Limes-Cicerones“) auf den Weg. Die Einführung einer eigenen lokalen öffentlichen Vortragsreihe („Reden am Limes“) mit hervorragenden Kennern der Geschichte des Limes sowie der Erfolg bei den Interessenten machen deutlich, daß der eingeschlagene Weg attraktiv ist.

Nun hat es unstreitig zwischen dem römischen Biriciana und der späteren Reichsstadt Weißenburg keine Kontinuität gegeben. Dies wird auch durch die räumliche Distanz und die eindeutige Fundlage in Altstadt und Vicusbereich (Ausgrabungen dort zuletzt z.B. 1977/80, 1985/88, 1994/97) unterstrichen. Trotz einer jedoch wirklich beachtlichen römischen Vorgängergeschichte findet sich in der langen städtischen Historie Weißenburgs, die zu einem erstaunlich ausgeprägten Reichsstadtbewußtsein (wiederbelebt besonders durch die Romantik des 19. Jahrhunderts) geführt hat, nirgends ein Zusammenhang zwischen den beiden Zeitperioden, weder baulicher noch gar geistiger Art. Eine „antikisch-römische Atmosphäre“, wie sie Otto Borst, der Begründer des Lehrstuhls für Landesgeschichte an der Universität Stuttgart, einmal (1994) für Augsburg festgestellt hat, läßt sich für Weißenburg auch nicht in Ansätzen nachweisen.

Dementsprechend begannen die Weißenburger Chronisten, selbst wenn sie wie etwa der erste moderne Stadtjurist Georg Adam Voltz (1790-1846) sehr wohl schon die römische Vergangenheit Weißenburgs kannten und sich ihrer irgendwie bewußt waren, ihre Geschichtsschreibung um 800. Voltz (seit 1818 in städt. Diensten) fand selbst Römerreste und römische Münzen und konnte sie auch recht zutreffend einordnen. Für ihn und seine Zeit war aber das Bewußtsein „Reichsstadt“ gewesen zu sein, auch im Sinne des Willens und der Fähigkeit, einen wesentlichen Teil des eigenen Schicksals selbst bestimmen zu dürfen, noch absolut prägend bzw. diente als historische Unterfütterung kommunalen Selbstbehauptungswillens gegen den Zentralisierungsanspruch des neuen Staates.

Das Römerkastell selbst wurde ja zudem auch erst am Ende des Jahrhunderts entdeckt.

Die Romantisierung, ja Überhöhung der ehemaligen Reichsstadtzeit, war inzwischen längst vorherrschend geworden und wurde nahtlos über den Ersten Weltkrieg bis in die jüngere Vergangenheit tradiert.

Durch die Entdeckung der Römischen Thermen und die vielfache wissenschaftliche oder populäre Vermittlung der zivilisatorischen Glanzleistung, die hinter diesem Bau steckt, dem Fund des Römerschatzes und der Erkenntnis, daß auch in der Grenzprovinz Raetien antike Hochkultur zuhause war, daß es ein „Biriciana“ mit zentralörtlichen Funktionen am Limes – mit vielleicht mehr Einwohnern als die Reichsstadt im Mittelalter – gegeben hat, erkannten die interessierten Bewohner Weißenburgs erstmals, daß die römischen Kastelle in Weißenburg (aber auch in Theilenhofen, Ellingen oder Burgsalach etc.) kein abgeschlossenes Biotop, sondern Teil komplexer Strukturen einer antiken Supermacht, wenn auch an deren Grenzen, gewesen sind. Die heutige Wissenschaft vermittelt ihnen zudem den differenzierten Eindruck, daß der römische „Limes“, eben keine „Berliner Mauer“, sondern eine zwar militärisch überwachte Grenze einer Weltmacht war, die aber durchlässig blieb und einen lebhaften Austausch zwischen Germanen und Römern auf allen Gebieten zuließ. Die Römischen Thermen, ein bißchen abzulesen auch in der intelligent gemachten (römischen) Ausgestaltung des neuen Weißenburger Hallenbads, der „Mogetissa-Therme“ (benannt nach dem römischen Soldaten des einzigartigen, am 30.6.107 n.Chr. ausgestellten Militärdiploms) schließlich vermittelten die Erkenntnis, daß römische Badekultur im Raffinement dem alten städt. Hallenbad weit überlegen gewesen ist.

Aus diesen Erkenntnissen resultierte eine Veränderung des bisherigen Bewußtseins, die einherging mit einem Imagewandel in den Medien. Die Etikettierung „Reichsstadt“ wurde immer häufiger durch den Begriff „Römerstadt“ ersetzt bzw. ergänzt.

Über diesen Imagewandel erhielt Weißenburg ein Alleinstellungsmerkmal, eine echte Marke, die über das Welterbe Limes seit 2005

# REGIO BIRICIANA

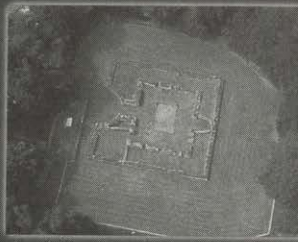


## Römisches Weißenburg

an der  
Deutschen Limes-Straße



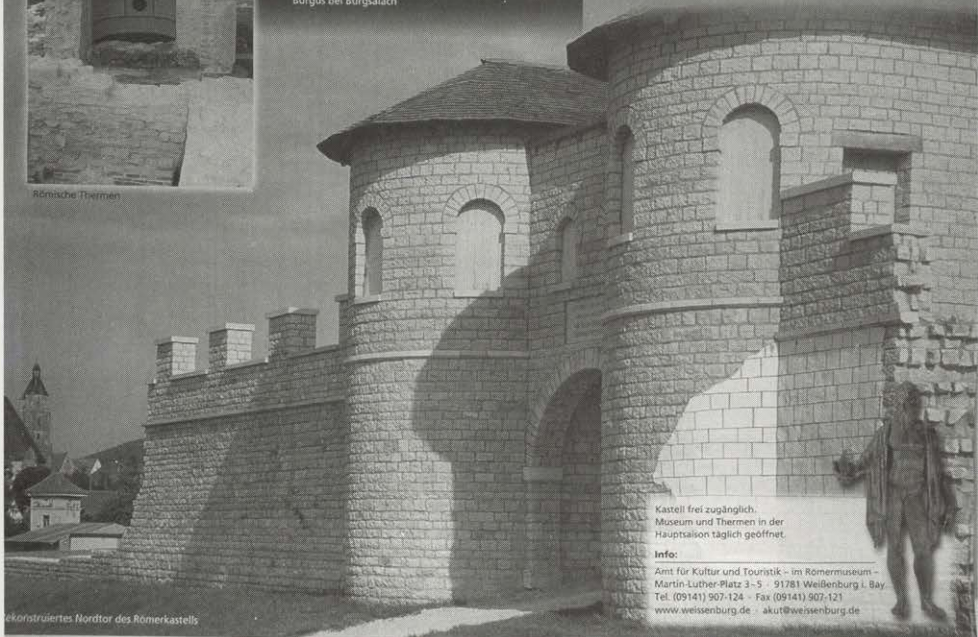
„Götterhimmel“ = Statuetten aus dem Weißenburger Römerschatzfund



Burgus bei Burgsalach



Römische Thermen



Rekonstruiertes Nordtor des Römerkastells

Kastell frei zugänglich.  
Museum und Thermen in der  
Hauptsaison täglich geöffnet.

**Info:**

Amt für Kultur und Touristik – im Römermuseum –  
Martin-Luther-Platz 3-5 · 91781 Weißenburg i. Bay.  
Tel. (09141) 907-124 · Fax (09141) 907-121  
[www.weissenburg.de](http://www.weissenburg.de) · [akut@weissenburg.de](mailto:akut@weissenburg.de)

Abb. 2: Städtisches Werbeplakat für die „Regio Biriciana“.

(© Stadt Weißenburg)

mit zusätzlichem Glanz versehen wurde und wird.

Den Nutzen hat, dies zeigen die steigenden Besucherzahlen der letzten zehn Jahre, aufgrund der Situierung von Römermuseum (und seit 2006 Bayer. Limes-Informationszentrum) im mittelalterlichen Herzen dieser Stadt, die reichsstädtische Seite unserer Geschichte, die von der städt. Politik (und wohl auch von den Bürgern) weiterhin zu Recht als gleichwertiger Teil der Weißenburger Identität gesehen wird und deswegen auch nicht vernachlässigt werden darf. Nicht zuletzt deswegen wurde, direkt neben dem Römermuseum, ein Reichsstadtmuseum nach einem exzellenten Konzept auf den Weg gebracht. Man kann es auf die Formel bringen: Römerstadt und Reichsstadt unterstützen sich in Weißenburg gegenseitig und gehen eine fruchtbare Symbiose ein oder anders formuliert: das römische Weißenburg unterstützt durch seine überregionale Attraktivität die Erhaltung der reichsstädtischen Altstadt.

Die „fränkische Römerstadt“ Weißenburg ist nun zwar im lokalen und regionalen Bewußtsein verankert – sie ist aber längst noch nicht vollständig entwickelt. So müssen zum Beispiel Möglichkeiten gesucht werden, die dringend notwendigen Erweiterungen (Sanitärbereiche, Museumspädagogik etc.) des Museums umzusetzen. Bei dieser räumlich sehr schwierigen Realisierung muß auch die

notwendige Neu-Konzeption der Inszenierung selbst (zudem ist eine mehrsprachige Erläuterung im Museum unumgänglich) berücksichtigt werden. Unser Römermuseum muß sich an der eingeleiteten Internationalisierung des Limes zu einem übernationalen Welterbe orientieren. Hier sehe ich für die Zukunft zusätzliche Chancen, gerade angesichts der geplanten Erweiterung nach Österreich und Ungarn.

Die Vorbereitungen für eine deutlich verbesserte Präsentation aller Römerstätten in Weißenburg, „*der Römer- und Reichsstadt am Welterbe Limes*“ auch im Kastell, laufen bereits. Ebenso laufen bauliche Verbesserungen im Kastellbereich, immer in Abstimmung mit dem Landesamt für Denkmalpflege, um dieses insgesamt (und nicht nur im Nordtorbereich) auf das Niveau der übrigen Römerstätten Weißenburgs zu bringen.

Ein Hauptziel der Weißenburger Politik aber muß es sein, das Römermuseum, wie der Managementplan zum UNESCO-Welterbeantrag dies vorschlägt, zu dem Schwerpunkt-museum am bayerischen Limes mit einer entsprechenden Ausstrahlung zu machen. Insofern ist die Hilfe der Archäologischen Staatssammlung als Museumsträger und damit auch des Freistaats Bayern unumgänglich. Dabei kann der festgestellte Bewußtseinswandel in der Weißenburger Bevölkerung nur hilfreich sein.

## Einladung zur 60. Bundesbeiratstagung des FRANKENBUNDES in Weißenburg am 13. Oktober 2007

Alle Mitglieder des FRANKENBUNDES und Gäste sind herzlich zur Teilnahme an der diesjährigen Bundesbeiratstagung eingeladen, die am Samstag, den 13. Oktober, in Weißenburg stattfindet. Der Frankenbund, Gruppe Weißenburg hat unter Federführung seiner Vorsitzenden Frau Evelyn Gillmeister-Geisenhof ein sehr abwechslungsreiches Programm zusammengestellt.

Die Anreise der Teilnehmer der Bundesbeiratstagung sollte bis 10.00 Uhr erfolgt sein. Im Wildbadsaal (Wildbadstraße, nahe Marktplatz) findet die morgendliche Festveranstaltung statt. Bis zum Beginn des Festaktes wird dort ein kleines Begrüßungsfrühstück gereicht.

Die Bundesbeiratstagung beginnt

**um 10.30 Uhr** mit einem **Festakt** im Wildbadsaal. Nach einem Grußwort des Oberbürgermeisters der Stadt Weißenburg, Herrn Reinhard Schwirzer, und dem vom Weißenburger Kammerorchester musikalisch umrahmten Festvortrag zum Thema „Immer Ärger mit der Wülzburg? Die Beziehungen Weißenburgs zu seinem größten Baudenkmal“, den Herr Dr. Daniel Burger (Staatsarchiv München) halten wird, spricht die Trachtenbeauftragte des Bezirks Mittelfranken, Frau Evelyn Gillmeister-Geisenhof über „Weißenburg liegt in Franken – eine ganz persönliche Standortbestimmung“. Anschließend erfolgt die Verleihung des Kulturpreises des FRANKENBUNDES 2007.

**Ab 12.30 Uhr** kann während der Mittagspause eine Stärkung in den verschiedenen Gaststätten der Altstadt eingenommen werden.

Nach dem Mittagessen findet für die Bundesleitung und die Delegierten

**um 14.00 Uhr** eine kurze **Stadtführung** statt, die die wichtigsten Sehenswürdigkeiten der früheren Freien Reichsstadt zeigt;  
anschließend wird

**um 15.00 Uhr** die **Delegiertenversammlung** im Söller des Gotischen Rathauses abgehalten. Für Nichtdelegierte bietet die Gruppe Weißenburg des FRANKENBUNDES ab 14.00 Uhr ein interessantes **Besichtigungsprogramm** an:

### **Führungen:**

1. Römisches Weißenburg:  
Treffpunkt: Römisches Museum  
1. Führung: 14.30 Uhr  
2. Führung: 15.00 Uhr
2. Wülzburg  
Treffpunkt: Busbahnhof Plärrer  
14.30 Uhr (Bus zur Wülzburg)
3. Mittelalterliches Weißenburg mit Spital- und Andreaskirche  
Treffpunkt: Gotisches Rathaus

Pro Führung Dauer ca. 1,5 Std.

**Hartmut Krohm: Riemenschneider auf der Museumsinsel. Werke altdeutscher Bildhauerkunst in der Berliner Skulpturensammlung.** Gertsheim b. Würzburg (Kunstschätze Verlag) 2006. ISBN 3-934223-24-9, 176 S., 196 Abb., 39,- Euro.

Nach knapp sechsjähriger Renovierung wurde im Oktober 2006 das Bode-Museum auf der Museumsinsel in Berlin wiedereröffnet. Darin präsentiert die Skulpturensammlung der Staatlichen Museen Preußischer Kulturbesitz ihre reichen Bestände, darunter die bedeutende Sammlung von Werken Tilman Riemenschneiders.

Prof. Dr. Hartmut Krohm, langjähriger stellvertretender Direktor der Sammlung und ausgewiesener Kenner auf dem Gebiet der mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Bildhauerkunst, stellt diese Berliner Riemenschneider-Werke sehr detailliert vor. Daneben bringt er eine Werkauswahl anderer Künstler dieser Epoche, wie Nicolaus Gerhaert von Leyden, Michel Erhart, Michael Pacher, Erasmus Graser und Hans Leinberger.

Gerade die Gegenüberstellung Riemenschneiders mit seinen Zeitgenossen macht das Besondere dieses Buches aus, denn hier wird – wieder einmal – das herausragende darstellerische Können unseres heimischen Meisters dokumentiert. Und ganz aktuell: In einem beigelegten Sonderdruck wird die jüngste und spektakulärste Neuerwerbung des Museums; das Bildnis der heiligen Anna mit ihren drei Ehemännern, auf das Ausführlichste vorgestellt.

Text und Bild ergänzen sich in diesem Buch in adäquater Weise. Doch was den Band aus anderen Publikationen heraushebt, das sind die fast 200 farbigen Abbildungen Winfried Berberichs: In seltener Meisterschaft ist es dem Photographen gelungen, die künstlerische Qualität all dieser Bildwerke in Totalansichten ebenso wie in Detailaufnahmen zu erfassen und darzustellen, womit sich Berberich wieder einmal als ein großer Kenner und

Könnner seines Faches erwiesen hat. Denn seine Photos bringen uns die Kunstwerke eindringlich ganz nahe. So bilden Texte und Abbildungen eine Einheit. Doch vor allem durch die Photos besticht das prächtige Buch, dem eine gute Verbreitung zu wünschen ist.

*Rudolf Erben*

**Peter Kolb: Es begann mit dem Landrat des Untermainkreises – Die Anfänge des Bezirks Unterfranken (1829–1851).** Würzburg: Freunde Mainfränkischer Kunst und Geschichte e. V., 2006 (Mainfränkische Studien, Bd. 73), 346 S.

Ein Merkmal der staatlichen Entwicklung in Deutschland seit dem 18. Jahrhundert ist die erhebliche Ausweitung der politischen Partizipation. Der Staat wurde zur "öffentlichen Sache" (res publica). Eine Etappe auf diesem Weg war die Einführung des Landrates, dem Vorläufer des heutigen Bezirkes als kommunale Selbstverwaltungskörperschaft, in den rechtsrheinischen bayerischen Regierungsbezirken im Jahre 1829.

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts gewann die Vorstellung die Oberhand, daß der Staat den Bürgern auch jenseits der kommunalen Ebene Mitbestimmung zugestehen sollte. München sah sich besonderem Druck ausgesetzt, da in der Pfalz (Rheinkreis), die erst 1816 zu Bayern gelangt war, aus französischer Zeit eine Kreisvertretung (conseil général de département) existierte. Mit Verweis auf diese Institution im linksrheinischen Bayern wurde eine entsprechende Einrichtung auch für die rechtsrheinischen Regierungsbezirke gefordert. Allerdings sollte es noch bis zum 1. Januar 1829 dauern, ehe ein Gesetz über die Landräte in Kraft trat. Der neu geschaffene Landrat hatte drei Aufgaben. Zunächst war er für die Prüfung und Genehmigung des Kreishaushaltes und die Festsetzung der dafür nötigen Kreisumlagen zuständig. Zum zweiten hatte er Gutachten zu Angelegenheiten, die den Regierungsbezirk betrafen, zu verfassen. Schließlich durfte er sich noch zu den Verhältnissen im Regie-

rungsbezirk äußern und Anträge zur Behebung von Mißständen stellen.

Im Jahre 1852 wurde ein neues Landratsgesetz verabschiedet, das diese Institution wesentlich veränderte. Der Landrat war nun Vertreter der neu geschaffenen Kreisgemeinde, seine Aufgaben wurden modifiziert, und er erhielt eine größere Eigenständigkeit. „Das alles“, so Peter Kolb, „war mit dem vorhergehenden Zustand nicht vergleichbar.“ (S. 17). Folglich läßt der Autor seine Darstellung über die Frühphase des Landrates des Untermainkreises (Unterfranken) mit dem Jahr 1851 enden.

Peter Kolb, der langjährige Kulturreferent bei der Regierung von Unterfranken und Mitherausgeber der ‚Unterfränkischen Geschichte‘, gliedert seine Untersuchung in drei Teile. Im ersten beschäftigt er sich mit der Struktur und den Aufgaben des Landrates, der Mitgliedschaft in ihm, dem Verlauf und den Rahmenbedingungen der Verhandlungen dieses Gremiums, den darüber gefertigten Protokollen und dem sogenannten Landratsabschied, das ist die Entscheidung des Königs bzw. der Ministerien über die in den Protokollen enthaltenen Anträge und Äußerungen. Der zweite Teil widmet sich den Themen, die bei den Verhandlungen diskutiert wurden. Der dritte Abschnitt geht auf das Personal des Landrates (Präsidenten, Sekretäre, Mitglieder und Kanzleipersonal), die Ausschüsse und die Dauer der Sitzungsperioden ein. Hier befindet sich auch ein Resümee. Abgerundet wird die Untersuchung durch einen Bildteil und einen Anhang, in dem sich u.a. ein Glossar zu zeitgenössischen Fachtermini und ein Register befinden.

Kolbs umfangreiche Darstellung läßt kaum einen Wunsch offen. Die gesetzlichen Grundlagen werden ebenso en détail geschildert wie die räumliche Unterbringung des Landrates in Würzburg (1829-1849 im sogenannten Gesandtenbau am Residenzplatz, 1850 im alten Gebäude der Kreisregierung in der Neubaustraße), um nur zwei Aspekte zu nennen. Einen Eindruck von den Sorgen, Wünschen und Hoffnungen der Bevölkerung und insbesondere der Mitglieder des Landrates gibt der Mittelteil der Untersuchung. Themen wie der Straßen- und Eisenbahnbau, der Zustand des

Schulwesens, die Gesundheitsversorgung oder die Lage der Landwirtschaft und die Förderung der Wirtschaft standen immer wieder auf der Tagesordnung des Gremiums.

Trotz der intensiven Beschäftigung gelingt es dem Verfasser, eine kritische Distanz zum Untersuchungsgegenstand zu wahren. Kolb macht klar, daß die Zusammensetzung des Landrates keinen Querschnitt der Bevölkerung, sondern eine höchst einseitige Auswahl darstellte. „Praktisch konnten nur Mitglieder der finanziellen Oberschicht in den Landrat kommen“ (S. 33). Eine wichtige Rolle, sowohl bei der Ernennung der Mitglieder als auch bei den Reaktionen auf die Anträge des Landrates, spielte die Kreisregierung. Der Regierungspäsident „gab die entscheidenden Bewertungen über die Gewählten ab, denen man in München in der Regel auch folgte“ (S. 35). War der Landrat aufgrund der Art seiner Mitgliederrekrutierung von vornherein unverdächtig, ein Hort revolutionärer Umtriebe zu werden, so hatte München dennoch weitere Schutzmechanismen installiert. Das zeigt beispielhaft der Umgang mit den Niederschriften des Gremiums. Das allgemeine Protokoll wurde zwar publiziert, es unterlag aber der Zensur. Das besondere Protokoll, das die Äußerungen über die Zustände im Regierungsbezirk, Wünsche und Anträge enthielt, wurde erst gar nicht veröffentlicht (S. 62).

In der Gesamtschau kommt Kolb dann auch zu einem zwiespältigen Urteil: Die Schaffung einer Kreisvertretung „war ein Schritt nach vorne, wenn auch ein sehr zaghafter und vielleicht angesichts der – auf Grund der geschichtlichen Vorgänge französisch geprägten – Rheinpfalz eben auch nur ein unvermeidbarer. Aber dieses Institut des Landrats war gewissermaßen mit angezogenen Bremsen auf seine Bahn gesetzt worden, seine Wirkung hielt sich deshalb auch in engen Grenzen“ (S. 309).

*Richard Mehler*

**Erich Schneider, Uwe Müller, Andrea Brandl: 200 Jahre Schweinfurt in Bayern – Made in Schweinfurt V.** 51 Seiten, zahl. Abb. Ausstellungskatalog zur Ausstellung der Museen und Galerien der Stadt Schweinfurt und des Stadtarchivs Schwein-

furt im Konferenzzentrum Maininsel vom 7.9. bis 31.10.2006. Schweinfurt 2006. (Schweinfurter Museumsschriften 144/2006, ISBN 3-936042-27-6), (Veröffentlichungen des Stadtarchivs Schweinfurt Nr. 21), ISBN 3-926896-28-0, 5,- €.

Die Ausstellung fand in Zusammenarbeit mit dem Arbeitskreis Industriekultur Schweinfurt und dem Haus der Bayerischen Geschichte statt. Sie wurde als Begleitprojekt zur Landesausstellung des Hauses der Bayerischen Geschichte „200 Jahre Franken in Bayern 1806–2006“ im Museum für Industriekultur in Nürnberg konzipiert und fand im Rahmen des ‚Nachsommers Schweinfurt‘ statt.

Schweinfurt hat einen rührigen Arbeitskreis Industriekultur. Dies war seine fünfte Ausstellung im Rahmen der Städtischen Sammlungen Schweinfurt. Die Exponate der Industriekultur in Schweinfurt sind noch auf der Suche nach politischer Unterstützung für eine dauerhafte Bleibe. Die Ausstellung überwindet ein Stück weit die Diskrepanz, die auch in Schweinfurt zu beobachten ist. Kunst wird präsentiert, während die Grundlagen, die zum Erwerb oder der Erschaffung dieser Kunstwerke erforderlich waren, ein Schattendasein im gesellschaftlichen Gedächtnis führen.

In der Ausstellung waren Texte und Bilder auf Stoffbahnen gedruckt. Der Katalog verzeichnet die gesamte Ausstellung. Die Autoren schildern schlaglichtartig die wesentlichen Stationen der Stadtgeschichte in sechs Teilen mit 42 Kapiteln. Mehr ist auf 51 Seiten auch nicht möglich und nötig, da der Abschnitt ‚Exponate/Abbildungsverzeichnis‘ die Zuordnung übernimmt. Mit Dr. Erich Schneider schreibt der Leiter der Städtischen Sammlungen und mit Dr. Uwe Müller der Leiter des Stadtarchivs. Andrea Brandl trug die Hauptlast der Ausstellung. Hohe Qualität ist also programmiert.

Die Kapitel gliedern sich in ‚Die Reichsstadt wird bayerisch‘, ‚Frühindustrialisierung – Biedermeier – Revolution‘, ‚Stadtentwicklung im Zeichen der Großindustrie‘, ‚Vom Kaiserreich zum Dritten Reich‘, ‚Das moderne Schweinfurt entsteht‘ und ‚Zukunft findet Stadt‘. Obwohl es nur kurze Textpas-

sagen, aber eine Fülle von Abbildungen gibt, gelingt es den Autoren, das Wesentliche gekonnt zu vermitteln. Lobend ist zu erwähnen, daß auch unbequeme Themen und Tatsachen wie z.B. die politischen und wirtschaftlichen Veränderungen der jüngeren Vergangenheit objektiv dargestellt werden. Schön wären noch Hinweise auf weiterführende Literatur gewesen. Insgesamt ein schneller und übersichtlicher Zugang zu den letzten 200 Jahren Stadtgeschichte. Dr. Joseph Kirmeier vom Haus der Bayerischen Geschichte empfahl bei der Ausstellungseröffnung den Katalog gar als „Pflichtlektüre für alle Schweinfurter und vor allem für diejenigen, die neu in diese Stadt kommen“. Dem ist nichts hinzuzufügen.

*Thomas Voit*

**Harald Bodenschatz, Johannes Geisenhof:**  
**Eine Vergangenheit für unsere Zukunft.**  
**Planen und Bauen – historisch begründet.**  
**25 Jahre Planungsbüro DASS.** Bad Windsheim: Delp-Verlag 2005, ISBN 3-7689-0268-4.

Anlaß für die Herausgabe dieser Schrift war das 25jährige Bestehen der Planungsgruppe DASS (= Denkmalpflege, Architektur, Städtebau und Stadtforschung) am 01.12. 2005. Die einleitenden Bemerkungen (S. 7 bis 10) und die Bilanz nach 25 Jahren (S. 90f.) lesen sich wie ein Grundsatzpapier zur historisch begründeten Stadterneuerung. Zutreffend fordern die Verfasser die „erhaltende Erneuerung von Altstädten“ unter „Berücksichtigung regionaler Bautraditionen“ und einer zusammenschauenden Sichtweise von Stadt und Umland. Sie warnen vor der Gefahr, daß die „historische Erinnerung“ (Jobst Siedler) „immer wieder zum historischen Jahrmarkt ... mutiert. Architekten und Stadtplaner sind heute unter erheblichem Druck gezwungen, für die Altstädte eine Strategie der Balance zu entwickeln, ein Balance zwischen kommerzieller historischer Maskerade, Altstadtmuseum und aktiver gesellschaftlicher Erinnerung, zwischen zentralörtlichen Nutzungen und einer Wohnnutzung für am kleinstädtischen Leben interessierte Mittelschichten.“ Dabei reicht die Kenntnis historischer Spuren nicht aus, vielmehr kann die

Brauchbarkeit der Vorschläge „nur vor Ort, zusammen mit den Bürgern, mit dem Stadt- oder Gemeinderat, mit den lokalen Geschichts-Spezialisten“ überprüft werden.

Der Rezensent konnte sich in seiner Amtszeit als Oberbürgermeister von Weißenburg (Weißenburg hat in der Schrift unter dem Titel „Weißenburg i. Bay. – stolze Römerstadt und Reichsstadt“ ein eigenes Kapitel erhalten) persönlich von der Qualität des Planungsbüros DASS überzeugen, angefangen von dem Umbau der Scheune in Weißenburg-Heuberg (jetzt Wohnsitz von J. Geisenhof) bis zur Rettung eines der ältesten Häuser in Weißenburg (Rosenstraße 16).

Die Verfasser haben unter dem Obertitel ‚Erneuerung von kleinen historischen Städten und Marktgemeinden‘ denselben sehr einfühlsame und treffende Überschriften gegeben: ‚Schloß und Stadt Ellingen – ein barockes Gesamtkunstwerk‘, ‚Markt Wendelstein – eine selbstbewußte Gemeinde im Dunstkreis von Nürnberg‘, ‚Wolframs-Eschenbach – Kleinod des Mittelalters‘, ‚Merkendorf – eine wenig bekannte Kleinstadt mit eigener kultureller Identität‘, ‚Roßtal – ein städtebauliches Juwel am Rande des Ballungsraumes Nürnberg/Fürth/Erlangen‘, ‚Marktgemeinde Wilhermsdorf – ein barockes Aschenputtel‘. Es wird dann jeweils die städtebauliche Anlage und die Stadtbaugeschichte behandelt, um danach auf die Maßnahmen der Altstadtsanierung überzuleiten. Es ist bemerkenswert, wie sich das Planungsbüro DASS auf die jeweiligen Besonderheiten der Gemeinden eingestellt und daraus seine Planungsvorschläge erarbeitet hat.

Weitere Kapitel des Buches befassen sich mit der Erneuerung von Dörfern (Sausenhofen/Dittenheim und Wettelsheim/Treuchtlingen im Süden Mittelfrankens), Sanierung von Altbauten und mit landschaftsgebundenem Bauen (Neubauten).

Ein Werkverzeichnis des Planungsbüros DASS und Wiedergabe der Personalien der Verfasser schließen das Werk ab. Das Buch ist allen zu empfehlen, die an der Erhaltung und Revitalisierung des (städte-)baulichen Erbes, insbesondere in Franken, interessiert sind.

*Günter W. Zwanzig*

**Deutsche Schriftkunde der Neuzeit. Ein Übungsbuch mit Beispielen aus bayerischen Archiven.** Bearb. von Elisabeth Noichl und Christa Schmeißer. Hrsg. von der Generaldirektion der Staatlichen Archive Bayerns, dem Bayerischen Landesverein für Heimatpflege e.V. und dem Bayerischen Landesverein für Familienkunde e.V., München 2006, 160 S., ISBN 3-921635-94-2, 10,- €.

Das hier anzuzeigende Übungsbuch will Heimat- und Familienforscher, aber auch Studierende der Neueren oder Neuesten Geschichte an die Arbeit mit handschriftlichen archivalischen Quellen heranzuführen. Sein Ziel ist es, die Fähigkeit zum Lesen alter Schriften im Selbststudium zu fördern. Die Herausgeber reagieren insofern darauf, daß Archive und Hochschulen angesichts personeller Einsparungen Ratsuchenden kaum noch Hilfe leisten können. Insgesamt wurden deshalb 65 Schriftstücke aus der Zeit von 1608 bis 1940 abgelichtet und mit Abschriften versehen. Die Vorlagen stammen überwiegend aus den Staatsarchiven in München und Nürnberg. Ausgewählt wurden fast durchweg einfachere Schriftstücke, d.h., in der Hauptsache Reinschriften oder Kopien amtlicher Schreiben. Während sich wissenschaftliche Editionen nach bestimmten Editionsrichtlinien zu richten haben, die tief in das Schriftbild der Vorlagen eingreifen, erfolgten die Abschriften im vorliegenden Übungsbuch zeilen- und buchstabengetreu. Auch Zeichensetzung sowie Groß- und Kleinschreibung werden so wiedergegeben wie in der jeweiligen Quelle. Zahlzeichen sind ebenfalls entsprechend der Vorlage als römische oder arabische Ziffern abgeschrieben. Nur diakritische Zeichen sind gelegentlich weggelassen (y statt ÿ). Abkürzungen werden in runden Klammern aufgelöst. Unklare Lesungen, Streichungen oder Überschreibungen werden in Anmerkungen am Ende jedes Textes erläutert. Auf diese Weise wird es dem Benutzer ermöglicht, die photographische Reproduktion mit der Transkription problemlos zu vergleichen und seine eigenen Lesungen auf ihre Richtigkeit hin zu überprüfen. Dies macht das Übungsbuch zu einer idealen Einstiegshilfe gerade für Anfänger.

Neben den Textbeispielen enthält das Übungsbuch eine knappe Einführung in die Schriftgeschichte. Ferner bietet es eine Übersicht über Zahlzeichen, ein Verzeichnis der Abkürzungen und Fachausdrücke, die in der Kanzleisprache des 17. bis 20. Jahrhunderts in Bayern verwendet wurden, eine Aufstellung von Maß- und Münzeinheiten sowie eine Liste von in bayerischen Archiven verwendeten Archivsignaturen; dies macht das Übungsbuch auch für den Fortgeschrittenen zu einem nützlichen Nachschlagewerk. Wer seine Schriftkenntnisse noch weiter vertiefen will, findet ein hilfreiches Literaturverzeichnis, das auch weitere Schriftfibeln und Tafelwerke aufführt.

Das vorzüglich ausgestattete Übungsbuch ist beim Bayerischen Landesverein für Heimatpflege, Ludwigstr. 23, Rückgebäude, 80539 München zu beziehen.

*Hans-Wolfgang Bergerhausen*

**Juden in Franken 1806 bis heute.** Referate der am 03. November 2006 in der Nürnberger Akademie abgehaltenen Tagung der Reihe „Franconia Judaica“, veranstaltet vom Bezirk Mittelfranken in Kooperation mit dem Historischen Verein für Mittelfranken und dem Jüdischen Museum Franken. Herausgegeben vom Bezirk Mittelfranken durch Andrea M. Kluxen unter Mitarbeit von Julia Hecht. Ansbach 2007 (= Franconia Judaica, Bd. 1). 192 S., brosch., 15,- Euro.

Mit dem anzuzeigenden Buch „Juden in Franken 1806 bis heute“ gibt die Bezirksheimatpflege Mittelfranken unter der rührigen Leitung von Frau Dr. Andrea M. Kluxen und ihrer Mitarbeiterin Julia Hecht den ersten Band der neuen Reihe „Franconia Judaica“ heraus. Hervorgegangen ist das Werk aus einer Tagung, die im vergangenen Jahr in Nürnberg abgehalten wurde. Daß bereits nun nach so kurzer Zeit die zahlreichen Vorträge, die damals von ausgewiesenen Spezialisten zum Thema gehalten worden sind, auch im Druck vorliegen und so einem breiteren Publikum zugänglich gemacht werden, ist mehr als erfreulich. Sicher wird der Band damit nicht nur zur besseren Kenntnis vom Leben unserer jüdischen Mitbürger in den vergangenen beiden Jahrhunderten führen, sondern auch zu einer weiteren Förderung der wis-

senschaftlichen Forschung zum Thema beitragen können.

Bei der Fülle des ausgebreiteten Stoffes muß hier ein kurzer Blick auf die wesentlichen Inhalte des Buches genügen. Nach einem kurzen Geleitwort des Bezirkstagspräsidenten von Mittelfranken (das wegen der Kostenübernahme für das Projekt mehr als angezeigt erscheint) und einer Einführung in das Thema durch die Herausgeberin wirft Günter Dippold (Bayreuth) zunächst einen Blick zurück auf das jüdische Leben im Franken des Alten Reiches, während Hartmut Heller (Erlangen) auf die Situation der Juden in unserer Landschaft während des vorletzten Jahrhunderts näher eingeht. Gerhard Rechter vom Staatsarchiv Nürnberg beschäftigt sich anschließend mit der Judenmatrikel 1813-1861 für Mittelfranken, wohingegen Richard Mehler (Oberelsbach) die Entwicklung der fränkischen Landjuden vom frühen 19. Jahrhundert bis zum Ende der Weimarer Republik auf dem Weg in die Moderne schildert.

Drei Beiträge beschäftigen sich mit einzelnen jüdischen Gemeinden in Mittelfranken: Monika Berthold-Hilpert geht der Geschichte der Fürther Judengemeinde in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts nach, die zwischen Orthodoxie und Reform schwankte. Alexander Biernoth betrachtet das Geschick der Ansbacher Juden im 19. Jahrhundert und Alexander Schmidt (Flossenbürg) geht auf das jüdische Leben und die jüdische Kultur in der fränkischen Großstadt Nürnberg ein. Kenntnisreich und eindringlich berichtet Herbert Schott (ebenfalls Staatsarchiv Nürnberg) über die Verfolgung und Deportation der Juden zur Zeit des Nationalsozialismus. Schließlich zeichnet die Leiterin des Jüdischen Museums Franken in Fürth und Schnaittach, Daniela F. Eisenstein, das Leben der Juden in Franken und Bayern seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges nach. Das Buch, dem eine weite Verbreitung nur zu wünschen ist, bietet grundlegende Arbeiten zur Entwicklung des Judentums in Franken in den beiden Jahrhunderten, seitdem es das neue Bayern gibt, und sollte von allen an diesem Thema Interessierten aufmerksam zur Kenntnis genommen werden.

*Peter A. Süß*

## Einladung zur Tagung: Antijudaismus und Antisemitismus in Franken

Die zweite Veranstaltung der Reihe „Franconia Judaica“, durchgeführt vom Bezirk Mittelfranken in Kooperation mit der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg und dem Jüdischen Museum Franken findet am

Freitag, den 7. Dezember 2007,  
9.30 – 17.30 Uhr in den Räumen der  
Universität Erlangen  
Kollegienhaus – Senatssaal  
Universitätsstraße 15  
91058 Erlangen  
(5 min Gehweg vom Bahnhof; Großparkplatz hinter dem Bahnhof)  
statt.

Dazu ergeht herzliche Einladung an alle Leser des FRANKENLANDES.

Vorträge werden von Prof. Dr. Christoph Daxelmüller, Würzburg, Prof. Dr. Johannes Heil, Heidelberg, Priv.-Doz. Dr. Rainer Leng, Würzburg, Dr. Barbara Rösch, Potsdam, Prof. Dr. Werner Blessing, Erlangen, Prof. Dr. Gunnar Och, Erlangen, Dr. Eckart Dietzfelbinger, Nürnberg und Daniela Eisenstein, Fürth, gehalten.

Die Teilnahme ist kostenlos.

Detailliertes Tagungsprogramm, Anmeldung und Vorbestellung des Tagungsbandes bei:

Bezirk Mittelfranken - Bezirksheimatpflege  
Postfach 617  
91522 Ansbach  
Tel.: 0981-4664-5002  
Fax: 0981-4664-5999  
bezirksheimatpflege@bezirk-mittelfranken.de

# Landschaftsmanagement in der Kulturlandschaft Spessart durch das Archäologische Spessart-Projekt e.V.

von

Jürgen Jung

## *Die Mittelgebirgsregion Spessart*

Es ist nunmehr zwölf Jahre her, daß in Bad Orb im Nordspessart der Spessart-Kongreß stattfand. Ziel war eine umfassende wissenschaftliche Bestandsaufnahme der Natur- und Kulturlandschaft Spessart. Im Hintergrund stand die Idee, den Spessart unter verschiedenen Perspektiven als gesamtheitliche Mittelgebirgsregion, unabhängig von der administrativen Gliederung in den hessischen und den bayerischen Spessart, zu betrachten. Dabei wird eine eher traditionelle Abgrenzung durch die Fließgewässer Main (Mainviereck), Kinzig und Sinn<sup>1)</sup> bzw. eine naturräumliche Gliederung zu Grunde gelegt.

Die naturräumliche Definition berücksichtigt den Spessart als einheitliche Mittelgebirgsregion, die geologisch durch kristalline Gesteine im Westen, im wesentlichen aber durch den Buntsandstein im zentralen Bereich geprägt ist. Die höchsten Erhebungen erreichen am Geiersberg 585 m über NN und liegen damit etwa 200 Meter höher als die Mainfränkischen Platten. Mit über 1000 mm Jahresniederschlag erhält der Spessart in den höchsten Lagen rund die doppelte Niederschlagsmenge im Vergleich zu den östlich angrenzenden Becken, die mehr oder minder im Regenschatten des Spessarts (und auch der Rhön) liegen.

Eng mit dieser naturräumlichen Ausstattung im Zusammenhang steht die heutige wirtschaftliche, im wesentlichen forstwirtschaftliche Nutzung des Spessarts. Aufgrund der durchschnittlichen Waldbedeckung von rund 65 % (etwa 1.450 km<sup>2</sup>) wird der Spessart heute zu den größten zusammenhängenden Waldbeständen Deutschlands gezählt. Die ausgedehnten Laub- und Mischwaldbestände vor allem im Südspessart oder die flächenhaften Fichtenforste im Nordspessart

sind aber keineswegs natürlich entstanden. Daß das heutige Erscheinungsbild des Spessarts auf eine differenzierte Nutzungsgeschichte zurückgeführt werden muß, wird häufig übersehen.

## *Das Archäologische Spessart-Projekt*

Überall dort, wo der Mensch die natürlichen Ressourcen nutzt, indem er z.B. Ackerbau oder Viehzucht betreibt, greift er in natürliche Prozesse ein. Dadurch beeinflusst er die Landschaftsentwicklung nachhaltig. Aus der „unberührten“ Naturlandschaft wird eine menschenbeeinflusste Kulturlandschaft. Auch im Spessart beginnt diese menschliche Einflußnahme bereits in vorgeschichtlicher Zeit, wie zahlreiche Funde aus der Jungsteinzeit (Neolithikum) belegen. Vor etwa 7000 Jahren mag diese Einflußnahme noch auf kleinere Landschaftsausschnitte beschränkt gewesen sein, spätestens seit dem Mittelalter erfassen die menschlichen Aktivitäten den gesamten Spessart<sup>2)</sup> in Form von Besiedlung, Bergbau oder Glasproduktion.

Das Archäologische Spessart-Projekt e.V. (kurz ASP<sup>3)</sup>), das aus dem archäologischen Arbeitskreis des Spessart-Kongresses hervorging, befaßt sich mit der Kulturlandschaft Spessart in all ihren unterschiedlichen Aspekten: Geschichte, Sprache, Kultur, Landschaftsentwicklung, natürliche Voraussetzungen wie Geographie, Geologie oder Biologie.

Einen Schwerpunkt bildet die wissenschaftliche Erforschung des Spessarts, die bislang in vielen Bereichen nur ungenügend vorangeschritten ist. Das ASP verstärkt die wissenschaftlichen Aktivitäten im Spessart in Zusammenarbeit mit verschiedenen wissenschaftlichen Einrichtungen. Unterstützung erfährt dieses Projekt durch die Universitäten

Frankfurt, Mainz, Gießen, Kaiserslautern und Kiel wie auch durch die TU Darmstadt und Berlin. Eine besonders enge Zusammenarbeit wurde im Rahmen eines Kooperationsvertrages mit dem Lehrstuhl für Fränkische Landesgeschichte an der Universität Würzburg vereinbart.

Ein zentrales Anliegen des ASP ist es, die in zahlreichen wissenschaftlichen Aktivitäten gewonnenen Erkenntnisse einem breiten Publikum zugänglich zu machen und zu vermitteln. Das ASP realisiert dies über eine Vielzahl von Informationsplattformen, z.B. durch eine umfassende Präsentation im Internet. Ein wesentliches Instrument sind aber die Kulturwege, die stetig ausgebaut und ergänzt werden. Vermittlung und Forschung sind also zwei bedeutende Komponenten der Arbeit des ASP. Genau für diese erfolgreiche Zusammenführung erhielt das ASP für das Projekt „Kurfürstenweg“ den renommierten Tegernseer Tourismuspreis 2006.

## Archäologische Forschung im Spessart

Einen bedeutenden Forschungsschwerpunkt im ASP bildet, wie der Name schon andeutet, die Archäologie. In den letzten Jahren wurden archäologische Untersuchungen verstärkt mit dem Fokus Mittelalter vorgenommen. Mehrere mittelalterliche Burganlagen sind derzeit in Bearbeitung wie die Burg Partenstein, die Ketzelsburg in Haibach oder das „Alte Schloß“ in Kleinwallstadt<sup>4)</sup>.

Um diese Anlagen zu untersuchen, werden in Zusammenarbeit mit den örtlichen Heimat- und/oder Geschichtsvereinen und mit Unterstützung der Unteren und Oberen Denkmalbehörden mehrwöchige archäologische Grabungen durchgeführt. Ergänzend zu den Grabungen werden geophysikalische Untersuchungen herangezogen, um weitere Bereiche der jeweiligen Anlage zu erfassen. Viele bislang unbekannte Strukturen wurden durch



Abb. 1: Grabungsleiter Harald Rosmanitz M.A. führt in historischen Kostümen eine Schulklasse über die archäologische Grabung am Alten Schloß bei Kleinwallstadt am Main. Foto: ASP.

diese Aktivitäten erschlossen. Sie geben Hinweise auf die ehemalige, heute meist bis auf Erdwälle reduzierte Bausubstanz der mittelalterlichen Anlagen. Zahlreiche Funde, meist in Form von Gebrauchskeramik, liefern Informationen zur Lebensweise auf der Burg, zur Zeitstellung oder zu verschiedenen Bau- bzw. Zerstörungsphasen der Anlage. Aufgrund der Fundsituation kann auch auf ehemalige überregionale Handelsbeziehungen oder herrschaftliche Beziehungen gefolgert werden.

Die Burgenforschung liefert damit wichtige „Mosaiksteine“, die dazu beitragen, die Wissenslücken über die Besiedlungs- und Kulturgeschichte des Spessarts zu schließen. Viele von den bisherigen Anschauungen zum Spessart müssen revidiert werden. Der Spessart war nicht immer eine von Armut geprägte Region, wie es die Schilderungen aus dem 19. und 20. Jahrhundert nahe legen.<sup>5)</sup> Im Gegenteil: Die meist hochwertige und aufwendige Ausstattung der Burgen läßt auf einen hohen Lebensstandard zur Zeit des Mittelalters schließen.

### *Das Spessart-Geoinformationssystem*

Um alle archäologischen Daten zusammenzutragen, zu archivieren und mit anderen geographischen Themen zu vernetzen, bedient man sich eines computergestützten Systems – einem Geographischen Informationssystem (kurz GIS). Unter dem Projekttitel „Spessart-GIS“ wird in Zusammenarbeit mit dem Forschungsinstitut Senckenberg seit einigen Jahren ein regionales GIS aufgebaut. Der Vorteil eines solchen Systems besteht darin, daß man zahlreiche Sachdaten in eine Datenbank eingeben und gleichzeitig einen Bezug zum geographischen Raum herstellen kann. So lassen sich Daten, die eine bestimmte Geometrie in Form von Punkten, Linien oder Flächen in der Realität haben, aus der Datenbank auslesen und in verschiedenen Karten darstellen.

Das Spektrum der im Spessart-GIS eingebundenen Daten zum Spessart reicht von der Geologie, den Höhendarstellungen, den Gewässern und Hangneigungen sowie der Land-

nutzung und den Verkehrswegen bis zu zahlreichen Themen aus dem Bereich Archäologie und Geschichte.<sup>6)</sup> Gerade zur Darstellung historischer Sachverhalte eignet sich ein GIS hervorragend, denn die Daten können zunächst für jede Epoche getrennt gespeichert und in einem weiteren Schritt thematisch analysiert werden. Somit ist es möglich, dynamische Prozesse wie z.B. die Landschaftsentwicklung eines Raumes zu visualisieren. Aber auch für verschiedene kartographische Zwecke leistet das Spessart-GIS wertvolle Dienste, so bei der Darstellung der Kulturwege.

### *Die europäischen Kulturwege*

Das Herzstück des Archäologischen Spessart-Projektes sind sicher die europäischen Kulturwege. Sie sollen den Bewohnern wie auch den Besuchern des Spessarts diese faszinierende Kulturlandschaft näher bringen. Vieles erscheint auf den ersten Blick unscheinbar, wird gar nicht als historisches Relikt oder als spannendes Zeugnis der Landschaft und ihrer Entwicklung gesehen. Die Kulturwege sollen dem Betrachter dabei helfen, das Buch der Landschaft zu lesen.

Kulturwege sind beschilderte Rundwanderwege von unterschiedlicher Länge. Die Wege sind an geeigneten Stellen mit Informationstafeln versehen, die auf besondere kulturhistorische „Highlights“ aufmerksam machen. Ein Faltblatt begleitet den interessierten Wanderer auf der gesamten Strecke und gibt wertvolle Hinweise zum jeweiligen Kulturrundweg, zur näheren Umgebung und zum Projekt ASP. Das Europa-Blau der Informationsbroschüren geht auf das EU-Projekt „Pathways to Cultural Landscapes“<sup>7)</sup> zurück. Im Rahmen dieses EU-Projektes wurden in Zusammenarbeit mit verschiedenen Projektpartnern unterschiedliche europäische Kulturlandschaften betrachtet und ein Konzept zu deren Vermittlung erarbeitet. Das ASP war federführend an der Durchführung dieses Projektes beteiligt und begleitete die Aktivitäten durch das Europäische Koordinationsbüro in Lohr a. Main.

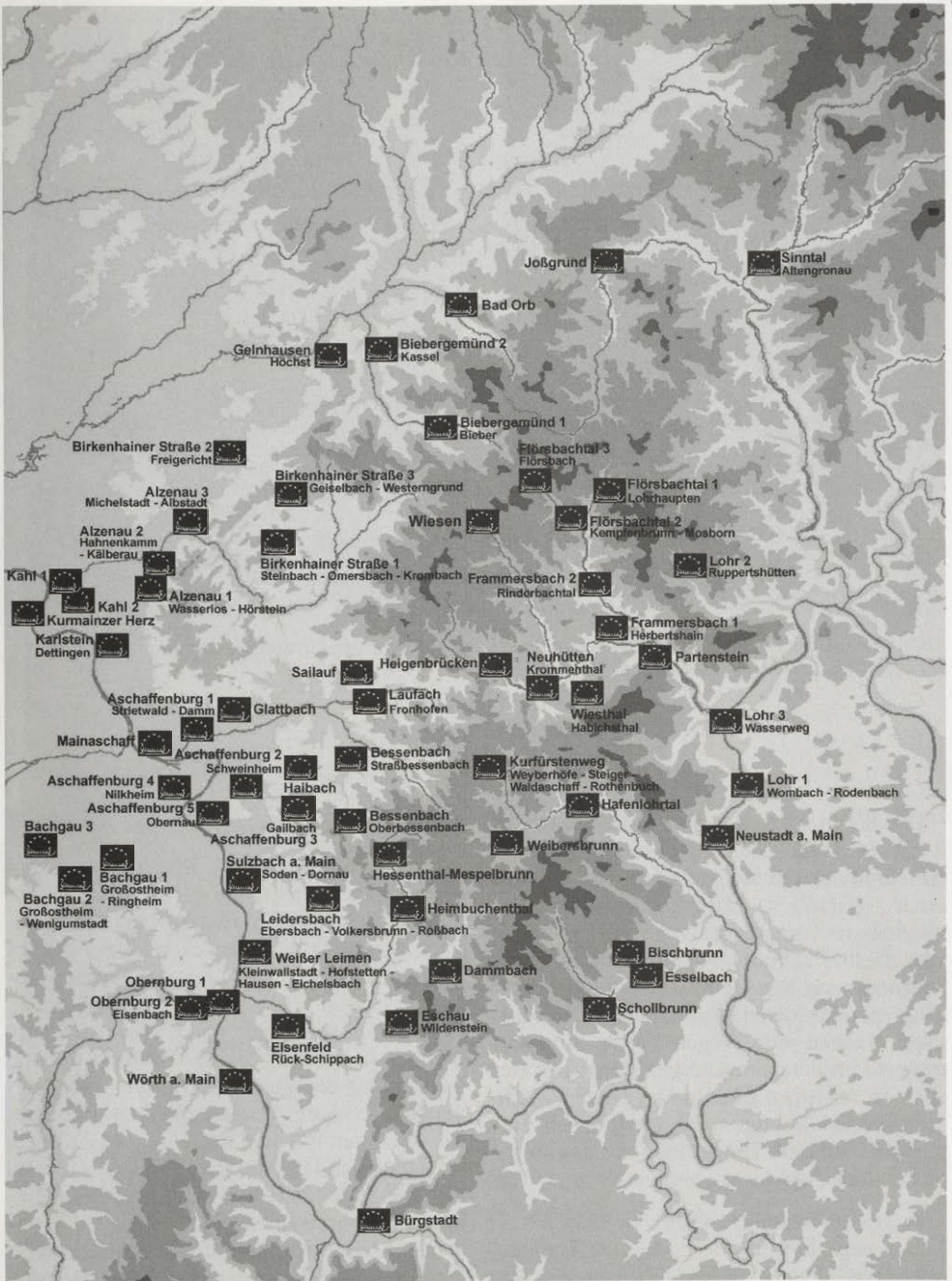


Abb. 2: Die europäischen Kulturwege kann man mittlerweile im ganzen Spessart begehen. Informationen zu jedem Weg sind unter [www.spessartprojekt.de/kulturwege/index.php](http://www.spessartprojekt.de/kulturwege/index.php) erhältlich. Dort stehen auch Informationstafeln sowie Falblatt zum Herunterladen bereit. Karte: Spessart-GIS, ASP.



Abb. 3: Projektleiter Dr. Gerrit Himmelsbach erläutert die Informationstafel während der Eröffnungsveranstaltung am Kulturrundweg Alzenau 3. Foto: ASP.

Die Kulturwege des Spessarts werden jeweils in enger Zusammenarbeit mit den Akteuren vor Ort ausgearbeitet. Im Rahmen einer offiziellen Eröffnungsveranstaltung werden sie dann erstmals der Öffentlichkeit vorgestellt. Ein buntes Rahmenprogramm mit Darbietungen lokaler Musik- und Gesangsgruppen oder lokalen kulinarischen Spezialitäten machen jede Wegeröffnung zu einem regional bedeutenden Ereignis. Das zeigt sich auch an der regen Beteiligung bei den Eröffnungsveranstaltungen. Meist machen sich mehrere hundert Teilnehmer zur ersten gemeinsamen Begehung auf den (Kultur-)Weg.

Insgesamt bestehen im Spessart derzeit 52 Kulturwege mit unterschiedlichen Themenschwerpunkten. In diesem Jahr kommen acht weitere Wege hinzu. So hat sich ein dichtes Netz an Kulturwegen entwickelt, das für jeden Bedarf etwas bereithält. Diese Vielfalt an Wegen ist bislang einzigartig für die deutsche Mittelgebirgsregion.

### *Landschaftsmanagement im Spessart*

Landschaftsforschung tritt heute immer mehr in den Mittelpunkt, gerade weil die globale Klimaveränderung oder Naturkatastrophen den Blick der Menschen immer stärker auf das Verhältnis von Natur und Mensch lenken. Es zeigt sich immer mehr, daß man Landschaft nicht nur als Kulisse erfahren möchte, in der man seinen Wohnsitz hat und aus der man womöglich täglich aus- bzw. einpendelt, sondern sich auch mit der Landschaft identifizieren möchte. Dazu gehört, daß man sich eingehend mit der Landschaft befaßt und sich die geschichtlichen und kulturellen Hintergründe vergegenwärtigt.

Das ASP leistet hierzu u.a. mit dem Kulturwegekonzept einen wertvollen Beitrag. Das wird nicht nur von der ortsansässigen Bevölkerung honoriert, die diese Möglichkeit der Identifikation mit ihrer Landschaft immer mehr wahrnimmt; auch die Gäste des Spessarts haben die Kulturwege längst in ihr

Freizeitprogramm aufgenommen. Damit unterstützt das ASP die Tourismusverbände, indem eine touristische Basisstruktur geschaffen wird, die touristisch vermarktet werden kann.<sup>8)</sup>

Die zertifizierten Kultur- und Landschaftsführer, die durch das ASP in Zusammenarbeit mit der „Lernenden Region Main+Kinzig+Spessart“ ausgebildet wurden, sind wichtige Multiplikatoren – auch bei Führungen auf Kulturwegen. Ebenfalls wichtige Vermittler sind die Kindergärten und Schulen, denn sie erreichen eine wichtige Klientel: Kinder und Jugendliche. So erklärt sich die enge Zusammenarbeit mit regionalen Schulen z.B. bei der Betreuung von Facharbeiten, bei Führungen von Schulklassen oder bei der Betreuung von Projektgruppen wie Theater AG's.

Ein weiterer wichtiger Schwerpunkt liegt in der Betreuung von Heimat- und Geschichtsvereinen, die vor Ort wertvolle Arbeit leisten, sich aber in keinem regionalen Netzwerk organisieren. Das ASP übernimmt hier die Aufgabe der Zusammenführung bzw. Koordination der Ortsgruppen im Spessart. An dieser Stelle wird ein wichtiges Prinzip des ASP deutlich: Die vielen engagierten Akteure vor Ort bilden die aktive Basis der Mittelgebirgsregion Spessart. Diese Potentiale zu nutzen und in Wert zu setzen, ist die zentrale Aufgabe des Archäologischen Spessart-Projektes.

## Anmerkungen:

- 1) Vgl. SIEBERT, J.: Der Spessart. Eine landeskundliche Studie. Breslau 1934.
- 2) HIMMELSBACH, G.: Wirtschaftsgeschichte in einer „Einöde“? Die Entdeckung der Kulturlandschaft Spessart, in: Beiträge zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte Bd. 107. Stuttgart 2006, S. 109–131.
- 3) Siehe: [www.spessartprojekt.de](http://www.spessartprojekt.de).
- 4) Siehe: [www.spessartprojekt.de/forschung/index.php](http://www.spessartprojekt.de/forschung/index.php).
- 5) VIRCHOW, R.: Die Noth im Spessart. Eine medicinisch-geographisch-historische Skizze. Würzburg 1852.
- 6) JUNG, J.: Der Spessart in Zahlen. Biebergemünd 2002.
- 7) ERMISCHER, G.: Spessart goes Europe. The historic landscape characterisation of a German upland region, in: FAIRCLOUGH, G. / RIPPON, S. (Hrsg.): Europe's Cultural Landscape: archaeologists and the management of change. Brussels 2002, S. 161–168; vgl. [www.pcl-eu.de](http://www.pcl-eu.de).
- 8) HIMMELSBACH, G. / ERMISCHER, G.: Werkzeuge und Strategien der Kulturlandschaftsforschung. Das Archäologische Spessartprojekt, in: Aschaffener Jahrbuch für Geschichte, Landeskunde und Kunst des Unterraingebietes Bd. 22, 2002, S. 265–281.

## 200 Jahre St. Josephs-Orden

von

*Peter A. Süß*

Vom 9. bis zum 11. März 2007 gedachte eine hochrangige Delegation des St. Josephs-Ordens in Würzburg seiner Gründung vor zweihundert Jahren, denn am 9. März 1807 hatte der nach dem Frieden von Preßburg im Jahr zuvor durch Napoleon von Salzburg nach Würzburg zwangsversetzte Habsburger Großherzog Ferdinand III. von Toskana diesen traditionsreichen Verdienstorden ins Leben

gerufen. Durchaus auch im Blick auf die durch Bonaparte neu geschaffene „Légion d'Honneur“ war der zeitgemäße Zweck des Ordens in seinem Gründungsdekret vermerkt, wo es heißt: „Das Ziel der Institution ist, die dem Souverän und dem Land in Ausübung ziviler, militärischer oder kirchlicher Ämter geleisteten Dienste zu belohnen.“ Aber auch an die älteren Ritterorden, in die jede regierende

Dynastie in Europa verdiente Mitglieder aufnahm (z.B.: Habsburg: Goldenes Vlies, Hohenzollern: Schwarzer Adlerorden, Wittelsbacher: St. Georgsorden etc.), knüpfte der neue Orden, der sich den Landespatron der Toskana, den hl. Joseph, zum Namensgeber wählte, an. So besitzt der Orden bis heute einen eigenen Kaplan, eine Ordenskirche (San Giuseppe in Florenz) und hält religiöse Feiern ab; auch gab es wie bei den früheren Körperschaftsorden nur drei Klassen von Mitgliedern: Großkreuzträger, Kommandeure und Ritter.

Als mit dem Zusammenbruch der französischen Hegemonie auf dem europäischen Kontinent Großherzog Ferdinand 1814 wieder in die Toskana heimkehren konnte, nahm er auch den in Würzburg gestifteten Orden dorthin mit. Zahlreiche um die Toskana verdiente Persönlichkeiten trugen den geschätzten Orden in der Folgezeit als Auszeichnung. Die erzhertzogliche Familie von Habsburg-Lothringen-Toskana hielt auch nach dem Ende ihrer Herrschaft über die Toskana 1859 weiter an ihrem Hausorden fest, so daß er bis heute existiert. Der derzeitige Großmeister des Ordens (seit 1993) – zugleich der achte seit seiner Gründung – ist Erzherzog Sigismund von Österreich, der in direkter Linie in siebter Generation vom Ordensstifter abstammt. Sein Onkel, Erzherzog Radbot von Österreich, fungiert momentan als Großkanzler des Ordens. Mit einer Statutenänderung im Jahr 1994 versuchte man, den Orden wieder neu zu beleben. So sollen nun vor allem Leistungen des zivilen und kulturellen Lebens der Toskana, aber auch Verdienste um das Haus Habsburg-Lothringen ausgezeichnet werden. Als Maßnahme der Modernisierung wurden damals nicht nur erstmals weibliche Ordensträger eingeführt, sondern auch deren Zahl auf insgesamt 240 Personen erhöht. Seit 1997 existieren fünf Klassen des Ordens: Träger des Großkreuzes, Großoffiziere, Kommandeure, Ritteroffiziere und Ritter. Zur Zeit gibt es 89 Träger des St. Josephs-Ordens.

In Zuge des jüngsten „Aggiornamento“ hat es sich der St. Josephs-Orden zur Aufgabe gemacht, kulturelle, gesellschaftliche und besonders soziale Zwecke zu fördern. Daneben steht aber immer eine anständige, an christlichen Werten ausgerichtete Lebensführung der Ordensmitglieder im Vordergrund. Die Träger des

Ordens streben dem Ideal nach, in unserer heute oft so orientierungslosen Zeit als Vorbild zu dienen und sich in Akten der Nächstenliebe zu engagieren. In diesem Sinne konnte durch den Orden schon einem Blindenheim in Assisi geholfen werden, ebenso fand eine toskanische Wohltätigkeitsaktion im Libanon und die Florentiner Ordenskirche finanzielle Unterstützung.

Daher sieht der Ordensgroßmeister, wie er bei einer Pressekonferenz in Würzburg betonte, gerade in der Steigerung der Einnahmen und des Vermögens des Ordens sowie in einer professionelleren und optimaleren Spendenwerbung die Hauptaufgabe für die nähere Zukunft, um solch hochgesteckte Ziele wie die baldige Durchführung großer Wohltätigkeitsveranstaltungen verwirklichen zu können. Der vom italienischen Staat anerkannte und mit den Maltesern kooperierende Orden, der nur langsam wächst (in Würzburg wurde ein neues Mitglied aufgenommen), verlangt nämlich von den durch die Verleihung geehrten Persönlichkeiten weder eine Aufnahmegebühr, einen Mitgliedsbeitrag noch regelmäßige Spenden. Seine Funktion möchte der Orden auch als Vermittler und Katalysator gesellschaftlicher und kultureller Initiativen verstanden wissen, weswegen Erzherzog Sigismund beispielsweise eine Zusammenarbeit zwischen der Würzburger Universität und derjenigen der Toskana anregte.

Das Institut für Geschichte der Universität jedenfalls hat diesen Weg der Kontaktaufnahme mit dem Orden bereits beschritten und präsentierte aus Anlaß der 200-Jahr-Feier des Ordens das Buch „Italien am Main“, das sich als Ergebnis einer im letzten Mai abgehaltenen Tagung mit der Toskanazeit in Würzburg zu Beginn des 19. Jahrhunderts beschäftigt. Im übrigen diente die Visite der etwa 20-köpfigen Delegation des Ordens hauptsächlich der Erinnerung an die Anfänge ihres Instituts und dem Kennenlernen der Gründungsstätte. Folglich waren Besuche im Mainfränkischen Museum auf der Festung Marienberg, in der Residenz und im Hofkeller selbstverständliche Programmpunkte. Höhepunkte des Aufenthalts dürften der Gottesdienst in der Hofkirche und die Eintragung in das „Goldene Buch“ der Stadt Würzburg während des Empfangs durch die Oberbürgermeisterin im Rathaus gewesen sein.



B 29 38  
ISSN 0015-9905

# FRANKEN LAND

ZEITSCHRIFT FÜR  
FRÄNKISCHE LANDESKUNDE  
UND KULTURPFLEGE

VERLAG FRANKENBUND  
Heft 6 · Dezember 2007

FRAUEN IN FRANKEN



Freunde Mainfränk.  
Kunst u. Geschichte e.V.  
bei der UB Würzburg

Würzburg

01. Feb. 2008

21/NA 93520

# FRANKENLAND

## Zeitschrift für fränkische Landeskunde und Kulturpflege

Neue Folge der Zeitschrift FRANKENLAND 1914-1922

Heft 6 / 2007 / 59. Jahrgang

Die Zeitschrift FRANKENLAND erscheint sechsmal im Jahr mit einer Auflage von 4500 Exemplaren pro Ausgabe (Stand Herbst 2007) in ganz Franken und Südthüringen. Herausgegeben und verlegt wird sie vom FRANKENBUND e.V. Für FRANKENBUND-Mitglieder ist der Bezugspreis im Mitgliedsbeitrag enthalten.

### Schriftleitung

Dr. Peter A. Süß M.A., Schollergasse 15, 97084 Würzburg, Tel. Nr.: 0931/61 17 30,  
E-Mail: ZS-Frankenland@web.de.

Stellvertreterin: Dr. Verena Friedrich M.A., Friedrich-Ebert-Straße 201 a, 90766 Fürth,  
Tel. Nr.: 0911/ 97 32 776.

Manuskripte, Mitteilungen und Besprechungsexemplare für das FRANKENLAND sind bitte an die Adresse der Schriftleitung zu richten. Für unverlangt eingesandte Manuskripte kann keine Haftung übernommen werden.

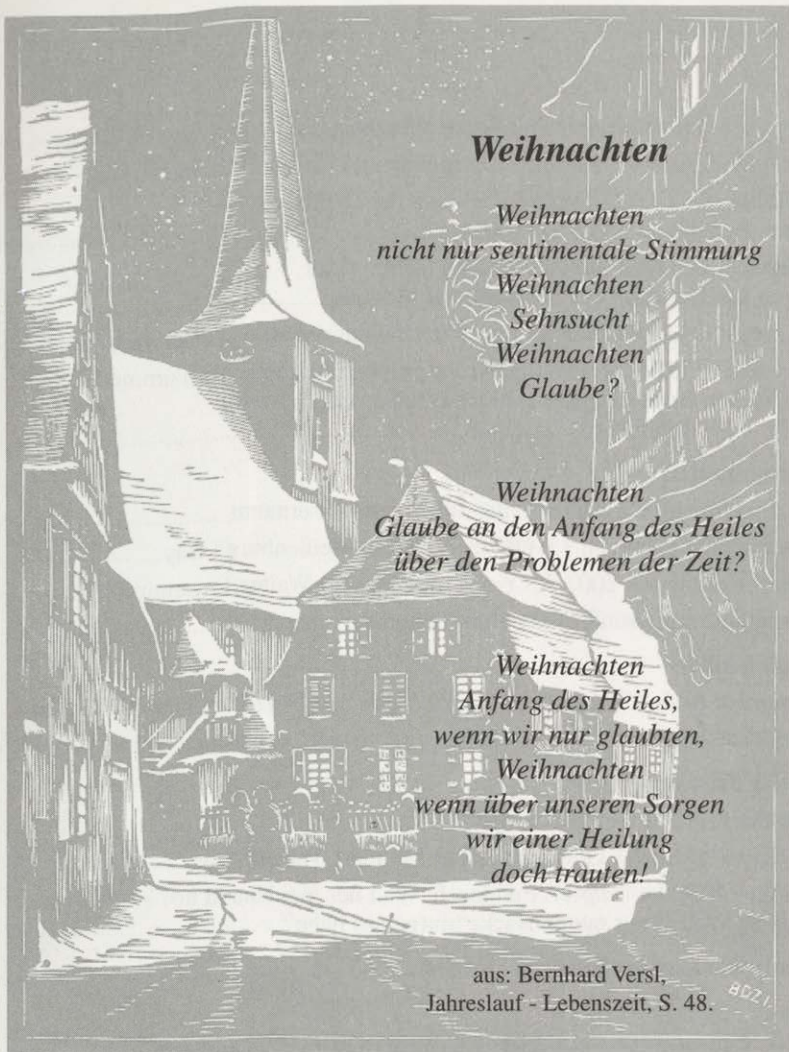
Beiträge sind bitte in klassischer Rechtschreibung und in digitalisierter Form abzugeben. Wenn dies nicht möglich ist, übernimmt der Autor bei einer Veröffentlichung im FRANKENLAND die Kosten für eine digitale Aufbereitung seines Artikels.

### Schriftleitungsausschuß

Prof. Dr. Dieter J. Weiß (Universität Bayreuth), Prof. Dr. Werner K. Blessing (Universität Erlangen), Prof. Dr. Helmut Flachenecker (Universität Würzburg), Dr. Andrea Kluxen (Bezirksheimatpflegerin für Mittelfranken), Prof. Dr. Günter Dippold (Bezirksheimatpfleger für Oberfranken), Prof. Dr. Klaus Reder M.A. (Bezirksheimatpfleger für Unterfranken), Dr. Peter A. Süß M.A. (Schriftleiter), Dr. Verena Friedrich M.A. (stellvertretende Schriftleiterin).

### Gesamtherstellung:

Halbigdruck GmbH, 97076 Würzburg, Heisenbergstraße 3,  
Telefon Nr. 0931/2 76 24, Telefax Nr. 0931/2 76 25,  
www.halbigdruck.de, info@halbigdruck.de



## **Weihnachten**

Weihnachten  
nicht nur sentimentale Stimmung  
Weihnachten  
Sehnsucht  
Weihnachten  
Glaube?

Weihnachten  
Glaube an den Anfang des Heiles  
über den Problemen der Zeit?

Weihnachten  
Anfang des Heiles,  
wenn wir nur glaubten,  
Weihnachten  
wenn über unseren Sorgen  
wir einer Heilung  
doch trauten!

aus: Bernhard Versl,  
Jahreslauf - Lebenszeit, S. 48.

Nordheim am Main

Holzschnitt von Bodo Zimmermann

*Gesegnete Weihnachten und für das Jahr 2008  
Glück, Gesundheit und Frieden*

*wünscht*

*allen Bundesmitgliedern und allen Lesern  
die Bundesleitung des Frankenbundes,  
Vereinigung für Fränkische Landeskunde und Kulturpflege e. V.*

## Aufsätze

<i>Stefan Petersen</i> : Frauenklöster im Bistum Würzburg .....	388
<i>Karin Dengler-Schreiber</i> : Kaiserin Kunigunde und Kaiser Heinrich II. ....	393
<i>Evelyn Gillmeister-Geisenhof</i> : Die Kleidung der Diakonissen – Geschichte, Bedeutung und Stellenwert .....	399
<i>Ute Feuerbach</i> : Die Frau im katholischen Milieu einer fränkischen Kleinstadt an der Schwelle zur Moderne .....	409
<i>Werner Eberth</i> : Erfolgreiche Kissinger Unternehmerinnen dank Witwenprivileg .....	422
<i>Nadja Bennewitz</i> : „Die zweideutige Krone eines gelehrten Frauenzimmers.“ Frauen zwischen Berufstätigkeit und Haushalt an der Schwelle vom 18. ins 19. Jahrhundert .....	429

## Frankenbund intern

Bezirksheimatpfleger Dr. Klaus Reder zum Professor ernannt .....	442
60. Bundesbeiratstagung am 13. Oktober 2007 in Weißenburg i.Bay. ....	443
<i>Ulrich Wirtz</i> : Kulturpreis 2007 des Frankenbundes für Walter Tausendpfund .....	444
50. Todestag unseres Gründers Dr. Peter Schneider .....	448

## Kunst und Kultur

<i>Heinz Otremba</i> : Bodo Zimmermann. Ein schlesischer Holzschneider in Franken .....	450
<i>Walter Roßdeutscher</i> : Max Dauthendey und seine vier „russischen Schwestern“ .....	451

## Mundart in Franken

<i>Engelbert Bach</i> : Auf a Weihnachtslied .....	454
<i>Walter Tausendpfund</i> : 10. Oberfränkischer Mundart-Theater-Tag .....	455
<i>Stefan Diller / Wilhelm Wolpert</i> : Fränkisch: Wu i ner mei Haa hi ho? – Hochdeutsch: Wo ich nur meine Hacke hin(getan) habe? .....	456

<b>Bücher mit fränkischen Themen</b> .....	458
--	-----

## Aktuelles

<i>Martina M. Schramm</i> : Mechanische „Mertel-Krippe“ in Leutenbach .....	460
<i>Kathrin Jung</i> : Trockene Füße für Gartenbesucher und Obstbäume – Bayerische Schlösserverwaltung saniert historische Entwässerungskanäle im Hofgarten Veitshöchheim .....	461
<i>Jochen Heinke</i> : Radwandern auf den Spuren der Kelten in der östlichen Rhön .....	461

---

Der FRANKENBUND wird finanziell gefördert durch

- das Bayerische Staatsministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst,
- den Bezirk Mittelfranken,
- den Bezirk Oberfranken,
- den Bezirk Unterfranken.

Allen Förderern einen herzlichen Dank!

Nadja Bennewitz M.A.	Hirtengasse 11, 90443 Nürnberg
Dr. Karin Dengler-Schreiber	Historikerin, Stadtheimatpflegerin Volkfeldstr. 35, 96049 Bamberg
Dr. Stephan Diller	Historiker, 1. Vorsitzender des Historischen Vereins Landkreis Haßberge e.V. Wässernachstraße 46, 97437 Haßfurt
Werner Eberth	Regierungsdirektor a.D., Kreiskulturreferent Maxstraße 36, 97688 Bad Kissingen
Dr. Ute Feuerbach	Historikerin, 2. Vorsitzende des Heimatvereins Volkacher Mainschleife e.V. Gründleinstraße 3, 97332 Volkach
Klaus Gasseleder	Schriftsteller Sperlingstraße 1, 91056 Erlangen
Evelyn Gillmeister-Geisenhof	Trachtenbeauftragte des Bezirks Mittelfranken, Vorsitzende der Frankenbund-Gruppe Weißenburg i.Bay. Heuberg 5, 91781 Weißenburg i.Bay.
Hartmut Heller	Volkskundler, Universitätsprofessor i.R. Saarstraße 5, 91052 Erlangen
Jochen Heinke	An der Lehmgrube 15, 97647 Stetten/Rhön
Kathrin Jung	Bayerische Schlösserverwaltung/Öffentlichkeitsarbeit Schloß Nymphenburg, Eingang 16, 80638 München
Heinz Otreмба	Verlagsdirektor i.R. Ahornstraße 48, 97440 Werneck
Dr. Stefan Petersen	DFG-Forschungsprojekt „Hohe Registratur des Lorenz Fries“ Institut für Geschichte der Universität Würzburg, Am Hubland, 97074 Würzburg
Walter Roßdeutscher	Max-Dauthendey-Gesellschaft Würzburg Otto-Hahn-Straße 136, 97218 Gerbrunn
Martina M. Schramm	Stellvertretende Vorsitzende der Gruppe Bamberg des Frankenbundes Kunigundendamm 24, 96050 Bamberg
Walter Tausendpfund	Mundartautor Banater Str. 8, 91257 Pegnitz
Dr. Ulrich Wirz	Stellvertretender Bezirksheimatpfleger von Oberfranken Bayreuth Am Brünlein 1, 95326 Kulmbach

Für den Inhalt der Beiträge, die Bereitstellung der Abbildungen und deren Nachweis tragen die Autoren die alleinige Verantwortung. Soweit nicht anders angegeben, stammen alle Abbildungen von den jeweiligen Verfassern.

## Liebe Leser des FRANKENLANDES!

Zunächst ein freudiger Hinweis in eigener Sache: Mittlerweile hat die Bundesleitung mit Zustimmung der Delegiertenversammlung der Bundesbeiratstagung eine neue **stellvertretende Schriftleiterin** berufen: Die Kunsthistorikerin **Dr. Verena Friedrich** aus Fürth ist als Referentin oder Reiseleiterin vielfältig für unsere Belange engagiert und als Kulturpreisträgerin für den Frankenbund beileibe keine Unbekannte. Sie hat sich dankenswerterweise bereiterklärt, diese Aufgabe zu übernehmen. Der Schriftleiter freut sich sehr, wieder einen Mitstreiter an seiner Seite zu wissen, und hofft auf eine gute, gedeihliche Zusammenarbeit.

Die letzte Ausgabe Ihrer Zeitschrift FRANKENLAND für das Jahr 2007 steht ganz unter dem Eindruck des **Jahresthemas** für die Arbeit der Bundesgruppen in den kommenden zwölf Monaten: „**Frauen in Franken**“ sollen sich wie ein roter Faden durch die Programmgestaltung der örtlichen Gruppen im Jahr 2008 ziehen. Somit ist auch das Dezemberheft ein „Themenheft“, das hoffentlich viele Anregungen bieten kann, sich der Fragestellung zuzuwenden, wie Frauen in Franken früher gelebt haben und heute leben, ihr Umfeld und ihre Zeit prägten und immer noch prägen. Wenn sich aus der Lektüre zahlreiche **Anregungen** für Vortragsveranstaltungen oder Studienfahrten ergäben und auf diese Weise mancher Autor zum Referent **vor Ort** würde, d.h., wenn quasi die Gruppen ihr Programm durch die Angebote des 47. Fränkischen Seminars anreicherten, dann hätte diese Tagung ihren Zweck rundum erfüllt.

Ein erster Bereich unter den Aufsätzen behandelt Frauen, die ihr Leben in besonderer Weise auf Gott ausgerichtet haben: Stefan Petersen beschäftigt sich in seinem Beitrag mit den Frauenklöstern im mittelalterlichen Bistum Würzburg, Karin Dengler-Schreiber schildert das nicht ganz einfache Leben der hl. Kunigunde an der Seite ihres kaiserlichen Gemahls Heinrich II. und Evelyn Gillmeister-Geisenhof betrachtet sodann Geschichte, Be-

deutung und Stellenwert der Diakonissen in Spiegel ihrer Kleidung.

In einem zweiten Abschnitt werden weibliche Lebenswelten in Umbruchzeiten thematisiert: Welche Rolle Frauen im katholischen Milieu einer fränkischen Kleinstadt an der Schwelle zur Moderne spielten, fragt Ute Feuerbach. Werner Eberth zeigt den Weg auf, durch das „Witwenprivileg“ selbst erfolgreiche und selbstbewußte Unternehmerin zu werden, und Nadja Bennewitz beschreibt die Probleme von Frauen zwischen Berufstätigkeit und Haushalt an der Schwelle vom 18. ins 19. Jahrhundert.

In der Rubrik „Frankenbund intern“ gratulieren wir unserem stellvertretenden Bezirksvorsitzenden für Unterfranken, Dr. Klaus Reder, zu seiner Ernennung zum Honorarprofessor, berichten über die 60. Bundesbeiratstagung am 13. Oktober 2007 in Weixburg i. Bay., wo auch die Termine für den Gesamtbund im Jahr 2008 festgelegt wurden. Besonders möchten wir schon an dieser Stelle auf den frühen **Termin des 48. Fränkischen Seminars** hinweisen. Es wird bereits am **31. Mai und 1. Juni 2008 auf Schloß Schney/ Ofr.** zum Thema „Volksmusik in Franken“ stattfinden. Rechtzeitige Anmeldung an die Bundesgeschäftsstelle wird dringend empfohlen! Anschließend würdigt Ulrich Wirz unseren Kulturpreisträger 2007 Walter Tausendpfund, und wir erinnern an den 50. Todestag unseres Gründers Dr. Peter Schneider am kommenden 19. Januar. Zur in Bamberg geplanten Gedenkfeier ergeht schon jetzt herzliche Einladung.

Unter der Überschrift „Kunst und Kultur“ lenkt Heinz Otremba unser Augenmerk auf den Graphiker Bodo Zimmermann, der in seinen Arbeiten viele fränkische Motive aufgriff. Walter Roßdeutscher freut sich über die Auffindung eines seltenen Lichtbildes der vier „russischen Schwestern“ Max Dauthendey's. Die „Mundart in Franken“ vertreten Engelbert Bach mit einem Weihnachtsgedicht und Walter Tausendpfund mit seinem Bericht vom 10. Oberfränkischer Mundarttheatertag sowie

Stefan Diller und Wilhelm Wolpert, die sich fragen: Wu i ner mei Haa hi ho?

Einige Bemerkungen zu Büchern mit fränkischen Themen und drei aktuelle Hinweise beschließen diese Ausgabe des FRANKENLANDES: Martina M. Schramm stellt uns die mechanische „Mertel-Krippe“ in Leutenbach vor; Kathrin Jung berichtet über die Sanierung der historischen Entwässerungskanäle

im Hofgarten Veitshöchheim und Jochen Heinke weist auf den Rhön-Radwanderweg auf den Spuren der Kelten hin.

Die Schriftleitung wünscht Ihnen allen viel Vergnügen und gute Anregungen bei der Lektüre Ihrer Zeitschrift FRANKENLAND.

Ihr  
Dr. Peter A. Süß

## Die Frauenklöster im mittelalterlichen Bistum Würzburg

von

Stefan Petersen

Im Mittelalter gehörte Franken zu den bedeutenden Sakrallandschaften des Deutschen Reiches. Wohl kaum eine Region nördlich der Alpen hatte so viele geistliche Gemeinschaften aufzuweisen wie Franken. Dies galt nicht nur für die „Masse“, sondern auch für die „Klasse“ der Klöster, Stifte und Konvente. Ob Benediktinerinnen, Zisterzienserinnen, Franziskanerinnen, Dominikanerinnen, Magdalenerinnen, Prämonstratenserinnen oder Beginen: Alle diese Orden und Kongregationen waren in Franken in großer Zahl vertreten. Eine Sonderrolle innerhalb Frankens kommt dabei dem Bistum Würzburg zu, das man geradezu als Ballungszentrum geistlicher Gemeinschaften im Mittelalter bezeichnen kann. Im folgenden soll daher die Vielfalt geistlicher Gemeinschaften von Frauen vornehmlich am Beispiel des Bistums Würzburg veranschaulicht werden.

### *Die Benediktinerinnenklöster vor 1000*

Bekanntlich war es der Angelsachse Bonifatius, der nach ersten Missionsversuchen der irischen Mönche Kilian, Kolonat und Totnan dem christlichen Glauben in Franken endgültig zum Erfolg verhalf. Schon während dieser Missionierungsphase entstanden sogleich die ersten Frauenklöster im heutigen Franken. Bereits während der Mission der Iren soll von Gertrud, der Tochter des Hausmeiers Pippin des Älteren († 640), mit dem Marienkloster Karlburg bei Karlstadt ein Frauenkloster gegründet worden sein; dies war gleichzeitig die erste geistliche Gemeinschaft in Franken überhaupt. Im Zuge der bonifatianischen Mission wurden dann von dem „Apostel der Deutschen“ und seinen

angelsächsischen Begleiterinnen Lioba und Thekla weitere Frauenklöster im Gebiet des späteren Bistums Würzburg gegründet, nämlich in Tauberbischofsheim (um 735), Kitzingen (vor 748), und Ochsenfurt (um 745). Im Verlauf des 8. und des beginnenden 9. Jahrhunderts kamen weitere Frauenklöster hinzu, nämlich das von Fastrada, der dritten Gemahlin Karls des Großen, gegründete Münsterschwarzach (um 780) – Münsterschwarzach wurde erst 877 in ein Mönchskloster umgewandelt – sowie die adligen Klostergründungen Milz bei Römhild (vor 784), Baumerlenbach bei Öhringen (vor 787), Wenkheim bei Münnerstadt (um 790), Thulba bei Hammelburg (vor 819), Karsbach bei Gemünden (Anf. 9. Jh.) und Zellingen am Main (vor 838). Diesen frühen Frauenklöstern war zweierlei gemeinsam. Zum einen traten bei den frühen Gründungen stets Frauen als Initiatorinnen der Gründung in Erscheinung; nicht die Bischöfe von Würzburg, sondern adlige Frauen stifteten also bis ins 9. Jahrhundert Frauenklöster. Zum anderen teilten diese frühen Frauenklöster alle das gleiche Schicksal: Mit Ausnahme des Klosters Kitzingen, das erst 1544 aufgehoben wurde, gingen alle der genannten Klöster bereits spätestens im 9. Jahrhundert wieder ein.

### *Die Benediktinerinnenklöster nach 1000*

Mit den oben erwähnten Frauenklöstern wurden bereits einige Beispiele von weiblichen Gemeinschaften genannt, die dem ältesten monastischen Orden, dem Benediktinerorden, verpflichtet waren. Seit der Vereinheitlichung der im Frankenreich befolgten monastischen Regeln durch Abt Benedikt von

Aniane († 821) war die *regula Benedicti*, die Regel Benedikts von Nursia, die maßgebliche monastische Lebensordnung, die bis ins 12. Jahrhundert in allen Klöstern befolgt wurde. Die nächste „Gründungswelle“ von Benediktinerinnenklöstern im Bistum Würzburg erfolgte zu Beginn des 11. Jahrhundert. Auf Bitten von Bischof Heinrich von Würzburg und seiner Frau Königin Kunigunde stiftete König Heinrich II. zu Weihnachten 1003 das Kloster Lauffen am Neckar. Nach fast 200 Jahren wurde damit erstmals wieder ein Benediktinerinnenkloster im Bistum Würzburg gegründet. Hintergrund für diesen Schritt dürfte wohl die Schweinfurter Fehde von 1003 gewesen sein. Noch 1002 hatte der Markgraf Hezilo von Schweinfurt zu den wichtigen Anhängern Heinrichs II. bei dessen Königswahl gehört – und Hezilo hatte sich daher berechnete Hoffnungen auf die bayerische Herzogswürde gemacht. Vom frisch gekürten König wurde der Schweinfurter jedoch enttäuscht und erhob sich im August 1003 gegen Heinrich II. Bedenkt man diese Ereignisse, ist die königliche Klosterstiftung in Lauffen wohl gleichsam als Sühnehandlung für die Unterwerfung des ehemaligen Verbündeten zu deuten. Unmittelbar mit der Schweinfurter Fehde in Zusammenhang steht auch eine zweite Klostergründung: Eilica, die Mutter des aufständischen Markgrafen Hezilo von Schweinfurt, stiftete wohl unmittelbar nach Ende der Fehde bei der Schweinfurter Burg ein weiteres Benediktinerinnenkloster. Bis ins 12. Jahrhundert hinein diente dieses Kloster auf dem Bergsporn Peterstirn über Schweinfurt als Grablage der Schweinfurter Markgrafen. Aus der politischen Situation der Schweinfurter Fehde heraus waren somit zwei neue Benediktinerinnenklöster entstanden, so daß es nun, seit Beginn des 11. Jahrhunderts, immerhin wieder drei Benediktinerinnenklöster im Bistum Würzburg gab: Das in der Karolingerzeit gegründete und noch bestehende Kitzingen sowie die beiden Klöster Lauffen und Schweinfurt. Erst im 12. Jahrhundert sollten mit den fuldischen Klöstern Thulba bei Hammelburg (1127) und Zella in der Rhön (1127/34), dem zwischen 1144 und 1166 als Frauenkonvent von St. Stephan entstandene

nen Kloster St. Afra in Würzburg sowie den Klöstern Veilsdorf bei Coburg (1189) und Rohr bei Meiningen (Ende 12. Jh.) fünf weitere Benediktinerinnenklöster entstehen. Gleichsam als Nachzügler wurden später nur noch die beiden aus Beginengemeinschaften hervorgegangenen Klöster in Heidingsfeld (1237) und St. Ulrich in Würzburg (1476) gegründet.

### *Kanonissenstifte im Bistum Würzburg*

Die zweite Möglichkeit, in geistlichen Gemeinschaften zusammenzuleben, bildete bis ins 12. Jahrhundert die offenere, weltgeistliche Lebensform der Kanonissen, die in Stiften lebten. Auf der Aachener Synode des Jahres 816 hatte Ludwig der Fromme alle nichtklösterlichen religiösen Gemeinschaften im Frankenreich auf eine einheitliche Lebensordnung verpflichtet, die Aachener Kanonikerregel. Deren Kleider- und Speiseordnung war weit weniger streng als bei den Benediktinerinnen. Auch erhielten die Kanonissen einen bestimmten Anteil aus dem Stiftsvermögen, das *stipendium*, zeitlebens zur eigenen Verfügung. Dies war ein Grund dafür, daß seit dem 9. Jahrhundert in vielen Teilen des Deutschen Reiches bevorzugt Kanonissenstifte gegründet wurden, die gleichsam als Versorgungsanstalten nachgeborener adliger Töchter dienten. Die Stifte boten nämlich dadurch, daß den Kanonissen die lebenslängliche Nutzung des Stipendiums garantiert wurde, den Vorteil, daß die nachgeborenen Töchter versorgt waren und ihnen die Möglichkeit eines standesgemäßen Lebens geboten wurde. Im Bistum Würzburg gab es während des gesamten Mittelalters jedoch kein einziges Kanonissenstift. Anders als in dem für das enge Netz an Kanonissenstiften berühmten Sachsen, wo zum Beispiel 852 mit Gandersheim oder 936 mit Quedlinburg große und bedeutende Kanonissenstifte gegründet wurden, gab es im Bistum Würzburg einzig Benediktinerinnenklöster als geistliche Institution für Frauen. Dies galt nicht nur für das Bistum Würzburg, sondern gleichermaßen auch für die Diözesen Bamberg und Eichstätt. Franken war somit, so könnte man meinen, ein kanonikales Niemandsland.

## Die Prämonstratenserstifte

Dies sollte sich im 12. Jahrhundert gewaltig ändern, denn in Form der Prämonstratenserstifte hielt nun die strengste Form des kanonikalen Lebens im Bistum Würzburg Einzug. 1126 hatte sich Norbert von Xanten, der Stifter des Prämonstratenserordens und spätere Erzbischof von Magdeburg, in Würzburg aufgehalten. Norbert von Xanten hatte mit seiner Anwesenheit die Initialzündung dafür gegeben, daß das Bistum Würzburg zu einer Hochburg der am monastischen Vorbild orientierten Prämonstratenser wurde. Insgesamt 14 Prämonstratenserstifte hatte das Bistum im Mittelalter aufzuweisen – so viele, wie keine andere Diözese des Deutschen Reiches. Bereits 1128/30 wurde vor den Toren Würzburgs das Doppelstift Ober- und Unterzell gegründet; 1131/32 folgte das Doppelstift Veßra/Trostadt im Hennebergischen und etwa 1138 das Doppelstift Tüchelhausen bei Ochsenfurt. Kanoniker und Kanonissen lebten hier anfänglich noch zusammen in einem Stift; die räumliche Trennung von Männern und Frauen wurde erst Ende des 12. bzw. Anfang des 13. Jahrhunderts vollzogen. Im Gefolge der Stifte Oberzell, Veßra und Tüchelhausen wurden dann im 12. und 13. Jahrhundert elf weitere Prämonstratenserstifte gegründet: Bei allen diesen Stiften handelt es sich bezeichnender Weise um Frauengemeinschaften.

Diese Prämonstratenserinnenstifte unterstanden jeweils der Oberaufsicht eines der drei Männerstifte. So waren Unterzell, Hausen bei Bad Kissingen (vor 1161), Schäfersheim (vor 1167), Sulz bei Feuchtwangen (2. Hälfte 12. Jh.), Gerlachsheim (um 1197) und Bruderhartmann bei Rothenburg (1202/1290) dem Abt von Oberzell unterstellt. Über die Frauenstifte Troststadt (1175) und Frauenwald (1177/1218) sowie das unweit der nördlichen Bistumsgrenze gelegene Frauenbreitungen (1150) übte der Abt von Veßra die Aufsichtsrechte aus. Dem Abt von Tüchelhausen unterstanden die beiden Frauenstifte Lochgarten (1144) und Michelfeld (Mitte 13. Jh.). Bis ins 12. Jahrhundert hatte es im Bistum Würzburg, wie bereits erwähnt, kein einziges Kanonissenstift gegeben. Nun holte

man dies durch die Gründung zahlreicher Prämonstratenser-Frauenstifte nach. Bezüglich der Prämonstratenserstifte wird zudem auch die Sonderstellung Würzburgs innerhalb Frankens deutlich: In Bamberg und in Eichstätt wurde nämlich kein einziges Prämonstratenserstift gegründet.

## Die Zisterzienserklöster

Ein ähnlicher Vorgang wie bei den Prämonstratenserstiften läßt sich im 12. Jahrhundert auch im monastischen Bereich feststellen. Die Kirchenreform mit ihrer Rückbesinnung auf die Wurzeln monchischen Daseins hatte mit den Zisterziensern einen neuen Reformorden hervorgebracht, der sich im 12. Jahrhundert geradezu explosionsartig ausbreitete. 1098 hatte sich Robert von Molesme mit einigen Anhängern in die Berginsamkeit von Cîteaux zurückgezogen, um dort als *pauperes Christi* in strenger Armut von der eigenen Hände Arbeit zu leben und durch diese Erneuerung der *vita religiosa* zur Reinheit der Benedikt-Regel zurückzufinden. Roden und Bauen, Feldarbeit und die Herstellung der alltäglich benötigten Gebrauchsgüter gehörten nach früher zisterziensischer Vorstellung für alle Mönche und Nonnen zu den selbstverständlichen Aufgaben.

Die Popularität der Zisterzienser resultierte vor allem aus der politischen Tätigkeit von Bernhard von Clairvaux als Kreuzzugsprediger und päpstlicher Legat, aus Bernhards Schriften und aus seinem charismatischen Wesen. Diese Popularität des Zisterzienserordens und seines Protagonisten Bernhard von Clairvaux zeigte sich auch in den Gründungen von Zisterzienserklöstern im Bistum Würzburg. Bereits 1127 wurde mit dem Kloster Ebrach das erste Zisterzienserkloster östlich des Rheins im Bistum Würzburg gegründet. Ebrach sollte die bedeutendste Zisterze ganz Oberdeutschlands werden; sowohl Königin Gertrud († 1146), die Gattin Konrads III., als auch deren Sohn, der 1167 gestorbene Staufer Herzog Friedrich IV. von Rothenburg, fanden hier ihre letzte Ruhestätte. In den 50er Jahren des 12. Jahrhunderts folgten dann drei weitere Zisterzienserklöster, nämlich 1151 Bronnbach bei

Wertheim sowie Bildhausen bei Münnerstadt und Schöntal an der Jagst im Jahre 1158.

Neben diesen vier Zisterzienser-Männerklöstern wurden im Bistum Würzburg in der Folgezeit ausschließlich Frauenklöster des neuen Ordens gegründet; deutlich tritt hier eine Parallele zur Ausbreitung der Prämonstratenser im Bistum zu Tage. Schwierig ist bei diesen Frauenklöstern häufig jedoch eine eindeutige Zuordnung zum Zisterzienserorden, da viele von ihnen dem Orden nie offiziell inkorporiert wurden. Bereits vor 1144 entstand mit Wechterswinkel bei Mellrichstadt die älteste Frauenzisterze östlich des Rheins. Noch im 12. Jahrhundert folgten mit Billigheim bei Mosbach (1166) und Schönau bei Gemünden (1189/90) zwei weitere zisterziensische Frauenklöster. Im 13. Jahrhundert wurden dann mit Frauenroth (1231), Himmelsporten in Würzburg (1231), Frauental (1232), Maidbronn (1232), Heiligenthal (1234), Seligental (1236), Mariaburghausen (1237), Gnadental (1237), Lichtenstern (um 1242), St. Johanniszell (1248), Sonnefeld (1260), Birkenfeld (um 1275) und Kürnach (vor 1279) dreizehn weitere Zisterzienserinnenklöster gegründet.

Ähnlich wie bei den Prämonstratenserstiften zeigt sich auch bei den Zisterzienserinnenklöstern die besondere Stellung, die Würzburg bezüglich der geistlichen Gemeinschaften in Franken einnahm. Im Vergleich zu den sechzehn Zisterzienserinnenklöstern im Bistum Würzburg gab es im Bistum Bamberg mit St. Theodor im Bamberg (1157), Schlüsselau (um 1280), Himmelkron (1279/80) und Himmelthron (1343/48) immerhin noch vier Klöster dieses Reformordens. Im Bistum Eichstätt hingegen wurde mit Seligenporten (um 1242) lediglich ein einziges Zisterzienserinnenkloster gegründet.

### *Gründe für die Ausbreitung des Prämonstratenser- und Zisterzienserordens*

Die Tatsache, daß gerade im 12. und 13. Jahrhundert mit den Prämonstratenserinnenstiften und Zisterzienserinnenklöstern derartig viele geistliche Gemeinschaften für Frauen

gegründet wurden, dürfte wohl mit den veränderten politischen Verhältnissen in Franken seit dem 12. Jahrhundert zusammenhängen. Deutlich wird dies, wenn man die Stifter der Kommunitäten in den Blick nimmt. Dabei zeigt sich nämlich, von welcher unterschiedlichen Seite jeweils die Initiative zur Gründung kam.

Staufische Gründungen waren neben Ebrach (1127) und Wechterswinkel (1134/44) auch Billigheim (1166) und das Prämonstratenserinnenstift Schäfersheim (vor 1167). Im Norden des Bistums Würzburg taten sich besonders die Henneberger als Förderer geistlicher Gemeinschaften für Frauen hervor: Sie gründeten die Prämonstratenserstifte Veßra (1131/32), Hausen bei Bad Kissingen (vor 1161) und Frauenwald (nach 1218). Im Osten des Bistums gründeten Heinrich von Sonneberg und dessen Frau Kunigunde 1260 das Zisterzienserinnenkloster Sonnefeld bei Coburg. Auf Initiative der Zollern als Burggrafen von Nürnberg und spätere Markgrafen von Brandenburg geht das Zisterzienserinnenkloster Birkenfeld bei Neustadt an der Aisch (um 1275) zurück. Im Nordwesten waren die Rienecker an der Gründung von Schönau (1189) beteiligt, übten die Vogtei über dieses Zisterzienserinnenkloster aus und stellten eine ganze Reihe von Äbtissinnen. Rieneckischer Initiative ist ferner die Gründung Himmelthals südlich Aschaffenburg (1232), wenig jenseits der mittelalterlichen Bistumsgrenze gelegen, zu verdanken. Außerdem standen sie dem Prämonstratenserstift Gerlachsheim sehr nahe. Im Südwesten des Bistums Würzburg gründeten die Hohenlohe Frauental bei Creglingen (1232) und die Edelherrn von Dürn das Kloster Seligental bei Osterburken (1236). Konrad von Krautheim und dessen Frau Kunigunde von Eberstein gründeten 1237 Gnadental nahe Schwäbisch Hall und kurz darauf (vor 1243) Hohebach südwestlich Bad Mergentheim. Gegenüber dieser adligen Gründungseifer fällt die Initiative der Bischöfe von Würzburg hingegen relativ mager aus. Lediglich Bischof Hermann von Lobdeburg gründete 1231 Himmelsporten und ein Jahr später Maidbronn vor den Toren der Bischofsstadt. Außerdem war er beteiligt an der Gründung

der Klöster Heilenthal (1234), Mariaburg-hausen (1237) und Lichtenstern bei Heilbronn (um 1242).

Überblickt man die im 12. und vor allem im 13. Jahrhundert erfolgten Gründungen, fällt also auf, daß neben den Staufern und den Würzburger Bischöfen vor allem die regionalen Adelsfamilien geistliche Gemeinschaften für Frauen gründeten, die genau in dieser Zeit nach Sicherung ihrer lokalen Herrschaften strebten. Mit der Gründung der Klöster und Stifte schufen diese Adligen gleichsam geistliche Zentren für ihren Herrschaftsbereich. Die herrschaftliche Zersplitterung des Bistums Würzburg hatte damit gravierende Auswirkungen auch auf die Gründung geistlicher Gemeinschaften.

## *Die weiblichen*

### *Bettelordensniederlassungen*

Unabhängig von diesen herrschaftspolitischen Zusammenhängen breiteten sich im 13. Jahrhundert zudem die Bettelorden in Franken aus. Vor dem Hintergrund, daß auch die im 12. Jahrhundert entstandenen Orden der Zisterzienser und Prämonstratenser den Verstrickungen der Welt erlagen, Macht und Reichtum erlangten, breitete sich seit dem Ende des 12. Jahrhunderts das Ideal der Rückbesinnung auf das wirklich apostolische Leben immer mehr aus. Das Ergebnis war die Entstehung des Franziskaner- und des Dominikanerordens: Völlige Armut des einzelnen und der Gemeinschaft, Bußfertigkeit und Hinwendung zu den gesellschaftlich Benachteiligten wurden zu Maximen dieser neuen religiösen Gemeinschaften.

Für Süddeutschland scheint das Bistum Würzburg geradezu ein Sammelbecken der neuen Bewegungen gebildet zu haben, was wohl auch daran lag, daß Bischof Hermann von Lobdeburg gegenüber der neuen Bewegung aufgeschlossen war und 1231 sogar zum Protektor des Franziskanerordens in Deutschland ernannt wurde. Bereits 1221, also schon fünf Jahre vor dem Tod des Ordensgründers, lassen sich Franziskaner in Würzburg nachweisen. Das erste Klarissenkloster entstand noch zu Lebzeiten der heili-

gen Klara im Jahre 1250 mit St. Agnes in Würzburg. Damit beherbergte die fränkische Bischofsstadt eine der acht ältesten Klarissenniederlassungen in ganz Deutschland. Weitere Niederlassungen folgten in Heilbronn (1289/1302) und in Hof (1348). Ebenso zahlreich waren die Niederlassungen der Dominikanerinnen – des Ordens, der im Zuge der Katharer- und Waldenserbekämpfung vom heiligen Dominikus gegründet worden war. Noch vor 1244 entstand mit St. Marx das erste Dominikanerinnenkloster in Würzburg. Kurze Zeit später sind Dominikanerinnen in Rothenburg (1249/56) und Frauenaurach vor Nürnberg (um 1270) nachweisbar. Die Mitglieder dieser sechs weiblichen Bettelordensniederlassungen des Bistums Würzburg hatten der Welt vollständig entsagt, die Gelübde der Armut, der Keuschheit und des Gehorsams abgelegt und sich einem kontemplativen Leben verschrieben. Daneben entstanden seit dem 14. Jahrhundert Terziarinnengemeinschaften der Franziskanerinnen, also Laienvereinigungen von Frauen, die sich den franziskanischen Idealen verpflichtet fühlten, aber nicht die Gelübde ablegen konnten oder wollten, in Heilbronn (um 1341), Schwäbisch Hall (vor 1348), Rothenburg (vor 1400), Würzburg (Wilberghaus; um 1439) und Buchen (vor 1450).

### *Die Beginengemeinschaften*

Im Gegensatz zu diesen Gemeinschaften des Dritten Ordens der Franziskaner entstanden bereits seit dem späten 13. Jahrhundert zudem Zusammenschlüsse alleinstehender Frauen und Witwen, die nicht einem Orden angehörten: die Beginengemeinschaften. Das Beginenwesen im Bistum Würzburg und in ganz Franken ist jedoch bisher unzureichend erforscht, so daß nur eine Auswahl der Beginengemeinschaften gegeben werden kann. Allein in der Stadt Würzburg gab es zum Beispiel mindestens sechs solcher Beginenhäuser. Ferner sind Beginengemeinschaften in Münnerstadt, Arnstein, Volkach, Kitzingen, Sulzfeld am Main und Randersacker bei Würzburg sowie in Michelfeld bei Schwäbisch Hall, Neunkirchen bei Bad Mergentheim, Schmerbach bei Creglingen, Heilbronn und Buchen am Odenwald belegt.

Hier schlossen sich Frauen zu religiösen Gemeinschaften zusammen, um in der Nachfolge Christi gute Werke zu tun.

## Schluß

Überblickt man die Frauenklöster und -stifte im Bistum Würzburg, zeigt sich, welche Pluralität an geistlichen Gemeinschaften am Ende des Mittelalters vorherrschte und wie umfassend das Gebiet des Bistums von einem Netz von Klöstern und Stiften überzogen war. Die Vielfalt der Herrschaften im Bistum Würzburg fand somit im kirchlichen Bereich ihren Ausdruck in einer Vielfalt an geistlichen Gemeinschaften. Fragt man nach den Funktionen dieser Klöster und Stifte, so waren sie einerseits als Orte der Grablege und der Memoria für die Gründerfamilie Instrumente der Herrschaft; zudem dienten sie als Versorgungsanstalten für nachgeborene Töchter. Andererseits wirkte sich das Netz der geistlichen Frauengemeinschaften aber auch als Prägekraft auf die Menschen

aus, die entweder zur Herrschaft (*familia*) einer solchen geistlichen Institution gehörten oder in einer der vielen Pfarreien lebten, die diesen Gemeinschaften entweder inkorporiert waren oder über die die geistlichen Gemeinschaften das Patronatsrecht ausübten. Wie stark diese Prägekraft war, zeigt sich an den Beginengemeinschaften, in denen Frauen jeden Standes dem Ideal der *vita apostolica* nachzueifern suchten und der mittelalterlichen Gesellschaft durch ihre Armen- und Krankenfürsorge einen unschätzbaren Dienst erwiesen.

*Für weiterführende Literatur sei auf den in Bälde erscheinenden Aufsatz des Verfassers verwiesen: Stefan Petersen: Die geistlichen Gemeinschaften im mittelalterlichen Bistum Würzburg – Ein Überblick, in: Helmut Flachenecker/Hans Heiss(Hrsg.): Franken – Tirol. Regionen im europäischen Einigungsprozeß zwischen historischem Erbe, Selbstbewußtsein und Suche nach Identität.*

## Kaiserin Kunigunde und Kaiser Heinrich II.

von

*Karin Dengler-Schreiber*

Kaiserin Kunigunde war eine der bedeutendsten Frauen des Mittelalters und mit Franken, vor allem Bamberg, eng verbunden. Deshalb ist es angemessen, ihr beim Fränkischen Seminar 2007 zum Thema „Frauen in Franken“ einen Vortrag zu widmen. Als ich 2006 der Bundesleitung des Frankenbundes dieses Motto als Jahresthema vorschlug, dachte ich damals gerade auch an Kunigunde als Beispiel einer starken und selbstbewußten Frau, die ihrem Mann eine liebevolle und adäquate Partnerin war und die ein schweres Schicksal auf vorbildliche Weise meisterte. Seitdem habe ich mich sehr intensiv mit ihr beschäftigt, da ich gerade dabei bin, für den Heinrichs-Verlag Bamberg ein Buch über Kunigunde und Heinrich zu schreiben, das im Frühjahr 2008 erscheinen

soll. Es beschreibt die historischen Persönlichkeiten des Paares und stellt die Frage der Beziehung der beiden in den Mittelpunkt. Denn das war eine ganz besondere Beziehung. Kunigunde und Heinrich waren meiner Meinung nach eines der großen Liebespaare der Geschichte, deren Zuneigung und Partnerschaft durch eine lange Ehe mit Höhen und Tiefen bewahrt blieb und die für immer als Paar in Erinnerung bleiben werden.

Was wissen wir über die „historische“ Kunigunde? Fassen wir in einer kurzen Übersicht die wichtigsten Daten zusammen: Sie wurde wohl 975 als Tochter des Grafen Sigfrid von Luxemburg geboren und wuchs höchstwahrscheinlich in Trier auf, in einer Umgebung, die von den Idealen der lothrin-

gischen Klosterreform geprägt war und in der auf Bildung, Kunst und Kultur großer Wert gelegt wurde. 997 (oder 1000?) heiratete sie Herzog Heinrich IV. von Bayern, der ihr als „dos“, als Morgengabe, Bamberg schenkte. Am 10. August 1002 wurde sie in Paderborn zur deutschen Königin gekrönt. 1007 war Kunigunde an der Gründung des Bistums Bamberg beteiligt, für das sie 1008 als Ersatz Kassel mit Kaufungen bekam. In der „Moselfehde“, den kriegerischen Auseinandersetzungen Heinrichs II. mit ihren Brüdern von 1007 bis 1018, stand sie auf Seiten ihres Mannes. 1014 erlebte sie gemeinsam mit ihm in Rom die Kaiserkrönung. Als sie 1017 im Königshof Kaufungen schwer erkrankte, gelobte sie die Gründung eines Klosters dort, das sie in den folgenden Jahren aufbaute. Nach dem Tod Kaiser Heinrichs II. am 13. Juli 1024 übernahm Kunigunde die Regentschaft des Reiches bis zur Wahl Konrads II. zum König am 4. September 1024. Sie übergab ihm die Reichsinsignien und zog sich ins Kloster Kaufungen zurück, wo sie am 3. März 1033 starb, nach Bamberg überführt wurde und dort an der Seite ihres Gemahls im Bamberger Dom ruht.

Das ist der dürre äußere Rahmen von Fakten, mit dem sich Kunigundes Leben umreißen läßt. Doch wenn wir etwas mehr über die Persönlichkeit Kunigundes wissen wollen, müssen wir ein bißchen tiefer graben. Dafür beginnen wir am besten mit ihrer Familie. Sie war die Tochter des Grafen Sigfrid, der 963 das Kastell Luxemburg erworben hatte, nach dem sich die Familie später nannte. Die Familie kann sich entfernt auf die Karolinger zurückführen und gehörte im 10. Jahrhundert zu den führenden Adelsfamilien Lothringens. Graf Sigfrids Brüder waren z.B. die Herzöge von Ober- und Niederlothringen. Aber er selbst besaß als nachgeborener Sohn nur ein relativ kleines Territorium rund um Trier. Er war ein treuer Anhänger der Ottonen, und das galt auch für seine zahlreichen Söhne, die Brüder Kunigundes. Sie zogen mit Kaiser Otto II. bzw. Otto III. nach Italien und unterstützten sie in zahlreichen Kriegen und Fehden. Vor allem der älteste Bruder, Heinrich oder Hezilo, wie sein Rufname lautete, war sehr häufig in der

Nähe von Kaiser Otto III. Dort begegnete er einem anderen Heinrich, der sich ebenfalls beinahe ständig in der Umgebung des Herrschers aufhielt: Herzog Heinrich IV. von Bayern, einem nahen Verwandten des Kaisers aus dem Haus der Ottonen.

Der zukünftige Mann Kunigundes soll hier ebenfalls kurz vorgestellt werden: Heinrich, geboren am 6. Mai 973, war der Sohn des bayerischen Herzogs Heinrichs des Zänkers. Dieser zettelte 974 einen Aufstand gegen seinen Cousin Kaiser Otto II. an. 976 eroberte Otto II. die Hauptstadt des Herzogs, Regensburg, nahm diesen schließlich gefangen und inhaftierte ihn in Utrecht, auf unbegrenzte Zeit. Diese harte Strafe zielte darauf, den unliebsamen Verwandten des Kaisers für immer auszuschalten. Das Herzogtum Bayern wurde zerschlagen und an verschiedene Fürsten vergeben. Wohin flüchteten nach der Eroberung Regensburgs die junge Frau Heinrichs des Zänkers, Gisela, und seine Söhne Heinrich, der damals drei Jahre alt war, und sein zweijähriger Bruder Brun? Ich bin der Meinung, daß sie sich damals in Bamberg aufhielten. Denn Thietmar von Merseburg berichtet, Heinrich habe Bamberg schon als kleines Kind, „*a puero*“, geliebt. Die Zeit zwischen seinem 3. und seinem 7. Lebensjahr ist eigentlich der einzige Zeitraum, in dem Heinrich Bamberg kennen und lieben gelernt haben kann. Denn mit sieben Jahren kam er in die Hildesheimer Domschule, zusammen mit seinem Bruder Brun. Diese war damals eine der besten Schulen des Reiches, in der die Herzogssöhne eine gründliche Ausbildung erhielten. Erst als sein Vater Heinrich d. Zänker nach dem Tod Kaiser Ottos II. 983 und seinem vergeblichen Versuch, sich selbst zum König zu machen, die Herrschaft Ottos III. anerkannt hatte, erhielt er von den Kaiserinnen Theophanu und Adelheid sein Herzogtum Bayern zurück. Daraufhin zog Heinrich d. Zänker mit seiner Familie wieder nach Regensburg. Dort erhielten seine Söhne einen neuen Erzieher: Wolfgang, den Bischof von Regensburg, der Domdekan und Scholaster in Trier gewesen war und von dort die Grundsätze der Gorzer Klosterreform mitgebracht hatte, jener Reform, die vor allem von Kunigundes Familie gefördert

wurde. 995 starb Heinrich d. Zänker und sein ältester Sohn Heinrich wurde sein Nachfolger als Herzog von Bayern. Er war jetzt der mächtigste Mann im Reich nach dem Kaiser. Seine Mutter war die Tochter eines Königs (von Burgund), seine Großtante Theophanu war sogar eine byzantinische Prinzessin. Heinrich hätte unter den Königstöchtern Europas wählen können, zumindest aber unter den Herzogstöchtern. Aber er wählte Kunigunde, die Tochter eines nicht besonders bedeutenden Grafen. Warum?

Dynastenehen wurden im Mittelalter im allgemeinen aus materiellen Gründen geschlossen: um der eigenen Familie mehr Ansehen, Macht und Besitz zu erwerben, um Bundesgenossen zu gewinnen, um den Frieden zu sichern usw. Umso mehr fällt Heinrichs „unpolitische“ Entscheidung auf. Keine gutmeinende Tante oder Großmutter hatten die Ehe gestiftet, Kunigunde bekam offenbar keine nennenswerte Mitgift, und der bayerische Herzog hatte in Lothringen keinerlei politische Ambitionen. Natürlich war das Ganze keine Mesalliance; Kunigunde stammte ja aus einer Hochadelsfamilie. Dennoch gibt es für die Heirat gerade dieser beiden eigentlich nur eine Erklärung: nämlich, daß sie sich ineinander verliebt hatten.

Auch wenn wir heute Schwierigkeiten haben, die Qualität der Gefühle der Menschen um 1000 genau zu definieren: Liebe gab es und die Leute haben auch deshalb geheiratet. Thietmar von Merseburg erzählt mehrere solcher Geschichten. Und bei Heinrich und Kunigunde gibt es auch später, lange nach ihrer Hochzeit, sehr viele Hinweise auf ihre Liebe. Er schenkte ihr als Morgengabe das Liebste, was er hatte: Bamberg. Er nannte sie in seinen Urkunden ungewöhnlich oft: „*dilectissima regina, amantissima coniux, carissima contectalis nostra*“ (Geliebteste Königin, allerliebste Gemahlin). 1006 verschenkte er etwas „*auf das süße Begehren meiner Königin*“ (*reginae dulci appetitu*) hin. Eine noch deutlichere Sprache spricht die Bezeichnung *contubernialis coniunx*, was eheliche Zeltkameradin, aber auch Bettgenossin bedeuten kann. Dann ist da der große Block von Urkunden, den Heinrich selbst diktiert hat – kein Kanzleibeamter hätte sich

je erlauben dürfen, derart intime Äußerungen anzuwenden –, in denen er von sich und Kunigunde spricht als „*die wir zwei in einem Fleische sind*.“ Dieses Bibelzitat belegt eindeutig, daß Heinrich und Kunigunde keine „Josefsehe“ geführt haben, sondern daß ihnen eine lange, von Liebe, auch körperlicher Liebe, erfüllte Verbindung geschenkt war. Diese Liebe überstand sogar die große Tragik ihres Lebens, daß sie nämlich keine Kinder bekommen konnten. Für Kunigunde, die aus einer so großen, lebendigen Sippe mit engen Familienbanden kam, muß es schrecklich gewesen sein, für Heinrich, mit dem sein Geschlecht ausstarb, war es eine Katastrophe. Doch er hat offenbar nie daran gedacht – worüber sich mehrere Chronisten wunderten –, seine Frau „zu entlassen“, was ihm nach dem Kirchenrecht möglich gewesen wäre. Im Gegenteil: nach zwanzigjähriger Ehe, als längst keine Hoffnung auf Nachkommen mehr bestehen konnte, bekennt er öffentlich, mit Kunigunde „*ein Leib und eine Seele*“ zu sein. Gibt es eine schönere Formulierung für eine gute Ehe?

Wie kam nun ausgerechnet für diese zwei die Legende von der Josefsehe zustande, in der beide jungfräulich blieben? Wir sind hier auf Vermutungen angewiesen; aber es ist anzunehmen, daß es damit zusammenhängt, daß Kinderlosigkeit als Strafe Gottes angesehen wurde. Das konnten die Geistlichen, die nach Heinrichs Tod von ihm erzählten und schrieben, v.a. die Bamberger, für ihren großen Gönner und Helden natürlich nicht gelten lassen. Für welches Vergehen hätte Gott Heinrich so schwer strafen sollen? Man konnte der Kinderlosigkeit nur dann eine Wendung ins Positive geben, wenn man sie als bewußten Akt der Askese darstellte. Damit konnte auch ein weiterer Makel Heinrichs aus der Welt geschafft werden. Zeitgenossen bezeichneten ihn als *claudus*, lahm. Jedenfalls hatte er eine angeborene Krankheit, wie Thietmar berichtet (*innata infirmitas*,) welche auch immer das war. Außerdem litt er später immer wieder an schmerzhaften Koliken, die sich manchmal über Monate hinzogen. Jedenfalls scheint vielen klar gewesen zu sein, daß man die Schuld an der Kinderlosigkeit nicht bei Kunigunde suchen konnte.

Also mußte sie nachträglich einen frommen und bewunderswerten Anstrich bekommen.

Heinrich und Kunigunde waren darüber hinaus aber auch ein gut funktionierendes, sich ergänzendes Team in der Arbeit, in einem sehr harten Beruf: als König und Königin. Denn 1002 kam die große Wende im Leben des Herzogspaares Kunigunde und Heinrich. Am 23. Januar 1002 starb völlig überraschend in Italien Kaiser Otto III. mit 21 Jahren. Da er nicht verheiratet war und keine Kinder hatte, ergab sich die Situation, daß die deutschen Fürsten einen neuen König wählen mußten. Es gab eine Reihe möglicher Kandidaten, von denen die wichtigsten Herzog Hermann von Schwaben, Markgraf Ekkehard von Meißen und der Herzog von Bayern waren. In dem nun ausbrechenden „Wahlkampf“ konnte Heinrich durch Schnelligkeit, Entschlossenheit und eine gewisse Skrupellosigkeit die entscheidenden Punkte gewinnen und sich schließlich durchsetzen. Er wurde am 7. Juni 1002 von den bayerischen, fränkischen und oberlothringischen Großen in Mainz zum König gewählt und von Erzbischof Willigis von Mainz gesalbt und gekrönt. Danach zog er nach Schwaben, um seinen Gegner Hermann zu bekämpfen. Kunigunde war in dieser Phase nicht bei ihm, weil das wohl einfach zu gefährlich war. Doch sie begleitete ihn auf seinem großen Umritt durch das ganze Reich, bei dem er sich auch die Anerkennung der anderen Volksgruppen, v.a. der Sachsen holte. Am 10. August 1002, dem Laurentiustag (Tag der Lechfeldschlacht 955), wurde Kunigunde dann als erste deutsche Königin in einer eigenen Zeremonie in Paderborn gekrönt.

Der Alltag des Königspaares war mühsam, denn der Hof war ununterbrochen unterwegs und hielt sich selten mehr als ein paar Tage an einem Ort auf. Die Herrschaft und das Reich waren um 1000 noch so wenig strukturiert und institutionalisiert, daß der König in eigener Person vor Ort die Autorität darstellen und ausüben mußte: zu Gericht sitzen, Huldigungen entgegennehmen, Entscheidungen fällen usw. Weiterziehen mußte der König mit seinem Gefolge aber auch

deshalb, weil kein Ort in der Lage war, diese Gruppe von 200 bis 1000 Personen über längere Zeit zu verköstigen. Vom Hof Ottos I. berichtet eine Quelle: „*Es heißt, daß dieser Kaiser an einem einzelnen Tag folgendes an Nahrung verbrauchte: 1000 Schweine und Schafe, zehn Fuder Wein und ebensoviel Bier, 1000 Malter Getreide und acht Ochsen. Und dazu noch Hühner und Spanferkel, Fische, Eier, Gemüse und anderes mehr.*“ Auch wenn man den Zahlen nur bedingt trauen darf, wird doch klar, daß ein Besuch des Königs für die Betroffenen jeweils nur in größeren Zeitabständen tragbar war. Die Oberaufsicht über diesen Riesenhaushalt hatte die Königin. Natürlich stand ihr jede Menge Personal zur Seite, aber irgend jemand mußte ja die Entscheidungen treffen. Allein diese Aufgabe dürfte eigentlich ein „full-time job“ gewesen sein, den Kunigunde offenbar glänzend bewältigte. Doch das war nur der kleinere Teil ihres Arbeitspensums.

Daneben hatte sie sich auch um ihre eigenen Besitzungen zu kümmern. Kunigunde war durch die Geschenke, die Heinrich ihr gemacht hatte, eine sehr reiche Frau mit umfangreichem Eigenbesitz. Da war zunächst Bamberg mit seinem Zubehör, für das sie als Ersatz dann später Kassel mit Kaufungen bekam, dazu ausgedehnte Güter in Bayern. Dieser Besitz mußte verwaltet und gelegentlich besucht werden. Aber Kunigundes Hauptaufgabe war die der „*consors regni / imperii*“, der Teilhaberin am Königreich, an der Macht, an der Regierung. Sie arbeitete als Stellvertreterin des Königs, wo er selbst nicht sein konnte: sie leitete Gerichtssitzungen, sie organisierte 1012 und 1016 die Verteidigungslinie an der Ostgrenze des Reiches gegen den Polenherzog Boleslaw Chrobry, während ihr Mann gerade im Westen gegen ihre aufständischen Brüder kämpfte, und sie hatte viele Jahre lang, nachdem ihr Bruder Hezilo nach seiner Empörung gegen den König 1009 als Herzog von Bayern abgesetzt worden war, die Leitung Bayerns überwiegend in ihren Händen, bevor sie dann nach der Versöhnung im Jahr 1018 diesen Bruder persönlich in Regensburg wieder auf den Herzogsthron führte. Ihre wichtigste Aufgabe in der Regierung Heinrichs aber war

die Intervention. Die Königin war die zentrale Verbindungsperson zum König. Der Weg zum Ohr des Herrschers verlief fast stets über besondere Vertraute und Ratgeber. Sie wirkten wie ein Filter, hielten einerseits unerwünschte Dinge vom König fern oder brachten andererseits gewisse Angelegenheiten zu Gehör, so daß sich der König ein Urteil bilden konnte. Die Königin war in diesem System die wichtigste Schaltstelle überhaupt. Sie hatte ständig Kontakt und Umgang mit den Großen des Reiches. Das waren unter Heinrich II. vor allem die Bischöfe, auf die sich Heinrich II. besonders stützte. Aber auch unter den weltlichen Fürsten genoß Kunigunde hohes Ansehen, wie aus verschiedenen Briefen hervorgeht.

So gelang es ihr immer wieder, zu vermitteln, Frieden zu stiften und die Härte ihres Mannes abzumildern. Das war keine leichte Aufgabe. Heinrich war kein liebenswerter Mann, er hat seine Zeitgenossen oft vor den Kopf gestoßen, war konsequent, unnachgiebig, ja unbarmherzig bis zur Grausamkeit. Für diese Härte Heinrichs gibt es Erklärungen. Ich weiß, daß man sich vor billigem Psychologisieren in der Geschichte hüten muß, da die Sicht auf die Welt der Menschen vor 1000 Jahren von der unseren so verschieden war, daß wir Schwierigkeiten haben, sie nachzuvollziehen. Aber ich kann mir keine Zeit und keine historische Situation vorstellen, in der es für ein Kind gut ist, wenn sein Vater in seinen ersten zehn Lebensjahren unentwegt entweder auf der Flucht oder im Gefängnis ist. Heinrich war ein hochintelligentes Kind, das ständig hin- und hergerissen worden sein muß von der Frage, ob sein Vater nun der größte Verräter war, der dem gesalbten und gekrönten König die schuldige Treue verweigerte, oder jemand, der einen göttlichen Auftrag erfüllte, weil eigentlich dem eigenen Familienzweig innerhalb der Ottonen, nämlich den Heinrichen, die Königswürde zustünde, wie das die „*Vita Mathildis*“, die Heinrich unmittelbar nach seiner Thronbesteigung in Auftrag gab, suggeriert. Mit drei Jahren mußte dieses Kind mit seiner jungen Mutter und seinem kleinen Bruder Brun fluchtartig ihr Zuhause, die Herzogspfalz in Regensburg, verlassen, weil Re-

gensburg von den Feinden des Vaters erobert wurde. Außerdem war Heinrich ein Kind, das mit einer Behinderung auf die Welt kam, wahrscheinlich hinkte er. Er wurde wohl deshalb nicht, wie seine adeligen Spielkameraden, im Kämpfen ausgebildet und trainiert, sondern bekam eine Ausbildung zum Geistlichen. Heinrich wurde so zu einem jungen Mann, der vielen anderen seiner Umgebung geistig hoch überlegen war. Aber das zählte wenig in der Männerwelt der Adligen seiner Zeit, einer brutalen Welt des Kampfes, in der es v.a. auf körperliche Kraft ankam, in der die meisten nicht lesen und schreiben konnten, geschweige denn etwas verstanden von Latein, Theologie, Kunstverständnis und den anderen Fächern, in denen Heinrich gut war. Ein Intellektueller, der hinkt, im Kreis von sportlich durchtrainierten Kämpfern – das ist eine schwierige Situation, in welcher Zeit auch immer.

Dazu kam, daß Heinrich sehr oft Schmerzen hatte. Wer einmal eine Gallen- oder Nierenkolik hatte, der weiß, daß man in dieser Zeit kein besonders freundlicher und kontaktfreudiger Mensch ist. Dabei konnte sich Heinrich ja nicht in sein Bett zurückziehen oder doch nur kurzzeitig. Er mußte regieren und das hieß, ständig von Menschen umgeben sein, reden, zuhören, Entscheidungen treffen. Und reiten auf den ständigen Reisen. Mit einer entzündeten Galle oder Blase zu reiten, muß schon bei Sonne nicht angenehm sein, aber bei Regen und Kälte ist es sicher fast unerträglich. Am kompliziertesten aber war wohl Heinrichs Selbstverständnis. Er hatte den Seelenkonflikt seiner Kindheit zunächst so entschieden, daß er als treuer Anhänger und Mitarbeiter seines Kaisers Ottos III. fast ständig für ihn tätig war. Aber als dann Otto III. starb, hatte er erkennbar das Gefühl gehabt, dies sei Gottes Wille gewesen und Gott wolle, daß nun endlich die Linie der Heinricher als Könige herrschen sollte. Heinrich war davon überzeugt, daß Gott ihn zum König gemacht habe, ja, daß er der Verwalter Gottes auf Erden sei. Daraus resultierte ein absoluter Herrschaftsanspruch – Gott und damit auch dem Stellvertreter Gottes sind alle zu Gehorsam verpflichtet, Widerstand ist Gotteslästerung.

Damit kamen die meisten Adligen seiner Zeit, für die der König eher der „primus inter pares“ war, ganz schlecht zurecht und daraus erwachsen Heinrich die meisten Schwierigkeiten.

Mit einem solchen Mann zurechtzukommen, erforderte von Kunigunde sicher viel Geduld, Verständnis und diplomatisches Geschick. Doch wirklich hart dürfte es gewesen sein, als es Heinrich und Kunigunde allmählich klar wurde, daß sie keine Kinder bekommen würden. Was muß da in Heinrich vorgegangen sein: Gott hatte ihn doch berufen, die Linie seiner Väter und Vorväter fortzusetzen! Kinderlosigkeit ist schon für ein normales Ehepaar schwierig. Für einen mittelalterlichen Dynasten war sie eine Katastrophe. Motivation und Antrieb aller Adligen und zentraler Punkt ihres Handelns war die Vermehrung von Macht, Ansehen und Reichtum ihres Hauses, ihrer Familie. In einer solchen Welt ist Kinderlosigkeit schlimmer als der eigene Tod. Für Heinrich war die Situation besonders schwer, weil er keine erbberechtigten männlichen Verwandten hatte. Mit ihm starben die Ottonen aus. Besonders belastend war für Heinrich und Kunigunde zusätzlich der durch die Kinderlosigkeit drohende Verlust der „*memoria*“, des Totengedenkens: keine Nachkommen würden für ihre Seelen im Fegefeuer sorgen. Sie machten deshalb viele Gedenkstiftungen, Seelenheilstiftungen, gründeten Totenbünde mit gegenseitigen Gebetsverpflichtungen.

Ihre wichtigste Stiftung ist und bleibt jedoch Bamberg. Nach zähen Verhandlungen gelang Heinrich II. am 1. November 1007 die Gründung des Bistums, und er stattete es mit umfangreichen Gütern aus, mit Klöstern, Stiften, Höfen, Rechten und Einkünften, nicht nur in der Umgebung Bambergs, sondern in der ganzen Südhälfte des Reiches unter Verwendung seiner Erbgüter und mit Kunigundes Hilfe und Zustimmung. Nach Bamberg schenkten die beiden nun alles, was sie ergattern konnten, um ihre Gründung schön, glänzend und berühmt zu machen, vor allem wertvollste Kunstgegenstände und Handschriften für den Gottesdienst und für die

Ausstattung der Kirche. Dafür wurde in Bamberg eine eigene Goldschmiedewerkstatt eingerichtet. Bücher aus allen Gebieten der Wissenschaft waren die Voraussetzung, daß die Bamberger Domschule, der Heinrich mit Durand von Lüttich einen berühmten Gelehrten als Leiter gab, innerhalb kürzester Zeit zur besten Schule des Reiches wurde. Schon wenige Jahre nach der Gründung des Bistums dichtete Abt Gerhard von Seon: *„Erhaben nimmt Bambergs Kirche Teil am Ruhm Jerusalems, denn in herrlich goldenen Schreinen birgt sie das Blut des Erlösers und Splitter des Segen spendenden Kreuzes. Sie frohlockt, der Stadt Rom gleich zu sein, nachdem von überall her zahllose Heilige zusammengetragen wurden, unter deren Schutz sie auf ewig erglänzen wird. Schmückende Werke aus aller Welt machen die Tochter noch größer als die alterwürdige Mutter. Sie ist nicht weniger berühmt als die Stadt der Bücher im heiligen Land Kirjath Sepher, sie unterliegt den Stoikern nicht und ist größer als Athen. Wer liebkost die Knaben, nährt die zum Ruhm Heranwachsenden? Berühmte Männer, die Samenkörner des lebendigen Wortes aussäen. Hier leuchtet die Fülle des Silbers mit Bergen von Gold um die Wette, unterschiedliche Edelsteine liegen neben schimmernden Seidenstoffen. Hier ist das Haupt der Welt.“* Auch wenn Gerhard natürlich dick auftrug, um Heinrich und Kunigunde zu gefallen, so wurde Bamberg doch in jeder Hinsicht ein strahlender Glanzpunkt des Reiches.

Eine schwierige Situation entstand mit dem Tod des Herrschers am 13. Juli 1024. Kunigunde organisierte die Überführung von Heinrichs Leichnam nach Bamberg und die dortigen Beerdigungsfeierlichkeiten. Wie Heinrich sich das sicher gewünscht hatte, wurde er in der Mittelachse seiner Kathedrale bestattet. Anschließend regelte sie als Regentin des Reiches die Wahl eines Nachfolgers. Am 4. September 1024 wurde Konrad d.Ä. von den Fürsten gewählt. Sie übergab ihm die Reichsinsignien und damit die Herrschaft. Ein Jahr später, am Jahrestag des Todes Heinrichs wurde sie anlässlich der Weihe der Klosterkirche in Kaufungen zur Nonne geweiht. Dort starb sie am 3. März

1033. Ihr Leichnam wurde nach Bamberg überführt und an der Seite ihres Gemahls beigesetzt.

Kunigunde war eine starke, selbständige und kluge Frau, offen für die Reformideen ihrer Zeit, durchsetzungsfähig, vor allem aber immer auf Ausgleich und Verständi-

gung bedacht. Sie und Heinrich waren ein Paar, dessen lange Ehe von Liebe und Partnerschaft getragen war, die jeder auf seine Weise ein großes Ziel verfolgten und die das tragische Schicksal ihrer Kinderlosigkeit auf unvergeßliche Art meisterten. Kunigunde bleibt ein Vorbild, und es lohnt, sich an sie zu erinnern.

## Die Kleidung der Diakonissen - Geschichte, Bedeutung und Stellenwert<sup>1)</sup>

von

*Evelyn Gillmeister-Geisenhof*

Die Diakonissen in ihren typischen Trachten gehörten noch bis weit ins 20. Jahrhundert hinein zum alltäglichen Straßenbild protestantischer Gemeinden in Franken. In dem

kleinen mittelfränkischen Ort Neuendettelsau gründete der dortige charismatische Pfarrer Wilhelm Löhe 1854 den „*Lutherischen Verein für weibliche Diakonie*“, der in



Abb. 1: Erste Darstellung des Diakonissenhauses in Neuendettelsau, Aquarell um 1855. Die Diakonissen im Vordergrund tragen die Tracht mit weißer Schürze und Schleier.

(Mutterhausarchiv Neuendettelsau).

dem urchristlichen Vorbild der weiblichen Liebesarbeit wurzelte und im Sinne der alt-lutherischen Lehre geführt wurde.

Wilhelm Löhe, 1808 in Fürth geboren, wollte als bekennender Lutheraner ganz bewußt neue Wege in der Diakonissenarbeit beschreiten, die einen Gegensatz zu einer geschlossenen Mutterhausdiakonie, wie sie 18 Jahre zuvor der Calvinist Theodor Fliedner in Kaiserswerth ins Leben gerufen hatte, bilden sollte. In kleinen unabhängigen Zweigvereinen sollten sich sogenannte „*Liebeswerke*“ in den einzelnen Gemeinden verstreut über das Land verbreiten. Das Konzept sah vor, daß an verschiedenen Orten Diakonissenhäuser entstehen sollten, in denen unverheiratete Mädchen, sog. Jungfrauen, für die „*christliche Liebesarbeit*“ ausgebildet würden, um anschließend zur Ausübung ihrer Arbeit wieder frei in ihre Heimatgemeinden zurückzukehren. Eine ständige Verbindung mit der Ausbildungsstätte war nicht vorgesehen. Nach der Vorstellung Löhes bedurfte es keiner besonderen Tracht für die ausgebildeten Diakonissen, denn die jungen Mädchen sollten sich in das normale Alltagsleben in ihren Dörfern einbinden.

In Neuendettelsau begann die Ausbildung der Mädchen anfangs in angemieteten Räumen im Gasthaus zur Sonne, in der ebenfalls zu diesem Zeitpunkt schon die erste „Blödenanstalt“ eingerichtet wurde, bevor dann am 23. Juni 1854 der Grundstein zu einem eigenen Haus gelegt wurde. Die Schülerinnen, die aus allen sozialen Schichten aus fränkischen Dörfern, aber auch aus den Städten wie Nürnberg und Fürth kamen, trugen während des ersten Jahres ihre mitgebrachten Kleider, in denen sie auch anschließend ihre Arbeit vor Ort ausführten. Es zeigte sich schon bald, daß die Vision Löhes von einem weitverzweigten, jedoch eigenverantwortlich sich ständig weiterknüpfenden Netz der Barmherzigkeit und Liebesarbeit in Dörfern und Städten ohne ein zentrales Mutterhaus nicht funktionierte. Auch mußte er erkennen, daß die Arbeit der Mädchen ohne eine einheitliche Tracht vor allem in ihren Heimatorten weder akzeptiert noch aner-

kannt wurde und nicht selten schon nach kurzer Zeit insbesondere der religiös-christliche Auftrag in Vergessenheit geriet. So dauerte es nicht lange, daß eine bis zum heutigen Tag nicht enden wollende und stets wieder neu entfachte Diskussion um eine einheitliche Diakonissentracht entflammte, die den oft unterschätzten hohen Stellenwert von Kleidung beispielhaft vor Augen führt. Die Neuendettelsauer Diakonisse und spätere Oberin Therese Stählin formulierte diesen Disput: „*Wenn es sich um Änderungen in der Tracht handelt, geht es in einer Genossenschaft lebhafter zu, als wenn es darum handelt, ob die arianische Lehre eingeführt wird.*“<sup>(2)</sup>

Die Kleidung als sichtbares Zeichen, als non-verbale Sprache in der zwischenmenschlichen Kommunikation war immer schon Ausdruck einer Epoche, einer Region und der Persönlichkeit eines Menschen, aber auch der Idee und Philosophie einer Gruppe. Jede Zeit hat ihre Tracht in den unterschiedlichsten Ausprägungen, die in ihrer Gesamtheit den geschichtlichen Geist widerspiegelt. Das heißt, daß jede Kleidungsweise, auch die der uniformierten Berufstrachten einem periodischen Veränderungsprozeß unterliegt und sich mehr oder weniger dem jeweiligen Zeitgeist unterordnet. So nahmen und nahmen auch die Diensttrachten der Diakonissen modische Neuerungen auf.

Auch nach der Gründung des ersten Diakoniehäuses in Deutschland im Jahre 1836 in der niederrheinischen Kleinstadt Kaiserswerth durch den Pfarrer Theodor Fliedner stand die Kleiderfrage zur Diskussion. Da das vorrangige Ziel der Diakonissenausbildung die Ausübung der Krankenpflege auch in den Familien der Gemeinden war und die Schwestern selbständig ihrer Arbeit nachkommen sollten, mußte eine Kleidungsweise gefunden werden, die es den unverheirateten jungen Mädchen ermöglichte, sich alleine ohne eine Aufsichtsperson während des Tages und des Abends in den Straßen zu bewegen, was normalerweise in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts undenkbar gewesen wäre. Die häufig aus dem Magdstand stammenden ledigen Mädchen

erhielten nun eine Dienstracht, die in Schnitt und Form den Status einer verheirateten wohlhabenden Bürgerin vorgab und die ihnen eine angemessene Berufswürde verlieh sowie ihnen gleichzeitig den nötigen Abstand gegenüber dem männlichen Personal und den Kranken in ihrem Arbeitsbereich zukommen ließ. Diese gut ausgebildeten Krankenschwestern sollten sich in den neu gegründeten Krankenanstalten und in den Gemeinden durch ihre einheitliche Dienstkleidung sichtbar von den bis zu diesem Zeitpunkt üblichen ungelerten und in Verfall stehenden Wärterinnen der alten Spitäler und Siechenhäuser abgrenzen. Es wurde in den Diakonissenhäusern darauf bestanden, daß die vollständige Tracht im Dienst sowohl während des Tages als auch bei der Nacht getragen wurde, um damit ein Gegenstück zu den sonst verbreiteten Morgenmänteln des als schlampig geltenden „Wartpersonals“ zu bilden.

Die Tracht der Kaiserwerther Diakonissen hatte in Form und Schnitt die aktuelle Biedermeiermode der verheirateten nieder-rheinischen Bürgersfrau zum Vorbild. Sie bestand aus einem blauen Kleid, einer blauen oder schwarzen Schürze, einem weißen Kragen und Tuch sowie der typischen weißen Rüschenhaube. Zum Ausgang trug die Diakonisse meistens ein dunkelfarbiges Umschlagtuch und über der Haube einen enganliegenden Schutenhut. Die Materialien waren von guter Qualität, so daß die Kosten dieser Schwestertracht wesentlich über dem Durchschnitt der allgemeinen Ausgaben der preußischen Bürgerinnen für Kleidung lagen. Das einheitliche Erscheinungsbild sollte zum einen in der Öffentlichkeit einem Markenzeichen gleich den guten Ruf des Diakonissenberufes kennzeichnen und zum anderen innerhalb der Gemeinschaft für die Gleichheit aller Schwestern stehen sowie ein Bekenntnis zu ihrer geistig-religiösen protestantischen Lebensführung sein.

Auch in Neuendettelsau erfuhren die Diakonissen mit der Bildung der Mutterhausdiakonie eine ganz neue Lebensgemeinschaft, die sich nicht im Arbeitsalltag erschöpfte, sondern das gesamte Lebensspektrum betraf. Eine nun angestrebte einheitli-



Abb. 2: Die bürgerliche Kleidung um 1850 diente als Vorlage für Rock und Jacke der Diakonissentracht. Photographie um 1855.

(Mutterhausarchiv Neuendettelsau).

che Schwesternkleidung mußte diesen neuen Lebensinhalten sowie dem Gemeinschaftsgeist sowohl an Werktagen wie an Sonn- und Feiertagen, aber auch am „Feierabend“ im Alter gerecht werden. Die Entwicklung der Diakonissentracht in Neuendettelsau stellte sich als ein umfassendes Gesamtprogramm dar, das die Lebensphilosophie der Diakonie nach außen und innen sichtbar werden ließ, indem die einzelnen Kleidungsstücke für die Schwestern selbst religiös auslegbar waren sowie in ihrer Gesamtheit für die Bevölkerung zum Erkennungszeichen dienten. Die Tracht in ihrer Ganzheit interpretiert Dienst- und Standeskleidung zugleich. Wilhelm Löhe beschrieb 1856 in seinem dritten Bericht über die Diakonissenanstalt Neuendettelsau seine Umkehr und den empfundenen Anlaß zur Einführung

einer einheitlichen Schwestertracht: „Wir möchten bei dieser Gelegenheit uns offen über eine sehr untergeordnete, dennoch aber keineswegs unwichtige Sache aussprechen, nämlich über die Anstaltskleidung. Anfangs, da die Erfahrung mangelte, bewegte uns bei der immer zunehmenden Zahl der aus verschiedenen Gegenden und Ständen kommenden Schülerinnen hauptsächlich der widerwärtige Anblick weiblicher Modemanigfaltigkeit ... und dieses unleidliche Gerümpel, der Lumpenkram dieser hundert und aberhundert größeren und kleineren Stücker von Kleidern und Wäsche, ... die in diesem engen Hause nicht zu schlichten, zu schichten und aufzuheben waren. Das war es zuerst, was eine einheitliche, immerhin doch auch der Eitelkeit weniger frönende Kleidung wünschenswert machte. ... Wir hatten gute Lust, apostolischen Befehlen auch in diesem Betreff zu folgen, ein für allemal der Mode gute Nacht zu sagen.“<sup>3)</sup>

Bis heute wird in Neuendettelsau über die geschickte Vorgehensweise der Überzeugungsarbeit Wilhelm Löhes zum Ablegen und Verzicht von individueller Kleidungsweise und Schmuck zu Gunsten einer schlichten und zweckmäßigen Tracht berichtet. In seinem Unterricht zitierte und besprach er mit den Schülerinnen beispielsweise die Textstelle im Neuen Testament im Ersten Brief des Apostels Paulus an Timotheus: „Desgleichen daß die Frauen in schicklichem Kleide mit Scham und Zucht sich schmücken, nicht mit Haarflechten und Gold oder Perlen oder köstlichem Gewand, sondern wie sich's ziemt den Frauen, die ihre Gottesfurcht bekunden wollen, mit guten Werken.“<sup>4)</sup> Nach der Überlieferung sollen die angehenden Diakonissen nach der Lehrstunde über die Kleidung der Frau ihren gesamten Schmuck auf den Altar gelegt haben.

Nun war der Disput über die Kleidung in vollem Gange. „Ein besonderer Streitpunkt entwickelte sich in bezug auf die Farbe. Braun wird erwogen: Nußbraun – etwa so wie der junge Nußbaumzweig aussieht, oder schöner noch – gefiele den Frauen. Es dürfte und sollte einfarbiges Gewebe sein ... Es

ist auf Rock und Jacke gerechnet, darin man an die Arbeit gehen kann.“<sup>5)</sup> Marianne Löhe, die Ehefrau des Pfarrers, besorgte Stoffmuster in Greiz. Es wurde auch ein Material in braun gefunden, daß eigentlich allen gefiel, jedoch wurde weiter darüber diskutiert, und schließlich stimmten die Diakonissenschülerinnen darüber ab, ob nicht doch schwarz besser wäre. Die Farbe schwarz siegte, aber die Vertreter der braunen Farbe erreichten mit weiteren Argumenten – „Braun würde die Diakonissen kenntlicher auszeichnen, was bei entstehenden Filialen wünschenswert ist“<sup>6)</sup> – eine neue Abstimmung, allerdings mit dem gleichen Ergebnis für schwarz.

In einer religiösen Abhandlung über die Kleidung der Frauen im Sinne der apostolischen Regeln äußert sich 1858 Wilhelm Löhe auch über die Farbgebung: „Schwarz oder grau war das Kleid der Diakonissen oder gottverlobten Jungfrauen schon nach den apostolischen Constitutionen, es ist die Grundfarbe des christlichen Gewandes und deutet auf jene Buße, in welcher der alte Mensch und sein Sinn tagtäglich ersäuft werden soll.“<sup>7)</sup> Schließlich wurde eine Tracht in Schnitt und Form entsprechend der Mode um 1850 gefertigt: Die charakteristische Schoßjacke wies die typischen zur Hand hin aufspringenden weiten Ärmel auf. Dazu gab es Unterärmel, die aus dem gleichen Stoff wie die Jacke gefertigt werden sollten. In der Kleiderordnung von 1863 wurde extra darauf hingewiesen, daß Tüllärmel verboten seien.<sup>8)</sup> Über den Kleidern wurden blaue und weiße „Steckerschürzen“ getragen, die nicht nur Schutz für die Kleidung bieten sollten, sondern auch mit dem besonderen Symbolgehalt des Dienens getragen wurden. „Der Schurz, den Ihr traget, ist der Schurz des Herrn, welchen er (in der Bibelstelle) Joh. 13 anthat, da Er sich den seinen als Diaconus ihrer Seelen und Leiber offenbarte. Weiß ist er an Festtagen und zur Feier, es vereinigt sich dann mit dem Gedanken des Dienstes der an die von Gott geschenkte Gerechtigkeit und die Gnade Sünden vergeben. Blau ist er, wenn Ihr reiset oder arbeitet, zur Erinnerung an die beständige Treue, die Ihr Eurem Beruf auf allen Wegen und bei

*aller Arbeit schuldig seid.*<sup>9)</sup> In Neuendettelsau waren die Schürzen ein fester Bestandteil der Diensttrachten und wurden immer getragen, was nicht in allen Diakonissenhäusern der Fall gewesen ist und auf Generalkonferenzen in Kaiserswerth auch als Thema behandelt wurde. Das Hauptargument, die Schürze nach der Arbeit abzulegen, stützte sich auf das Johannes Evangelium, in dem Jesus, nach dem er den Jüngern die Füße gewaschen hatte, seinen Schurz auch wieder abnahm.<sup>10)</sup>

Ebenso wie die Schürze wurde auch der Schleier als liturgisches Kleidungsstück mit Sinngehalt allerdings erst nach seiner Einführung sekundär angereichert. Wie sich in der allgemeinen Mode nach der Revolution von 1848 verbreitet hatte, daß Frauen immer öfter ohne Hauben und zum Teil auch ohne Hüte gingen, so trugen die Diakonissen und -schülerinnen in der ersten Zeit auch keine Kopfbedeckungen. Bald, der genaue Zeitpunkt ist nicht belegt, setzte sich zu feierlichen Anlässen, wie der Aussegnung und danach regelmäßig zum Abendmahl, der Schleier durch. Entsprechend dem weißen Brautschleier, der den Übergang der ledigen zur verheirateten Frau symbolisiert, versinnbildlicht der weiße Schleier bei der Aussegnung das Verlöbniß der Diakonisse mit Christus. Mit der Aussegnung tritt sie nominell in den Stand einer verheirateten Frau, der aus dem historischen Verständnis heraus innerhalb der gesellschaftlichen Normen besonders in der Öffentlichkeit mit dem Kleidungsverhalten stark verknüpft gewesen ist. Die folgenden Zeilen der Diakonisse Therese Stählin, die sie anlässlich der Aussegnung ihrer Schwester Marie 1866 schrieb, lassen uns tief in die Welt der Diakonissengemeinschaft eintauchen, die mit dem „bräutlichen Schleier“ zum sichtbaren Ausdruck wird. „... und wir im Geiste mit Maria auf die Höhen Judas gingen, da Du in Deinem Diakonissenleben auch auf eine Höhe stiegst, die Du nimmer mit tiefen Talen vertauschen sollst. Beschreiben will ich Dir, wie wir Dich schmückten mit dem bräutlichen Schleier und Dich zum Altar führten als eine Erstlingsgabe am Morgen des 2. Juli.“<sup>11)</sup>



Abb. 3: Ölportrait einer Diakonisse von Benedikt Kühle, München 1866. Die Schwester trägt die Tracht mit weißer Schürze und großem Schleier. (Mutterhausarchiv Neuendettelsau).

Der Schleier ist ein 100 x 120 cm großes Tuch aus feinem weißen Batist, das das Gesicht madonnenmäßig einrahmt, indem es unter dem Kinn mit ein paar Nadeln festgesteckt wird, und die Enden frei über Hals und Schultern herunterhängen und den Rücken bis zu den Hüften bedecken. Noch 1855 wird der Schleier schließlich zu allen Gelegenheiten, so auch auf Reisen und zur Arbeit getragen. Wilhelm Löhe verfügte nun zunehmend, daß die Diakonissen immer eine Kopfbedeckung tragen sollten, auch im Haus und Garten. Es wird noch heute im Mutterhaus erzählt, daß an einem heißen Sommertag die Diakonissen im Garten beim Sticken saßen und ihre Schleier an die Hecke gehängt hatten, als Pfarrer Löhe kam und sie ermahnte, sich doch niemals ohne Kopfbedeckung zu zeigen. Er verwies hierbei immer wieder auf den Ersten Brief des Paulus an die Korinther: „Die Macht (Schleier) auf dem Haupte, die Ihr traget, obwohl Ihr keine Frauen, wie die, welchen sie (in der Bibelstelle) 1 Cor. 11 geboten ist,

sondern Jungfrauen seid, nämlich Christo dem Herrn.“<sup>12)</sup> Das Tragen des Schleiers bei allen Gelegenheiten wurde zunehmend als unpraktisch und zu auffallend bemängelt. So findet sich im Protokoll der Hauskonferenz vom 18. Dezember 1855 ein Vermerk, daß der Herr Dekan anfragte, „ob der Schleier getragen werden müsse. Er wünscht es nicht und fürchtet den Anstoß.“ Ernst Lotze, der von 1856 bis 1866 in Neuendettelsau war, läßt in seinen Erinnerungen nichts Gutes am Schleier: „Als Kopfbedeckung trugen sie anfangs schleierartig herabwallende weiße Tücher. Bei der Arbeit und bei Reisen erwiesen sie sich als höchst unpraktisch und wurden bald unscheinbar. Ich habe selbst einmal einige Schwestern, die so gekleidet waren, nach Greiz begleiten müssen und werde das unliebsame Aufsehen bei Freunden und Feinden und die lästige Unbequemlichkeit auf Bahnhöfen und sonst nicht vergessen.“<sup>13)</sup>

Wilhelm Löhe, der den Schleier wohl als Analogie zu den urchristlichen Diakonissen im Morgenland eingeführt hatte, war sich seiner Wirkung durchaus bewußt. In einem



Abb. 4: Die Diakonisse trägt die hochfestliche Tracht zum Abendmahl mit weißer Schütze und Schleier. Photographie 1964 (Mutterhausarchiv Neuendettelsau).

Bericht von 1856 über den Bestand und Fortgang der Diakonissenanstalt erklärt und verteidigt er den Schleier vehement: „Auf dem Haupte tragen die Diakonissenschülerinnen und Diakonissen auf Amtsgängen und bei feierlicher Gelegenheit den weißen Schleier, nicht blos, weil er schützt und wärmt, wohlfeiler und schöner ist, als Hüte und Hauben, sondern auch, weil diese Macht (Schleier) auf dem Haupte sie erinnern kann und soll, daß sie sich dem ewigen Bräutigam Christo, so lang es ihm gefällt, und er sie nicht anders führt, zum Dienst für seine Armen und Elenden ergeben haben.“<sup>14)</sup>

Nach diesem Plädoyer fügte er ein Beispiel an, in dem er die Reise zweier Diakonissen durch Städte und Dörfer beschrieb. Auf ihrem Weg wurden sie häufig wegen ihres eigentümlichen Aussehens begafft und belächelt. Als sie wieder zurückgekehrt waren, klagten sie nicht, sondern sagten: „Wir haben über hundert Besuche gemacht bei allerlei Leuten, aber unsere Kleidung war unser Schutz und wir erinnerten uns an ihr unsers Berufes und Geschäftes.“<sup>15)</sup> Die Diskussion um das Tragen des Schleiers vor allem auf Reisen riß nicht ab. Cäcilie Pöschel, die zuerst als Pastorenfrau und später als Diakonisse bei Odessa arbeitete, regte an, eine schleierartige Haube, ähnlich der Morgenhaube in Rußland, einzuführen, da sie offensichtlich auch gewisse Probleme mit dem Schleier hatte. Sie bittet von Odessa aus, den Schleier nicht gleich von Anfang an jeden Sonntag und bei jeder Gelegenheit tragen zu müssen, sondern nur beim Abendmahl und ähnlichem. Im April 1857 wird laut Protokoll verfügt: „Von nun an sollen nur die ausgesegneten Diakonissen Schleier tragen. Die Diakonissenschülerinnen sollen Schleierhauben tragen, die aber auch die Diakonissen in der Woche tragen können.“

Wilhelm Löhe schlug vor, zu der Schleierhaube einen Hut zu tragen, was wegen des eigentümlichen Aussehens zu weiteren Disputen führte. So fragten zwei Diakonissen aus Nürnberg an: „Schwester Helene und bereits Unterzeichnete erlauben sich die Frage und Bitte, ob es den durchreisenden Schwestern nicht untersagt werden könnte, die Lächer-



Abb. 5: Die Diakonisin Katharina G. (1847–1888) trägt die Schleierhaube und einen Strohhut in der Hand, der zusätzlich auf die Haube gesetzt wurde. Photographie um 1870 (Mutterhausarchiv Neuendettelsau).

liche, unschöne Kopfbedeckung lange her-unterhängende Haube mit rundem Hut darauf, durch Nürnberg zu tragen. Die Unterzeichnete und ihre Schwester werden sich zu dieser zweiten auffallenden Kopfbedeckung nicht mehr entschließen.“<sup>16)</sup> Schwester Elise Steinlein, die wegen ihres trockenen Humors bekannt war, bemerkte dazu: „Wir entsagen willig allen Eitelkeiten.“ 1863 wird in 18 Punkten die Kleiderordnung im Korrespondenzblatt festgeschrieben, woraus auch hervorgeht, daß an Werktagen und gewöhnlichen Sonn- und Feiertagen verbindlich die Haube eingeführt wird. Der Schleier mit weißer Schürze ist seit dieser Zeit den hohen Festtagen wie dem hl. Abendmahl, der Aussegnung, Taufen und Leichenfeierlichkeiten vorbehalten. „Diese besondere Tracht wird als Hilfe zur inneren Vorbereitung empfunden und ist ein Zeichen unserer Gemeinschaft.“<sup>17)</sup>

Der Stellenwert der Tracht im Dienst und Leben einer Diakonisse zeigt sich auch daran, daß im Korrespondenzblatt von Neuendettelsau im Jahr 1877 zum Anlegen eines jeden Kleidungsstückes Gebete erschienen sind: „I. Bei Anlegung des Kleides: Unsere Gerechtigkeit ist wie ein unflätiges Kleid: Wer aber überwindet, soll mit weißen Kleidern angethan werden. Hallelujah! ...“<sup>18)</sup>

Die erste Gesetzgebung zum Schutz von Berufs-trachten und -abzeichen erfolgte per Ministerialerlaß am 22. Januar 1917 während des Ersten Weltkriegs aus Berlin, so daß sich Unberechtigte nicht mit Hilfe von Dienstkleidung im Namen dieser Einrichtungen unlautere Vorteile ungestraft verschaffen konnten. Im März des darauffolgenden Jahres gab es aus Berlin eine Verfügung, die die „Bekleidung und Ausrüstung des weiblichen Personals der freiwilligen Krankenpflege ... für die Kriegsdauer“ unter anderem für das Rote Kreuz und auch für die Diakonissen regelte: Die Kleider wurden „notgedrungen“ wegen extremen Stoffmangels alle aus dem gleichen Material und nach einem einheitlichen Schnitt angefertigt. Als einziges Zugeständnis durften die einzelnen Vereinigungen ihre bisherigen Abzeichen zur Unterscheidung anbringen. Die Kleidung und Gegenstände wurden unentgeltlich von der Heeresverwaltung ausgegeben und blieben deren Eigentum, das entsprechend auch von den Diakonissen-trachten beim Ausscheiden aus der freiwilligen Krankenpflege zurückgefordert wurde. Nach dem Ersten Weltkrieg arbeiteten und lebten die Diakonissen wieder in ihren charakteristischen Schwestertrachten, auch wenn es zum Teil wohl auf Grund der Materialknappheit und des allgemeinen Geldmangels schwer fiel, das gesamte „Trachtenprogramm“ für die unterschiedlichen Anlässe immer aufrecht zu erhalten. Es wurde beispielsweise diskutiert, auf die Schleier zu den hohen Festlichkeiten zu verzichten. „Liebe Frau Oberin, ich gebe gerne mein Kreuz und auch einen Schleier, ... bitte die Schleier bei der Tracht beibehalten, es werden doch wieder andere Zeiten kommen, wo man Stoffe bekommen wird, und jede Schwester bekommt doch etwas zur Ausseg-

nung geschenkt von ihren Mitschwestern, dann schenkt man die Schleier damit dem Hause die Kosten erspart bleiben, in dieser teuren Zeit ...<sup>19)</sup>

Die Diakonissentracht rückte immer wieder in den Fokus der Diskussionen innerhalb der Schwesternschaft. So sah sich auch Rektor Lauerer 1925 wieder einmal veranlaßt, ein kleines Pamphlet über die Tracht herauszugeben, in dem er an den Stellenwert

und ihre Symbolik mit Nachdruck erinnerte: „...Schaut eure Tracht mit täglicher Ehrfurcht an: das Kleid, das viele vor euch mit Ehren getragen haben; das Kleid, das in seinen einzelnen Stücken euch daran erinnern soll, wie ihr dem Herrn verlobt seid!“<sup>20)</sup>

Mit dem Beginn des Nationalsozialismus hatten auch die Neuendettelsauer Diakonissen einen immer schwereren Stand sich als eigenständige Schwesternschaft innerhalb



Abb. 6: Aussegnung der Probeschwestern zu Diakonissen in der Festtracht mit Schleier in der Kirche in Neuendettelsau. Photographie zwischen 1930 und 1940 (Mutterhausarchiv Neuendettelsau).

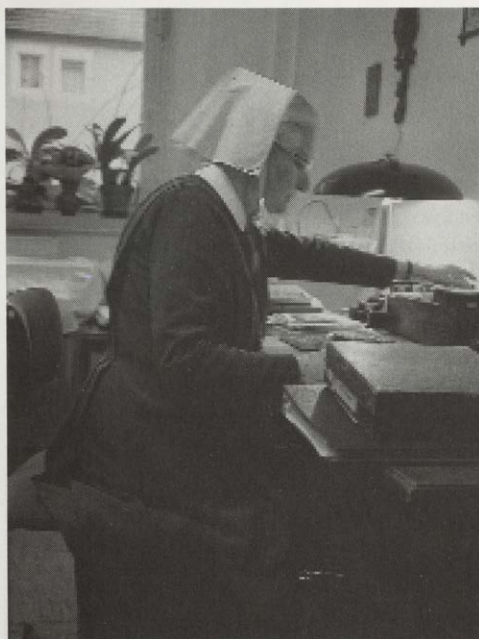


Abb. 7: Schwester Elisabeth als Archivarin im Archiv Neuendettelsau in ihrer Schwesterntracht. (Photographie 1998).

der Gemeindearbeit durchzusetzen. Insbesondere mit der aggressiven Verbreitung der NS-Schwesternstationen durch die NSV (Nationalsozialistische Volkswohlfahrt) in den Landgemeinden und Städten wurden nicht nur mit besserer Bezahlung Schwestern abgeworben, sondern auch vielerorts die Arbeit anderer Verbandsschwestern aufgekündigt. Die NS-Schwestern wurden auf Grund ihrer braunen Tracht allgemein in der Bevölkerung „Braune Schwestern“ genannt. In den Richtlinien der NS-Schwesternschaft vom 21. Juni 1934 ist die Tracht festgelegt: „... braungemustertes Leinenkleid, weiße Schürze, Haube, Haubestreifen und Brosche.“ Die braune Tracht war auch hier nicht nur eine zufällige Dienstbekleidung, sondern sie demonstrierte als sichtbarer Ausdruck nach außen die innere Überzeugung und Verbundenheit mit der Ideologie des Nationalsozialismus, die von den eingesetzten NS-Schwestern auch in die Familien getragen werden sollte: In einem Brief vom 30. Januar 1937 des Kreisamtsleiters Hetz-

ner an Bürgermeister Gerstner in Weißenburg heißt es: „Es kann auch in Weißenburg nicht mehr hingenommen werden, daß Schwestern mit anderer politischer Einstellung in den Familien die ‚Einstellung‘ weiter verbreiten können. Ich ersuche daher mit dringender Beschleunigung die Schaffung einer N.S.-Gemeindeschwesternstation beschließen ... zu wollen.“<sup>21)</sup> In Weißenburg wurde 1937 eine Gemeindeschwesternstation mit einer in Erlangen gebürtigen Braunen Schwester eingerichtet, die zuvor im Dienst der ev.-luth. Diakonissenanstalt Neuendettelsau im Krankenhaus und in der Gemeindepflege als Verbandsschwester gearbeitet hatte. Wegen „fortdauernder Ohrenbeschwerden“ ist sie dort 1934 auf eigenen Wunsch laut Zeugnis vom 24. Januar 1934<sup>22)</sup> ausgeschieden, um danach vermutlich eine Spezialausbildung zur NS-Schwester in brauner Tracht zu erhalten.

Nach dem Zweiten Weltkrieg war der stetige Rückgang der Anzahl an Diakonissenanwärterinnen von einer Diskussion um das Aussehen der Tracht begleitet. 1963 wurden erstmals die neuen Kleider mit den engen Ärmeln von 28 neuen Diakonissen zur Aussegnung getragen. Zu dem großen festlichen Anlaß am 15. April legte die Oberin Margarete Hofmann jeder einzelnen den langen weißen Schleier um. Die weißen Hauben erhielten kleinere Formen und ließen nun mehr von der Frisur erkennen. Die heute noch gültige Haube ohne Schleife unter dem Kinn wurde 1971 in Neuendettelsau vorgestellt. In diesem Jahr wurde auch den Diakonissen nach langer Debatte erlaubt, im Urlaub und an zusammenhängenden freien Tagen, die nicht am Arbeitsort verbracht werden, Zivilkleidung zu tragen.

Die Diakonissentracht veränderte sich in den letzten dreißig Jahren von Grund auf, nur der Schleier blieb als liturgisches Kleidungsstück trotz des nicht enden wollenden Diskurses erhalten und wird bis heute von den meisten Schwestern nach ihrer Aussegnung noch zu den hohen Festtagen aufgenommen, um dann im Sarg seine letzte Verwendung als Kopfschmuck der Verstorbenen zu finden.

## Anmerkungen:

- 1) Modifizierter und erweiterter Aufsatz: Die Bedeutung des Schleiers in der Tracht der Diakonissen in Neuendettelsau, in: Meral Akkent/Bala Elisabeth (Hrsg.): Kopftuchkulturen. 1999, S. 101-108.
- 2) Mutterhausarchiv Neuendettelsau, Sig. Allc 15,3.
- 3) Götz, J.: Pfarrer Wilhelm Löhe. Im Dienst der Kirche. Neuendettelsau 1924, S. 112f.
- 4) Die Bibel, nach der Übersetzung Martin Luthers. Stuttgart 1965, Neues Testament: Erster Brief des Paulus an Timotheus 2,9,10. Eine ähnliche Textstelle befindet sich auch noch im Ersten Brief des Petrus, 3,3,4: „*Euer Schmuck soll nicht auswendig sein mit Haarflechten und Goldschmuck oder Kleiderpracht, sondern der verborgene Mensch des Herzens im unvergänglichen Schmuck des sanften und stillen Geistes!*“
- 5) Löhe Archiv Neuendettelsau, Sig. 7410a; Brief von Löhe am 5.6.1855.
- 6) Löhe Archiv Neuendettelsau, Sig. 7414 a; Brief von Löhe am 15.6.1855.
- 7) Correspondenzblatt Neuendettelsau Nr. 3, April 1858, S. 11.
- 8) Correspondenzblatt Neuendettelsau Nr. 6, Juni 1863, 6. Jahrgang.
- 9) Wie Anm. 6, S. 12.
- 10) Wie Anm. 4, Johannes Evangelium 13.
- 11) Briefe von Frau Oberin Therese Stählin, 1. Band. Neuendettelsau 1957, S. 166. Therese Stählin, geb. 22.12.1839, seit 1855 in Neuendettelsau, seit 1857 Diakonisse, Oberin 1883-1921, gest. 23.4.1928.
- 12) Wie Anm.7, S. 12.
- 13) D. Ernst Lotze: Erinnerungen an Wilhelm Löhe, S. 34.
- 14) Dritter Bericht über den Bestand und Fortgang der Diakonissenanstalt zu Neuendettelsau. Nürnberg 1856, S.16.
- 15) Ebd.
- 16) Aus einem Vierteljahresbericht der Diakonisse Marie von Meyer, 2. Mai 1863.
- 17) Kapitelbrief Nr.5, 29.6.1959.
- 18) Correspondenzblatt Neuendettelsau Nr. 6, Juni 1877, 20. Jahrgang.
- 19) Auszug aus einem Brief von Schwester Rosalie Dinzer, Westheim, Juni 1920.
- 20) Mutterhausarchiv Neuendettelsau, Sig. Allc 15,3.
- 21) Stadtarchiv Weißenburg, Sig. 903.
- 22) Zentralarchiv Diakonie Neuendettelsau, Bestand Diakonische Brüder- und Schwesternschaft.

# Die Frau im katholischen Milieu einer fränkischen Kleinstadt an der Schwelle zur Moderne

von

Ute Feuerbach

Im langen 19. Jahrhundert sind gesellschaftliche Entwicklungen zu beobachten, die eine immer stärkere Ausdifferenzierung von Teilkulturen und Lebenswelten nach sich zogen, gleichzeitig aber in gemeinsamen Sinnstrukturen, wie Bildungsgütern und Kulturwerten, die in Familie und Schule fundiert waren, eingebettet blieben. In der Frage nach der Rolle der Frau in diesem Prozeß hat es deshalb Sinn, in den eng abgesteckten Grenzen der kleinstädtischen Lebenswelt nach Antworten zu suchen, weil hier die strukturellen Voraussetzungen einen lebensweltlichen Vergleich in die weitere Region und vielleicht sogar darüber hinaus erleichtern.<sup>1)</sup> Dieses soll nun am Beispiel der fränkischen Kleinstadt Volkach am Main versucht werden.

Als Würzburger Amtsstadt war Volkach seit dem gegenreformatorischen Regiment des Fürstbischofs Julius Echter von Mespelbrunn (reg. 1573-1617) rein katholisch. Die Unterweisung der Kinder im Sinne des rechten Glaubens wurde für die Sicherung der kirchlichen Zukunft als dringend notwendig empfunden. So zielte die Echterische Kirchenordnung von 1589 auf die Erziehung zum „Christenmenschen“ gleich ob Frau oder Mann.<sup>2)</sup> Unterhalt der Schule und Besoldung der Lehrer blieb dennoch bei allem guten Willen des Landesherrn abhängig von der städtischen Finanzkraft und von der Wertschätzung der Bildung bei den Eltern. Als die kinderlose Witwe Maria Elisabetha Fischer im Jahre 1733 mit einer Geldstiftung allen Volkacher Kindern ermöglichte, die deutsche Schule zu besuchen,<sup>3)</sup> weil sie damit das bisher erhobene Schulgeld überflüssig machte, mit dessen Hilfe die beiden nach Geschlecht getrennten Elementarschulen unterhalten wurden, hat sie – wie viele Frauen ihrer Zeit gleich welchen Glaubens<sup>4)</sup>

– wohl­tätig für ihre Heimatstadt gewirkt, ohne jedoch – wie man es auch von einer liebenden Mutter erwartet hätte – die Mädchen damit zu bevorzugen. Die Mädchen besuchten in Volkach seit langem eine eigene Schule, weil die deutsche Schule für Knaben schon im ersten Schuljahr zur Vorbereitung auf die Lateinschule<sup>5)</sup> mit dem Unterricht in Latein begonnen und so früh eine Geschlechter trennende Bildungschance praktiziert hatte, die Mädchen von höherer Bildung ausschloß. Mit der neuen finanziellen Ausstattung des Volkacher Schulfonds durch die bürgerliche Stifterin, war nun ein Anreiz zum Schulbesuch für alle Kinder geschaffen worden, gleich ob Junge oder Mädchen, arm oder reich. Ließen es also die familiären Arbeitsverhältnisse zu, konnten sich seit dieser Zeit alle Volkacher Kinder kostenlos unterrichten lassen. Eine Förderung der Mädchen hatte die Stifterin damit nur indirekt bewirken können.

Eine Generation später wurde die Möglichkeit, Frauen zu Lehrerinnen außerhalb einer klösterlichen Einrichtung ausbilden zu lassen, Thema der öffentlichen Schuldebatten im Fürstbistum Würzburg.<sup>6)</sup> „*Es kam dann eine Zeit, wo man glaubte, für eine weibliche Schule schicke sich besser auch eine weibliche Lehrerin.*“ So kommentierte der Volkacher Pfarrer und Schulinspektor Eugen Schön 1833 diese Entwicklung.<sup>7)</sup> Der Einsatz von Lehrerinnen an öffentlichen Volksschulen stieß aber bei den Volkacher Honoratioren auf wenig Gegenliebe. Vom Würzburger Landesherrn aufgezwungen<sup>8)</sup> leitete dennoch zwischen 1785 und 1797 eine weltliche Lehrerin die Volkacher Mädchenschule. Doch sobald die Neubesetzung anstand, wurde die Stelle an der Mädchenschule mit immerhin 120 Schülerinnen wieder einem Mann übergeben.<sup>9)</sup> Auch wenn

nun die neuen Landesherrn, der bayerische Kurfürst Max IV. Joseph und dann der Würzburger Großherzog Ferdinand, infolge der Säkularisierung die Ausbildung von weltlichen Frauen für den Lehrberuf als dringend ansahen, um den Ausfall klösterlicher Lehrerinnen zu kompensieren, hatten sie mit dieser Politik in den schulverantwortlichen Männern vor Ort keine Verbündeten<sup>10)</sup> gefunden.<sup>11)</sup> Diese hatten schon genug Probleme damit, nach der Einführung der Schulpflicht 1803<sup>12)</sup> ausreichenden Schulraum bereit zu stellen. Solange dies erst einmal die Mädchenschule betraf,<sup>13)</sup> zog man sich auf das Argument fehlender Finanzmittel zurück,<sup>14)</sup> so daß die Zustände in der Volkacher Mädchenschule zunächst für einige Jahre hingenommen werden mußten. Erst als auch die Knabenschule ein neues Domizil brauchte, wurden im Rathaus Räume für drei Schulen eingerichtet, die nun den bayerischen Vorschriften der Schulhygiene entsprechend waren. Die von Bischof Erthal schon eingerichtete Industrieschule als Fortbildungsschule für Jungen wie Mädchen lief nur soweit, wie sich Lehrer und Lehrerinnen fanden. Wer es sich in Volkach leisten konnte, schickte deshalb seine Söhne und Töchter nach Würzburg, wo das Angebot höherer Bildung breit gefächert war. Kaum attraktiv für die bürgerlichen Töchter schien die Unterweisung durch eine in Handarbeiten geschickten Frau gewesen zu sein, die in der Fortsetzung der fürstbischöflich-würzburgischen Industrieschule in Volkach bis über die Revolutionszeit von 1848/49 hinaus privat arbeitete.<sup>15)</sup> Die geringere Qualifikation der Mädchenlehrer an der Volkacher Mädchenschule war zudem kein Geheimnis in der Stadt, was angesichts der damit verbundenen niederen Entlohnung allgemein auch Unterstützung fand. Solange der Staat die Bildung von Mädchen im Elementarbereich als Aufgabe der Kommune und alles darüber hinaus Gebotene als Aufgabe der Eltern betrachtete, änderte sich bis in die Regierungszeit Maximilians II. für die Volkacher Mädchen an diesen Verhältnissen nichts.

Weiblicher Stiftungswille griff dagegen bereits um 1800 auf dem Gebiet der Armen- und Krankenpflege, dem anderen Ort bür-

gerlicher und landesherrlicher Wohltätigkeit, in die städtische Politik Volkachs ein. Nachdem sich die Stadt von den Lasten des Siebenjährigen Krieges<sup>16)</sup> nicht erholen konnte, wähten sich die Stadtmagistratsräte kaum in der Lage, die seit der Julisechterstiftung von 1607 in Volkach gesicherte Armen- und Altenpflege zu erhalten.<sup>17)</sup> Schon 1785 waren die Volkacher Pfründner nach Dettelbach gebracht worden, vorgeblich weil der bisherige Spitalverwalter schlecht gewirtschaftet hätte und das Volkacher Spital nicht mehr gehalten werden könnte. Daß dies überwiegend Frauen traf, wird in den Quellen nur beiläufig erwähnt.<sup>18)</sup> Für kinderlose Frauen war aber die Einrichtung eines Spitals eine wichtige Institution für ein zukunftssicheres Alter. Johanna Justina Hartmann (1735-1804), die kinderlos gebliebene Witwe eines in Würzburg tätigen Beamten und einzige Tochter des Volkacher Händlers Melchior Meisner, des vierten männlichen Sprosses einer in Volkach einflußreichen Familiendynastie, wollte dieser städtischen Politik nicht länger zusehen und stiftete zunächst Kapital für die Renovierung des vormaligen Seelhauses außerhalb der Stadtmauern für die Wiederansiedlung der Volkacher Pfründner.<sup>19)</sup> Das vorherige Spitalgebäude war aufgrund seiner guten Stadtlage direkt am Marktplatz bereits an Franz Karl Meisner, Sohn des Nikolaus Joseph Meisner (1748-1826) und Großneffe der Stifterin Justina Hartmann veräußert worden.<sup>20)</sup> 1802 konnten aufgrund der Initiative Justina Hartmanns drei Pfründerinnen wieder nach Volkach zurückkehren. Im Jahre 1804 erhöhte Justina Hartmann ihre Stiftung und legte in ihrer testamentarischen Verfügung fest, daß Verwaltung und Vermögen des Spitals für alle Zukunft in Händen der Familie Meisner und ihrer Abkömmlinge bleiben müsse, auch wenn die Stadt Volkach die Aufsicht über das Spital behalten sollte. Die Auswahl der Pfründner oblag den Honoratioren der Stadt ohne maßgeblichen Willen der Stifterin, Frauen im besonderen Maße dabei zu bevorzugen. Trotz ihrer Kinderlosigkeit konnte so Justina Hartmann, geb. Meisner, für die Nachkommen der weitverzweigten Familie Meisner sorgen und gleichzeitig das vom Großvater Johann

Meisner in der Bürgerschaft der Stadt Volkach erworbene Ansehen in der von ihr neu fundierten Spitalstiftung bis auf den heutigen Tag bewahren. Öffentliche Anerkennung hat sie damit für sich nicht gewonnen, aber für die Familie Meisner, aus der sie entstammte und der sie ihr Lebensglück verdankte.

Nahmen die männlichen Mitglieder der Familie Meisner als die großen Wohltäter der Stadt nun weiter Einfluß auf die politische Entwicklung der seit 1814 königlich bayerischen Amtsstadt,<sup>21)</sup> war den weiblichen Abkömmlingen der weit verzweigten Familie mit dem Beispiel ihrer Vorfahrin die Hoffnung in die Wiege gelegt worden, ihrem Glück der Geburt auch gute Taten folgen zu lassen. Nach dem Schock der Säkularisation mit der rigorosen Aufhebung der Klöster und dem strengen Vorgehen des neuen bayerischen Landesherrn gegen das kirchliche Brauchtum, insbesondere die Wallfahrt, war bereits unter dem Stadtpfarrer Eugen Schön, einem ehemaligen Zisterziensermönch aus Ebrach, wieder Normalität im religiösen Leben der Stadt eingeleitet. 1816 legte Maria Magdalena Österreicher (1777–1816) zu Bamberg, ebenfalls eine geborene Meisner zu Volkach und Nichte der oben genannten Stifterin, testamentarisch 2000 Gulden für die Erhöhung der Pfründnerzahl im Bürgerhospital ein und sicherte damit die Zukunft des Spitalprojektes.<sup>22)</sup> Der Tradition weiblicher Fürsorge folgend richtete sie darüber hinaus eine Stiftung ein, die alljährlich zu Weihnachten eine Kleiderspende für arme Volkacher Kinder ermöglichte. Die seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert notleidenden Volkacher Häcker hatten eine solche direkte Unterstützung aus der reichen Bürgerschaft dringend nötig, ganz abgesehen von einer damit verbundenen indirekten Unterstützung des ansässigen Handels.

Hinsichtlich des bürgerlichen Stiftungswillens zugunsten der Volkacher Pfarrkirche mußte Pfarrer Schön aber feststellen, daß sich der „*dermalige Zeitgeist, der sich mehr im Zerstoren als im Aufbauen und Bewahren thätig zeigt*“, auch in Volkach breit gemacht hatte.<sup>23)</sup> Das Beneficium St. Barbara, das

Maria Barbara Confortula 1742 an die Pfarrkirche Volkach gestiftet hatte, sollte nach dem Willen der Stifterin einem Nachkommen ihrer Familie, der Familie des Handelsbürgers Nikolaus Horn, die Möglichkeit geben, als Benefiziat in Volkach sein Auskommen zu finden. Die Stiftungsverwaltung wurde hier ebenfalls der Familie Horn aufgetragen, aber die Aufsicht gleichzeitig dem Stadtmagistrat anvertraut. Zu ihrer aller Seelenheil hatte der bestellte Benefiziat eine Anzahl von Messen zu lesen und damit der Wohltäterin und ihrer Familie für die Zukunft über den Tod hinaus hohes Ansehen verschafft. Der letzte Benefiziat Adam Heer hatte aber aufgrund des Abwirtschafens des Stiftungskapitals im Wertverfall österreichischer Staatspapiere kaum noch ein Auskommen aus dieser Stiftung, so daß er 1818 in seinem Testament nicht das Benefizium mit seinem Familienerbe, sondern das Würzburger Juliuspital bedachte. Dies bedeutete zunächst das Ende der alten Stiftung. Fromme Stiftungen mit dem Ziel, zukünftige Abkömmlinge der Stifterfamilie politisch und sozial zu fördern, waren nach 1818 mit dieser Erfahrung in Volkach kaum mehr ins Kalkül gezogen worden, zumal ein Engagement für die Kirche in dieser Zeit eher nachträglich für das öffentliche Ansehen in der Stadt sein konnte, wie Pfarrer Schön in seinem Bericht nebenbei bemerkte.<sup>24)</sup>

Die Seelsorger fanden aber zunehmend in den Frauen der Stadt, insbesondere bei den ledigen Bürgertöchtern ihre Klientel, die aus ihrer Frömmigkeit im Sinne christlicher Caritas heraus Geldstiftungen bereitstellten, um der seit dem Konkordat von 1817 wieder erstarkten Kirche finanziell unterstützend beizustehen. Gleichzeitig wollten sie aber auch in der Tradition ihrer Familien wohltätig wirken und das Andenken über den Tod hinaus in ihren Stiftungen neu begründen, auch wenn sich ihre Lebensumstände gewandelt hatten. So setzten Schenkungen und Vermächtnisse zugunsten der Meisnerschen Spitalstiftung 1842 wieder ein; zunächst mit der Schenkung von 2516 Gulden und einer testamentarischen Überlassung einer Wiener Obligation im Werte von 1000 Gulden durch den Landrichter in bayerischen Diensten

Ignatz Meisner, einem weiteren Mitglied der großen Meisnerschen Familie, dann mit weiteren Kapitaleinlagen durch Johanna Barbara Meisner (1843) und Anna Justina Meisner (1848), beide unverheiratet gebliebene Frauen der Meisnerschen Dynastie in Volkach. Letztere hatte allerdings – wohl angesichts der Erfahrung der Stiftungsverwaltung in den letzten 50 Jahren – testamentarisch festgelegt, daß bei einer eventuellen zukünftigen Auflösung des Spitalfonds ihre Gelder in die Armenstiftung der Dorfgemeinde Astheim fließen sollten, vielleicht weil sie in der Stiftungsverwaltung in der Hand von Seelsorgern die sicherere Gewährsoption sah als in der Praxis der Magistratsräte mit politischen Abhängigkeiten bei der Gestaltung des städtischen Sozialwesens.

„Das Erlebnis der revolutionären Gefährdung“ in den Jahren 1848 bis 1850 hatte nun überall konservativ-religiöse Werte im Alltagsleben und im Erziehungswesen neu aufleben lassen.<sup>25)</sup> Die bereits durch König Ludwig I. erfolgte Wiedenzulassung der katholischen Orden für Aufgaben in Erziehung, Unterricht, Armen- und Krankenpflege hatte dafür eine Grundlage geschaffen. Gleichzeitig waren die Pfarrer über ihre elementaren Tätigkeitsfelder in Gottesdienst und Seelsorge hinaus vom Staat in die Verantwortung für Schule und Armenpflege genommen worden. Als die Landgerichtsärzte wie die leitenden Staatsbeamten in den Amtsstädten nun durch den neuen König mit den dringenden anstehenden Aufgaben der Gesundheits- und Armenpolitik konfrontiert wurden,<sup>26)</sup> waren sie zu einer engeren Kooperation mit der Geistlichkeit geradezu herausgefordert. So offenbarten die Gutachten der einzelnen unterfränkischen Landgerichte zum „Gesundheitszustand auf dem platten Lande“ aus dem Jahre 1853<sup>27)</sup> übereinstimmend die Überzeugung, daß die Irreligiosität für die „sittlichen Nothstände der armen Volksklassen“ verantwortlich zu machen sei und daß die Kirche, wenn man sie ließe, mit staatlicher Unterstützung diesen „sittlichen Nothstand“ auch zu beheben vermochte.

Der Volkacher Landrichter Ammersbacher forderte eine allgemein strengere Hand-

habung der königlichen Verordnungen zur Sittenstrenge ein, denn: „Nicht zu leugnen ist, daß für die Hebung der sittlichen Nothstände im Volke das lebendige Beispiel der Beamten, Geistlichen, Ärzte, Lehrer und der hervorragendsten Gemeindemitglieder vom entscheidendsten Einfluße ist. Die Untergebenen richten sich in der Regel nach dem Benehmen ihrer Vorgesetzten. Deshalb ist es Pflicht der Beamten, nicht nur stets mit dem Beispiele der Religiosität und des sittlichen Wandels, sondern auch den Weg mit Bescheidenheit vorzugehen.“<sup>28)</sup> Deshalb sollten die Beamten wieder staatlicherseits zum Kirchgang angehalten und damit die Werte der christlichen Gesellschaft gestärkt werden. Allgemein wurde von den Gutachtern die Sorge um einen regelmäßigen Schulbesuch, auch der Christenlehrerstunden eingefordert, um die sich vor allem die Schulspektoren, also die Geistlichkeit, kümmern sollten. Auch die Einrichtung von Kleinkinderbewahranstalten wurde regelmäßig angemahnt wie der Bau von Krankenanstalten und Beschäftigungshäusern für arme und arbeitsscheue Personen.

Die geistlichen Distriktsschulinspektoren wie auch der Volkacher Stadtpfarrer Förster verwiesen ihrerseits auf die bisherigen Erfolge ihrer Kirche: „...die materiellen Nothstände werden durch Ortsarmenkommissionen, Wohlthätigkeits-Stiftungen u. -Vereine, durch nie siegende Privatwohlthätigkeit, wozu fortwährend in Predigten, Christenlehren u. bei Sterbfällen ermahnt wird, sehr erleichtert.“<sup>29)</sup> Sie forderten nicht nur eine staatliche Unterstützung in der Gründung von christlichen und sozial-karitativen Vereinen, um den sozialen Mißständen entgegenzutreten zu können, sondern auch, wie der Volkacher Stadtpfarrer Förster, konkrete staatliche Maßnahmen, z.B. den Schutz der Kinder, insbesondere der Mädchen, vor permanenter Überforderung durch die Eltern, die nicht selten zum frühen Tod führe.<sup>30)</sup> Der Volkacher Pfarrer nahm kein Blatt vor den Mund, um zu zeigen, wohin die „Irreligiosität“ letztendlich seiner Meinung nach führte und welche Wirkung dagegen der gläubige Christ zu erzielen vermochte. „Es ist noch niemand seit 5 Jahren trotz allen Ge-

*schreis u. Aufhebens von revolutionärer Seite über Nothstände Mängel unterlegen u. mögen sich ... diejenigen Geldgeier vor einem animalischen Proletariat fürchten, welche sich überhaupt in ihrer bekannten Menschenfreundlichkeit von der arbeitenden, minderbesitzenden Classe absperren, um ja nicht in die Lage zu kommen, Jammer und Armuth ansehen zu müssen.*“<sup>31)</sup>

Daß hier insbesondere das Vorbild der Frauen wohlthätige Wirkung zeigte, ist in manchem Nebensatz erwähnt. Der Auber Landrichter Eyselein, der bis 1848 im Volkach benachbarten, ehemaligen Casteller Herrschaftsgericht Rüdenhausen tätig war, insistierte ausdrücklich auf den Einsatz von Frauen in christlichen Vereinen, um die materiellen und sittlichen Notstände der armen Volksklassen zu bekämpfen.<sup>32)</sup> Längst waren die Frauen der hohen Bürger- und Adelschichten in den Landeshauptstädten der deutschen Staaten aus der passiven Rolle der wohlthätigen Stifterin in aktive Wohlthätigkeit eingetreten.<sup>33)</sup> Auch aus armen Verhältnissen stammende junge Frauen widmeten sich seit den 1820er Jahren vermehrt aus innerem frommen Antrieb der Pflege von Alten und Kranken, und fanden sie in einem Seelsorger Unterstützung, mündeten diese Mühen nicht selten in die Gründung einer neuen ordensähnlichen Gemeinschaft. meist nach dem Vorbild des hl. Franziskus.<sup>34)</sup> Verheirateten Bürgerfrauen war aus der Gemeinschaft gemeinsamer Gebetsübung die Möglichkeit erwachsen, karitative Wohlthätigkeit zu organisieren, wie die Organisation des sog. Christlichen Müttervereins seit 1870 zeigt. So konnten Kirche wie Staat nach den revolutionären Ereignissen von 1848/49 in diesem Wirken eine Chance erkennen, die anstehenden Zukunftsfragen in Bildung, Erziehung, Armen- und Krankenpflege kostengünstig zu steuern, auch wenn die Kirchen- und Ordensfrage in der Öffentlichkeit weiter kontrovers diskutiert wurde.

Signalwirkung für die kleine Landstadt Volkach hatte die von König Maximilian II. erlassene „*höchste k. Ministerial-Entschlie-ßung vom 9. Januar 1852 mitgetheilt von der Regierung unterm 9. Februar*“. Sie legte

allen Gemeinden nahe, Arme Schulschwestern, eine Neugründung von Karolina Gerhardinger (1797-1879) zum Zwecke der Mädchenbildung mit Hauptsitz in München,<sup>35)</sup> in ihren Mädchenschulen einzuführen.<sup>36)</sup> „*Wenn der Wunsch nach dem Besitze des gedachten Instituts zum Zwecke der Erziehung und Bildung der weiblichen Jugend in irgend einer Gemeinde kund wird, soll man diesem Wunsche bereitwilligst entgegenkommen und auf die Verwirklichung desselben nachdrucksam hinwirken...*“<sup>37)</sup> Der Volkacher Pfarrer Förster nahm wie auch andere unterfränkische Schulinspektoren diese Aufforderung wahr, um Klosterfrauen in seine Pfarrei und Stadtgemeinde zu berufen, die den Unterricht in den beiden in Volkach eingerichteten Mädchenschulen übernehmen, gleichzeitig aber auch für die nächste Zukunft eine Fortbildung für die schulentlassenen Frauen anbieten konnten. Das von den Armen Schulschwestern praktizierte Filialsystem hatte dabei den Vorteil, daß kranke und alte Lehrerinnen ins Mutterhaus zurückgeschickt werden konnten und Ersatz jederzeit gesichert war. Denn gerade die Unterstützung nicht mehr im Dienst stehender Schullehrer hatte so manchen Schul- und Armenfond in Finanznot gebracht, so daß die Berufung weiblicher Lehrkräfte, die mittlerweile auch außerhalb von Klöstern ausgebildet wurden,<sup>38)</sup> meist mit dem Argument verhindert wurde, daß Frauen eher kränkelten und angesichts des aufreibenden Dienstes in der Schule bald dem Stadsäckel auf der Tasche lägen. Mit der Öffnung der staatlichen Elementarschulen für klösterliche Lehrerinnen, die über ihren Orden versorgt wurden, war nun die Nachfrage nach pädagogisch qualifiziertem Personal im Mädchenbildungswesen der Kleinstädte über die Kostenfrage hinaus zu steuern und gleichzeitig dem Wunsch vieler junger Frauen nach einer Verbindung von beruflicher Qualifikation und eigenständiger Versorgung außerhalb einer Ehe, der auch den Seelsorgern vor Ort vorgetragen wurde, zu verwirklichen. Auch wenn die Ansiedlung der Armen Schulschwestern in Volkach nicht gelang, so konnte doch der Orden der Dillinger Franziskanerinnen für diese Aufgabe gewonnen

werden, der ähnlich dem Münchner Schulorden ausgebildete Lehrerinnen aus ihren Reihen in Filialen schickte.<sup>39)</sup> Seit dem 19. Oktober 1856 waren nun in Volkach zwei ausgebildete Lehrerinnen aus dem Orden des hl. Franziskus von Dillingen in den beiden Mädchenschulen tätig, nachdem es Pfarrer Förster in langwierigen Verhandlungen gelungen war, ein sog. Hospitium im alten Schulhaus von Volkach mit Hilfe einer testamentarisch verfügten Stiftung von Anna Justina Meisner, ebenfalls einer Nichte der schon genannten früheren Wohltäterin Justina Hartmann, einzurichten und die Versorgung der drei Klosterfrauen aus Dillingen über einen mit weiteren Stiftungen aus dem weiten Kreis der Familie Meisner ausgestatteten Schulfonds für die Zukunft sicherzustellen.<sup>40)</sup> Mit der Tradition der bürgerlichen Stiftung hatten Volkacher Frauen – trotz Bedenken der Volkacher Stadtführung – die Einführung weiblicher Lehrkräfte für die hergebrachte Mädchenschule durchsetzen können.

Ausschlaggebend für die wohlwollende Zustimmung aus der Volkacher Bürgerschaft war die Zusage der Klosterfrauen, über den Elementar- und Arbeitsschulunterricht hinaus, bildungshungrige Mädchen in Französisch und Musik, aber auch in Handarbeiten unterrichten zu wollen.<sup>41)</sup> Auch der Gedanke, mit Hilfe der Nonnen eine Kleinkinderbewahranstalt in der Stadt einrichten zu können, half, denn die Dillinger Franziskanerinnen besaßen auch in dieser Sparte entsprechend qualifiziertes Personal. Es sollte sich bald als Glücksfall herausstellen, daß die nach Volkach entsandte Oberin des kleinen Konvents, M. Ignatia Reindl (1814-1890), den festen Willen mitbrachte, ein selbständiges Kloster in der Diözese Würzburg etablieren zu wollen. Die Klosterfrauen sollten sich neben der kommunalen Aufgabe dort der höheren Mädchenbildung mit dem Ziel, junge Frauen für die Zukunft der Kirche zu gewinnen oder für die Ehe attraktiv zu machen, widmen können. In Volkach hatte sie beobachtet, daß *„die hiesigen Mädchen..., kaum der Werktagsschule entlassen, ganz für häusliche Arbeiten verwendet [werden], so daß sie, einige nur ausge-*

*nommen, nicht weiter lernen.“*<sup>42)</sup> Mit dem Angebot, lernwillige Mädchen in ihrem Klösterlein aufzunehmen, glaubte sie, Volkacher Frauen eine Zukunft geben zu können. Mit Barbara Schedel (1834–1866) fand sie schon bald eine junge Frau aus Volkach, die ihr bürgerliches Erbe von 2000 Gulden mit in den Konvent brachte, und in Franz Caspar Meisner einen Geldgeber, der ihr einen mit 4% verzinnten Kredit über 1300 Gulden überließ, so daß sie 1858 das vom Staat angebotene ehemalige Landgerichtsgebäude für den Sitz ihres Klosters gegen die Konkurrenz des ansässigen Posthalters und Gastwirtes erwerben konnte.<sup>43)</sup> Sie spielte dabei geschickt den Trumpf aus, daß die unterfränkische Regierung, insbesondere ihr Präsident Freiherr von Zu Rhein, die Einrichtung eines höheren Mädchenbildungsinstitut ebenso befürwortete wie den Gedanken, ein Heim für verwahrloste Mädchen in ihrem Kloster anbieten zu wollen.<sup>44)</sup> Ihre jährlich zu verzeichnenden hervorragenden Referenzen hinsichtlich ihres eigenen Lehrauftrags wie auch hinsichtlich der erfolgreichen Ausbildung von Kandidatinnen ließen etwaige Gegenstimmen nicht laut werden. Innerhalb weniger Jahre war es M. Ignatia Reindl gelungen, ein konfessionsübergreifendes Pensionat zu betreiben, junge Frauen aus der Stadt und der Umgebung für das Klosterleben und für den Lehrerinnen- wie Erzieherinnenberuf zu gewinnen sowie weitere Filialen in naher Umgebung für die Aufgabe in den Kommunal Schulen zu beschicken. *„Jede neue Filiale aber war eine Quelle, welche dem Orden neue Kräfte zuführte und je nach örtlichen Bedürfnissen neue Möglichkeiten zur Erweiterung des Wirkungskreises bot.“*<sup>45)</sup>

Die Zeit schien auch reif dazu. Neben Stadtpfarrer Förster war der Gerichtsarzt von Volkach, Dr. Brunner, in gleicher Zeit auf dem Weg, Klosterfrauen in der Kranken- und Armenpflege einzuführen. Entsprechend dem Gesetz vom 25. Juli 1850<sup>46)</sup> über die Verpflegung hilfloser Personen, gelang es Brunner, in Volkach ein Distriktkrankenhaus für erkrankte Dienstboten, Gesellen, Lehrlinge und anderen Minderbemittelten einzurichten. Die erfolgreiche Ansiedlung der

Dillinger Franziskanerinnen für den Schuldienst an der kommunalen Mädchenschule hatte ihn beflügelt, den zuständigen Distriktarmenpflegschaftsrat davon zu überzeugen, zur Pflege und zur Haushaltsführung im neuen Krankenhaus weitere Klosterfrauen nach Volkach zu holen. *„Eine religiöse und zweckmäßig geordnete Krankenpflege herbeizuführen, dürfte wohl zunächst die Aufgabe sein, die zu lösen wäre.“*<sup>47)</sup> In seiner Rede vor dem Rat am 15. Januar 1857 warb er mit vielen Worten für die Pflege durch Frauen, besser noch durch Ordensfrauen. *„Dieses Bessere, ja Unübertreffliche findet sich in denjenigen geistlichen weiblichen Orden, welche sich mit der Krankenpflege befassen. Dem weiblichen Geschlecht ist ein eigenes Zartgefühl, eine wärmere Theilnahme an dem körperlichen Leiden Anderer, eine größere Geduld und Beharrlichkeit in Verrichtung kleiner, weder den Verstand als die physischen Kräfte sehr anstrengenden Arbeiten eigen, durch welche Eigenschaften sich daſelbe vorzüglich vor dem rauheren und ungeduldigen Männergeschlecht empfiehlt.“* Er schlug den Räten vor, die *„Congregation der Töchter des Göttlichen Erlösers mit dem Mutterhaus in Nieder-bronn in Elsaß“* anzufragen, da diese bereits in Würzburg mit 15 Schwestern wohlthätig in der Armen- und Krankenpflege tätig wären und auch abrufbar für Werneck und Kissingen in den Distriktkrankenhäusern wie für die ambulante Krankenpflege gewirkt hätten. Daß diese junge, erst 1849 gegründete Schwesterngemeinschaft offiziell noch keine Anerkennung besaß, erwähnte er dabei nicht. Aber er stellte in Aussicht, daß mit der Berufung dieser Frauen auch eine Kleinkinderbewahranstalt für Volkach möglich werden könnte, deren Einrichtung schon lange gewünscht war. Daß die Schwestern ohne Besoldung im Krankenhaus arbeiten, nur mit Wohnung und Verköstung zufrieden sein werden, spräche besonders für die Klosterfrauen. *„Zur Ehre der Bewohner des Bezirks Volkach glaube ich mit Nachdruck hervorheben zu dürfen, daß sich in demselben ein so hoher Grad an Religiosität und sittlichem Bewußtsein vorfindet, daß man auf die allgemeine Befriedigung von Reich und Armen,*

*von Arbeitgebenden und Arbeitenden, von Herrschaften und Dienenden bei Einführung dieses ehrwürdigen und wohlthätigen Ordens rechnen kann.“*<sup>48)</sup> Der Einführung weiblichen Pflegepersonals statt der bisher üblichen männlichen Krankenwärter würde so nach Ansicht des Gerichtsarztes nichts entgegenstehen, ja sogar die vorhandene konfessionelle Verschiedenheit der Kranken im Bezirk Volkach kein Problem für die Schwestern der neuen Kongregation sein. Am 27. Mai 1857 erfolgte dann die *„feierliche und legale Übergabe der Krankenpflege und des Haushaltes daselbst an die Schwestern des Ordens der Töchter vom göttlichen Erlöser.“*<sup>49)</sup>

Innerhalb eines halben Jahres führten also die Volkacher zwei weibliche Klostersgemeinschaften ein, die bislang in der Diözese Würzburg noch keine offizielle Bestätigung ihrer Niederlassung besaßen, aber der Stadt die Möglichkeit gaben, eine höhere Mädchenbildung und eine kostengünstige Krankenpflege anzubieten. Über die öffentliche Anerkennung der klösterlichen Lebensform als Alternative zur Ehe bahnten die Honoratioren der Kleinstadt Volkach damit gleichzeitig ihren Töchtern den Weg in den Beruf. Dies war sicherlich auch wichtig, als es bei der Verwaltungsneuordnung im Jahre 1862 um die Auswahl der bezirksamtlichen Zentralorte ging. Nach den eher mageren Jahren der Stadt zwischen 1800 und 1850 begann sich Volkach wieder als zentrale Verwaltungsstadt zu erholen, woran die sozialen Einrichtungen von Bürgerspital, Krankenhaus, Schulen und Kinderbewahranstalt (seit 1858) maßgeblich ihren Anteil hatten. Über die Arbeit der Klosterfrauen in den bisher männlich dominierten Berufsfeldern wuchs die Anerkennung weiblicher Berufstätigkeit, was den Mädchen in der Stadt gleich welcher sozialen Herkunft neue Lebensperspektiven zu eröffnen vermochte. Daß damit auch der Prozeß der Entkirchlichung im öffentlichen Leben abgebremst werden könnte, registrierte die Geistlichkeit mit Freude. *„Was wollen wir? Wir wollen – nicht unnützes Häckeln und süßes Schönreden zarter Mädchenlippen, wie man in Romanen findet – nein! Wir wollen Religion und Sittenrein-*

heit, tief in den Herzen der Jugend eingeschrieben und durch sie in den Familien begründet, damit man sie wahrhaft christlich nennen kann.“<sup>50)</sup>

Die für die Stadt unerfreuliche Periode zwischen 1863 und 1869, in der sich Volkacher Familien in der Frage „Magistratische Verfassung: ja oder nein“ politisch bekriegten, war geprägt von den Anstrengungen der Familiendynastie Meisner, mit Hilfe ihrer Geldmittel die katholische Gemeinde der Stadt neu zu stärken. Nach dem verheerenden Stadtbrand von 1859, dem die Spitalkapelle und das Spital vor dem oberen Tor der Stadt selbst zum Opfer fielen, konnte die Stadtgeistlichkeit auf die großzügige Spendenbereitschaft der ledigen Fanny Vornberger und der in Volkach gebürtigen Geistlichkeit zurückgreifen, um die Kapelle wie das Spital wieder neu aufzurichten. Von der Wohltätigkeit der Volkacher begeistert, rief der Stadtpfarrer Scheurich bei der Einweihung der neuen Kapelle den Volkachern zu, daß sie in diesem „neuen Tempel... für immerhin ... ein Denkmal des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe der katholischen Volkacher“<sup>51)</sup> sehen mögen. Fanny Vornberger, die schon genannte Tochter einer gebürtigen Meisner, spendete auch weiterhin für die Belange der Volkacher Pfarrei<sup>52)</sup> „zur Ehre Gottes, zur Auferbauung ihrer Mitbürger und zum Heile ihrer Seele.“ Ledig sein bedeutete für Frauen wie Fanny Vornberger in dieser Zeit wohl mehr als das unbefriedigende Dasein als „alte Jungfer“, da sie, wie die Klosterfrauen in der Stadt, für die Gemeinschaft wohlthätig sein konnte, was ihr gleichzeitig Anerkennung und Ansehen verschaffte. Aber auch die hinterbliebenen Witwen der angesehenen Bürgerschaft zeigten sich bei der Bereitstellung notwendiger Geldmittel für die renovierungsbedürftige Pfarrkirche spendabel, auch wenn es nicht überrascht, daß dort wieder der Name Meisner in den Listen auftaucht.

Mit dem deutsch-deutschen Bruderkrieg von 1866 konnten sich die Klosterfrauen noch einmal für die bisweilen gegen die Verbreitung der Orden übers Land kritisch eingestellte Männerwelt von Militär und Regierung ins rechte Licht rücken und den

praktischen Nutzen ihrer aus dem Glauben motivierten Hilfsbereitschaft für alle Not leidenden Menschen demonstrieren. Von der Heftigkeit der kriegerischen Auseinandersetzung überrascht waren die Kapazitäten der militärischen Sanitätskolonnen im Schlachtfeld des unterfränkischen Raumes bald ausgeschöpft, so daß sich eine versprengte Gruppe völlig erschöpfter, kranker und verwundeter Soldaten an der Pforte des Volkacher Klosters St. Maria einfand, die den Lehrerinnen alles für die Pflege bis hin zum Tod abverlangten.<sup>53)</sup> Im Distriktkrankenhaus wie im Bürgerspital waren alle Kapazitäten ausgeschöpft.

Eine Anerkennung für die Opferbereitschaft der Klosterfrauen aus dem Schulorden wurde damals nicht ausgesprochen. Aber als sich der Deutsch-Französische Krieg ankündigte, griff die Regierung in vollkommener Selbstverständlichkeit auf die Hilfe aller weiblichen Orden und Kongregationen zurück, gleich ob sie ausschließlich im Schuldienst oder in der Kindererziehung tätig waren. „Die weiblichen Ordensgenossenschaften und Congregationen, welche sich der Uebung der christlichen Charitas zur Lebensaufgabe gesetzt haben, werden, wie nicht zu zweifeln ist, freudig den sich bietenden Anlaß ergreifen, auch jetzt wieder als wahre Helferinnen in der Noth aufzutreten und, indem sie einer hehren Pflicht ihres eigenen Berufes genügen, sich zugleich um das große Ganze, um das Vaterland verdient zu machen.“<sup>54)</sup> Obgleich die Oberin M. Ignatia Reindl Bedenken wegen der Gesundheit ihrer Lehrerinnen und Erzieherinnen hatte, war sie bereit, ihre Mitschwestern für den Dienst in den Militärlazaretten an der Front, aber auch in Volkach freizugeben.<sup>55)</sup> „Diesesmal wurde dem Convent auch von allerhöchster Stelle die Anerkennung [gewährt] und erhielten auf Befehl Sr. Majestät des Kaisers die hocharwürdige Frau Oberin, Frau M. Franziska und die Schreiberin die von dem selben gestiftete Kriegsdenkmünze von Stahl für ihre Leistungen nebst Diplom,“ so vermerkt die Klosterchronik.<sup>56)</sup>

Dieses Wohlwollen der Regierung gegenüber den weiblichen Orden nutzend, ging

die Meisnersche Spitalverwaltung im Juli 1871 noch rasch daran, für die Haushaltsführung Erlörschwwestern zu gewinnen, weil der ständige Wechsel der Hausmutter und Köchin seit 1850 eher Unfrieden als Ruhe in das Altenheim gebracht hatte. So zogen zwei Ordensfrauen der barmherzigen Schwestern vom hl. Erlöser in das Volkacher Spital ein.<sup>57)</sup>

Über den Schulorden der Volkacher Franziskanerinnen brach aber bald die Welle des sog. Kulturkampfes herein, nachdem der Reichskanzler Fürst Bismarck verkündet hatte: „*Lieber keine Schulen, als solche, die in den Händen von Ordenspersonen sind.*“<sup>58)</sup> 1865/1866 waren für ganz Bayern 584 Lehrerinnen gezählt worden, wovon aber 89 Prozent ihrem Lehrauftrag aus einem Orden heraus nachgingen.<sup>59)</sup> Auf höchster politischer Ebene hatte sich König Maximilian II. bereits 1863 gegen die weitere Niederlassung eigenständiger Klöster ausgesprochen<sup>60)</sup> und gleichzeitig wurde im bayerischen Landtag durch die bayerische Fortschrittspartei ein neues Schulgesetz gefordert,<sup>61)</sup> das dem Staat das ausschließliche Recht auf Leitung und Beaufsichtigung der Schulen garantieren sollte. Mit dem neuen Minister für Kirchen- und Schulangelegenheiten Dr. von Lutz gelangte ein Liberaler an den Hebel der Macht, dem die vielen klösterlichen Niederlassungen und deren sich weiter vermehrende Zahl ein Dorn im Auge war, obwohl ihm bewußt war, daß er in absehbarer Zeit keinen Ersatz vor allem in den weiblichen Tätigkeitsfeldern von Bildung, Erziehung und Krankenpflege herbeischaffen konnte. In Würzburg insistierte man zunächst auf die Beseitigung der allerh. Entschließung vom 9. Januar 1852, auf die sich die Schulinspektoren und Stadtgemeinden berufen konnten.<sup>62)</sup> Als die Oberin der Niederlassung Lohr der Regierung die Ablegung von Ordensgelübden durch zwei Novizinnen am 27. August 1872 meldete, sahen sich die Würzburger Beamten veranlaßt, die Rechtmäßigkeit der Ordensniederlassungen in ihrem Bezirk zu überprüfen. Dabei stellte man fest, daß die Niederlassung der Dillinger Franziskanerinnen in Volkach zwar von den Bischöfen zur Aufnahme von Novizinnen befugt waren, aber

entgegen den Verfassungsbestimmungen und entgegen dem Konkordat keine staatliche allerh. Genehmigung dazu erwirkt hatten. Am 10. Juni 1874 verkündete deshalb Graf Luxburg der Oberin M. Ignatia, daß sie ihre klösterliche Selbständigkeit aufgeben und wieder in den Filialverbund mit dem Mutterhaus in Dillingen treten müsse.<sup>63)</sup> Damit verbunden war nun das Verbot, Kandidatinnen und Novizinnen in ihrem Kloster aufzunehmen. Für die jungen Frauen von Volkach und Umgebung war nun ein Beitritt zu den Franziskanerinnen nur noch in Dillingen möglich, was gerade für die aus ärmeren Verhältnissen stammenden Mädchen kaum zu realisieren war. Wie wir aus der Biographie der späteren Volkacher Oberin M. Ildephonse Walter wissen, war aber der Gang nach Dillingen kein grundsätzliches Hindernis für die Mädchen aus Volkach und der näheren Umgebung.

An der Lehre durch die Schulschwwestern war aber nichts auszusetzen, auch wenn in der Öffentlichkeit eine moderne Schule ohne klerikalen Einfluß immer lauter gefordert wurde. Die Visitation der Mädchenschule durch den Regierungspräsidenten Graf Luxburg im Jahre 1874 brachte für die Oberin nur weitere Auszeichnungen.<sup>64)</sup> Zur gleichen Zeit rief der Polytechnische Verein in Volkach eine weibliche Fortbildungsschule für werktagsschulfreie Mädchen ins Leben, deren Unterricht in Buchführung, Stenographie und Zeichnen zwei Lehrfrauen aus dem Volkacher Kloster übernahmen.<sup>65)</sup> Trotz Kulturkampf auf Regierungs- und öffentlicher Ebene fanden also die Ordensfrauen weitere Aufgaben in der Kleinstadt Volkach.

In seinem Schreiben vom August 1877 an den Innenminister forderte Minister von Lutz „*wiederholt und bestimmt..., daß die Einrichtung von Zweigniederlassungen religiöser Orden durch Abordnung von 2 oder 3 Ordensmitgliedern in jedem einzelnen Falle ebenso entschieden entgegen zu treten sei, als der Gründung förmlicher neuer Klöster und Abteien....Namentlich kann ein Vergleich des §76 lit.c. mit der allgemeinen Fassung des §78 kaum einen begründeten Zweifel darüber aufkommen lassen, daß die Staats-*

regierung befugt sei, der übermäßigen Ausbreitung klösterlicher Institute in jeder durch die Rücksichten auf das öffentliche Wohl veranlaßten Weise entgegenzutreten.“<sup>66)</sup> So trat er vehement gegen die Genehmigung weiterer Anfragen aus Karlstadt, Freising und Kösching auf, weil „aus anfänglicher Berufung von 2-3 Ordensmitgliedern in kürzerer oder längerer Frist eine Niederlassung mit Vorstand oder Oberin, Klosterkapelle, Superior und eigenem Beichtvater p.p. entsteht.“<sup>67)</sup>

Die von ihm dann veranlaßte Überprüfung der bestehenden klösterlichen Einrichtungen hatte im Bezirksamt Gerolzhofen, zu dem Volkach mittlerweile geschlagen war, kaum Folgen gezeigt. Lediglich die Zahl der zugehörigen Schwestern wurde staatlicherseits festgelegt und jede weitere Erhöhung von der höchsten staatlichen Genehmigung abhängig gemacht. Anders als in Preußen, wo alle Orden rigoros aufgehoben wurden, und in Baden, wo den Schulorden jede Lizenz zum Unterricht entzogen wurde, wirkten in Bayern die klösterlichen Lehrerinnen in kommunalen Mädchenschulen, aber insbesondere in den Instituten der höheren Mädchenbildung weiter. Vor allem ihre konfessionelle Offenheit und ihre dem Wunsch der Eltern entsprechende Lehrplangestaltung in Verbindung mit dem Angebot eines Pensionats machten die klösterlichen Bildungsanstalten für Mädchen auch in den kommenden Jahrzehnten zu nachgefragten Instituten. Das von M. Ignatia Reindl in Volkach eingerichtete Mädcheninstitut warb 1895 überregional in der Presse, was sicher der Nachfrage nach höherer Mädchenbildung in einem Pensionat geschuldet war: „Im hiesigen Kloster der Franziskanerinnen ... finden daselbst Mädchen jeden Alters liebevolle Behandlung, sehr gute Verpflegung und gründlicher Unterricht in allen weiblichen Hand- und Hausarbeiten. Auf Verlangen wird Unterricht im Deutschen, Musik, Französisch und Zeichnen erteilt. Bemerkenswert wird, daß der Eintritt auch später stattfinden kann.“<sup>68)</sup> Seit 1896 waren alle Einrichtungen der Dillinger Franziskanerinnen wie die Kleinkinderbewahranstalt, das Waisenhaus und das Mädcheninstitut mit angeschlosse-

nem Mädchenpensionat entsprechend der staatlichen Verordnungen anerkannt.<sup>69)</sup> Trotz offizieller Widerstände gegen die weitere Zulassung von Klosterfrauen von seiten der Regierung wuchs die Zahl der Franziskanerinnen im Volkacher Kloster kontinuierlich. Die Kongregation der Erlörschwestern hatte eine weitere Niederlassung in der zweiten Altenstiftung der Stadt Volkach auf dem Elgersheimer Hof eröffnet und damit an drei Orten die Aufgaben in der Alten- und Krankenpflege übernommen. Die Volkacher Bürgerfrauen ihrerseits hatten sich in einem Christlichen Mütterverein organisiert, der maßgeblich das kirchliche Leben in der Stadt mitbestimmte. Als sich die Bewegung der karitativen Frauenvereine auch über das Land verbreitete, hatten sich die Beamtengattinnen im Verein des Roten Kreuzes zusammengefunden und sich mit Geld- und Sachmitteln an diversen Wohltätigkeitsaktivitäten des Gesamtvereins beteiligt.<sup>70)</sup> Dies alles mündete 1906 in die Gründung eines reinen Frauenvereins unter der Leitung des damaligen Stadtpfarrers Braun, der es sich zur Aufgabe machte, die ambulante Krankenpflege, sprich ärztliche Versorgung für jedermann, anbieten zu können. Auch in diesem Fall wurden Erlörschwestern berufen, die diese Aufgabe in Zusammenarbeit mit den ansässigen Ärzten und dem Apotheker übernahmen.

In einer Kleinstadt wie Volkach am Main mit einer bis zur Jahrhundertwende fast rein katholischen Bevölkerung lassen sich fast alle Kennzeichen eines katholisch geprägten Sozialmilieus ausmachen, wie ein seit 1850 kirchlich gefördertes Vereinswesen, wie staatlich gewollte Einrichtungen einer von Ordensschwestern geleiteten Mädchenelementar- und höheren Mädchenschule, eines von Ordensschwestern betreuten Krankenhauses und weiterer Sozialeinrichtungen. In der Periode als Bezirksamtsstadt von 1862 bis 1872 waren politische Vereine in den staatlichen Akten für Volkach zunächst nicht gemeldet. Seit der durch den Kulturkampf verstärkten Beobachtung katholischer Vereinsaktivitäten trat 1872 ein Verein „katholisches Casino Volkach“ ans Licht, der nach Ansicht des Bezirksamtsmannes Vogel über

die Geselligkeit hinaus begonnen hatte, politische Zwecke zu verfolgen, so daß das Volkacher Casino am 2. Juli 1872 zu einem politischen Verein erklärt wurde.<sup>71)</sup> Auch wenn sich die politische Aktivität in der Öffentlichkeit auf die männliche Bürgerschaft beschränkte, weil Frauen eine Beteiligung an Wahlen und an öffentlichen Ämtern ebenso versagt war wie die Gründung eines Vereins, so läßt sich für die Kleinstadt Volkach doch abschließend feststellen, daß dieses katholische Milieu maßgeblich von frommen Frauen getragen war.

### Anmerkungen:

- 1) Wolfgang Weiß hat 2006 in seinem Vortrag zum Würzburger Katholizismus im 19. und 20. Jahrhundert grundlegende Kennzeichen des katholischen Milieus benannt, nämlich ein dichtes Vereinswesen, eine starke Bindung an die Partei des politischen Katholizismus, ein konfessionell ausgerichtetes Pressewesen sowie konfessionelle Schulen, Krankenhäuser und Sozialeinrichtungen. „Eine gute pastorale Versorgung“ wie das Zusammenwirken von Klerus, Orden und Laien ist seiner Ansicht nach häufig zu finden, wo sich der Katholizismus meinungsbildend und damit wirkungsmächtig etablieren konnte. Wolfgang Weiß: Bürgergesellschaft und Katholisches Milieu – Würzburger Katholizismus im 19. und 20. Jahrhundert, in: WDGBll 69 (2006), S. 85-97, hier S. 86.
- 2) Sylvia Schraut/Gabriele Pieri (Hrsg.): Katholische Schulbildung in der Frühen Neuzeit. Vom „guten Christenmenschen“ zu „tüchtigen Jungen“ und „braven Mädchen“. Darstellung und Quellen. Paderborn 2004.
- 3) Eugen Schön: Historische Nachrichten über Volkach besonders dessen kirchliche Verhältnisse. Würzburg 1833; ND Volkach 1992, S. 162.
- 4) Beispielhaft gezeigt im Ausstellungskatalog „Geschichte der Frauen in Bayern. Von der Völkerwanderung bis heute“ von 1998, S. 260-272.
- 5) Zur Volkacher Lateinschule neuerdings Ute Feuerbach: Die Lateinschule und ihre Absolventen, in: Dies., Volkach. 906 – 2006. 1100 Jahre verbrieft Geschichte (Volkacher Hefte 12/13). Volkach 2006, S. 163-166.
- 6) Schraut/Pieri, wie Anm. 2.
- 7) Schön, wie Anm.3, S. 162.
- 8) Einrichtung von Mädchenschulen in der Residenzstadt aus antikerlicher Sicht (1803), in: Andreas Riel: Revision des würzburgischen Schulwesens oder was man seit Adam Friedrichs von Seinsheims Zeiten, bis itzt, im ehemaligen Hochstifte Würzburg für die Land- Stadt- und unteren Gymnasiumsulen gethan? – und was man itzt zum Behufe derselben thut? Ein Beytrag zur künftigen Organisation des Schulwesens in den Churfürstl. Fränkischen Fürstenthümern. Würzburg 1803, S. 58-63; Schraut/Pieri, wie Anm. 2, S. 235-237.
- 9) Schön, wie Anm. 3, S. 162.
- 10) „Selbst ohne sonderliches Interesse für Religion scheinen gerade die einflussreichsten Männer Dillingens das Bedürfnis einer religiösen Bildung der weiblichen Jugend nicht zu fühlen.“ So kommentierte M. Angelina Häusler, Meisterin der Dillinger Franziskanerinnen, 1823 die Situation in der schwäbischen Kleinstadt an der Donau. M. L. Schreyer, OSF: Geschichte der Dillinger Franziskanerinnen. Bd. II. Reimlingen 1980, Schreiben vom 15. Jan. 1825, S. 25.
- 11) Ausführlich behandelt ist dieses Thema in meinem Vortrag „Die bayerische Mädchenbildung und die Dillinger Franziskanerinnen in Volkach“, der im Mainfränkischen Jahrbuch 2007 erschienen ist.
- 12) Verordnung über die allgemeine Schulpflicht, 23. Dez. 1802: Döllinger, Bd.9/3, S. 987-990.
- 13) StAWü, Regierungsabgabe 1943/45, Nr. 5426, Bericht zu den Mädchenschulen 1814, 1818.
- 14) StAWü, Regierungsabgabe 1943/45, Nr. 5427.
- 15) In einem Schreiben nach Dillingen vom 10. Mai 1856: Schreyer, wie Anm. 10, S. 398.
- 16) Gerhard Egert: Die Aufzeichnungen des Astheimer Pfarrers J.G. Kantz, 1788-1796, in: Unsere Mainschleife 3-5/1981.
- 17) Herbert Meyer: Vom Seelhaus zum Altenzentrum – Soziale Fürsorge für alte und kranke Mitbürger in Volkach, in: Unsere Mainschleife 10/1994.

- <sup>18)</sup> StAWü, Regierungsabgabe 1943/45, Nr. 6309, Volkach. LG. Physik. 1780-1841.
- <sup>19)</sup> Joseph Meisner/Engelbert Meisner: Geschichtliche Darstellung von der Gründung und Vermehrung des Bürgerspital-Fonds in der Stadt Volkach, dann von dessen Statuten und inneren Einrichtung. Zur Feier des ersten 50jährigen Jubiläums dieser Versorgungs-Anstalt für Volkacher Arme am Schlusse des Jahres 1851. Würzburg 1851.
- <sup>20)</sup> Ebd., S. 18.
- <sup>21)</sup> Franz Karl Meisner leitete von 1832 bis 1836 die Stadt und sorgte für den Rücktritt in den kostengünstigeren Status als bayerische Landgemeinde, der bis 1848 gültig war: Ute Feuerbach: Als Volkach kurze Zeit keine Stadt war, in: Volkach. 906-2006. 1100 Jahre verbrieft Geschichte. Volkach 2006, S. 125f.
- <sup>22)</sup> Schön, wie Anm. 3, S. 169.
- <sup>23)</sup> Ebd., S. 47.
- <sup>24)</sup> Ebd., S. 49f.
- <sup>25)</sup> Harm-Hinrich Brandt: Deutsche Geschichte 1850-1870. Entscheidung über die Nation. Würzburg 1999, S. 35.
- <sup>26)</sup> Zuletzt Klaus Reder: Was sind Physikatsberichte, in: Stephan Diller: Die Physikatsberichte der Landgerichte Eltmann, Haßfurt und Hofheim von 1861 (Schriftenreihe des historischen Vereins Landkreis Hassberge 1). Haßfurt 2004, S. 11-21, hier S.15f.
- <sup>27)</sup> StAWü, Regierung von Unterfranken, Präsidialakten 310, 311, 312.
- <sup>28)</sup> StAWü, Regierung von Unterfranken, Präsidialakten 310, Volkach, 15. September 1853.
- <sup>29)</sup> StAWÜ, Regierung von Unterfranken, Präsidialakten 312, Volkach, 24. August 1853.
- <sup>30)</sup> StAWÜ, Regierung von Unterfranken, Präsidialakten 312.
- <sup>31)</sup> Ebd.
- <sup>32)</sup> StAWü, Regierung von Unterfranken, Präsidialakten 310, Aub, 6. Sept. 1853.
- <sup>33)</sup> Vgl. Ausstellungskatalog „Geschichte der Frauen in Bayern. Von der Völkerwanderung bis heute“ von 1998 (Veröffentlichungen zur Bayerischen Geschichte und Kultur 39/98), hrsg. v. Agnete von Specht, S. 258f.; Marita A. Panzer/Elisabeth Pöbl: Bayerns Töchter. Frauenporträts aus fünf Jahrhunderten. München 2005.
- <sup>34)</sup> Zusammenfassende Übersicht bei P. Erhard Schlund O.F.M. (Hrsg.): Handbuch für das franziskanische Deutschland. München 1926.
- <sup>35)</sup> Maria Liobgild Ziegler: Die armen Schwestern von unserer lieben Frau. Ein Beitrag zur bayerischen Bildungsgeschichte. Diss. München 1935.
- <sup>36)</sup> StAWü, Regierungsabgabe 1943/45, Nr. 5427, Reg. v. Ufr. u. Asch., KdI, Erziehung, Bildung und Unterricht, Volkach. Schulverhältnisse 1814/15-1869.
- <sup>37)</sup> Ebd.
- <sup>38)</sup> H. Beilner: Die Emanzipation der bayerischen Lehrerin – aufgezeigt an der Arbeit des bayerischen Lehrerinnenvereins (1898-933). (MBM 40) München 1971, S. 30f.
- <sup>39)</sup> Schreyer, wie Anm.10.
- <sup>40)</sup> Ausführlich dazu Ute Feuerbach: Dillinger Franziskanerinnen. Kloster St. Maria Volkach. 1856-2006. 150 Jahre Erziehung zum Leben. Volkach 2006.
- <sup>41)</sup> Schreyer, wie Anm.10, S. 390.
- <sup>42)</sup> Ebd., S. 460.
- <sup>43)</sup> Feuerbach, wie Anm. 40.
- <sup>44)</sup> Archiv Kloster St. Maria Volkach, Alte Akten, Kloster: „*Unterthänigste gehorsamste Bitte der Oberin Ord. S. Franc. M. Ignatia Reindl gnädigste Überlassung des früheren Forstamtsgebüudes allda betr., Volkach, den 2ten April 1858... Als die ehrfurchtsvollst Unterzeichnete am 27. Februar d.J. des Glückes genöß, Eurem hohem Präsidium persönlich die inständigste Bitte um gnädigste Überlassung des früheren Forstamtsgebüudes in Volkach zu unterbreiten, erfreute sie sich der wohlwollendesten Aufnahme.*“
- <sup>45)</sup> Ziegler, wie Anm. 35, S.76.
- <sup>46)</sup> Nach StAWü, Regierungsabgabe 1943/45, Nr. 11566, Visitation des Bezirksamtes Volkach 1867.
- <sup>47)</sup> StAWü, Bezirksamt Volkach, Nr. 147.
- <sup>48)</sup> Ebd.
- <sup>49)</sup> Herbert Meyer: Vom Distriktskrankenhaus zur Helios-Klinik. Zur Geschichte des Krankenhauswesens in Volkach, in: Unsere Main-schleife 12/1997, S. 38.
- <sup>50)</sup> F. Förster: Erinnerung an die feierliche Eröffnung des Hospizes der Lehrfrauen aus dem Orden des h. Franziskus, Volkach, am 19. October 1856. Würzburg 1856, S. 30.

- <sup>51)</sup> Aus der Chronik des Stadtpfarrers Joseph Georg Scheurich (1825-1886), Eintrag vom 29. Sept. 1864: Gerhard Egert: Eine Volkacher Chronik, in: Unsere Mainschleife 2/1979.
- <sup>52)</sup> Aus eigenen Mitteln ließ sie einen Stationsweg auf den Kirchberg „Maria im Weingarten“ errichten; nach Chronik Scheurich, vgl. Anm. 51.
- <sup>53)</sup> Handschriftliche Chronik Kloster St. Maria Volkach, S.19-24: Am 16. Juli kam ein Offizier mit 16 Mann an die Klosterpforte und bat um Hilfe. Insgesamt hatten die Klosterfrauen auf eigene Kosten 34 Mann verpflegt. Am Ende mußten drei Klosterfrauen ihr Leben lassen.
- <sup>54)</sup> StAWü, Regierung von Unterfranken, Präsidialakten 331, Militärische Angelegenheiten. Krieg mit Frankreich. Vorsorgliche Maßregeln in Specie: Fürsorge für die verwundeten und erkrankten Krieger. Beteiligung der weiblichen Orden betr., Allerh. Reskript der Kreisregierung, Würzburg, 24. Juli 1870.
- <sup>55)</sup> Archiv Kloster St. Maria Volkach, Alte Akten, Kloster, Handschreiben des Pfarrers Scheurich für die Oberin.
- <sup>56)</sup> Handschriftliche Chronik Kloster St. Maria Volkach, S. 29.
- <sup>57)</sup> Das Bürgerspital in Volkach a.M. sein Anfang, seine Erneuerung u. Erweiterung, veröffentl. zur Jahrhundertfeier 1801-1901. Volkach 1903, S. 57.
- <sup>58)</sup> Zitiert nach Friedrich Kösterus: Natur und Früchte des liberalen Schulwesens, in: Katholische Studien X. Heft. Würzburg 1875, S. 38-52, hier S. 49.
- <sup>59)</sup> H. J. Apel: Mädchenerziehung, in: M. Liedtke (Hrsg.): Handbuch der Geschichte des Bayerischen Bildungswesens. Bd. 4, S. 13-70, hier S. 23.
- <sup>60)</sup> Schreyer, wie Anm.10, S. 473; Meisterin M. Theresia Haselmayr an M. Ignatia Reindl am 19.12.1863: „Seine Majestät haben beschlossen, kein Kloster mehr zu errichten, wenn nun gar von einem Mutterkloster die Rede ist; da darf man nicht zum König kommen mit solchen Sachen.“
- <sup>61)</sup> Ausführlich nachlesbar bei Thomas Sauer: Anton Ruland (1809-1874). Ein Beitrag zur Geschichte der katholischen Restauration in Bayern (Schriftenreihe zur bayerischen Landesgeschichte 103), S. 141ff.
- <sup>62)</sup> StAWü, Regierungsabgabe 1943/45, Nr. 3926, Schreiben vom 21. März 1872.
- <sup>63)</sup> Archiv Kloster St. Maria Volkach, Alte Akten, Kloster, Abschrift der hohen Regierungsent-schließung vom 10. Juni 1874.
- <sup>64)</sup> Archiv Kloster St. Maria Volkach, Alte Akten, Kloster.
- <sup>65)</sup> Handschriftliche Chronik Kloster St. Maria Volkach, S. 30.
- <sup>66)</sup> BayHStA, MInn 52881, v. Lutz an MInn am 3. Aug. 1877.
- <sup>67)</sup> Ebd.
- <sup>68)</sup> Anzeige aus dem Würzburger Generalanzeiger vom 6. Sept. 1895: StAWü, Landratsamt Gerolzhofen, Nr. 5890.
- <sup>69)</sup> Ausführlich bei Schreyer, wie Anm.10; auch StAWü, Landratsamt Gerolzhofen, Nr. 5890.
- <sup>70)</sup> Ausführlich in Ute Feuerbach: Frauen unterwegs im Auftrag der karitativen Wohltätigkeit. 100 Jahre Verein für ambulante Kranken-pflege Volkach e.V., in: Unsere Mainschleife 1-4/2007.
- <sup>71)</sup> StAWü, Regierungsabgabe 1943/45, Nr. 525, Öffentliche Gesellschaften, politische und gesellige Vereine im Bezirksamt Volkach 1863-1873.

# Erfolgreiche Kissinger Unternehmerinnen - dank Witwenprivileg

von

Werner Eberth

## „Witwenprivileg“ und „Munt“

Bevor hier zwei erfolgreiche Kissinger Unternehmerinnen des 18. und 19. Jahrhunderts vorgestellt werden, bedarf der Begriff „Witwenprivileg“, der heute wie ein Anachronismus wirkt, einer rechtsgeschichtlichen Erklärung. Bis zum Inkrafttreten des Grundgesetzes im Jahr 1949 bzw. der darauf folgenden Änderung des Familienrechts 1958 war die Frau zumindest in einem Punkt ein Mensch zweiter Klasse, denn sie war fast überall in Europa nach biblischem Wortlaut „dem Mann untertan“. Die Frau konnte zwar Vermögen besitzen, darüber jedoch nicht allein verfügen. Die Frau stand immer unter der „Munt“ des Mannes. Das Wort „munt“ kommt aus dem Althochdeutschen und bedeutet nach dem Grimmschen Wörterbuch „schutz, schirm, gewalt“.<sup>1)</sup> In der Praxis bedeutete dies, daß die Frau wie eine Minderjährige behandelt wurde, deren Rechtsgeschäfte der Genehmigung des für sie zuständigen Mannes bedurften, um Rechtswirksamkeit zu erlangen. Die unverheiratete Frau stand in aller Regel unter der Munt ihres Vaters, sonst unter der des ältesten sonstigen männlichen Verwandten, in der Regel des ältesten Bruders. Ein solches Rechtssystem besteht noch heute in vielen (hoch)adeligen Familien, die einen „Chef des Hauses“ kennen und respektieren. Das Familienoberhaupt entscheidet z.B. über Eheschließungen. Wer sich dieser obersten und letzten Instanz nicht unterwirft, kann aus der Familie ausgeschlossen werden. Auch das islamische Recht kennt noch heute diese Herrschaft des männlichen Familienältesten, die notfalls mit Mord zur „Rettung der Familienehre“ durchgesetzt wird.

Da das Recht der Frau die Fähigkeit zur eigenen Vermögensverwaltung und Selbst-

bestimmung bestritt, war es nur konsequent, ihr auch kein aktives Wahlrecht, geschweige denn ein passives, zuzugestehen. Wer nicht fähig war, über sein eigenes Vermögen zu entscheiden, sollte auch nicht als politisch tätiger Bürger in Gesetzgebung und Verwaltung über fremdes Vermögen entscheiden dürfen. Die Verleihung des Frauenwahlrechts durch die Revolution 1918 blieb zivilrechtlich ohne Konsequenzen. Eine Frau konnte zwar als Mitglied des Reichstags über vermögenswirksame Gesetze entscheiden, war aber als Ehefrau in Vermögensfragen von ihrem Mann abhängig, da weiter das Familienrecht des BGB in der Fassung von 1900 galt. Dort war in §1354 BGB geregelt, daß das in die Ehe gebrachte Vermögen der Frau vom Mann verwaltet wurde. Wenn eine Frau die Verwaltung ihres Vermögens behalten wollte, blieb nur der alte Güterstand der Gütertrennung (Separatio bonorum), der wie alle Rechtsregeln auch Nachteile mit sich bringen konnte.<sup>2)</sup> Ein kleines Zugeständnis für die Frau war der § 1357, „Schlüsselgewalt“ genannt, der die Gültigkeit von Rechtsgeschäften der Frau im Rahmen ihrer Haushaltsführung nicht von einer Genehmigung des Mannes abhängig machte. Dieses Rechtssystem wurde erst durch das Grundgesetz, genauer durch Art. 3 Absatz 2 Satz 1 GG, der die Gleichberechtigung von Mann und Frau verankerte, geändert. Für die Übergangszeit galt ab 1. April 1953 die Gütertrennung als gesetzlicher Güterstand, ab 1958 wurde der heutige gesetzliche Güterstand der Zugewinnngemeinschaft eingeführt, der im Grunde eine Gütertrennung, allerdings mit einem Vermögensausgleich am Ende der Ehe, ist.<sup>3)</sup>

Eine Ausnahme kannte das Familienrecht schon seit Jahrhunderten für die Frau beim

Tod ihres Mannes. Gewissermaßen durch die Ehe aufgewertet und gestärkt, traute das Recht einer Witwe zu, ab diesem Zeitpunkt ihr Vermögen und das an sie gefallene Vermögen ihres Mannes selbstständig zu verwalten. Die Frau fiel nicht mehr unter die Munt eines männlichen Verwandten zurück. Gerade beim Hochadel gab es die Konsequenz, daß eine Frau mit der Heirat aus ihrer Familie rechtlich ausschied, z.B. nicht mehr dem Hause Habsburg angehörte<sup>4)</sup>.

Der Begriff „Witwenprivileg“ stammt aus der Handwerksordnung, § 4, der Paragraph existiert noch heute, allerdings in geschlechtsneutraler Form, heute kann der Witwer einer Meisterin den Handwerksbetrieb, ohne Meister zu sein, fortführen. Natürlich brauchte er für den tatsächlichen Betrieb, vor allem für die Lehrlingsausbildung, eine handwerkliche Fachkraft. Schon im alten Recht der Zünfte war geregelt, daß die Witwe eines Meisters den Handwerksbetrieb selbständig fortführen konnte, wozu sie für die praktische Ausführung die Hilfe eines Fachmanns, eines angestellten Meisters oder eines langjährigen Gesellen, bedurfte. Da bis zur Aufhebung der Zunftrechte die Zahl der zugelassenen Betriebe streng geregelt war, um jedem selbständigen Handwerker eine sichere Existenz zu ermöglichen, war selbst für einen Meister mit bester Qualifizierung ein eigener Handwerksbetrieb nur möglich, wenn er sich in eine „Warteschleife“ für eine freiwerdende Meisterstelle einordnete oder eine Witwe eines Meisters heiratete, wodurch diese unabhängig vom Alter zu einer attraktiven Partie wurde. Nur auf diese Weise konnten große Künstler wie z.B. Tilman Riemenschneider oder Johann Peter Wagner in Würzburg<sup>5)</sup> eine Künstlerwerkstatt begründen. Da die Witwe in der Regel älter war, hatten die meist jungen Nachwuchsmeister dafür die Chance, bald als Witwer eine Frau nach Herz und nicht nach Vermögen und Stellung heiraten zu können.

Nach diesem Ausflug in die Rechtsgeschichte nun zu zwei Kissingerinnen, die nach dem Tod ihres Mannes erfolgreiche Unternehmerinnen wurden.

## *Anna Maria Boxberger (1778-1864)*

Die heutige Kreisstadt Bad Kissingen war bis Mitte des 19. Jahrhunderts im Vergleich zu Münnertstadt und Hammelburg eher ein unbedeutendes Städtchen, was sich schon daraus ergab, daß im Badeort Kissingen erst ab 1710 eine eigene Apotheke existierte. Erster Apotheker in Kissingen war der aus Hammelburg stammende Apotheker Georg Anton Boxberger (1679-1765); dort gab es schon seit langem eine Apotheke.<sup>6)</sup> Auch Boxberger machte hier einen schnellen Aufstieg, schon 1711 erhielt der früher fuldische Untertan das Bürgerrecht, 1726 wurde er sogar Bürgermeister. Bekannt geworden ist er dadurch, daß er 1738 bei der Saaleverlegung unter Federführung von Balthasar Neumann die dabei entdeckten bzw. wieder entdeckten Quellen als wertvolle Heilquellen (später „Rakoczy“ und „Pandur“ genannt) analysierte. Zweihundert Jahre später wurden ihm und Balthasar Neumann im Kissinger Rosengarten ein Denkmal gesetzt.<sup>7)</sup> Für seine Apotheke kaufte oder baute (?) er vor seinem Tod 1765 ein kleines schmalbrüstiges Haus (heute Untere Marktstr. 2). 1767 erhielt sein Sohn Roman Anton Boxberger das Kissinger Bürgerrecht; er betrieb die Apotheke von 1765-1795, danach dessen Sohn Joseph Konrad Boxberger (1795-1810).<sup>8)</sup>

Dieser Enkel des Apothekengründers heiratete 1801 die 1778 in Arnstein als zweites Kind von elf Geschwistern geborene Anna Maria Rehm. 1803 gebar Anna Maria die Tochter Franziska Kunigunde, die jedoch im gleichen Jahr verstarb. Erst 1808, und auch noch an Weihnachten, wurde der „Kronprinz“ Johann Sebastian Karl August Boxberger (1808-1880) geboren, sein Vater Joseph Konrad verstarb jedoch schon 1810 mit 35 Jahren.<sup>9)</sup> 1807 hatte Joseph Konrad Boxberger noch – trotz der schlechten Zeiten – die Apotheke in das Eckhaus gegenüber (heute Untere Marktstr. 1) verlegt, ebenfalls ein (vom Marktplatz aus gesehen) schmalbrüstiges Haus. Seine Witwe Anna Maria heiratete nicht mehr, so daß ihr Sohn vaterlos aufwuchs. Anna Maria, die ihren Mann um 54 Jahre überlebte, entwickelte sich ohne große

# Bad Kissingen

Ecke der  
Untermarkt  
&  
Brücken-  
Strafse  
158.



Zunächst  
dem  
Kgl. Kur-  
garten.

Elegante  
Familienwohnungen  
einzelne Zimmer.

**KOENIGL. HOFAPOTHEKE**  
Feines Privathaus mit allem Comfort  
Frühstück im Hause; – bezüglich Diner und Souper  
vollständige Unabhängigkeit... Aufmerksame Bedienung.  
Besitzer: F. Boxberger.

GARTEN  
am  
HAUSE.

Abb. 1: Dr. Franz Boxberger benutzte noch nach Jahrzehnten den attraktiven biedermeierlichen Stich (Stadtarchiv Bad Kissingen, Sammlung Bötsch) des Baus von Gutensohn für Werbungszwecke. Die Arkaden links zur Ludwigsbrücke sind längst durch Geschäftshäuser ersetzt, das Gebäude selbst aufgestockt. Das Haus steht trotz Purifizierungen in der Nachkriegszeit unter Denkmalschutz.

Vorkenntnisse und Schulung zu einer erfolgreichen Unternehmerin, für sie war der Tod ihres Mannes ein „Bewährungsaufstieg“, den sie mit Bravour bestand. Erstaunlicherweise gibt es von dieser tüchtigen Frau kein Bild, während von ihrer Schwiegermutter Anna Dorothea ein schönes Gemälde von Giuseppe Zoffani existiert.<sup>10)</sup>

Um die Apotheke, die den Namen „Mohren-Apotheke“ führte, weiterbetreiben zu können, stellte sie den Provisor Johann Baptist Ihl aus Orb ein, der eine weitere Apothekerdynastie in Kissingen begründete. Sie schickte ihren Sohn auf das Gymnasium nach Münsterstadt und nahm in ihrem Haus Kurgäste auf. Sie konnte so ihr Vermögen vermehren, wodurch sie 1835 in der Lage war, das städtische Ratsdienerhaus vor dem 1825 abgerissenen Unteren Tor zu erwerben. Der Bauplatz für den Neubau lag nur wenige hundert Meter vom königlichen Kurhaus und vom Kurpark entfernt (heute Untere Marktstr. 12).

Bei der Wahl des Architekten zeigte sie ihre Souveränität, gepaart mit einem Gefühl für Größe und Stil. Den Auftrag erhielt der

vgl. bayerische Hofbauconducteur Johann Gottfried Gutensohn (1792-1851),<sup>11)</sup> der dritte Mann in der Hofbaukommission von König Ludwig I. nach Leo von Klenze und Friedrich von Gärtner. König Ludwig hatte Gutensohn 1827 den Auftrag zum Bau des Kursaals in Brückenau erteilt, den er in Form eines antiken Tempels errichtete. Gutensohn erhielt später auch noch den Auftrag zum Bau des Kursaals in Bad Ems; sein letztes Werk ist die Marienkirche in Marienbad. Nach Differenzen mit dem König – er hatte sich vom König weitere Großbauten erhofft – wurde er oberster Zivilbauingenieur bei der Regierung des Untermainkreises in Würzburg, eher dorthin abgeschoben. Nach damaligem Recht konnte und sollte sich ein Beamter auch im Nebenamt bewähren; Gutensohn baute daher allein in Kissingen drei repräsentative Kurhäuser, die alle heute unter Denkmalschutz stehen und sich durch die Rundbogenfenster à la Friedrich von Gärtner ähneln.<sup>12)</sup> Anna Maria Boxberger hat daher bei dem Auftrag hoch gegriffen.

Schwerpunkt des Neubaus war nicht etwa die Apotheke, sondern ein für damalige Ver-

hältnisse komfortables Hotel, in dessen Erdgeschoß die Apotheke einzog. Nach dem ersten Kissinger Adreßbuch von 1838 hatte das Anwesen Haus-Nr. 103 36 Zimmer und bot 14 Stallplätze für Pferde, die Garagen des 19. Jahrhunderts.<sup>13)</sup> Als Eigentümerin ist im Adreßbuch vermerkt „Boxberger Wittib“. Wie schon ausgeführt, konnte eine Frau als solche kein Geschäft führen, es sei denn, sie war Witwe, was man auch korrekterweise im Adreßbuch festhielt. Als 1839 der Kissinger Landrichter und Badecommissär Dr. Julius Freiherr von Rotenhan anordnete, daß alle Kissinger Kurhäuser einen deutschen und französischen Namen haben mußten, nannte Frau Boxberger ihr Kurhotel in Übereinstimmung mit dem Apothekennamen „Zum Mohren“, französisch „Au nègre“.<sup>14)</sup> Der Begriff „Mohren-Apotheke“ ist allerdings bald aufgegeben worden, die Apotheke heißt noch heute „Boxberger-Apotheke“.

Da ihr Sohn Karl August nicht Pharmazie, sondern Medizin studiert hatte, richtete sie ihm in dem Hotel eine Arztpraxis ein, die das Kurgast-Angebot des Hauses optimal abrundete. Seine Bestallung als Arzt erhielt er 1836. Die Apotheke verpachtete sie weiter langfristig an den Apotheker Ihl.

Das Haus Boxberger wurde in allen Rei-

seführern gelobt; der englische Arzt Dr. Granville z.B., der viele Jahre lang im Sommer wegen der zahlreichen englischen Kurgäste seine Praxis im Kurhaus-Hotel ausübte, stellte dem Haus in seinem Kissinger-Führer für englische Kurgäste<sup>15)</sup> ein hervorragendes Zeugnis aus: „Die Apotheke ist gut, enthält alles und entspricht allen Anforderungen. Der Preis für die Medikamente ist nach königlichen Gesetzen streng bestimmt, wie in ganz Deutschland, und ist im Gegensatz zu England sehr billig“.

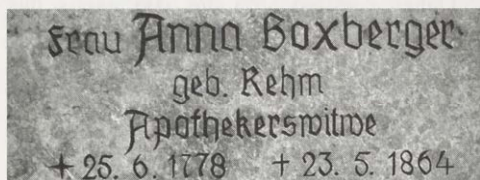


Abb. 3: Grabinschrift an der Familiengruft Boxberger im Kissinger Kapellenfriedhof.

Anna Maria Boxberger verstarb am 23. Mai 1864. Ihr Enkel Franz Seraph Boxberger studierte wieder Pharmazie und erhielt 1874 den begehrten Titel „Hofapotheker“, verkaufte jedoch 1891 ganz überraschend den florierenden Betrieb und zog sich ins Privatleben nach Würzburg zurück. Der Käufer Apotheker Dr. Ernst Kraft führte den Betrieb unter dem Namen „Boxberger“ weiter und machte diesen u.a. mit seinen „Silbernen Boxberger“ (Abführtabletten auf Basis der Kissinger Quellensalze) in ganz Deutschland und darüber hinaus bekannt. Seine Nachkommen bauten nach dem Zweiten Weltkrieg im Raum Frankfurt einen pharmazeutischen Betrieb auf, der jedoch in Insolvenz geriet. Die Apotheke Boxberger besteht trotzdem fort, neben dem Gründer Georg Anton Boxberger hat wohl am meisten die Witfrau Anna Maria Boxberger für dieses Unternehmen getan.

### Albertine Hailmann (1848-1929)

Zu den reichsten Bürgern von Kissingen gehörte vor dem Ersten Weltkrieg der Kommerzienrat Philipp Hailmann, geboren 1832.



Abb. 2: Das um 1934 sehr einfühlsam aufgestockte Haus zeigt weitgehend noch die Handschrift von Architekt Gutensohn (Bildalbum Architekt Leonhard Ritter, Bad Kissingen).

Er war verheiratet mit Albertine Fuchs, geboren 1848 in Heidelberg. Sie stammte aus vermögendem Haus, ihr Vater soll Industrieller („Heidelberger Zement“?) gewesen sein, so daß durch die Ehe mit dem auch nicht unermögenden Philipp Hailmann Geld zu Geld kam. Die Familie Hailmann war durch die Kur reich geworden; so besaß Adam Hailmann das „Grand Hotel“ in bester Lage neben dem Kurgarten, das heutige „Haus Collard“, sowie sehr früh ein „Hotel Kieseck“ von 1789 an der anderen Ecke (heute Ludwigstr. 8).<sup>16)</sup>

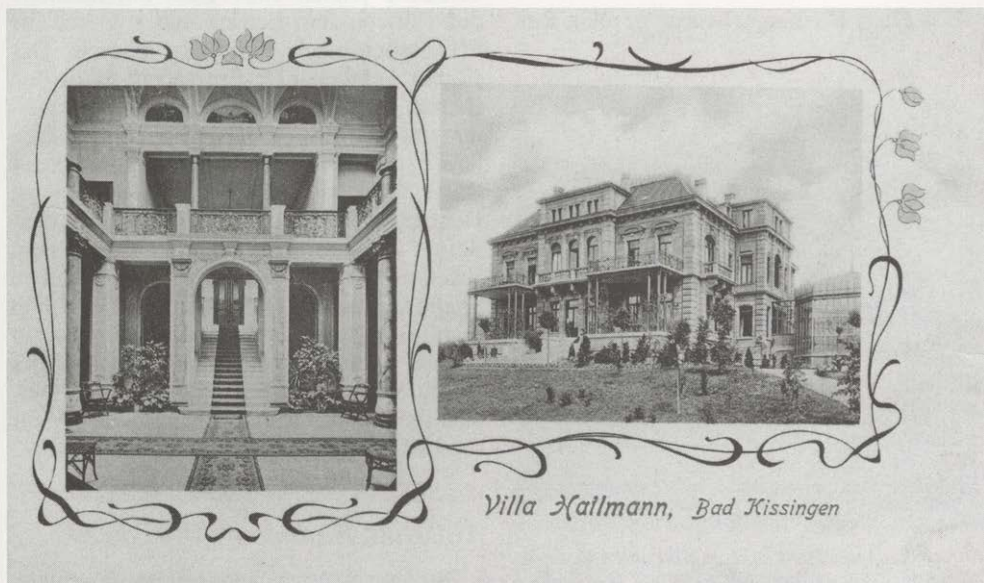
Daher konnten sich die Hailmanns das aufwendigste, fast palastartige Privathaus von Bad Kissingen leisten. 1900 erteilten sie dem international bekannten Genfer Architekten Antony Krafft (1831-1910) den Auftrag für die Villenplanung. Ab 1854 plante er in ganz Europa bedeutende Gebäude. 1903 war die Villa fertiggestellt. Der Bauherr Philipp Hailmann verstarb jedoch noch vor Bezugsfertigkeit seiner Prunkvilla 1903 mit 71 Jahren.

Das Gesamtgrundstück der Villa Hailmann hatte eine Fläche von 22.000 Quadratmetern.

Die Baukosten waren enorm, die Villa kostete 987.000 Goldmark, was bei einer Umrechnung 1 Goldmark zu 25 € fast 25 Millionen € bedeutet. Die Gartenanlagen sind in diesen Kosten noch nicht einmal enthalten, sie wurden von dem Landschaftsgärtner Zipperlen aus Frankfurt geplant, sie kosteten nochmals 55.000 Mk. (d.h., ca. 1,1 Mio. €). Der Reichtum der Familie ließ einen Bau im Wert von über 20 Millionen € offenbar zu.

Ein Jahr später, 1904, versuchte die Witwe Albertine Hailmann, die Genehmigung für die Niederbringung eines eigenen Brunnens auf ihrem Gelände (am jetzigen Kinderspielplatz) zu erhalten. Der Brunnen sollte die Kaskade mit drei Teichen speisen. Der Antrag wurde mit Rücksicht auf die Heilquellen abgelehnt. Der Antrag zeigt, daß Frau Hailmann nicht nur die Frau eines Bauherrn gewesen war, sondern die eigentliche „Bau-frau“, die schon bisher den Bau betrieben hatte.

Daß Frau Hailmann wie die Schönborns vom „Bauwurm“ befallen war, zeigt die Tatsache, daß sie nunmehr 60-jährige 1908 nochmals eine gewaltige Summe in Bad



*Villa Hailmann, Bad Kissingen*

Abb. 4: Die „Villa Hailmann“, Kurhausstr. 26, wird heute vom Staat als Sitz des Wasserwirtschaftsamts genutzt (Stadtarchiv Bad Kissingen, Sammlung Bötsch).

Kissingen investierte. Auch hier begnügte sie sich nicht mit einem örtlichen Architekten; sie wählte den damaligen bayerischen Stararchitekten Prof. Max Littmann, den Planer des Prinzregenten-Theaters in München und des Staatstheaters in Stuttgart. Da Prof. Littmann 1904 auch das neue Kurtheater in Bad Kissingen gebaut hatte, besteht die Möglichkeit, daß Frau Hailmann ihn bei dieser Gelegenheit kennenlernte.



Abb.5: Das Grabmal der Familie Hailmann.

Architekt Max Littmann baute für sie den Geschäftshauskomplex Ludwigstraße 3/Theresienstraße 26, den Bau führte die Firma Heilmann & Littmann aus.<sup>17)</sup> Der Geschäftshauskomplex in einem klassizisierenden bzw. neubarocken Jugendstil ist noch heute eine begehrte Lage für Geschäfte im Erdgeschoß und Praxen in den oberen Geschossen. Frau Hailmann konnte sich dadurch bestätigt fühlen, daß der bayerische Staat 1910/13 Max Littmann mit dem Bau der Wandelhalle und des Regentenbaus beauftragte. Auch dieser Komplex steht heute unter Denkmalschutz.

Das weitere Schicksal der Familie zeigt, daß Geld allein nicht glücklich macht, der einzige Sohn, Dr. August Hailmann, starb 1925. Für ihn hatten seine Eltern im Parterre der Villa eine Badearztpraxis der Luxusklasse eingerichtet, die der Sohn auf Grund seiner Gehbehinderung (Kinderlähmung) nie betreiben konnte oder wollte. Das Familienvermögen war so gut angelegt, daß ihm auch die Inflation nichts anhaben konnte. Dr. Hailmann konnte, auch ohne zu arbeiten, gut leben. Seine Frau Centa, geb. Maucher, war bereits jung 1916 verstorben, die Ehe blieb kinderlos. Frau Kommerzienrat Albertine Hailmann, die ihren Mann, ihren Sohn und ihre Schwiegertochter überlebt hatte, starb 1929 mit 81 Jahren.



Abb. 6: Grabinschrift der Familie Hailmann.

Nach ihrem Tod fiel das gesamte Vermögen an die Familie mütterlicherseits (Fuchs aus Heidelberg). Man erzählte sich in Bad Kissingen, daß man auf dem Speicher Stöße von Wertpapieren fand, bei denen seit Jahren die Dividendenkoupons nicht abgetrennt waren.<sup>18)</sup> Zur Zeit der Weltwirtschaftskrise kam aber auch die Erbgemeinschaft in

Schwierigkeiten und konnte die aufgelaufene Erbschaftsteuer von 380.000 RM nicht begleichen. Die Villa Hailmann wurde dann 1941 zur Begleichung der Steuerschulden dem Reichsfiskus übereignet, das Mobiliar teilten sich die Erben auf.

Das Gebäude wird seit Ende des Zweiten Weltkriegs vom Staat für Behörden genutzt, es war schon Finanzamt, dann Finanzbauamt, dann Staatliches Hochbauamt und ist jetzt Wasserwirtschaftsamt, dem heute der von Frau Hailmann geplante Wasserfall mit drei Kaskaden gut zu Gesicht stünde. Dadurch, daß heute gelegentlich Konzerte in dem prächtigen Treppenhaus stattfinden, ist die Villa Hailmann in Bad Kissingen noch immer ein Begriff, wobei allerdings kaum jemand weiß, daß eine Frau wesentlich an Planung und Gestaltung des Prachtbaus beteiligt war.

#### Anmerkungen:

- <sup>1)</sup> Gebr. Grimm: Deutsches Wörterbuch. 6. Bd. Leipzig 1885, Sp. 2683. Das Wort hat sich, heute mit „d“ geschrieben, in Begriffen wie „Vormundschaft“ und „Mündel“ erhalten.
- <sup>2)</sup> Ein vermögensloser Ehegatte erhält z.B. bei Scheidung keinen Anteil an der Vermögenssteigerung, zu der er durch Arbeit beigetragen hat.
- <sup>3)</sup> Die Zugewinngemeinschaft versucht so die Vermögenszuwächse während der Ehe auszugleichen.
- <sup>4)</sup> In seinem Roman „Marie Antoinette“ hat Stefan Zweig anschaulich die Überspitzung dieser Regel geschildert, als die Erzherzogin auf einer Rheininsel vor Straßburg sich bis auf die Unterwäsche ausziehen und französische Kleider anziehen mußte, um so ihr Ausschneiden aus dem Haus Habsburg und die Übernahme der Rolle als Dauphine sinnfällig zu zeigen.
- <sup>5)</sup> Wagner heiratete die Witwe von Wolfgang van der Auvera, so daß sein Sohn Martin von Wagner nicht nur den künstlerischen Nachlaß seines Vaters, sondern auch den von Auvera erbte.
- <sup>6)</sup> Boxberger hat die Tendenz begründet, daß in

Kissingen erfolgreiche Geschäftsleute in aller Regel Zuzügler waren. Gebürtige Kissinger haben ganz selten ihre Chancen am Ort erkannt.

- <sup>7)</sup> Entwurf Fried Heuler, Würzburg, Ausführung Ludwig Metz, Bad Kissingen.
- <sup>8)</sup> Haus Boxberger, „Kissinger Chronik“. Bad Kissingen [um 1939]. Die Hauschronik wurde noch bis in die Nachkriegszeit in mehrfachen Auflagen herausgegeben.
- <sup>9)</sup> Pfarrmatrikel Bad Kissingen, Familienbuch.
- <sup>10)</sup> Museum Obere Saline (Bismarck-Museum).
- <sup>11)</sup> Ewald Wegner: Forschung zu Leben und Werk des Architekten Johann Gottfried Gutensohn (1792-1851). Diss. Frankfurt/Main 1984.
- <sup>12)</sup> Das sog. „Westendhaus-Haus“, Bismarckstraße 26 (Bauherr Dr. Welsch) und das „Ballinghaus“, Martin-Luther-Str. 3 (Bauherr Dr. Balling).
- <sup>13)</sup> Nur an der Kurhausstraße gab es größere Hotels, das kgl. Kurhaus selbst hatte 50, der spätere „Russische Hof“ sogar 53 Zimmer. In ganz Kissingen standen damals 1.538 Zimmer für Kurgäste zur Verfügung.
- <sup>14)</sup> Staatsarchiv Würzburg, Staatl. Kurverwaltung, Nr. 247.
- <sup>15)</sup> Granville A. B.: „Kissingen, its sources and resources“. London 1846.
- <sup>16)</sup> Auch der Vorgängerbau des „Café Messerschmitt“ (heute Am Kurgarten 2), das Hotel „Bayerischer Hof“ gehörte der Familie Hailmann.
- <sup>17)</sup> Heilmann hatte seinem Schwiegersohn angeboten, in die Firma als Gesellschafter einzusteigen.
- <sup>18)</sup> Bei dem Geschäftssinn der Kommerzienrätswitwe muß man aber annehmen, daß es sich um durch die Inflation wertlos gewordene festverzinsliche Anleihen gehandelt hatte, bei denen sich das beliebte Couponschneiden der Privatieren nicht mehr gelohnt hatte.

**Literatur**, soweit nicht in Anmerkungen zitiert:  
Chevalley, Denis A.: Denkmäler in Bayern - Stadt Bad Kissingen. München 1998.  
Eberth, Werner: Ausgeführte Bauten von Architekt Ritter. Bad Kissingen 1996.

# „Die zweideutige Krone eines gelehrten Frauenzimmers“ Frauen zwischen Berufstätigkeit und Hausarbeit an der Schwelle vom 18. ins 19. Jahrhundert<sup>1)</sup>

von

Nadja Bennewitz

„Die Erlangischen Mädchen sind zum Theil recht schön und artig“, so schilderte der Erlanger Student Georg Friedrich Rebmann seinen Eindruck, den er Ende des 18. Jahrhunderts von den jungen Frauen in der kleinen Residenzstadt gewonnen hatte. Was ihn besonders erstaunte aber war, daß „auch diejenigen von niedern Ständen weit belesener und polierter sind, als ihre Schwestern in Göttingen und Jena.“<sup>(2)</sup> Bekanntlich waren auch Göttingen und Jena Universitätsstädte, wenn auch schon wesentlich ältere, mit denen man sich in Erlangen immer wieder gerne maß. Die Sicht dieses jungen Studenten charakterisiert tatsächlich recht genau das Leben in der kleinen Residenzstadt, das sich zum einen als eher beschaulich erwies, doch zum anderen manchen Frauen weitergehende Bildungsmöglichkeiten bereithielt: Die Erlanger Hugenottinnen zum Beispiel waren in ihrer Zeit berühmt für ihre Erziehungsarbeit als Gouvernanten. So schrieb Johann Füssel über die Erlanger Refugiés: „Die hiesige französische Kolonie ist auch darum merkwürdig, daß viele ihrer Töchter zur Bildung der Jugend, vorzüglich der adelichen in und ausser Teutschland, gesucht werden.“<sup>(3)</sup> Füssel, der dies 1788 schrieb, war selbst Lehrer; ein Hofmeister, der üblicherweise die Söhne adliger Familien unterrichtete. Dieser Lehrer irrte jedoch, wenn er die Tatsache, daß die Erlanger Hugenottinnen als Lehrerinnen sehr gefragt waren, als „merkwürdig“, also als bemerkenswert bezeichnete, denn das war es keineswegs: Die französischsprachigen Gouvernanten, meist calvinistische Glaubensflüchtlinge, waren weithin in ganz Deutschland für die Erziehung der adligen Mädchen und schließlich der Töchter des höheren Bildungsbürger-

tums gefragt. Die Französinen dominierten im 18. Jahrhundert die Mädchenerziehung in Deutschland, und die Erlanger Hugenottinnen bildeten hierbei keine Ausnahme.

Mit der Aufhebung des Edikts von Nantes im Jahr 1685, das den Calvinisten im katholischen Frankreich weitreichende Privilegien zugesichert hatte, und der daraufhin einsetzenden regelrechten Massenflucht der Hugenotten aus Frankreich, waren auch nach Erlangen französische Refugiés gekommen, die sich mit Erlaubnis des Markgrafen in seinem Herrschaftsgebiet hatten ansiedeln können. Am 17. Mai 1686 waren die ersten Flüchtlinge in Erlangen eingetroffen.<sup>(4)</sup> Nach anfänglichen Schwierigkeiten und zahlreichen bitteren Auseinandersetzungen mit der deutschsprachigen Bevölkerung aus der Erlanger Altstadt hatten sich die französischen Flüchtlinge in der „Neustadt Erlang“ eingewöhnt und ihr ein ganz besonderes „französisches Flair“ verliehen.<sup>(5)</sup> So sollen laut Äußerungen von Zeitgenossen die Bürger der Ackerbürgerstadt Alt-Erlang gegen Ende des 18. Jahrhunderts immer noch von denen der Neustadt leicht zu unterscheiden gewesen sein: Die Neustädter „haben von den [französischen] Kolonisten eine freyere Denkungsart, und größtentheils mehr Thätigkeit, mehr Industrie, einen schnelleren Gang, ein gewandtes, munteres Wesen und Höflichkeit, aber auch einen Hang zu sinnlichen Ergötzungen, der nur zu oft in eine lockere Lebensart ausartet.“ Die Altstädter dagegen würden noch mehr dem Vorurteil anhängen, alles was älter sei, wäre auch besser: „In so hohem Grade hat hier der Teutsche noch nicht alle Steifheit abgelegt (...).“<sup>(6)</sup> Und noch 1812 hieß es über die Stadt: „... besonders

kamen durch die französischen Flüchtlinge französische Sitten und Gebräuche, und der von diesen abhängenden Charakter hieher, von denen sich noch viele Spuren auffinden lassen.“<sup>7)</sup>

Wie kam es nun aber, daß im 18. Jahrhundert die Französisinnen so explizit „zur Bildung der Jugend“ gesucht und herangezogen wurden? Im 18. Jahrhundert war die Entwicklung und Umsetzung pädagogischer Konzepte, besonders auch was die Erziehung von Mädchen betraf, in Frankreich weitaus fortgeschrittener als in Deutschland. Gesellschaftlich betrachtet setzte man nunmehr auch bei einer breiteren Schicht bürgerlicher Frauen mehr als zuvor kultivierte Umgangsformen, die Fähigkeit zu französischer Konversation und die Kenntnis der zeitgenössischen Literatur voraus. Die Geschlechter konnten sich bei gemeinsamen Begegnungen näher kommen; man traf sich zum gemeinschaftlichen Musizieren, unternahm Spaziergänge, führte Unterhaltungen oder betrachtete Kupferstiche in Gesellschaft. „Interkulturelle Erziehung“ wird heute in der Geschichtsforschung diese Erziehungsform durch französische Gouvernanten genannt, die damit den Zeitgenossinnen gleichzeitig den Zugang zu einer als höherwertig erachteten Kultur eröffneten.<sup>8)</sup> Auch für die deutschsprachigen Erlangerinnen war diese Kunst der gehobenen Umgangsformen unentbehrlich geworden, wollten sie bei den neuen Geselligkeitsformen mithalten. Bekanntlich wurde es den Damen der besseren Erlanger Gesellschaftsschicht im Laufe der Zeit jeden Sonntagnachmittag gestattet, die Gesellschaft „Harmonie“ zu besuchen und an den regelmäßig stattfindenden Bällen teilzunehmen, anlässlich derer „einheimisches und fremdes Frauenzimmer“ zu sehen war.<sup>9)</sup>

War zum einen das Gouvernantenwesen somit Ausdruck der gestiegenen Anforderungen an die Mädchenbildung, so war zum anderen der Beruf der Gouvernante nahezu die einzige Möglichkeit für eine Frau von Stand, einen Beruf außerhalb des eigenen Hauses auszuüben. Die Lehrtätigkeit der französischen Gouvernanten wurde derart sprichwörtlich, daß schließlich nur noch die



Abb. 1: Hugenottin.

Rede von „demoiselles“ war, und alle wußten, daß es sich dabei um die Berufsbezeichnung für Hauslehrerinnen französischer Herkunft handelte. Der nach Nürnberg gekommene Hugenotte Jean Jacques Meynier sprach denn auch im Vorwort seiner französischen Grammatik<sup>10)</sup> ausdrücklich die Französischlehrerinnen an als „unsere französischen Fräulein, die dazu berufen sind, die französische Sprache zu lehren.“

Dieser Jean Jacques Meynier war selbst als Hauslehrer für die französische Sprache tätig gewesen; er kannte also die Notwendigkeiten eines guten Französischunterrichts aus eigener Anschauung. 1763 hatte er eine Grammatik mit dem Titel „Nouvelle ABC“ herausgegeben und sie erstmals in Erlangen in Druck gegeben. Offensichtlich bestand der Bedarf an einer solchen französischen Grammatik auch noch Jahre später, denn sein Sohn Jacques Henri Meynier, auch Johann Heinrich genannt, legte noch 1792 diese Grammatik erneut auf. In dem Vorwort hier-

zu beklagte Meynier, daß die Hauslehrer und besonders auch die „*demoiselles*“ nicht mehr die richtige französische Aussprache besäßen, so daß die Kinder einen schlechten Akzent vermittelt bekämen. Vielfach war die französische Sprechweise im Verlauf des 18. Jahrhunderts mit deutschen Ausdrücken vermischt worden. Tatsächlich sprachen in der dritten und vierten Generation der hugenotischen Flüchtlingsfamilien die meisten bereits besser deutsch als französisch, obwohl die reformierten Gottesdienste noch bis 1822 in der Erlanger Hugenottenkirche – wohl mehr aus Traditionsgründen – in französischer Sprache abgehalten wurden.<sup>11)</sup>

Eine Ausgabe dieser Grammatik „*Nouvelle ABC*“ von 1792 ist in der Nürnberger Stadtbibliothek einzusehen.<sup>12)</sup> Es handelt sich um ein stark abgegriffenes, 136 Seiten starkes Büchlein, das demnach in Gebrauch gewesen sein dürfte. Anhand derartiger Grammatiken läßt sich der Hausunterricht der französischen „*demoiselles*“ gut nachvollziehen: Der erste Teil behandelt das französische Alphabet und die richtige Aussprache. Im zweiten Teil des Büchleins werden Dialoge eingeübt. Zweisprachig gehalten, dienten diese Zwiesgespräche dem Erlernen französischer Umgangs- und Höflichkeitsformen sowie dem Einüben eines angemessenen Umgangs mit dem Hauspersonal, befreundeten Bekannten und angesehenen, aber weniger vertrauten Personen.

Die in den Unterhaltungen auftretenden Mädchen hatten gemäß dem Stand derer, die diese Unterhaltungen einüben sollten, selbstverständlich eine Magd, die ihnen morgens frische Handtücher und Seife brachte, das Waschwasser erwärmte und den Kaffee kochte. Sie tranken Schokolade, Tee oder Kaffee mit Rahm und Zucker und aßen weißes Brot. Mittags, wenn unangemeldeter Besuch kam, wurde ein üppiges Essen mit Suppe, Fleisch, verschiedenen Gemüsesorten, Obst zum Dessert und außerdem Champagner aufgetischt. Neben einer standesgemäßen Erziehung sollten die Hauslehrerinnen mit Hilfe derartiger Dialoge eine geschlechtsspezifische Erziehung verfolgen: Während beispielsweise im 15. Dialog zwei Herren

einen Spaziergang durch Erlangen unternehmen, sich die französische Kirche auf dem Hugenottenplatz ansehen und über den Marktplatz schlendern, unterhält man sich im 13. Dialog, der den Titel „*Zum Kochen*“ trägt, ausschließlich von Mademoiselle zu Mademoiselle: Ob man eine gute Köchin hat, wie gut sie würzen kann, ob sie reinlich ist oder das Geschirr richtig mit Kleie und Lauge spült. In diesen imaginären herrschaftlichen Haushalten, deren alltägliche Lebensformen von den Kindern durch die Zwiesgespräche erlernt werden sollten, war es die Köchin, die das Geflügel rupfte, dem Hasen das Fell abzog, den Fisch ausnahm und die Pasteten zubereitete. Es ist davon auszugehen, daß die Dialoge wie aufgezeichnet auch streng von Mädchen und Jungen getrennt gesprochen und erlernt wurden, so daß den Erlanger Jungen kaum das französische Wort für Bratspieß geläufig gewesen sein dürfte.

Der Verfasser der Grammatik, der Hugenotte Jean Jacques Meynier (gest. 1783), wurde 1710 in Offenbach geboren.<sup>13)</sup> Er heiratete schließlich in vierter Ehe die Tochter eines Erlanger Advokaten und verließ somit den Heiratskreis hugenottischer Familien, um sich dem deutschsprachigen Beamtentum der Erlanger Residenzstadt zu öffnen. Einige seiner Kinder traten in die Fußstapfen des pädagogisch tätigen Vaters, so sein Sohn Johann Heinrich (1764-1825), der die soeben besprochene Grammatik des Vaters neu aufgelegt hatte. Er machte sich als Autor zahlreicher Kinderlehrbücher einen Namen; auch der Mädchenbildung widmete er explizit sein pädagogisches Interesse, so in dem Buch „*Wie soll sich eine Jungfrau würdig bilden?*“<sup>14)</sup> Doch während Johann Heinrich Meynier noch in den Biographien des 20. Jahrhunderts zu finden ist, geriet seine nicht minder pädagogisch tätige Schwester schnell in Vergessenheit.

Luise Meynier (1766-1856) wurde noch zu ihren Lebzeiten als „*ein Frauenzimmer*“ geschildert, „*das bei einem edlen und festen Charakter ausgebreitete Kenntnisse und einen sehr gebildeten Geist besitzt und mit diesen seltenen Vorzügen ganz das grosse*

*Talent vereinigt, sich mit der Bildung und Erziehung der Kinder jedes Alters abzugeben ...*<sup>15)</sup> Auch diese in Erlangen gebürtige Hugenottennachfahrin Luise Meynier war folglich als Gouvernante in der Kindererziehung tätig. Schon früh hatte Luise im Gegensatz zu ihrem Bruder Erlangen verlassen und war zu ihrer Schwester nach Markt Einersheim gezogen. Sie war 17 Jahre alt, als ihr Vater starb, woraufhin sie zu ihrer Familie nach Erlangen zurückkehrte. Hier besuchte sie das Bildungsinstitut einer gewissen Madame Diet. Diese Schule für die Töchter des gehobenen Erlanger Bürgertums erhielt weithin Anerkennung. So äußerte sich 1792 der bereits eingangs zitierte ehemalige Student und Aufklärer Georg Friedrich Rebmann (der im übrigen nur Spott und Verachtung für die kleine Universitätsstadt Erlangen übrig hatte) sehr positiv über diese Bildungseinrichtung für Mädchen: *„Hauptsächlich verdient die Anstalt der Madame Diet, einer würdigen erfahrenen Frau, gerühmt zu werden.“*<sup>16)</sup> Eine später bekannt gewordene Dichterin ist aus diesem Erlanger Institut der Madame Diet hervorgegangen: Amalie von Helvig, eine geborene Imhoff, die viele Jahre ihrer Kindheit auf dem väterlichen Schloß Mörlach bei Hilpoltstein verbracht hatte, kam 1788 mit zwölf Jahren in das Pensionat der Madame Diet. Hier wurden ihre dichterischen, literarischen und geistesgeschichtlichen Ambitionen gefördert. Französisch hatte das Mädchen bereits im elterlichen Haus gelernt.<sup>17)</sup> Später verband die Dichterin eine enge Freundschaft mit Bettine von Arnim, Johann Wolfgang von Goethe und Friedrich von Schiller.<sup>18)</sup>

Madame Diet bereitete Luise Meynier gut auf ihre spätere Tätigkeit als Erzieherin vor. *„Sie that diess auch mit aller Sorgfalt einer zweiten Mutter, und der Leitung dieser vortrefflichen Frau hat Meynier den besten Theil ihrer Bildung zu verdanken, die sie in der Folge durch eigene Anstrengung ganz vollendete.“*<sup>19)</sup> Insgesamt sind acht Stellen in verschiedenen Städten bekannt, die Luise Meynier als Hauslehrerin innehatte. Dementsprechend kamen Frauen, die als Gouvernanten tätig waren, weit herum. Den Kontakt zu Erlangen verlor Luise jedoch nicht.

Als Gouvernante in dem *„Freyadelichen MagdaleneStifte zu Altenburg“* tätig, gab sie ihre dortige Stelle im Jahre 1800 auf, um ihre kranken Geschwister in Erlangen zu pflegen. Wieder in ihre Geburtsstadt zurückgekehrt, spielte sie mit dem Gedanken eine *„ErziehungsAnstalt für junge Frauenzimmer“* zu eröffnen; doch ist nicht bekannt, ob ihr die Realisierung gelang.

Neben ihrer Arbeit als Erzieherin nahm sich Luise Meynier die Zeit zum Schreiben. Zwischen 1801 und 1804 gelang ihr die Veröffentlichung verschiedener Werke in Coburg und Leipzig, so die *„Kinderspiele in Erzählungen und Schauspielen zur Bildung des jugendlichen Herzens“*, die *„Kleinen dramatischen Kinderromane“* in zwei Bänden und schließlich die *„Mythologische[n] Unterhaltungen für Deutschlands gebildete Töchter“*. Die Vorworte in diesen Büchern, in denen sich die Autorin mit ihrem pädagogischen Anliegen vorstellt, können der heutigen Leserschaft als historische Quellen zur Rekonstruktion des Selbstverständnisses einer Autorin des 18./19. Jahrhunderts dienen. In ihrem ersten Werk von 1801, den *„Kinderspielen in Erzählungen und Schauspielen“*, sah sich Meynier in ihrer Vorrede veranlaßt zu erklären, weshalb sie überhaupt zur Feder griff: *„Es bedarf nur wenige Worte, um dem Publikum Rechenschaft über meinen Schriftstellerberuf abzulegen, der freilich mehr ein äußerer als ein innerer, mehr Zufall als Vorsatz ist. Aus eigenem Triebe widmete ich mich dem Geschäfte der Erziehung, des Sprachunterrichts und der Bildung der Jugend. (...) Der stete Umgang mit Kindern lehrte mich ihre Bedürfnisse, ihre Denkungsart, Sprache und Sitten kennen, und vorfallende kleine Feierlichkeiten bei Geburts- und Namens-tagen forderten mich auf, kleine Spiele, unter dem Namen Komödie, für sie zu verfertigen. (...) Diese Tändeleien gefielen und wirkten oft stark zur Erreichung meines Zwecks. (...) Meine Absicht ging dabei nie über die Schranken meines Berufs. Allein verschiedene Personen, denen diese Kleinigkeiten zu Gesicht kamen, und deren Urtheil ich Achtung schuldig bin, [ü]be[r]redeten mich, durch öffentliche Mittheilung mehrerer Familien zu nützen. Meine Überreder*

mögen also die Dreistigkeit meines Schrittes bei dem Publikum verantworten.“

„(...) nur wenige Worte, um dem Publikum Rechenschaft über meinen Schriftstellerberuf abzulegen“: Mit einer solchen Rechtfertigung ein Buch zu beginnen, zeugt von dem starken Druck, dem sich Autorinnen an der Schwelle vom 18. zum beginnenden 19. Jahrhundert ausgesetzt sahen. Eine innere Berufung zu schreiben, empfände sie folglich keineswegs, vielmehr seien es andere Menschen gewesen, die sie zur Veröffentlichung gedrängt hätten. Weiter schrieb Luise Meynier in diesem Vorwort: „Ich, die ich nie die Hand nach der zweideutigen Krone eines gelehrten Frauenzimmers ausstreckte, habe ich hierbei nichts als die Absicht etwas Gutes bewirken zu wollen.“ Es war nach den zeitgenössischen Anschauungen tatsächlich nur eine äußerst zweideutige Krone, die des gelehrten Frauenzimmers, weshalb Meynier

die Tatsache, möglicherweise als eine solche gelten zu können, weit von sich weisen mußte.

Ähnlich sah dies auch Luises Bruder Johann Heinrich Meynier, der in seiner Erzählung „Das gelehrte Frauenzimmer“ aus einem seiner zahlreichen Kinderbücher eine dem heutigen Empfinden nach erniedrigende Geschichte über eine junge, äußerst gebildete Frau schildert. Diese Erzählung führt klar vor Augen, daß es bei einer derartigen gesellschaftlichen Geringschätzung gebildeter Frauen tatsächlich besser erscheinen mußte, nicht den Ruf der „Gelehrtheit“ zu „genießen“.<sup>20</sup> Im folgenden wird die Erzählung in gekürzter Form wiedergegeben werden. Die in wörtlicher Rede wiedergegebenen Zitate sind dem genannten Band von Johann Heinrich Meynier entnommen.

Herr Emmerich und seine Frau legen viel Wert auf die Erziehung ihrer beiden Töchter Amalia und Malwina. Sie werden in einer Schulanstalt und von Privatlehrern unterrichtet mit all dem „was man von einem gebildeten Frauenzimmer zu fordern berechtigt ist.“ Das heißt, sie lernen lesen, schreiben, rechnen, Sprachen, Geographie, Geschichte, Musik, Zeichnen und Tanzen. Doch die Tochter Amalie läßt sich „von der Sucht zu glänzen verblenden“ und je älter sie wird, „desto merklicher äußerte sich dieser verkehrte Hang.“ Schließlich will sie nicht nur in den Künsten, sondern auch in den Wissenschaften glänzen „und als ein gelehrtes Frauenzimmer auftreten“. So liest sie Werke der berühmtesten Dichter, lernt Stellen daraus auswendig und trägt in Gesellschaften ihr Wissen vor „und prangte auf eine unausstehliche Art mit ihrer Belesenheit.“

Und weiter: „Sie verfertigte auch in Stunden, die der Küche und der Führung des Hauswesens hätten gewidmet werden sollen, Gedichte und andere Aufsätze, die sie in der Tasche mit sich herum trug, und in Gesellschaft vorlas.“ Ihr Vater wird darüber sehr unglücklich und redet ihr ins Gewissen: „Liebe Amalie, (...) die Bestimmung eines Frauenzimmers ist nicht durch ihr Wissen zu glänzen, sondern ohne alles Geräusch ihre stillen häuslichen Pflichten zu erfüllen. Je



Abb. 2: Hauslehrer.

weniger von einem Frauenzimmer gesprochen wird, desto mehr Achtung verdient sie. Früher dachte man, ein Weib wisse genug, wenn sie das Hemd ihres Mannes von dem Wamms zu unterscheiden weiß. In unseren Zeiten denkt man freilich anders; die Männer sind nicht mehr so genügsam als sonst; sie verlangen eine angenehme Unterhaltung, wenn sie sich müde von der Arbeit zu Tische setzen, und fühlen sich doppelt glücklich, wenn ihre Musestunden durch Musik, Gesang und andere Kunsttalente ihrer Gattin verschönert werden. Aber aufdringen muß sich ein Frauenzimmer nicht durch ihre Belesenheit und Kunst mit Hintansetzung aller weiblichen Bescheidenheit (...).“ Sie mache sich damit bei Frauen und Männern äußerst unbeliebt, sie solle nur hören, wie abschätzig man in ihrer Abwesenheit über sie rede. Daraufhin fragt Amalie ihren Vater, warum er sie denn dann so sorgfältig habe erziehen lassen, „wenn wir unser Licht nicht sollten leuchten lassen vor den Leuten?“ Warum habe sie dann Geographie, Geschichte, Poesie und Sprachen lernen müssen? Zum Selbstgenuß, so der Vater, eine gute Erziehung mache sich im ganzen Wesen, im Auftreten und beim Sprechen bemerkbar, ohne daß man damit prahlen müsse. Sie solle sich ihre Schwester zum Vorbild nehmen: Die sei „herzlich, zutraulich, anspruchslos, sie verbirgt mehr, was sie weiß (...).“ Doch: „Die Vorstellungen des Vaters beugten Amalien, aber sie heilten sie nicht vom Dünkel.“

Erst eine große Demütigung führt schließlich dazu, daß sich Amalie „bessert“: Während einer Gesellschaft, in der auch durchreisende Offiziere anwesend sind, spricht sie wiederum in der Öffentlichkeit, „mit einer außerordentlichen Geläufigkeit der Zunge über allerlei politische und litterarische Gegenstände (...).“ Sie zitiert Dichter, Schriftsteller und Begebenheiten aus der Geschichte. Daraufhin wendet einer der Offiziere das Wort an sie: „Mademoiselle, ich möchte Ihnen gern für alles Schöne, was sie uns da mit einer unglaublichen Beredsamkeit vortragen haben, Ihren schönen Mund küssen, aber ich muß es Ihnen freimüthig bekennen, er ist mir zu gelehrt, und ich bin kein Freund von gelehrten Frauenzimmern, denn

ich kann mich des Gedankens nicht erwehren, daß sie einen Bart haben wie Männer. Zwar ist es schön, wenn Stadt=Damen [!] nicht ungebildet sind wie die Damen vom Lande, aber sie müssen es mit ihrem Wissen halten wie mit einem schönen Busen, müssen einen Flor darüber breiten, damit niemand an der Blöße ein Aergerniß nehme, und man nur ungefähr ahne, was darunter verborgen ist.“ Amalie erröthet und ist sehr beschämt. Hilfesuchend blickt sie sich um, doch niemand eilt ihr zur Hilfe, alle richten vielmehr schadenfroh ihr Augenmerk auf sie. In ihrer Verwirrung verteidigt sie sich nur sehr schlecht. Der Offizier dagegen „schwadronierte noch lange fort über die Unaussteilichkeit eines gelehrten Frauenzimmers.“ Daraufhin versucht Amalia ein für allemal ihr Wissen zu verbergen, und siehe da: „Von jener Zeit wurde Amalie besser.“ Es braucht demnach nicht weiter zu verwundern, wenn Frauen unter solchen gesellschaftlichen Voraussetzungen tatsächlich alles taten und tun mußten, um nicht als allzu gelehrt zu wirken.

Luise Meynier war bereits keine typische Vertreterin der hugenottischen Flüchtlinge mehr. Die deutsche Sprache war zu ihrer Muttersprache geworden, obgleich sie auch noch im hohen Alter Schülerinnen die französische Sprache lehrte. Als Witwe lebte Luise einige Zeit bei der Tochter ihres schriftstellerischen Bruders Johann Heinrich in Erlangen, bei Julie, verheiratete Schunck. Diese junge Frau wunderte sich schließlich sehr darüber, daß die schriftstellernde Tante, die über 30 Jahre älter war als sie, ihrer Tochter Florestine „zu meinem Erstaunen vollkommen fertig französisch lesen lehrt, so daß sie es so gut kann als deutsch.“<sup>(21)</sup> Als Julie Schunck dies 1831 schrieb, wurden die französische Sprache und französische Umgangsformen vom deutschen Bürgertum jedoch nicht mehr gepflegt, waren Französinen, die aus der häuslichen Erziehung eine Erwerbsarbeit gemacht hatten, nicht mehr gefragt. Ein wachsender deutscher Nationalstolz wehrte sich gegen die französischen Einflüsse und zudem verbreitete sich nun die Überzeugung, die Kinder sollten durch ihre eigenen Mütter erzogen werden.

Welche Wandlung das gesellschaftliche Ideal der bürgerlichen Frau im Verlauf des 19. Jahrhunderts durchmachte, belegen die Aufzeichnungen von Julie Schunck (1800-1856), die als Repräsentantin einer neuen Frauengeneration gelten kann. Zwar liegen uns keine weiteren Nachrichten über das Verhältnis zwischen der außerhäuslich berufstätigen Gouvernante Luise Meynier und ihrer Nichte Julie Schunck vor, deren Arbeitseinsatz sich gänzlich in Hausarbeit und Kindererziehung erschöpfte, doch sind wir verhältnismäßig gut über das Leben der jungen Frau aus gehobenem Bildungsbürgertum der kleinen Universitätsstadt Erlangen unterrichtet, weil sie – wie viele ihrer bürgerlichen Zeitgenossinnen und Zeitgenossen – der Aufzeichnung persönlicher Angelegenheiten und Empfindungen in ihrem Alltag viel Platz eingeräumt hat. Sie hinterließ der Nachwelt ihre persönlichen Tagebuchaufzeichnungen als 18-Jährige und zahlreiche Briefe, die sie als verheiratete Frau an ihren Mann Karl Schunck richtete. Darüber hinaus liegen Briefe ihrer Mutter und ihrer Tochter Emma vor.

Julie Meynier, verheiratete Schunck, hatte in den elf Jahren zwischen 1822 und 1833 zwei Töchter und fünf Söhne zur Welt gebracht.<sup>22)</sup> Es ist erstaunlich, wie viel Zeit in das Abfassen von Briefen investiert wurde, obwohl das tägliche Arbeitspensum einer bürgerlichen Hausfrau – trotz zahlreicher Mägde – enorm war. Ähnliches ist auch von der etwa gleichaltrigen Luise Rückert bekannt, ebenfalls Erlanger Professorengattin wie später Julie Meynier.<sup>23)</sup> Als Julies Mann bereits in München lebte, erstattete sie ihm regelmäßig einmal die Woche minutiös einen vier bis sechsseitigen, eng geschriebenen Bericht über das Familienleben, den Fortschritt der Kinder beim Lernen, die Besuche, ihren Gemütszustand, die Gartenarbeit, und sie endete so manches Mal mit dem Versprechen: „*Leb wohl geliebter Mann ich fange bald einen neuen brief für dich an.*“

Der rege Briefverkehr läßt sich mit der wachsenden Mobilität der Gesellschaft im beginnenden 19. Jahrhundert erklären. Zudem ist das Abfassen von Briefen ein ausgespro-

chen bürgerliches Phänomen: Hierbei sollte und konnte sich das Bürgertum auf natürliche, unmittelbare und authentische Weise ausdrücken, wodurch man sich explizit von dem als affektiert geltenden Adel abzugrenzen wünschte. Der Brief diente dabei nicht nur dazu, intime Äußerungen zu machen, sondern war durchaus halböffentlich. Briefe wurden weiter gereicht oder laut in Gesellschaft verlesen.<sup>24)</sup> Auch Tochter Emma legte ihrer Mutter den Brief einer Freundin zur Lektüre bei oder ließ die Bemerkung: „*nicht wahr; Onkel?*“, fallen und machte damit deutlich, daß sie durchaus damit einverstanden war, daß ihr Brief auch von anderen gelesen werde.

Was sagen diese erhalten gebliebenen Selbstäußerungen von Julie Meynier und ihrer Familie nun über das Selbstverständnis dieser bürgerlichen Frauengeneration aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts aus? Julie war 18 Jahre alt, als sie zusammen mit ihrer Mutter die Verwandtschaft in Württemberg besuchte. Die Reise nach Ellwangen führte sie von Erlangen über Dinkelsbühl, wo man Rast machte und „*Chocolade*“ trank. Sie genoß während der Reise „*die schöne Natur, das feyerliche Abendläuten, (...) die herrliche Aussicht*“ und freute sich schließlich über die herzliche Aufnahme durch Tante und Onkel. Zu den täglichen Unternehmungen gehörten ausgedehnte Spaziergänge, und Julie wurde in ihren Erinnerungen nicht müde, die schöne Gegend zu preisen, wobei die dort „*arbeitenden Landleute*“ in den Augen dieser gut situierten, bürgerlichen Tochter sicherlich zur landschaftlichen Idylle beige-tragen haben mögen.

Auch gemäß des bürgerlichen Bildungskanons des 19. Jahrhunderts lernten die Mädchen bei Zeiten, sich in Gesellschaft angemessen zu bewegen:<sup>25)</sup> Man machte Visiten und Gegenvisiten, und Julie konnte sich dabei hemmungslos ihren Beobachtungen hingeben: Der „*Kammeralverwalter ein Original, Miene, seine Tochter, eine niedliche aber furchtbar affektierte Lebedame, Hofrat Neuß (...) ein vielleicht guter, doch grober Kumpan*“. Bald scheint sie den Sinn dieser Zusammenkünfte erkannt zu haben: „*Kaffee bei der Stadtschreiberin. Eine Tafel beinahe*

so lange als die Stube, darauf zwey Torten, 4 Teller mit Konfekt, 4 Körbchen mit Obst, zwey Teller mit Wurstbrod (...) Alle Honoratioren (...) sind zugegen. Man ißt sich voll und voll, schreit etwas und begiebt sich um manche wichtige Neuigkeit reicher nach Hause.“ Diese stundenlangen Besuche waren augenscheinlich oft reichlich ermüdend, so klagte sie: „Wir armen bürgerlichen Menschenkinder haben große Langeweile, man ißt und trinkt und drückt sich endlich unterthänig dankend zur Thür hinaus.“ Denn eigentlich interessant wurde es für die Heranwachsende erst, wenn man sich abends zum Ball traf: „Mein Tänzer unterhält mich einstweilen, das Männchen ist nicht so übel, in der Blüte seiner Jahre (...) lebhaft, scherzhaft, erstaunlich lieb, ein wahrer Herzensbezwinger!“

Julie gab sich jedoch keineswegs nur dem schnöden Vergnügen hin. Wie ihren Äußerungen zu entnehmen ist, war sie zum einen äußerst gottesfürchtig und zum anderen auch durchaus belesen. Aus beiläufigen Bemerkungen erfährt man, daß ihr das Drama „Don Carlos“ von Friedrich Schiller sowie die „Wahlverwandtschaften“ von Johann Wolfgang von Goethe geläufig waren. Die Lesegewohnheiten hatten sich folglich verändert – die Töchter des deutschen Bürgertums lasen im 19. Jahrhundert nun deutsche Literatur. Im Alter von 21 Jahren heiratete Julie Meynier 1821 den zehn Jahre älteren Friedrich Christoph Karl Schunck. Ihr Bräutigam Karl hatte eine viel versprechende Karriere vor sich, er wurde Professor für öffentliches Recht, arbeitete als Sekretär im mittelfränkischen Landtag und zog schließlich als Abgeordneter der Erlanger Universität in die Bayerische Ständeversammlung ein.<sup>26)</sup> Als sie wieder eine Reise nach Württemberg zu ihrer Verwandtschaft unternahm, war sie bereits seit einigen Jahren verheiratet und Mutter mehrerer Kinder. Während die anderen der Reisegesellschaft beschäftigt waren, ging sie alleine spazieren und berichtete darüber ihrem Mann nach Hause: „So ging ich meinen Gedanken nach, und fing endlich an zu singen ‚Ach wie schön die liebe Erde‘, du weißt. Das muß ich immer, wenn mir das Herz recht voll ist, aber dann

muß ich auch in der Regel dich küßen und dir sagen, wie es mir zu Muth ist, und die gleiche Empfindung in deinen Augen lesen; das aber konnte ich gestern nicht --- und das ist schlimm, sehr schlimm.“

Wie sich anhand ihrer Briefe sehr deutlich nachzeichnen läßt, erfuhr die bürgerliche Ehe im 19. Jahrhundert eine starke Emotionalisierung. Die Eheleute waren nun nicht mehr das noch aus der Frühen Neuzeit bekannte „Arbeitspaar“, das sich durch das gemeinsame Wirtschaften den Lebensunterhalt sicherte und eher selten von Empfindungen zusammengehalten wurde. Im Gegenteil: Auch noch zehn Jahre nach der Hochzeit, als ihr Mann Karl bereits in München wohnte, wo ihn wichtige Geschäfte im Landesparlament in Anspruch nahmen, schrieb Julie: „Weißt du, daß ich auch die Landtagsprotokolle lese? Am Tag warte ich die Kinder und wenn die Nacht herbey kommt schreib ich Liebesbriefe und politisire.“<sup>27)</sup> Obwohl Julie selbstverständlich die Zeitung las, interessierte sie sich doch nur insoweit für Politik als es ihren Mann betraf: „ja – ja ich lese die Landtagsprotokolle! – von den Sachen die vorkommen interessieren mich eigentlich nicht viele, aber ich lese sie um die Leute kennen zu lernen die dich umgeben und zu hören was du gehört hast. Deine Rede (...) gefällt auch mir recht wohl.“ Trotz dieses geringen Interesses der Ehefrau an der großen Politik kann von einer absoluten Trennung der privaten, angeblich weiblichen, von der öffentlichen, vermeintlich männlichen, Sphäre nicht die Rede sein. Julie betonte mehrfach, sie verfolge die Diskussionen im Parlament, zudem empfing sie Besucher, die an der Arbeit ihres Mannes in München interessiert waren und Unterlagen und Akten verlangten und denen sie Rede und Antwort stehen mußte. Umgekehrt nahm auch ihr Mann an den familiären Belangen regen Anteil. Zu beobachten ist generell ein gemeinsames Wachsen des Paares an der nun als sehr wichtig empfundenen Aufgabe, die eigenen Kinder zu guten Menschen und Bürgern auszubilden.

Freilich wurden besonders die Mütter durch diese neue Form der Kindererziehung

gefordert, erwuchs hier für sie ein neues Betätigungsfeld. Das Aufziehen wurde in diesen bürgerlichen Kreisen nicht mehr als ein gegenseitiges Nehmen und Geben zwischen Eltern und Kindern verstanden. Es stand nicht mehr die materielle Absicherung der Eltern im Alter im Vordergrund, sondern den Kindern sollte nun eine allein selbstlose Liebe zukommen. Nur diejenigen galten als gute Eltern, deren Kinderliebe und Fürsorge frei von persönlichem Interesse war.<sup>28)</sup> 1831 hatte Julie bereits sechs Kinder, das kleinste noch im Säuglingsalter. Jahrhundertlang war das Stillen eine Aufgabe, die adlige und bürgerliche Frauen ohne weiteres einer Säugamme übertragen hatten. Nun aber avancierte im Bürgertum das Stillen zur unverzichtbaren Tugend der Mutter, dies in Abgrenzung zum Adel und angeregt durch pädagogische Überlegungen der Aufklärung, in denen der Einfluß einer Amme als äußerst schädlich eingestuft wurde.<sup>29)</sup> Auch Julie stillte somit selbstverständlich ihren Sohn Karl, doch aufgrund einer Krankheit mußte sie ihn zu ihrem Bedauern vorzeitig abstillen: „*die fünf anderen Kinder die, da sie jetzt [!] den Vater entbehren, doch recht nothwendig eine kräftige Mutter brauchen, bestimmen mich zu thun was ich kann (...)* So bin ich im Begriff mein Büble zu entwöhnen (...) Wäre es mein einziges Kind, so könnte mich nichts hierzu bewegen, das arme Würmchen findet sich so schwer in die neue Last!“ Sechs Tage später konnte sie ihrem Mann bereits mitteilen, daß sich der kleine Karl mit der neuen Kost abgefunden habe.

Wie es der Zeitgeist von bürgerlichen Müttern erforderte, widmete auch sie den Großteil ihres Tages den Kindern – ein Zeitaufwand, der noch von der vorangegangenen Generation kaum betrieben worden ist. In den Briefen, die sich die jungen Mütter schrieben, wird beispielsweise der Einsatz bei der Zubereitung von Kindernahrung in aller Ausführlichkeit geschildert: „[Meine Freundin] hat ihre Kinder stillen können u. hat ihnen 4 oder 6 Wochen Fenchelmasse gegeben u. dann ein mal des Tags Nachmittags 4 Uhr ein Breichen (...) mit kalter Milch angerührt, eine halbe Tasse voll. Dies kochte sie über Spiritus in einer Porzellantasse

*oder in etwas Irdenem, ja nicht Kupfer u. ja nicht Blech, weil es zu geschwinde kocht. (...) auch soll das Gefäß eng nicht weit sein. Später gab sie Morgens noch ein Wasser-süppchen oder auch Mittag (...). Ist die Beschreibung nicht genau?“* Gemäß dem mütterlichen Erziehungsauftrag des Bürgertums mochte Julie ihre Kinder nicht fremden Kindermädchen anvertrauen. „*Das ganz kleine Kind vertrau ich ihr [der Magd] so wenig als möglich an, dadurch aber wird meine Last immer größer, ich bin in beständiger Unruhe und erschein mir selbst oft ein zu schwer beladenes Kameel, meine Kräfte wollen noch nicht reichen.*“ Den Ratschlägen ihres Mannes, besser auf sich aufzupassen, konnte sie angesichts der täglichen Anforderungen kaum Folge leisten. Sie nahm ihre mütterliche Pflicht sehr ernst: „*Du empfiehlst mir (...) mich zu schonen (...). Bin ich zu hause, so kann [!] ich nicht besondere Rücksicht auf mich nehmen. Wie kann ich ruhig sitzen bleiben, wenn tausend Anforderungen an mich gerichtet werden, und wie könnte ich mich von meinen Kindern absondern, ehe noch die dringendste Noth es gebeut [gebietet]? - So bin ich geistig und körperlich den ganzen Tag angespannt (...). Sind wir (...) beisammen, so wendet sich doch natürlich alles an mich, ich möchte es auch nicht anders.*“ Ausdrücklich betonte sie, es sei „gegen meinen Grundsatz (...), zwischen mich und meinen Kindern auf längere Zeit eine dritte Person zu stellen.“ – deutlicher hätte man den Unterschied zu Erziehungskonzepten des 18. Jahrhunderts kaum ausdrücken können.

Schließlich hielt das Ehepaar die räumliche Trennung nicht mehr aus. Die Sehnsucht war groß und die Reise von Erlangen nach München äußerst langwierig und mühsam. Anfänglich wies sie die Aufforderung von Karl, sie solle mit den Kindern nach München ziehen, noch als absurd zurück, „*es gewann mir ein Lächeln ab, so ein Gedanke kann nur in dem Kopf eines genialen Mannes entstehen.*“ Für eine „arme sehr geplagte Frau“ sei ein solches Ansinnen „ein unübersteiglicher Berg“. Schließlich aber willigte sie ein, doch machte sie deutlich, was ihr dieser Umzug an Arbeit brach-

te, denn ihr Mann schien sich dies nicht bewußt zu machen: *„Ich muß also einen Auszug aus meiner Haushaltung machen und das übrige zum Theil in Verwahrung geben, zum Theil so zusammen stellen, daß es nicht Schaden nehmen kann. Diese große große Mühe, diese Lasten, diese Störungen (...) allein die Reise hin und her mit dem kleinen höchst unruhigen Kind, das eigentlich nur still ist, wenn es schläft (...).“* Dennoch drängte Karl sie zum baldigen Aufbruch, weshalb es zu Mißstimmungen unter den Eheleuten kam: *„Dein gestriger Brief, geliebter Mann, ist höchst merkwürdig und zeigt mir wie wenig ich dich mit den Sorgen der Wirthschaft geplagt habe, sonst könntest du es nicht denkbar finden, daß eine Frau mit 6 Kindern und 2 Mägden sich in zwey Tagen fertig machen kann für eine Abwesenheit eines Jahres und drüber.“* Schließlich müsse noch die große Wäsche gemacht werden, was ungefähr eine Woche dauere, und außerdem bekäme sie eine neue Magd, mit der sie noch vertraut werden müsse. Der Umzug dieses vielköpfigen Haushaltes erforderte in der Tat einige logistische Vorüberlegungen von der Hausfrau. Betten, Spreusäcke, Winterkleider, Wäsche und Kinderbettstätten wurden eigens von einem Fuhrmann nach München gebracht, während Julie mit den Kindern und den Bediensteten in Kutschen reiste. Und schließlich hieß es in ihrem letzten Brief, den sie von Erlangen aus an Karl schrieb: *„Die Freuden der großen Stadt [München] ziehen mich nicht, aber der herzinnige Wunsch, dies Gefühl von Einsamkeit von dir zu scheuchen, dies ist es, was mir alle Mühseeligkeit leichter macht.“*

Das Unverständnis des Mannes gegenüber den Arbeitsbelastungen seiner Frau führt die Diskrepanz zwischen der propagierten Norm und der Alltagsrealität in einem bürgerlichen Frauenleben deutlich vor Augen. Die Forderung nach Disziplin, Leistung und Strebbarkeit richtete sich zu Beginn des 19. Jahrhunderts an das männliche bürgerliche Individuum, das dann auch das bürgerliche Arbeitsethos nachhaltig prägte. Die Forderung, die die Gesellschaft an die bürgerliche Dame richtete, war der Müßiggang. De facto aber

lag das Arbeitspensum bürgerlicher, gut situierter Männer bei sechs Stunden täglich – einem Zeitraum, der von ihren Ehefrauen durch Haushaltsführung und Erziehung weit übertroffen wurde. Nichtsdestotrotz blieben der öffentlich zur Schau gestellte Müßiggang der Damen und das Leistungsprinzip der Herren prägend für das Bild der bürgerlichen Epoche, ob es nun der Realität entsprach oder nicht.<sup>30)</sup> Auch die Frauen selbst unterstützten diese Sicht, so Julies Mutter Wilhelmine Dorothea Meynier (1761-1841). Als sie ihrer Tochter 1835 nach München schrieb, berichtete sie ausführlich von ihrem 74. Geburtstag und bedankte sich herzlich für die zahlreichen Geschenke aller Kinder, darunter Stickerarbeiten der Enkelinnen, Zeichnungen und Briefe der Enkel.<sup>31)</sup> Auch ihrem Schwiegersohn Karl dankt sie mit folgenden Zeilen: *„Nun komen auch noch ein paar Worte des Dankes und der Liebe für den herrn z[u] sagen daß er mir nach 10 J.[ahren] mal wieder einmal ein p.[aar] Worte zu schickte: Es wird Ihm freylich viel Überwindung gekostet haben, die kostbare Zeit so unnütz zu verschwenden: dies hat aber für mich dadurch einen noch höheren Wert bekommen (...).“* Nicht Sarkasmus als vielmehr wirkliche Demut gegenüber dem Herrn Professor wird man in diesen Worten erkennen müssen.

Auf einer erhalten gebliebenen Zeichnung, die ihr Sohn Louis von ihr machte, ist Wilhelmine Dorothea an einem Spinnrad sitzend dargestellt. In Zeiten mechanisierter Baumwollspinnereien war es ein Privileg der bürgerlichen Schichten, sich durch derartige Handarbeiten nostalgisch einer angeblich guten alten Zeit hinzugeben. In der Regel diente die dadurch gewonnene Wolle nicht der Herstellung tatsächlich benötigter Wäsche, sondern dekorativer Textilien, die das bürgerliche Heim behaglicher machen sollten. Den Charakter von wirtschaftlich notwendiger Arbeit hatte diese Tätigkeit verloren und dies war auch durchaus beabsichtigt.<sup>32)</sup>

Dem Eheglück von Julie und Karl Schunck war keine lange Dauer beschieden. Karl starb 1836, woraufhin seine Frau nach Erlangen

zurückkehrte. Hier engagierte sie sich standesgemäß in dem „Verein für freiwillige Krankenpflege“,<sup>33)</sup> reiste viel herum und besuchte dabei ihre Geschwister. Auch dem Briefeschreiben widmete sie nach wie vor Zeit, wie die Korrespondenz mit ihrer Tochter Emma nahe legt. Ob sie weiterhin in ihrem berühmten Garten arbeitete, den das Ehepaar 1820 erworben hatte, ist unbekannt.<sup>34)</sup> Noch 1831 hatte sie berichtet, wie die Großmutter in die dortigen hohlen Bäume und zwischen Hecken für die Kinder an Ostern Süßigkeiten versteckt hatte. Der heute noch bestehende Garten, bekanntes Erholungsgebiet für die Erlanger Stadtbevölkerung, hatte mit seinem Gartenhäuschen, den Treppenanlagen und eingefassten Quellen, den Weichselbäumchen, Äpfel-, Quitten- und Kirschbäumen Julie Schunck zu ihrer Zeit viel Arbeit gemacht - auch dies war ein Teil der versteckten bürgerlichen Frauenarbeit.<sup>35)</sup>

Im 18. wie im 19. Jahrhundert waren die weiblichen und männlichen Handlungsräume weitgehend festgelegt und voneinander getrennt – gleichwohl gab es zahlreiche Berührungspunkte und Überschneidungen, und die Grenzen zwischen den Geschlechtern waren keineswegs unüberwindbar. So nahmen die ersten zaghaften Versuche außerhäuslicher weiblicher Berufstätigkeit der gebildeten calvinistischen Flüchtlingsfrauen und ihrer hugenottischen Nachfahren in Form von pädagogischer Arbeit als Gouvernanten Gestalt an. Keineswegs waren somit grundsätzlich die Frauen der höheren Gesellschaftsschichten allein auf den Binnenraum des Hauses beschränkt und verließen sie niemals ihren Heimort. Vielmehr lernten sie im Verlauf ihres Lebens bei ihrer Tätigkeit verschiedene Orte sowie verschiedene Familien, Arbeitgeber und Bildungsinstitute kennen. Einige suchten darüber hinaus ein noch weitläufigeres Publikum in Form von Veröffentlichungen zu erreichen, wie anhand von Luise Meynier, die von ihrem „Schriftstellerberuf“ spricht, deutlich geworden sein dürfte. Es ist in diesem Zusammenhang bezeichnend, daß zahlreiche Vertreterinnen der bürgerlichen Frauenbewegung des endenden 19. Jahrhun-

derts - also in etwa ein Jahrhundert später – als Lehrerinnen tätig wurden, zählte dieser Beruf doch zu den ersten, den zu ergreifen den Frauen des Bürgertums möglich war, weil er als standesgemäß galt. Auch stand die Forderung nach dem Recht auf Berufstätigkeit an oberster Stelle der ersten bürgerlichen Frauenbewegung. Umgekehrt war auch die Tätigkeit der verheirateten Mütter des gehobenen Bürgertums im 19. Jahrhundert nicht ausschließlich auf Reproduktionsarbeit begrenzt, vielmehr bedeuteten zahlreiche Hausarbeiten noch gänzlich Produktionsarbeit und erforderte das Dienstverhältnis zwischen Hausherrin und Personal von der Frau die Fähigkeit zur Autoritätsausübung. Auch nahm der Gatte teil am häuslichen Geschehen, es erfolgte somit ein reger Austausch zwischen den Eheleuten und der Außen- und Innenwelt.

Geändert hatte sich jedoch an der Schwelle vom 18. zum 19. Jahrhundert die Sichtbarkeit der angesprochenen Tätigkeiten bürgerlicher Frauen: Während die pädagogische Arbeit der französischen Gouvernante eine anerkannte Form weiblicher Berufsausübung gewesen war, die vergütet wurde, wurde in der deutschen bürgerlichen Gesellschaft die Erziehungsarbeit der leiblichen Mutter im eigenen Hause nicht mehr als Arbeit angesehen. Bestenfalls verfolgte der Ehegatte die weiblichen Aufgaben und Probleme mit seinem wohlwollenden Interesse, doch für die Öffentlichkeit blieb die Frauenarbeit im Haus unsichtbar, denn: „*Je weniger von einem Frauenzimmer gesprochen wird, desto mehr Achtung verdient sie.*“ Die Überzeugung, die eigenen Kinder keiner fremden Person anvertrauen zu wollen, brachte den Frauen keine Arbeitserleichterung, wie die Klagen von Julie Schunck deutlich machen, die sich als „*schwer beladenes Kameel*“ beschrieb. Die Veränderungen im bürgerlichen Frauenbild gingen folglich mit den Veränderungen auf nationaler und staatspolitischer Ebene einher. Der Ablehnung der berufstätigen Gouvernante, Trägerin einer französischen, im 19. Jahrhundert nun als „fremd“ empfundenen Kultur, folgte die Neudefinition des bürgerlichen Frauenideals, bei dem Hausarbeit und

Kindererziehung zu den Wesenszügen der Frau und nicht zu ihren Arbeitsbereichen gezählt wurden.

### Anmerkungen:

- 1) Das hier veröffentlichte Referat enthält Ergebnisse meiner Forschungsarbeiten 2001/2002 zur Geschichte der Hugenottinnen in Erlangen im Auftrag der Frauenbeauftragten der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg, in veränderter Form erschienen in: Bennewitz, Nadja: „...daß ihre Töchter zur Bildung der Jugend gesucht werden. Französische Gouvernanten“, in: dies. / Franger, Gaby (Hg.): „Die Erlangischen Mädchen sind recht schön und artig ...“ Ein Erlanger Frauengeschichtsbuch. Cadolzburg 2002, S. 68-76; u. dies.: Alltagslast und -lust bürgerlicher Frauen, in: dies. / Franger, Gaby (Hg.): Geschichte der Frauen in Mittelfranken. Alltag, Personen und Orte. Cadolzburg 2003, S. 216-225.
- 2) Rebmann, Georg Friedrich: Briefe über Erlangen. Faksimile der Ausgabe 1792 m.e. Nachwort v. Ernst Schubert. Erlangen 1984, S. 97.
- 3) Füssel, Johann Michael: Unser Tagebuch oder Erfahrungen und Bemerkungen eines Hofmeisters. 2. Th. Erlangen 1788 (ND Erlangen 1976), S. 305.
- 4) Vgl. Bischoff, Johannes E.: Hugenotten in Erlangen 1686-1966. Ausstellungskatalog 8. Erlangen 1966; ders.: Die Aufnahme der Hugenotten in Franken und die Entwicklung ihrer französisch-reformierten Kirchengemeinden, in: Erlanger Bausteine (EB) 34 (1986), S. 195-223; Lehmann, Gertraud: Refugium - Flüchtlingskolonie - Einwanderungsstadt. Gründung und Integration der Französischen Kolonie in Erlangen, in: Friederich, Christoph (Hg.): 300 Jahre Hugenottenstadt Erlangen. Ausstellung im Stadtmuseum Erlangen 1. Juni bis 23. November 1986, S. 123-127.
- 5) Fick, Johann Christian: Historisch-topographisch-statistische Beschreibung von Erlangen und dessen Gegend. Erlangen 1812 (ND Erlangen 1977), S. 81.
- 6) Füssel, Unser Tagebuch, S. 302f.
- 7) Fick, Historisch-topographisch-statistische Beschreibung, S. 81.

- 8) Hardach-Pinke, Irene: Die Gouvernante. Geschichte eines Frauenberufes. Frankfurt/Main 1993, S. 105.
- 9) Fick, Historisch-topographisch-statistische Beschreibung, S. 86.
- 10) Vgl. Grammaire française reduite à ses vrais principes précédée d'une introduction à toutes les langues. Ouvrage raisonné par J.J. Meynier, Partie théorique, 1781. Neue Auflage Nürnberg 1797 durch den Sohn J. H. Meynier.
- 11) Vgl. Lehmann, Gründung und Integration, S. 122-133.
- 12) Nouvel ABC ou nouvelle Methode pour enseigner à la jeunesse la bonne prononciation suivant les regles de la grammaire. Augmentée de quelques dialogues nouveaux pour les commencans. Ouvrage également utile aux enfants et aux Adults par J. J. Meynier. Nuremberg (G. P. J. Bieling) 1792.
- 13) Lexikon der vom Jahr 1750-1800 verstorbenen teutschen Schriftsteller, ausgearbeitet von Johann Georg Meusel, Bd. 9. Leipzig 1809.
- 14) Meynier, Johann Heinrich: Wie soll sich eine Jungfrau würdig bilden? Nürnberg (3)1834.
- 15) Fikenscher, Georg Wolfgang Augustin: Gelehrtes Fürstentum Baireut oder biographische und literarische Nachrichten von allen Schriftstellern... Nürnberg 1803, Bd. 6, 82-84. Soweit nicht anders vermerkt stammen die biographischen Nachrichten über L. Meynier aus diesem Band.
- 16) Rebmann, Briefe, S. 89.
- 17) Imhoff, Christoph von: Amalie von Helvig, geb. Imhoff (1776-1831), in: Meidinger-Geise, Inge (Hg.): Frauengestalten in Franken. Würzburg 1985, S. 135-140.
- 18) Vgl. Imhoff, Christoph Adam von: Der Freiherr auf Mörlach und seine dichtende Tochter Amalie, in: Hetzelein, Georg: Drei südfränkische Gestalten. Schwabach o. J., S. 3-36.
- 19) Fikenscher, Gelehrtes Fürstentum, S. 83.
- 20) Dr. Johann Heinrich Meynier: Kleine Geschichten zur Besserung und Veredlung jugendlicher Herzen. Nürnberg 1813, S. 222-228.
- 21) Stadtarchiv Erlangen (StAE): 25.B.2136.
- 22) Die Briefe und Aufzeichnungen befinden sich in: StAE 2.B.2134: Rück-Erinnerungen an letzten [!] September 1818; 25.B.2136-2145: 10 Briefe zw. 22.2.1831-3.8.1831 der Julie

- Schunck aus Erlangen an ihren Mann in München; 25.B.2146: Brief der Julie Schunck von einer Reise aus Württemberg an ihren Mann in Erlangen v. 1.5.1828; I D 52: Brief der Mutter Wilhelmine Dorothea Meynier an ihre Tochter Julie in München v. 6.10.1838; 25.B.2148-2154: 5 Briefe der Tochter Emma Schunck an ihre Mutter Julie zw. 20.7.-12.10.1858.
- <sup>23)</sup> Vgl. Forssman, Ingeborg: Luise Rückert (1797-1857) - die Frau an der Seite eines berühmten Mannes, in: Bennewitz / Franger, Die Erlangischen Mädchen, S. 104-112.
- <sup>24)</sup> Vgl. Habermas, Rebekka: Frauen und Männer des Bürgertums. Eine Familiengeschichte (1750-1850). Göttingen 2000, S. 22-27.
- <sup>25)</sup> Vgl. Hardach-Pinke, Irene: Bleichsucht und Blütenträume. Junge Mädchen 1750-1850. Frankfurt/ Main-New York 2000.
- <sup>26)</sup> Vgl. Seifert, Heinz: Dr. Julius Schunck. Erlanger Stadtvikar 1847-1853. Pionier sozialer Diakonie, in: EB 19 (1972), S. 3-17.
- <sup>27)</sup> Ich zitiere im folgenden aus den zehn Briefen der Julie Schunck aus Erlangen an ihren Mann in München vom 22.2-3.8.1831: StAE 25.B.2136-2144.
- <sup>28)</sup> So das Forschungsergebnis von Habermas, Frauen und Männer, S. 365-380, bes. S. 366.
- <sup>29)</sup> Vgl. Toppe, Sabine: Mutterschaft und Erziehung zur Mütterlichkeit in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, in: Kleinau, Elke / Opitz, Claudia (Hg.): Geschichte der Mädchenbildung, Bd. 1. Frankfurt/Main-New York 1996, S. 346-359.
- <sup>30)</sup> Vgl. Habermas, Frauen und Männer, S. 33-38.
- <sup>31)</sup> StAE I D 52.
- <sup>32)</sup> Vgl. Habermas, Frauen und Männer, S. 53-61.
- <sup>33)</sup> Willett, Olaf: Evangelische Frauenvereine in Erlangen von ihrer Gründung bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts, in: Bennewitz / Franger, Die Erlangischen Mädchen, S. 131-135, hier S. 132.
- <sup>34)</sup> An der Bayreuther Straße 58 oberhalb des Kanaldenkmalms gelegen. Vgl. Art. „Schunckscher Garten“, in: Friederich, Christoph / Haller, Berthold Frhr. von / Jakob, Andreas (Hg.): Erlanger Stadtlexikon. Nürnberg 2002, S. 628f.
- <sup>35)</sup> Meynier, Julius: Züge aus dem Leben und Sterben der Grossmutter. Maschinenschriftliche Abschrift in: StAE III 107 M 1, S. 3.

## Bezirksheimatpfleger Dr. Klaus Reder zum Honorarprofessor ernannt

Vor wenigen Wochen hat das Wissenschaftsministerium Bezirksheimatpfleger Dr. Klaus Reder, den stellvertretenden Bezirksvorsitzenden des Frankenbundes für Unterfranken und Mitglied der erweiterten Bundesleitung, zum Honorarprofessor bestellt. Das Ministerium würdigte damit sein langjähriges systematisches Quellenstudium und seine volkswissenschaftlichen Forschungen im Sinne einer Sozialgeschichte regionaler Kultur. Prof. Dr. Klaus Reder lehrt an der Universität Würzburg Europäische Ethnologie und Volkskunde.

Der 1958 in Obereßfeld geborene Professor Reder studierte in Würzburg Volkskunde, Vor- und Frühgeschichte sowie Geschichte und fränkische Kirchengeschichte. Seine Dissertation befaßte sich mit den bayerischen Physikatsberichten. Seit 1986 arbeitet er beim Bezirk Unterfranken, dessen Kulturabteilung er seit 1999 leitet. Ab 1996 übernahm Professor Reder zudem einen Lehrauftrag an der Philosophischen Fakultät II (nun I) der Universität Würzburg.

Auf Initiative Reders wurden gemeinsam mit verschiedenen Instituten der Universität Würzburg unter anderem die Historische Datenbank Unterfranken, das Unterfränkische Dialektinstitut und eine volkswissenschaftliche Filmdatenbank ins Leben gerufen sowie die unterfränkischen Physikatsberichte aus dem 19. Jahrhundert komplett ediert.

Als Schwerpunkt seiner künftigen Tätigkeit an der Universität sieht Reder neben der Lehre vor allem die Edition weiterer Quellen zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte Unterfrankens. In seiner praktischen Arbeit widmet er sich insbesondere dem Ausbau der Qualifizierung regionaler Kulturarbeit. Ein beson-



*Abb.: Stellvertretender Bezirksvorsitzender Prof. Dr. Klaus Reder.*

deres Anliegen ist es dem frisch gebackenen Professor, auch Laien auf verständliche Weise wissenschaftlich fundierte Antworten auf alltagsgeschichtliche Fragen geben zu können.

Die Bundesleitung des Frankenbundes und die Zeitschrift FRANKENLAND gratulieren unserem Bundesfreund Prof. Dr. Klaus Reder ganz herzlich zur neuen Würde und wünschen ihm viel Tatkraft für seine Aufgaben und hoffen auf eine weitere gute Zusammenarbeit zum Wohle unserer Vereinigung.

---

## 60. Bundesbeiratstagung am 13. Oktober 2007 in Weißenburg i.Bay.

Von der Frankenbundgruppe Weißenburg unter ihrer rührigen Vorsitzenden, Frau Evelyn Gillmeister-Geisenhof, hervorragend vorbereitet fand am Samstag, den 13. Oktober 2007 die 60. Tagung des Bundesbeirates des FRANKENBUNDES im mittelfränkischen Weißenburg statt. Nach einem morgendlichen Imbiß begann der Festakt, an dem zahlreiche Ehrengäste und Besucher, darunter zwei Busgruppen mit Frankenbund-Mitgliedern aus Bamberg und Würzburg teilnahmen, im Wildbadsaal. Nach einem Grußwort von Herrn Oberbürgermeister Reinhard Schwirzer hielt Dr. Daniel Burger der Festvortrag zum Thema „Immer Ärger mit der Wülzburg? Die Beziehungen Weißenburgs zu seinem größten Baudenkmal“, in dem er die vielfältigen Schicksale dieses frühneuzeitlichen Bollwerkes eindrucksvoll schilderte. Im weiteren Verlauf der musikalisch umrahmten Feierstunde verlieh die Bundesleitung des FRANKENBUNDES dem Mundartautor Herr Walter Tausendpfund aus Pegnitz den Kulturpreis des FRANKENBUNDES 2007. Die Laudatio von Dr. Ulrich Wirz können Sie in diesem Heft nachlesen. Bei strahlendem Sonnenschein und herrlichem Herbstwetter konnten die Delegierten und Gäste bei unterschiedlichen Führungen nachmittags die Schönheiten Weißenburgs erkunden.

Im gotischen Söller des Rathauses fand um 15.00 Uhr die Delegiertenversammlung statt. Im Mittelpunkt der Beratungen stand zum einen das erfolgreich in Neuendettelsau veranstaltete Fränkische Seminar 2007, das Frau Dr. Verena Friedrich aus Fürth zum Thema „Frauen in Franken“ geleitet hat. Der 2. Bundesvorsitzende, Herr Heribert Haas, stellte zum anderen die neue, überarbeitete Internet-Homepage des FRANKENBUNDES vor, die

bis zum Jahresende zugänglich sein soll und dank der vollkommenen Überarbeitung des Erscheinungsbildes einen guten öffentlichen Eindruck unserer Vereinigung präsentieren wird. Nach längerer interner Diskussion in der Bundesleitung wurde der den Vertretern der Gruppen der Vorschlag unterbreitet, zusätzlich zum normalen, großformatigen Bundesabzeichen auch eine kleine Nadel, die als Reverszier bei männlichen bzw. Anstecknadel bei weiblichen Frankenbundfreunden zu tragen sein soll, anfertigen zu lassen. Die Bundesleitung wartet nun auf die Bestellungen der Gruppen, um die Anzahl der in Auftrag zu gebenden Nadeln festlegen zu können. Anhand des attraktiven „Kindespfades“ im Volkacher Museum schilderte anschließend Dr. Ute Feuerbach ein Beispiel für erfolgreiche Kulturarbeit mit Kindern im FRANKENBUND. Ein Beispiel, wie übereinstimmend gemeint wurde, das zur Nachahmung empfohlen werden kann. In eine ähnliche Richtung, nämlich den Frankenbund bei Jugendlichen bekannt und für sie interessant zu machen, ging der Vorschlag von Dr. Bernhard Wickl, verstärkt mit Schulen zusammenzuarbeiten und Veranstaltungen mit diesen gemeinsam zu organisieren oder z.B. ein Fränkisches Seminar für Schüler anzubieten.

Den Schluß der Sitzung bildete die Vorschau auf die Aktivitäten des FRANKENBUNDES im kommenden Jahr. Gleich zu Jahresbeginn jährt sich am 19. Januar 2008 der Todestag unseres Gründers Dr. Peter Schneider zum 50. Mal. Grund genug für die Gruppe Bamberg in Zusammenarbeit mit der Bundesleitung eine Gedenkveranstaltung zu initiieren. Die weiteren Veranstaltungstermine hier in Übersicht:

3. Mai 2008

79. Bundestag in Baunach;  
Ausrichter: FRANKENBUND-Gruppe Baunach

31. Mai – 1. Juni 2008

8. Fränkisches Seminar: Volksmusik in Franken  
Ausrichter: Fränkische Bezirksheimatpfleger

13. September 2008

61. Bundesbeiratstagung in Memoriam Dr. Peter Schneider  
auf dem Schwanberg bei Kitzingen  
Ausrichter: FRANKENBUND-Gruppen Marktbreit/  
Ochsenfurt in Zusammenarbeit mit der Gruppe Kitzingen.

PAS

## Kulturpreis des Frankenbundes 2007 für Walter Tausendpfund

von

*Dr. Ulrich Wirz*

Mit Ehrungen ist das so eine Sache. Es gibt welche, die bekommt man ausschließlich für besondere Verdienste in irgendeinem Bereich. Es gibt aber auch welche, die ereilen einen fast automatisch, z.B. für Treue zu einem Verein als aktives oder passives Mitglied. Besonders begehrt sind natürlich Ehrungen, die mit einer Geldgabe verbunden sind, wie zum Beispiel der Kulturpreis des Frankenbundes. Da kommt es dann sicher schon mal vor, daß sich jemand selbst darum bemüht bzw. – um es nicht zu plump zu machen – jemanden sucht, der einen vorschlägt. Mancher bereitet das langfristig und zielstrebig vor. Da werden plötzlich Aktivitäten bei der fraglichen Institution entwickelt. Da ein Auftritt, dort ein Auftritt, dann noch ein paar Veröffentlichungen usw. Wenn diese Umtriebigkeit nach der Preisverleihung dann merklich abebbt bzw. gar in Richtung einer anderen Institution mit ähnlichem Preis verlagert wird, dann kann man schon seine Schlüsse ziehen. Jeder, der ein wenig hinter die Kulissen schauen kann, findet in der Tat den einen oder anderen „Ehrungsprofi“, der binnen weniger Jahre sämtliche in Franken mit Geld verbundenen Kulturpreise abgeräumt hat.



Walter Tausendpfund gehört nicht dazu. Im Gegenteil: Er war und ist immer ein äußerst bescheidener Diener einer Sache, die er als wichtig und unterstützenswert erkannt hat. Sein Engagement für die fränkische Heimat reicht denn auch in eine Zeit zurück, als manch anderer vor ihm gekürter Preisträger vielleicht noch gar nicht daran gedacht hat irgend etwas Fränkisches zu machen. In der Kultur- und Heimatpflege sind es bei Walter Tausendpfund vor allem die Förderung der

fränkischen Mundart und des Laienspiels sowie die Regionalgeschichte in ihren unterschiedlichen Facetten, denen er seine besondere Aufmerksamkeit schenkt.

Doch bevor ich auf Einzelheiten eingehe, doch ein paar Worte zur Person: Den Namen Walter Tausendpfund muß eigentlich fast jeder kennen, der sich mit fränkischer Kultur und Geschichte beschäftigt. Aber über seine Person weiß kaum jemand Näheres. Meist beschränkt sich das Wissen dann auf ein ganz bestimmtes Tätigkeitsgebiet. Walter Tausendpfund macht wenig Aufsehen um seine Person. Die biographischen Angaben in seinen Gedichtbänden sind dementsprechend knapp. Geboren wurde er 1944. Wo, erfährt nur derjenige, der sein in Reimform gesetztes humorvolles Nachwort zum Gedichtband „Jede Dooch e Blooch“ liest.

Dort heißt es in wirklich typisch fränkischer Art „1944, Lask: Do bin iich geborn. Iich waaß ned, wei's woor“. In Allersberg wuchs er auf, besuchte das Humanistische Gymnasium in Neumarkt/Opf. und studierte dann in Erlangen Geschichte, Deutsch und Sozialkunde für das gymnasiale Lehramt. Ab 1970 war er sieben Jahre Mitarbeiter beim Holle-Verlag in Baden-Baden für südostasiatische, später auch für moderne europäische Geschichte. Im Jahre 1973 wurde er ans Gymnasium nach Pegnitz versetzt, wo er dann genau 33 Jahre unterrichtete. Und auch dies tat er mit vorbildlichem Einsatz und Hingabe, die weiter reichte als das, was von einem Lehrer erwartet werden kann. Während mancher Kollege auf dem Tenniscourt versuchte, eine verfilzte Kugel zu treffen oder vom Surfbrett aus ungelenk ins Wasser platschte, war Walter Tausendpfund weit über die Dienstpflicht hinaus aktiv, weil der Beruf für ihn nicht Job, sondern Berufung war.

Obwohl dieser Bereich nicht unser Thema ist, will ich wenigstens sein langjähriges Engagement als bayerischer und auch auf dem Bundesgebiet tätiger Projektleiter der UNESCO-Projektschulen für die UNESCO-Welterbe-Erziehung erwähnen.

Jetzt aber zu den Verdiensten des Preisträgers um die fränkische Heimat-, Geschichts-

und Kulturpflege. Die Tätigkeitsgebiete von Walter Tausendpfund in diesem Bereich sind äußerst vielgestaltig. Am bekanntesten ist sicher sein Einsatz für die fränkische Mundart und das Laienspiel. Aber auch seine regionalgeschichtlichen Forschungen haben große Beachtung gefunden. Immer wieder gelang es ihm auch in hervorragender Weise, beide Leidenschaften zu kombinieren.

Wenn der Autor Walter Tausendpfund nämlich Stücke wie „Der Zeiserlfang von Betzenstein“ (1987), „Der Sturm auf Velden von 1627“ (anlässlich der dortigen 1100-Jahr-Feier im Jahre 1989) und „Die Kinder retten ihr Heiligenstadt“ (1995) oder 2007 anlässlich des Bamberger Bistumsjubiläums das Festspiel „Wenn's um unna Kärgng gehd, semme dabai“ für das 1000jährige Hetzelsdorf schrieb, dann floß halt auch sein Wissen als Regionalhistoriker mit ein. Geschickt verbindet er Unterhaltung und Bildung, indem er in kurzweiliger, ja spielerischer Form Heimatgeschichte vermittelt.

Die Aktivitäten von Walter Tausendpfund in den einzelnen Bereichen der Kultur- und Heimatpflege kann man in vier Sparten aufteilen, nämlich das Laien-, Amateur-, Mundarttheater, auf die Mundartdichtung, auf die Regionalgeschichtsforschung und auf die aktive Mitarbeit in Vereinen. Dabei ist das eine vom anderen nicht immer klar zu trennen. Vieles berührt und überschneidet sich.

Beginnen wir mit dem Theatermann: Als schon in jungen Jahren begeisterter Theatermann betreute er am Gymnasium in Pegnitz von 1977 bis 1991 die dortige Schüler-Theatergruppe (zeitweise sogar zwei Gruppen verschiedener Altersstufen), für die er auch selbst einige Stücke schrieb. Sehr früh schon erkannte er die kreative Bedeutung der Mundart für die Herausbildung des Sprachgefühls seiner Schülerinnen und Schüler. Als andere Kollegen Mundart im Schulunterricht noch wie eine Seuche bekämpften, die jungen „native speaker“ gar als ungebildet an den Pranger stellten, gehörte für ihn Mundart zum Unterrichtsalltag, ja er nutzte sie um ein Gefühl für die Hochsprache zu vermitteln. Mit zahlreichen didaktischen Beiträgen in Fachjournalen förderte er nicht unmaßgeblich

einen Umdenkungsprozeß, der heute auch in den Lehrplänen seinen Niederschlag findet. Er hat Schüler zur Auseinandersetzung mit ihrem heimatlichen Idiom hingeführt, etwa durch die Anregung und Begleitung des Wettbewerbs „99 Wörtle fränkisch“ in den Jahren 1984/85. Inzwischen haben sogar einige seiner Texte in Lesebücher Eingang gefunden. Aber er blieb in der Hinwendung zur schreibenden Jugend nicht auf den Dialekt beschränkt, sondern betreute 1987 zusammen mit Peter-Michael Meng den Wettbewerb der Pegnitzschäfer für Nachwuchsautoren.

Als zu Beginn der 1980er Jahre der frühere Pretzfelder Bürgermeister Franz Och Gleichgesinnte suchte, um die fränkischen Mundarttheaterinitiativen in eine Vereinigung zusammenzuführen, fand er in Walter Tausendpfund seinen wichtigsten Mitkämpfer. Beide lenkten die „Arbeitsgemeinschaft Mundarttheater Franken“, organisierten die „Fränkischen Laienspieltage“. Und seit zehn Jahren haben wir sogar alljährlich einen „Oberfränkischen Mundarttheatertag“, den Walter Tausendpfund seit Beginn an fast im Alleingang organisiert. Dabei tritt er selbstverständlich auch selbst auf und stellt seine neuen Werke vor – im Jahr 2006 im Bauernhofmuseum Kleinlosnitz mit Ausschnitten aus seinem sozial-tragischen Drama „1817“. Fast zehn Jahre, von 1984 bis 1992, war Walter Tausendpfund Redakteur des „Theaterbriefs“ der Arbeitsgemeinschaft Mundarttheater Franken, der unter seiner Regie viele wichtige Informationen und Anregungen für die einzelnen Gruppen bot.

Er war einer der ersten, der sich des Problems bei der Stückeauswahl der fränkischen Theatergruppen annahm, betreute eine stetig wachsende „Stückeliste“ und bot mit dem gemeinsam mit Horst Pfadenhauer erstellten Werk das Vorbild für den gesamt-bayerischen Stückekatalog, den die bayerischen Bezirke mit dem Bayerischen Landesverein für Heimatpflege einige Jahre später herausbrachten. Auch bei der gesamt-bayerischen Bestandsaufnahme war es wieder Walter Tausendpfund, der unzählige neuer Stücke sichtete, Inhaltsangaben abfaßte und die wichtigsten Daten hinsichtlich Besetzung etc. zusammen-

faßte. Selbstverständlich sind darunter auch einige seiner Ein- und Mehrakter zu finden.

Viele Gesprächsrunden („Theatergespräche“) berief er ein, in denen er sich geduldig die Probleme von Mundartautoren und Laienspielgruppen anhörte. Seit Jahr und Tag fährt er bei Wind und Wetter durch das fränkische Land und besucht Veranstaltungen, um sich persönlich einen Eindruck von der Arbeit der Theatergruppen und Mundartautoren zu verschaffen. Aus den gesammelten Erfahrungen heraus initiierte er vieles, was den Gruppen und Autoren weiterhalf. Beispielhaft seien die vom Bezirk Oberfranken seit 1998 in Zusammenarbeit mit dem Theater Hof angebotenen Fortbildungen für Laienspielgruppen genannt.

Jetzt zu seinem Engagement in Vereinen, die sich der Kultur- und Heimatpflege annehmen. An erster Stelle, weil am zeitintensivsten, ist der Fränkische-Schweiz-Verein zu erwähnen, dem Walter Tausendpfund seit 1976 angehört. Seit 1987 zeichnet er nicht nur für die alleinige Schriftleitung und das Gestaltungskonzept der Vereinszeitschrift verantwortlich, sondern als „Kulturausschußvorsitzender“ ist er seit 1989 für die Koordination der Aktivitäten im kulturellen Bereich mehr oder weniger zuständig. Sei es, daß er Feiern zur „Fränkischen Weihnacht“ und „Fränkische Abende“ vorbereitet und moderiert, sich der Kinder- und Jugendarbeit annimmt oder die vielen Arbeitskreise unterstützt und teilweise selbst leitet.

Aber damit noch nicht genug: Walter Tausendpfund zählt im Jahre 1986 zu den Gründungsvätern der „Literarischen Gesellschaft der Pegnitzschäfer e.V.“ und wurde deren erster „Marktschreiber“, also der zentrale künstlerische Berater. Und auch den Landesverband Bayern der Deutschen Gebirgs- und Wandervereine hat Walter Tausendpfund nicht im Stich gelassen, als 1997 in der Nachfolge von Dr. Reinhard Worschech ein neuer Kulturreferent gesucht wurde; Walter Tausendpfund hat trotz seiner zahlreichen anderen Verpflichtungen auch dieses Amt für sechs Jahre übernommen.

Es wäre leicht, Witze über das Vereinswesen zu reißen, die beschriebenen Aufgaben als Ausdruck wildester Vereinsmeierei abzutun. Eine solche, leider allzu verbreitete Haltung erkennt allerdings, welche Bereicherung viele Vereine für unser Land darstellen; sie erkennt, um wie viel ärmer auch unsere Region wäre ohne das Wirken etwa des Fränkische-Schweiz-Vereins, des Frankenbundes oder der diversen Amateurtheaterverbände. Vor allem würde sie verkennen, wie zunehmend schwerer es heute für Vereine wird, jemanden zu finden, der bereit ist, Verantwortung und vor allem mit Arbeit und Zeitaufwand verbundene Funktionen zu übernehmen.

All diese Tätigkeiten von Walter Tausendpfund werden irgendwann Geschichte sein, selbst wenn ihre Wirkungen noch spürbar sind. Was aber Bestand haben und im öffentlichen Bewußtsein bleiben wird, das sind die literarischen Arbeiten Walter Tausendpfunds, der Dichter und Historiker also: Die Theaterstücke wurden bereits angesprochen, zu verweisen wäre noch auf ein Drehbuch für einen Film über die Fränkische Schweiz. Bekannter ist Walter Tausendpfund aber als Autor von Mundartgedichten und -geschichten. Seit Beginn der 1980er Jahre hat er eine Reihe von Lyrik- und Erzählbänden in Druck gegeben: „Klane Breisela“ (1981), „Klane Stückle“ (1982), „Wennd denkst, bisd selber schuld ... oder?“ (1983), „Tierlesgeschichdn“ (1984), „Jede Dooch e Blooch“ (1989), „Wäi däi Hirdn am Feld“ (1992), „Es kened sooo ... odde sooo ... odde aa ganz anders sai“ (1994), „E Blümle, e Falde, e Schnegg und e Bladd“ (1997), „Kirschgardn“ (2002) und „middn nai“ (2005). Hinzu kamen 1997 die zusammen mit der Regnitztaler Saitenmusik gestaltete CD „Quer durchs Joohr“ (1997), „Wenn dees ned weer“ (1999) und 2005 zusammen mit der Arbeitsgemeinschaft Fränkische Volksmusik Bezirk Oberfranken e.V. und dem Bezirk Oberfranken „Erstaune, oh Himmel – Musik, Lieder und Mundart aus dem südlichen Oberfranken“. Darüber hinaus finden sich mittlerweile in mehr als 25 Anthologien mundartliche Beiträge von Walter Tausendpfund.

Ich will mir jetzt kein Kunsturteil anmaßen, aber doch ein paar persönliche Eindrücke darlegen. Das erste Werk, das ich von Walter Tausendpfund in die Hand bekam, war „Jede Dooch e Blooch“. Ich war sofort angetan. Seine Mundart kommt ganz natürlich und authentisch daher, nichts ist gekünstelt, affektiert oder anbiedernd. Da ist nicht nur heile Welt und Heiterkeit, wie in vielen, gerade mundartlichen Lyrikbändchen anderer Autoren, da ist aber auch nicht bloß Gesellschaftskritik. Walter Tausendpfunds Gedichte und Szenen haben eine gesunde Mischung aus Naivität, Ernst, Heiterkeit und Hintergründigkeit. Ganz einfach gesagt: Das ist fränkische Mundart wie sie sein soll. Beinahe überflüssig zu erwähnen, daß auch seine geschriebenen Texte handwerklich perfekt sind, d.h., lautgetreu ohne „k“, „p“ und „t“ etc.

Aber Walter Tausendpfund hat mehr geschrieben als Gedichte, Geschichten und Theaterstücke; er hat auch historische Werke geschaffen, die nicht weniger als sein – im engen Wortsinn – literarisches Opus hohe Anerkennung verdienen. Kommen wir also zum Historiker Walter Tausendpfund. Ich habe bewußt dieses Wort gewählt, nicht etwa den Begriff Heimatforscher, auch wenn dieser ebenfalls das Richtige träfe. Walter Tausendpfund freilich ist – und das sei besonders betont – Fachmann, er zählt nicht zu den interessierten Laien, die sich häufig als Hobby-Historiker titulieren – schon ein kurioser Begriff, denn niemand käme auf die Idee, sich etwa als Hobby-Arzt oder Hobby-Jurist zu bezeichnen. Geschichte ist nun einmal ein Studienfach, ebenso wie Medizin oder die Rechtswissenschaften.

Walter Tausendpfund hat sich – wie als Lyriker, so auch als Historiker – den unterschiedlichsten Sujets zugewandt, und nie war er sich zu gut, sich der – selbst in der akademischen Landesgeschichte mitunter verpönten – Ortsgeschichtsforschung zuzuwenden. Die zusammen mit Gerhard Philipp Wolf verfaßten „Geschichtlichen Streifzüge“ durch die Region „Pegnitz – Veldensteiner Forst“ ist ein umfassendes Opus von über 500 Seiten. Gar mehr als 800 Seiten umfaßt das von beiden Autoren 1997 weitgehend gestaltete –

allerdings aus einer zehnjährigen Projekt- Arbeit mehrerer gleichgesinnter Heimatforscher hervorgegangene – grundlegende Werk „Jüdisches Leben in der Fränkischen Schweiz“, in dem der größte Anteil der Beiträge auch von Wolf und Tausendpfund verfaßt wurde. Neben sozialgeschichtlichen Themen, wie Armut, Unterschichten, Minderheiten in der Fränkischen Schweiz, könnte man vielleicht als weiteren Themenschwerpunkt die Entdeckung der Fränkischen Schweiz, etwa die Erforschung der Höhlenwelt durch den Uttenreuther Pfarrer Johann Friedrich Esper oder das Naturerlebnis der Romantiker zusammenfassen. Walter Tausendpfund arbeitete auch mit an dem im Jahre 2007 vom Fränkische-Schweiz-Verein herausgegebenen Werk „Glanzpunkte der Fränkischen Schweiz“.

Walter Tausendpfunds historische Arbeiten zeichnen sich durch akribische Quellenarbeit aus und sind damit stets fundierte Darstellungen. Zumal er sich selbst bei seinen Zeitschriftenbeiträgen immer wieder Desideraten der Forschung annimmt und keine ausgetretenen Pfade beschreitet.

Es prägt das Werk von Walter Tausendpfund – das literarische ebenso wie das historische –, daß er dem vermeintlich Kleinen, dem scheinbar Unscheinbaren große Aufmerksamkeit zukommen läßt, daß er dadurch dem räumlich Begrenzten Bedeutung verleiht, daß er auch dem Bedeutung verleiht, was viele als Provinz und provinziell abtun, vergessend, daß genau solche Arroganz pro-

vinziell ist. Provinzialität hat nichts mit Einwohnerzahl oder Siedlungsdichte zu tun, sondern mit einer bestimmten Art zu denken, mit der Unlust, über den eigenen Tellerrand zu blicken. Und diese Haltung ist in den Metropolen nicht seltener daheim als auf dem Dorf und in gescheit daherredenden Zirkeln zuweilen nicht anders als am Wirtshausstammtisch.

Walter Tausendpfund hat in seinem autobiographischen Gedicht-Bericht „Wei's Lehm so schbilld, oder: E hubfede Henne bringd me eie wie e hoggede“ – wie mir scheint: scherzhaft-ironisch – die Begrenzungen seines Lebens thematisiert: in Allersberg bestimmte das Fahrrad den Gesichtskreis, in Erlangen der Zug, in Pegnitz das Auto. Wer etwas werden wolle, müsse hinaus. Er blieb seiner Heimat treu, obwohl er auch hinausging und -geht, um seinen Horizont zu erweitern.

Walter Tausendpfund ist ein hervorragendes Beispiel dafür, daß es keine große Stadt, daß es keine marktschreierischen Themen, daß es keine formalen Mätzchen und Effekthaschereien braucht, um kulturelle Leistungen zu vollbringen, die weit über den Heimatraum hinausweisen. Insofern hat der Frankenbund mit ihm einen Preisträger ausgewählt, der diese Auszeichnung in höchstem Maße verdient. Daher meinen herzlicher Glückwunsch an Walter Tausendpfund zum Kulturpreis des Frankenbundes, aber auch einen herzlichen Glückwunsch dem Frankenbund zu diesem Preisträger.

## 50. Todestag unseres Gründers Dr. Peter Schneider

Am 19. Januar 2008 jährt sich der Todestag des Gründers des FRANKENBUNDES Dr. Peter Schneider zum 50. Mal. Dr. Peter Schneider wurde am 20. Juni 1882 als Sohn des Häckers Johann Baptist Schneider und dessen dritter Ehefrau Sibylla geb. Köppel in Bamberg in eine alteingesessene Familie geboren. Sein Geburtshaus liegt, heute durch eine Inschrifttafel gekennzeichnet, in unmittelbarer

Nähe zum Kloster Michelsberg in der St.-Getreu-Straße Nr. 4. Nach seiner Schulzeit in Bamberg und dem Studium der Alten Sprachen, Deutsch, Geschichte und Geographie für das Lehrfach an Höheren Schulen, das er an den Universitäten in München und Würzburg absolvierte, begann Schneider seine erfolgreiche Laufbahn als Gymnasiallehrer. Schneider lehrte in Bamberg, Speyer,

Aschaffenburg und Würzburg, zuletzt als Oberstudiendirektor. Schon frühzeitig hatte er sich für Geschichte und Volkskunde unseres Landes interessiert, und damit war wohl seine Leidenschaft für alles „Fränkische“ begründet. Am 11. Oktober 1920 fand in Würzburg die Gründungsveranstaltung des FRANKENBUNDES statt, dessen 1. Bundesvorsitzender Dr. Peter Schneider bis zu seinem Tod 1958 blieb. Unter seiner Führung nahm der Verein schon bald einen großartigen Aufschwung. Schneider, der im übrigen ein geschickter Organisator sowie glänzender Redner war und durch sein bloßes, mitreißendes Wort zahlreiche Zeitgenossen zur Mitarbeit begeistern konnte, trat neben seiner Tätigkeit für die von ihm ins Leben gerufene Vereinigung aber auch als Autor wissenschaftlicher Abhandlungen, als Schriftsteller und Lyriker hervor. Ein Jahr nach seinem Tod, 1959, errichtete der Frankenbund auf dem Schwanberg bei Kitzingen ein schlichtes Denkmal für seinen Gründer, den „Künder der fränkischen Heimat“. Daher soll die herbstliche Bundesbeiratstagung auch dort stattfinden.

Den 50. Todestag unseres Gründers nimmt die Gruppe Bamberg des Frankenbundes zum Anlaß,

**am 19. Januar 2008, 13.00 Uhr,  
auf dem Bamberger Friedhof**

im Rahmen einer Gedenkfeier am Grabe Peter Schneiders einen Kranz niederzulegen. Der Treffpunkt zu dieser Veranstaltung ist an der Gönningerkapelle in der Siechenstraße, von wo aus ein kurzer Gang zur Gruft der Familie Schneider unternommen wird. Dort werden der 2. Bundesvorsitzende des Gesamtbundes, Dipl.-Ing. Heribert Haas, der

derzeitige Vorsitzende der Gruppe Bamberg im Frankenbund, Dr. Axel Lorenz, und der Ehrenvorsitzende der Bamberger Gruppe, Dipl.-Ing. Max Ludwig Porsch, nach einer kurzen Begrüßung der Gäste die bedeutende Persönlichkeit unseres Gründers und seine Leistungen im allgemeinen und für den Frankenbund im besonderen in einer Ansprache würdigen. Anschließend findet ein Umgang zu Gräbern weiterer verdienstvoller Mitglieder des Bamberger Frankenbundes statt. Anhand eines vor Ort zu erhaltenden Planes lassen sich auch andere Stätten aus der Geschichte des Bamberger Frankenbundes (Gründunglokal, Geburtshaus, gestiftete Gedenktafeln und Objekte, Veranstaltungsorte der Gruppe etc.) bei dieser Gelegenheit aufsuchen. **Die Gruppe Bamberg lädt alle Mitglieder des Frankenbundes und interessierte Gäste recht herzlich zur Teilnahme ein.**

Lassen wir zum Abschluß den „Fränkischen Tag“ in Bamberg mit seiner treffenden Charakteristik unseres Nestors zu Wort kommen und zitieren kurz aus dem Nachruf von 1958: *„Mit Dr. Peter Schneider sinkt nicht nur ein hervorragender Pädagoge ins Grab, nicht nur einer der besten Söhne der fränkischen Heimat, für die er ein Leben lang gearbeitet hat, nein, ein Stück dieser Heimat selbst ist dahingegangen, unwiederbringlich in dieser ganz besonderen und kaum wiederholbaren Profilierung des Vorkämpfers für fränkische Kultur. Ein Leben lang brannte in ihm lichterloh und durch keine noch so widrigen Umstände gedämpft die Flamme der Begeisterung für das fränkische Volk und seine Kultur.“*

PAS

## Bodo Zimmermann – Ein schlesischer Holzschneider in Franken

von

Heinz Otremba

Einer der bedeutendsten Meister der Holzschneidekunst des 20. Jahrhunderts ist – neben den fränkischen Gebrüdern Schiestl und Richard Rother – sicher Bodo Zimmermann. Er wurde am 29. Mai 1902 in dem kleinen Ort Filehne im Wartheland geboren. Seit 1922 war er als junger freischaffender Künstler in Breslau tätig, wo seine bescheidene Werkstatt hoch unter einem Dach am Breslauer Ring lag. In München, Berlin und Nürnberg setzte er seine künstlerische Ausbildung mit großem Erfolg fort, wobei seine Entwicklung vor allem in Nürnberg durch Prof. Rudolf Schiestl maßgeblich beeinflusst wurde. Stets war er zu Fuß und per Rad auf Wanderschaft, neben seiner schlesischen Heimat vor allem auch in Süddeutschland. Er besaß eine hervorragende Beobachtungsgabe für das Wesentliche einer Landschaft. Seine besondere Liebe galt dem Weinland um Würzburg. In Randersacker, Frickenhausen, Sulzfeld, Nordheim am Main, Escherndorf und Röttingen war er und kannte sich dort aus. Mit dem großen Blatt vom Bau der Kitzinger Mainbrücke holte er sich den schlesischen Kulturpreis. Dieser Holzschnitt und andere waren in vielen Lesebüchern der Volksschulen abgebildet.

In Würzburg hatte Bodo Zimmermann viele Freunde, denn er war seit 11. Juni 1938 Mitglied der Künstlergilde „Hetzfelder Flößerzunft“. Hier trug er den Flößernamen „Bozi“ und war so mit den Künstlern Heiner Dikreiter, Willi Greiner, Richard Rother („Riro“) und den Gebrüdern Schiestl eng befreundet. Seine Hochzeitsreise führte ihn 1938 in die „Goldene Sonne“ nach Nordheim am Main.



Abb. 1: Brückenbau in Kitzingen. Holzschnitt von Bodo Zimmermann.

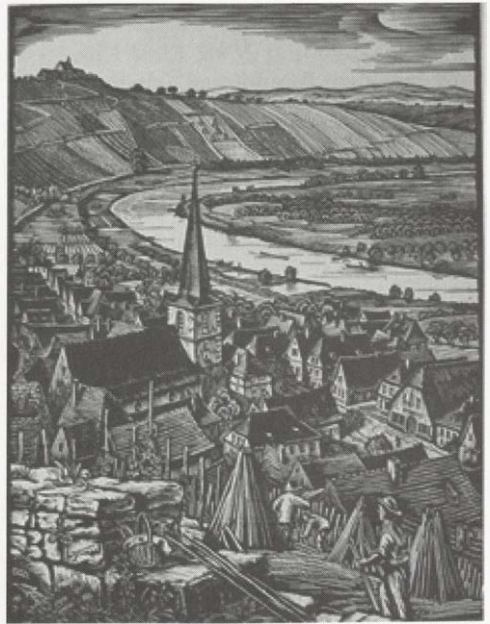


Abb. 2: Escherndorf am Main. Holzschnitt von Bodo Zimmermann.

Bodo Zimmermann, ein meisterhafter Grafiker und Holzschneider, wurde ein tragisches Opfer des Zweiten Weltkrieges. Als der Kampf um Breslau tobte, traf er dort zur Verteidigung der Stadt ein, geriet in russische Gefangenschaft und wurde nach Stalingrad transportiert, wo er schwere Räumungsarbeiten leisten mußte. Krank geworden, durch die Ruhr geschwächt und zum Skelett abgemagert, wurde der 43-jährige mit einem Kriegsgefangenentransport nach Deutschland zurückgebracht. Einen Tag nach seiner Entlassung,

am 26. August 1945, starb er in Frankfurt an der Oder auf dem Bahnsteig. Sein letzter Weg: das Massengrab, in dem auch die anderen Opfer des Transportes beigesetzt wurden.

Die Kriegswirren haben seine Kunstwerke in alle Welt zerstreut. Sie geben uns und den nachfolgenden Generationen Zeugnis von Landschaften und historischen Bauwerken, die zum Teil durch Kriegseinwirkungen zerstört oder auf andere Weise verschwunden sind oder verändert wurden.

## Max Dauthendey und seine vier „russischen Schwestern“ – Altes Foto aus Amerika bereichert Dokumentenschatz der Max Dauthendey-Gesellschaft

von

*Walter Roßdeutscher*

Nicht wenig verwundert war die Vorstandsgesellschaft der Max Dauthendey-Gesellschaft, als sie im April 2006 die Nachricht überraschte, daß eine entfernte Verwandte des Dichters Max Dauthendey aus den USA auf der Suche nach ihren europäischen Wurzeln sei. Den Verantwortlichen der ältesten Würzburger literarischen Gesellschaft war bis dahin lediglich bekannt, daß Max Dauthendey's Halbschwester Anna als jungverheiratete Frau um das Jahr 1880 nach Amerika ausgewandert war und danach mit ihrer Familie in Philadelphia lebte. Seitdem, so schien es, waren Anna und ihre Nachfahren verschollen.

Und nun also die große Überraschung: Es gibt sie doch noch, die weitläufig entfernten Verwandten des Dichters! Der sichtbare Beweis: Eine Porträtaufnahme von familiengeschichtlicher Bedeutung und zugleich ein schönes Beispiel frühen künstlerischen Photographierens. Diese vom stolzen Vater erstellte Atelieraufnahme seiner vier hübschen und argwöhnisch behüteten Töchter hatte Anna, die älteste unter ihnen, in die neue Heimat begleitet. Das sehr gelungene Photo war

vermutlich ihr liebstes Erinnerungsstück an ihre wie sie in St. Petersburg geborenen Schwestern Maria, Dorothea und Elisabeth. Carl Dauthendey war in erster Ehe mit Anna Olschwang verheiratet. Seine junge Frau entstammte einer deutschen jüdischen Familie und war nach griechisch-katholischem Glauben erzogen worden. Auch Max und sein älterer Bruder Kaspar (1860-1885), Söhne aus der zweiten Ehe Carl Albert Dauthendey's, zählten zur damaligen Großfamilie. Seit 1864 hatten die Dauthendey's, zurückgewandert aus St. Petersburg, wieder einen neuen festen Wohnsitz. Das Familienoberhaupt hatte sich dafür Würzburg, die schöne Stadt am Main, ausgewählt. Mit diesem Entschluß war Carl Albert dem Rate russischer Bekannter gefolgt, denen er hochofrennt durch Zufall im hiesigen Stadttheater begegnet war.

Zum großen Bedauern ihrer in Würzburg zurückgelassenen Angehörigen war schon sehr früh jegliche Verbindung mit Anna abgerissen. Carl Albert Dauthendey hatte seinen zu Hause verbliebenen Kindern jegliche Kontaktaufnahme zu ihren amerikanischen Ver-

wandten untersagt. Denn er verdächtigte Anna und deren Mann, seinen Sohn Kaspar zu sich in die Neue Welt gelockt zu haben. Auf diesem Sohn ruhten alle seine Hoffnungen auf spätere Übernahme seines gutgehenden Photoateliers in Würzburg. Ein Wunsch, der sich ohnedies kaum erfüllt hätte, denn Kaspar litt an Verfolgungswahn und nahm sich in der fernen Stadt Philadelphia das Leben.



*Max Dauthendey's Stiefschwestern Elisabeth, Anna, Maria und Dorothea (v.l.n.r.).*

Es ist nicht bekannt, ob eines der Geschwister nach des Vaters Tod noch einmal Verbindung mit Anna und deren Angehörigen in Amerika gehabt hat. Auch von Elisabeth (1854-1943), der jüngsten der vier Töchter, wissen wir hierüber nichts. Ihr umfangreicher Nachlaß ist der Bombennacht vom 16. März 1945 zum Opfer gefallen. Mrs. Lynn Marshall, der Ur-Urenkelin von Anna Dauthendey, ist zu verdanken, daß wenigstens eine Kopie des wertvollen Bildes nach mehr als 125 Jahren in die alte Heimat als Gegengabe an die Max Dauthendey-Gesellschaft für zahlreich überlassene familiengeschichtliche Dokumente in Wort und Bild zurückgefunden hat.

Der nunmehrige Besitz dieses uralten Photos (aufgenommen um 1875) aus den Jugendjahren der charmanten, wohlherzogenen Dauthendey-Töchter erfreut umso mehr, als bisher keine weitere Aufnahme von ihnen in deren Würzburger Heimat bekannt ist. Neugierig gemacht auf ihr Aussehen hatte allerdings der Dichterbruder Max in seinem bekannten Werk „Der Geist meines Vaters“, herausgegeben im Jahre 1912. In ihm beschrieb er dem Leser nicht nur Wesensart und äußere Merkmale seiner geliebten Halbschwwestern, er benannte auch Personen und Gegenstände sowie deren Anordnung auf dem vom Vater geschaffenen Lichtbild. Was bisher der Phantasie des Lesers überlassen blieb, kann nun, wirklichkeitstreu, mit eigenen Augen betrachtet werden.

Max Dauthendey war ein begabter Dichter (1867-1918), sein Vater Carl Albert Dauthendey (1819-1896) ein leidenschaftlicher Lichtbildner, ein Photograph der ersten Stunde. Ihm verdanken wir Deutschen, der russische Zarenhof und die Bürgerschaft von St. Petersburg die ersten photographischen Bilder (um 1841-1847). Beide, Vater und Sohn, waren unvereinbare, jedoch „schöpferische Geister“; gegensätzliche, sich widersprechende Naturen. Der eine schuf poetische Werke, der andere Bildnisse von künstlerischem Rang. Ihr Zusammenleben innerhalb der Familie gestaltete sich der unterschiedlichen Interessensgebiete wegen nicht einfach. Der Sohn verstand schon als Kind den Vater nicht, der nichts von Feen, Zwergen und Märchen hielt; und der Vater ärgerte sich über den Sohn, wenn dessen Aufmerksamkeit bei seinen Erklärungen von technischen Abläufen sehr schnell erlahmte. Es läßt sich nicht leugnen, daß sie aneinander litten und daß ihr Familienleben sich noch zu einer schlimmeren Leidensgeschichte ausgewachsen hätte, wenn da nicht die vier „russischen“ Halbschwwestern gewesen wären, die wohltuend besänftigend auf beide Kontrahenten eingewirkt haben. Das alles wissen wir aus dem bereits erwähnten biographischen Buch Max Dauthendey's „Der Geist meines Vaters“. In ihm erfahren wir auch, daß die vier Halbschwwestern nach dem frühen Tod ihrer deutschstämmigen Stiefmutter den kleinen Max stets wohlwol-

lend unter ihre Fittiche nahmen und liebevoll umsorgten. Zum Dank für ihre wahre Geschwisterliebe schenkte er ihnen in dem unterhaltsam zu lesenden Werk ein bleibendes literarisches Andenken.

Und dem bewundernswerten Lebenswerk des Vaters zollt der Dichter noch vor Vollendung des Erinnerungsbuches die ihm gebührende Anerkennung: „Auch dem Lichtweg,

den mein Vater vom Anfang bis zum Ende eines Jahrhunderts ging, von der Daguerreotypie bis zur farbenempfindlichen Photographie, möchte ich in diesen Schicksalsaufzeichnungen ein Erinnerungsdenkmal gesetzt haben, ebenso dem Kampf zwischen Vater und Sohn einen Schlußstein.“ Und er endet seine „Aufzeichnungen aus einem vergangenen Jahrhundert“ mit einem Gedicht:

*„Tief aus der Nacht, die niemals endet,  
Sieht eine Kerze neben mir in mein Gesicht,  
Die ihren Schein wie eine Glorie lautlos spendet,  
Und lebt als heller Geist vor meinem Augenlicht.*

*Der Wind kreist um das Haus, das er bespricht,  
Wie einer, der Beschwörung weiß und Bann.  
Was will der Wind? Was will denn ich und was das Licht?  
Wo wohnt der Geist, der einst uns drei ersann?*

*So fragt die Stirn voll Wissenslust,  
So fragt die Liebe nicht.  
Sie sagt und zieht die Liebste mir an meine Brust:  
Ein jedes Leben ist aus Inbrunst ein Gedicht.“*

## Auf a Weihnachtslied

von

*Engelbert Bach*

*I hätt garn heuer  
vom Christkinlda,  
was übri bleit  
von seinera  
himmlischn Ruha,  
wenn's schläfft. –*

*I hätt heuer garn  
vom hochheilien Paar,  
was niet salber braucht  
von seinera  
einsamen Wacht. –*

*I hätt garn heuer,  
daß mer dia Engl  
aa wos kund mach tätn,  
weil een ollerwäll  
bei dan  
theologischn Dorchananner  
sou leicht  
as Halleluja  
im Hols shtackn bleit. –*

*I hätt heuer garn  
Niet bloß a Lieb,  
wua von wuahar lacht.*

# „10. Oberfränkischer Mundart-Theater-Tag“ am 23. September 2007 im Brauereimuseum Kulmbach

von

Walter Tausendpfund

Im Mittelpunkt dieser nunmehr fast schon traditionellen Begegnung aktiver und passiver oberfränkischer Mundartfreunde, die von der Regionalvertretung Oberfranken und dem Bezirk Oberfranken ausgerichtet wird, standen verschiedene Mundarttheatergruppen und Mundartautoren. Folgende Theatergruppen waren dabei: „Theatervögel“ Bamberg (Jutta und Hans Vogel), die „Buschklopfer“ (Kulmbach), die Pottu-Gruppe (Kronach), Siegfried Michl (Döhlau/Weidenberg), die „Bletsch'n Bühna“ (Unterleinleiter) und „Der Schauhaufen“ (Kulmbach). Außerdem kamen folgende Mundartautoren zu Wort: Hannelore Steinhäuser (Bayreuth), Reinhold „Heiner“ Hartmann (Bayreuth), Gisela Kern (Thurnau), Heinz Neuerer (Marktrodach), Gerdi Kilian (Hof) – zusammen mit Lorenz Lederer (ebenfalls Hof), Sonja Keil (Helmbrechts), Rüdiger Baumann (Kulmbach) und Walter Tausendpfund (Pegnitz).

Die vorzüglichen Theateraufführungen und eindrucksvollen Literaturbeiträge wurden von Musikstücken der „Landmusigg“ aus Bad Berneck umrahmt. In der Mittagspause spielte die „Fränkische Gerchla-Drubbe“.

Neben schon eher traditionellen Wegen wurden bei der diesjährigen Veranstaltung auch diverse neue beschritten. Hierzu gehörte neben der Musik mit durchaus „neuen Klängen“ auch die Darbietung eines mundartlichen Kasperl-Theaters. Denn zwischen 14.00 und 15.00 Uhr sollten mit dem Mundart-Puppenspiel von Siegfried Michl „Wie der Kasper einen Räuber angelte“ wieder einmal besonders die Kinder angesprochen werden. Dies gelang offensichtlich bestens, denn mindestens siebzig Buben und Mädchen verfolgten mit reger Anteilnahme das spannende Abenteuer, das Kasper und seine Gretl zu bestehen hatten ... und, Gott sei Dank, auch – nicht zuletzt Dank der aktiven Hilfe der Kinder – schließlich erfolgreich meisterten.

Großes Publikumsinteresse: Der erfreulichste „Mitspieler“ des ganzen Tages war aber das Wetter. An dem einmalig prächtigen Herbsttag war der Aufenthalt im stimmungsvollen Biergarten des Brauereimuseums mit der imposanten Plassenburg im Hintergrund ein wahrer Hochgenuß. Selbstverständlich wurden die Theateraufführungen auf der vorhandenen Freibühne gespielt. Nur die Lesungen, die naturgemäß ein besonderes Flair ausstrahlen sollen, wurden in den stimmungsvollen Brauerei-Saal daneben verlegt, doch die Lesebeiträge wurden auch in den Garten übertragen. Außerdem bot das Brauerei-Museum im Biergarten und in seinen Räumlichkeiten durchgehend eine deftige Verköstigung. Angesichts der glänzenden Rahmenbedingungen verwundert es nicht, daß sich über den Tag verteilt stets eine vielköpfige Menschenmenge als interessiertes Publikum einfand. Immerhin dauerte ja die Veranstaltung von 10.00 Uhr vormittags bis rund 17.30 Uhr am späten Nachmittag.

Die Veranstaltung wurde bereits im Vorfeld von einem beachtlichen Medieninteresse begleitet: In „Radio Plassenburg“ konnte Walter Tausendpfund die Veranstaltung und auch seine Mundartwerke vorstellen. Die Presse würdigte die Veranstaltung und auch TV Oberfranken und „kulmbach-tv“ veröffentlichten diverse Ausschnitte.

Geplante Fortsetzung im Jahr 2008: Auch im nächsten Jahr wird wieder ein „Oberfränkischer Mundarttheatertag“ stattfinden. Dann ist wieder das Bauernhofmuseum Kleinlosnitz (unweit von Münchberg) als Spielort an der Reihe. Die Veranstaltung selbst ist für den 6. Juli vorgesehen. Interessenten können sich schon jetzt anmelden (u.a. bei W. Tausendpfund, Banater Str. 8, 91257 Pegnitz, Tel. Nr.: 09241/3548) – die interessierte Öffentlichkeit ist schon jetzt ganz herzlich nach Kleinlosnitz eingeladen.

# Fränkisch: Wu i ner mei Haa hi ho? Hochdeutsch: Wo ich nur meine Hacke hin(getan) habe?

von

*Dr. Stephan Diller und Wilhelm Wolpert*

Unsere wunderschöne fränkische Mundart ist ein sensibles und wertvolles Kulturgut, das es unbedingt zu erhalten gilt. Es wäre doch schade, wenn unsere Nachkommen nur noch ein mit immer mehr Anglizismen vermisches Hochdeutsch als Normalsprache praktizierten. Das dachte sich auch der „Historische Verein Landkreis Haßberge e.V.“ mit seinem rührigen Vorsitzenden Dr. Stephan Diller und man beschloß, die reizvollen Unterschiede der fränkischen Mundart, die sich innerhalb von sechzig Kilometern auftun, vor Publikum darzustellen.

Schweinfurter, Bamberger und Haßfurter Mundartinterpreten und -Autoren kamen im

März 2007 in Haßfurt zu einem Wirtshaus-Vortragsabend zusammen und der Erfolg übertraf die kühnsten Erwartungen. In den vier Gaststuben, in die die vier Vortragenden reihum hintereinander kamen, reichten die Plätze bei weitem nicht. Alle wollten hören wie die Bamberger im Gegensatz zu den Schweinfurtern reden und die Haßfurter mit-tendrin noch einmal anders.

Anfang Dezember fand nun schon zum zweiten Mal eine sogenannte fränkische Mundartnacht statt und zwar diesmal in den Wirtshäusern der acht Haßfurter Stadtteile. Gabi Gröschel aus der Rhön, der bekannte ARD-Reporter Wolfgang Reichmann aus



*Abb. 1: Wilhelm Wolpert liest im März 2007 im vollbesetzten „Geyer-Nest“.*

Bamberg, Josef Hornung, der Texte von Heinz Werb vortrug, und Wilhelm Wolpert aus Haßfurt sorgten mit schelmischen, fröhlich, frech, fränkischen Texten, gereimt oder auch in Prosa für tolle Unterhaltung auf fränkisch.

Zwischen Schmunzeln und Sich-kugeln-vor-Lachen war alles drin an den beiden Tagen, und die Zuhörer feierten so manches Wiederhören mit altfränkischen Ausdrücken

und Wörtern, die sie schon längst vergessen glaubten. „Hab der iich müß lach“, wischte sich einer der Gäste die Tränen aus den Augen, und eine Dame zwitscherte: „Endlich ämal äweng äwas Gscheits auf fränkisch, des müßt er fei jetzt öfters ämal äweng mach.“

Neu war für die vielen hundert Zuhörer, daß auch die Tiere auf fränkischen Fluren ein gepflegtes Fränkisch reden. Hier ein kleines Beispiel von Wilhelm Wolpert:

*Der Has und sei Häsa, die machng sich schö.  
Sie wölln heit chinesischn essn geh.  
Sie bestelln - und dann kummt des Nasi Goreng.  
Sie knabbern, es iss zu häß, sie blasn äweng.  
Da secht der Has: „Du Häsa, des iss fei ä blödes Ding;  
Mir hättn vielleicht doch Stäbli mit söll bring.“  
„Stimmt“, sacht die Häsa dann dadrauf,  
„Mit unnerer Löffl falln mir hier doch bloß auf.“*

Aber auch Nachdenkliches über die Vergänglichkeit des Lebens gab es zu hören:

*Die Menschn die glääms net, es iss ja verständlich,  
Aber irdische Schönheit iss leider sehr endlich.  
Ä jeds Mädla, hold, lieblich und brav  
Wird später ä ganz normals alts Raaf.  
Und jeder schöa Moo, auf den sa alla worn neidisch,  
Wird später ä Opa, alt, brünzlert und streitisch.*

**Emil Mündlein: In Franken. Inmitten.**  
*Ebertshausen (Rudolph & Enke) 2007, 78 S., 10,50 Euro.*

Im Mittelpunkt des neuen Bandes des Sommerhäusers Emil Mündlein stehen drei Erinnerungstexte, die bislang nur als schmale Heftchen im Winterhauser „Wortraum“, einem der verdienstvollsten literarischen Einrichtungen Frankens, erhältlich waren.

In *Gassenleben* läßt Mündlein seine Sommerhäuser Kindheitsgasse wieder aufleben. Ausgelöst werden die Erinnerungen von den alten Wörtern, den dazu gehörenden Gebärden und Gesichtern, die der Heimkehrer wieder erlebt. Es ist die Welt der *Heckeschmatzer*, der Kleinbauern mit ihren blauen Schürzen, den verrutschten Kappen, dem Karst auf der Schulter, eine Welt, die bis in die 1950er Jahre nahezu unverändert lebte. Dennoch war es keine „heile Gasse“, keine Idylle, wie Mündlein betont. Die Arbeit ohne maschinelle Hilfe, die heute so verpönte Kinderarbeit waren Selbstverständlichkeiten wie der Mangel, ebenso aber auch die Nachbarschaftshilfe, das gemeinsame Sitzen auf dem Bänkle vorm Haus, die „Ansprach“ durch den Nachbarn, der einfach „gute Ton“.

Der zweite der Erinnerungstexte *Am Ort. Inmitten* stellt nicht nur die Geschichte des Ortes Sommerhausen dar, es ist vor allem auch ein Text über die Identität eines Rückkehrers, der sich in dem bereits weitgehend veränderten Dorf fragt: Wo stehe ich?, der die heile Kinderwelt hinterfragt, von den Sehnsüchten derer berichtet, die hier nur noch Enge gespürt haben, hinausgegangen, weggeblieben, zurückgekehrt sind.

In dem anschließenden Text *Kalenderblätter* sind es die Bilder, genauer gesagt Photographien, die die Erinnerungen an die, um mit dem auch von Mündlein ironisch gebrauchten „Soap“-Titel zu sprechen, „gute[n] Zeiten/schlechte Zeiten“ wachrufen, Erinnerungen vor allem an die 50er und 60 er Jahre des vergangenen Jahrhunderts, die Zeit der Flurbe-

reinigung, die Zeit des beginnenden Tourismus im Wein- und Theaterstädtchen.

Des weiteren erhält der lesenswerte Band eine Skizze des ehemaligen Flußschiffers Mündlein über den Main, dessen Geschichte und ureigenen Charakter und eine im „Frankenland“ bereits abgedruckte Auseinandersetzung mit dem Mundartgebrauch in der unterfränkischen Asterix-Adaption, die grundsätzliche Überlegungen über dialektale Sprachschlampereien, die Möglichkeiten der Dialektübersetzung und die Probleme der Dialektschreibung enthält. Eine Reihe von Mundartgedichten rundet den Band ab. In ihnen scheint die heimatliche Sprache selbst zu Wort zu kommen, nichts wirkt konstruiert, der Autor nimmt sich ganz zurück. Es sind stille Mundarttexte, die auf Experiment, auf Gags und allen modischen Klamauk verzichten, Gedichte, mit denen Mündlein seinen eigenen, in der fränkischen Dialektliteratur eher seltenen, Ton gefunden hat.

Mündleins Erinnerungsbuch gehört weit über seinen dokumentarischen Charakter hinaus, der fast wie nebenbei für Historiker und Volkskundler Wertvolles bereitstellt, zu den literarisch-essayistisch bedeutenden Heimattexten im fränkischen Raum, die nicht von einem „Reingschmeckten“ oder „teilnehmenden Beobachter“ verfaßt sind, sondern die reflektierte Innensicht eines Dichters zeigen, der *draußen* gewesen ist, und immer wieder seinen *eigenen Ort* im Gefüge seines Kindheitsortes sucht.

Klaus Gasseleder

**Schramm, Godehard: Ein Weltreich: MEIN DORF. Tagebuch-Roman aus Franken.**  
*Trechtingen-Berlin (Wek-Verlag) 2007, ISBN 978-3-934145-48-1, 295 S.*

Sein Dorf, genauer sein Zweitwohnsitz, heißt Neidhardswinden, ist real und liegt nahe Emskirchen in Mittelfranken. Er, das ist Godehard Schramm, vom Studium her Slawist, auch für die Tagebuch-Form eines Romans mit inspiriert von russischen Autoren wie

Iwan Bunin und Konstantin Paustowskij – ein durchaus kosmopolitischer Kopf also, der aber die Welt zunehmend mehr vom heimatischen Franken her betrachtet. Er nennt sich selbst einen „fränkischen Europäer“. Seine hiesige Kindheit spiegeln in ähnlicher Form der Roman „Mein Königreich war ein Apfelbaum“ (2005), seine Jugendjahre „Reisen nach NEA-Polis“ = Neustadt a. d. Aisch (2000) wider. Hier bekam er für seine literarische Bodenständigkeit u.a. 1993 den Kulturpreis des „Frankenbund e.V.“, 2003 den Wolfram-von-Eschenbach-Preis des Regierungsbezirks Mittelfranken.

Der Aufbau des jetzt, 2007, neu erschienenen Tagebuch-Romans „Ein Weltreich: MEIN DORF“ folgt den Monaten von Januar bis Dezember, jedoch nicht mit taggenauen biographischen Notizen. Vielmehr werden Eindrücke, Erlebnisse, Erfahrungen, Empfindungen, die Jahrzehnten entstammen, nun zu subjektiven Reflexionen verdichtet. Sie wollen einfangen, was an diesem Ort, an dieser Landschaft typisch erscheint. Zumal das Eingangskapitel hat durchaus noch eine gewisse Nähe zu wissenschaftlichen Texten, wenn Schramm hier z.B. über das Erscheinungsbild der Gehöfte, das Hausnummernsystem, die Wasserversorgung, bauliche Verunstaltungen, Blumen- und Gemüsebeete redet, das heißt mit ebenso gründlichem wie feinsinnigem Wahrnehmungsvermögen Dorfsoziologie und ländliche Alltagskultur an der Schwelle des 21. Jahrhunderts beleuchtet: Ein Kosmos, der in vielen kleinen Einzelszenen erfaßt wird – immer liebevoll, manchmal (allzu?) schwärmerisch, im Appell zum Mitdenken aber oft auch kritisch und widerborstig. Im Bemühen, Sache und Gefühl dazu richtig einzuordnen, enden nicht wenige Sätze mit Fragezeichen. Und es gelingen viele schöne, poetisch gekonnte Formulierungen, wenn z.B. Nachbarschaft als „NebeneinanderBeisammensein“ charakterisiert oder neuartig angebaute Balkone als „Blähbäuche“ verspottet werden.

Nehmen wir als zweites Beispiel noch jene Kalenderblätter, die mit „September-Ernte“

und „Oktober-Rösli“ übertitelt sind. Da ist, über 40 Seiten, die Rede vom „kittelblauen“, wenig redseligen, alt gewordenen Nachbar, vom Altarschmuck zum Erntedankfest („ein Lobpreis des Hausgemachten“), vom Sinn des Namens Michael, von schönen Äpfeln und Kastanienexperimenten, vom Tod der Oma, von Morgennebeln und Ofenbehaglichkeit, vom Pilzesuchen, von Birken als „NichtFruchtern“, von Obstpressen, vom Brotbacken daheim und vom Maishäckseln, vom Abfischen der Karpfenweiher und folienverpackten weißen Heu- und Strohhallen, von der Schlachtung des Stallhasen oder einem schnellen Gedankensprung von Zwiebelzöpfen zu Versen Pablo Nerudas. Teils sind es konventionelle Schlaglichter, teils aber auch eher ungewohnte Annäherungen, aus denen sich hier in gepflegter, bisweilen etwas künstlich erhöhter Sprache Herbststimmung formt. Dabei klingt alles wahr, man liest und denkt: Ja, genauso war oder ist es in dem Dorf, das mir gut vertraut ist. Die Detailgenauigkeit all dieser kurz hingetupften, dann jedoch oft ins Philosophische verlängerten Beobachtungen, dieses wache Sich-Erinnern an nur vermeintlich banale kleine Episoden und Dialoge beeindruckt. Freilich: Harter Streit und Nöte, die es zweifellos auch gibt unter diesen Einwohnern und mit ihrem z.B. beruflichen Umfeld, bleiben seltsam heil fast völlig ausgeblendet.

Sind nur Biographien bedeutender Persönlichkeiten, investigative Enthüllungsgeschichten, bestimmte Sachtexte oder literarische Provokationen wichtige Bücher? Im Vorspann wird der Spanier Ortega y Gasset zitiert: „Der Dichter mehrt die Welt. Er fügt zu dem Wirklichen, das durch sich selbst da ist, einen imaginären Kontinent.“ Wer vielfältig abschattierte impressionistische Prosa liebt und erst recht solche, die unser Franken als Ort allgemeinsten Nachsinnens über das Menschsein zum Hintergrund hat, wird diese miniaturenreiche Liebeserklärung Godehard Schramms gerne lesen!

Hartmut Heller

## Mechanische „Mertel-Krippe“ in Leutenbach

von

Martina M. Schramm

Die mechanische Weihnachtskrippe, die der Wagnermeister Josef Roth in den Jahren 1923–1930 erbaute, ist der Bevölkerung der Fränkischen Schweiz als Mertel-Krippe bekannt. Denn „Mertel“ ist seit Generationen der Hausname der Familie Roth in Leutenbach. Das alte Werk, das heute noch voll erhalten ist und der Krippe sein Leben gibt, wurde von Franz Roth, dem Sohn von Josef Roth 1980 überholt, verfeinert und perfektioniert. Die ganze Krippenmechanik wird von einem 12-Volt-Scheibenwischermotor angetrieben und gibt allen eingebauten mechanischen Details ihre Bewegung. Der Betrachter wird hier nicht nur mit dem Auge, sondern auch in seiner Seele angeführt.

Prunkbauten, gold- oder silberüberladene Figuren sucht man hier vergebens. Die Krippe besticht in ihrer Aufmachung durch ihre Einfachheit und spiegelt so treffend die Armut der damaligen Zeit wider. Das technische Wunderwerk aus Großvaters Zeiten füllt die halbe Wohnstube und setzt eine Reihe beweglicher Figuren in Gang, die die Weihnachtsgeschichte fast wie im Evangelienbuch nachspielen. Kinder wie Erwachsene können anschaulich nachvollziehen, was sich – eingebettet zwischen fränkischen Tuffsteinen, Wurzelstöcken, Fichten, Wacholdersträuchern und zwanzig verschiedenen Moosarten – in der Heiligen Nacht ereignete: wie Engel hernieder schweben und sich Hirten und die Heiligen Drei Könige samt Kamel auf den Weg machen, um dem Kind in der Krippe die Ehre zu erweisen. Auch Herodes und sein Palast sowie eine fränkische Mühle samt neugierigem Müller sind in das Geschehen eingefügt. Die Natur kann in ihrer Entfaltung nicht schöner und artenreicher wachsen, wie sie der Krippenbauer Franz Roth in seiner Mertel-Krippe nachempfand.

Alte Fahrradreifen, Flach- und Rundriemen, Kettenantriebe und Winkelgetriebe von

ehemaligen Futtermaschinen anno 1910 bilden den Antrieb. Die weitere Übertragung übernehmen selbstgebaute Zahnräder, Exzenter, Schubstangen und gebräuchliche Gegenstände aus der damaligen Zeit. Der Krippenerbauer Josef Roth, damals ein von der Natur begabter junger Mann, hat in seiner Jugendzeit so nach und nach die Krippe erstellt. Tüftlergeist und finanzielle Not haben ihn zu dieser wohl einmaligen Art des Antriebs und des Gegenlaufes befähigt, obwohl das Hauptwerk nur eine Vorwärtsbewegung hat. Der Mertel-Joff hat Haltpunkte, Drehbewegungen und Rückläufe eingebaut, die in ihrer technischen Perfektion und Einfachheit kaum zu übertreffen sind. Einfacher ausgedrückt, während die Heiligen Drei Könige dem Stern folgend nach Bethlehem ziehen, laufen die fünf Hirten nach einem längeren Verweilen vor der Krippe und einer Kehrtwendung von 180 Grad zum strohbedeckten Stall zurück.

Sohn Franz Roth hat die mühsam ausgetüftelte bewegliche Krippe vor zwei Jahrzehnten zu neuem Leben erweckt und für alle interessierten Besucher zugänglich gemacht. Spenden werden für die „Andheri-Hilfe“ in Bangladesch erbeten, die in den Jahren schon viele tausend Euro auf diese Weise erhielt. Damit konnte vielen Menschen eine Augenoperation, die dort nur knapp 15 Euro kostet, ermöglicht und die Sehkraft zurückgegeben werden, was zahlreiche Dankesbriefe bekunden. So strahlt das Licht der Heiligen Nacht durch die Mertel-Krippe aus dem oberfränkischen Leutenbach bis nach Asien und bringt neue Hoffnung für Blinde. Die Krippe ist jedes Jahr von Hl. Abend bis zum Sonntag nach Dreikönig zu besichtigen. Anmeldungen nimmt Familie Roth, Ehrenbürgerstraße 1, 91359 Leutenbach, Tel.: 09199 / 12 20 gerne entgegen.

# Trockene Füße für Gartenbesucher und Obstbäume – Bayerische Schlösserverwaltung saniert historische Entwässerungskanäle im Hofgarten Veitshöchheim

von

*Kathrin Jung*

Im Hofgarten Veitshöchheim wurden in den vergangenen Monaten die unterirdischen Entwässerungskanäle im südlichen Teil des Gartens in Stand gesetzt. Mit dieser aufwendigen Restaurierungs- und Sanierungsmaßnahme wird verhindert, daß die Wege aufweichen und die Obstbaumquartiere versumpfen.

Viele der aus Sandstein gemauerten Kanäle, die den ganzen Hofgarten unterhalb der Erdoberfläche durchziehen, stammen noch aus dem 18. Jahrhundert und stellen ein bedeutendes Zeugnis der wasserbaulichen und technischen Ingenieurleistung vergangener Tage dar. Der Bau von Entwässerungskanälen war bei der Anlage des Hofgartens notwendig geworden, da große Mengen Wasser an der Hangseite aus dem Untergrund traten. Bereits vor 1720 wurden deshalb diese Quellen gefaßt und das Wasser gezielt in Seen geleitet, um ein Versumpfen des Geländes zu vermeiden und das Absterben der jungen Obstbäume zu verhindern. Die aus Natursteinen gemauerten und mit Steinplatten abgedeckten Entwässerungskanäle waren also die Voraussetzung dafür, daß Bäume, Sträucher und Hecken bei dem hohen Grundwasserstand überhaupt gedeihen konnten. Außerdem wird das gesammelte Wasser für die Wasser-

künste im Veitshöchheimer Hofgarten genutzt.

Im Laufe der Zeit mußten die Entwässerungskanäle immer wieder gereinigt und repariert werden. Die letzte große Sanierung des gesamten Kanalnetzes fand in den 1880er Jahren statt. Mittlerweile sind größere Teile des Kanalnetzes im südlichen Teil des Gartens erneut durch Sandablagerungen und eingewachsene Wurzeln verstopft. Das Wasser kann nicht mehr richtig ablaufen, so daß der Boden der Obstbaumquartiere immer mehr durchnäßte und ein Absterben der Hecken und Obstbäume drohte. Die derzeitigen Restaurierungs- und Sanierungsarbeiten zielen darauf ab, die Funktionsfähigkeit der Kanäle wieder herzustellen. Hierzu wurden die Entwässerungskanäle freigelegt und die Abdeckplatten abgenommen. Eingewachsene Gehölzwurzeln mußten beseitigt, Sedimente auf der Kanalsole entfernt und das Mauerwerk in Stand gesetzt werden. Diese Sanierungs- und Restaurierungsarbeiten dauerten noch bis in den Oktober dieses Jahres an. Nach dem Abschluß der Arbeiten wird das jahrhundertalte Drainagesystem im südlichen Teil des Gartens wieder voll funktionsfähig sein.

## Radwandern auf den Spuren der Kelten in der östlichen Rhön

von

*Jochen Heinke*

Dieser ein wenig sperrige Titel der Kultur-tour durch das Fränkische Rhönvorland mußte so gewählt werden, weil die Rhön an keltischen Fundstellen sehr reich ist und man in der Titelauswahl nicht die gesamte Rhön beanspruchen wollte.

Finanziell gefördert mit Mitteln der Europäischen Union und des Landkreises Rhön-Grabfeld im Rahmen eines LEADER+-Projektes waren in den Jahren 2004 bis 2007 die Radwanderrouen neu beschildert worden. Zum Konzept gehören auch Themenrouen,

von denen eine auf den außergewöhnlichen Ausgrabungsergebnissen der Archäologischen Arbeitsgruppe Rhön-Grabfeld (AARG) fußen sollte. Denn diese Bodendenkmäler eignen sich hervorragend, um unter touristischen Gesichtspunkten, aber auch für den Schulunterricht präsentiert zu werden.

Mit Unterstützung der Archäologischen Arbeitsgruppe Rhön-Grabfeld, hier besonders durch den verdienstvollen Walter Jahn aus Ostheim, wurden die in Frage kommenden Objekte mit den vorgegebenen Linien des Radwander-Routennetzes abgeglichen. Sieben lohnenswerte Objekte wurden ausgewählt. Hinzu kamen drei herausgehobene Standorte und als Startort für die Tour das Rhönmuseum (nicht das Freilandmuseum!) in Fladungen, da dieses eine sehenswerte vor- und frühgeschichtliche Abteilung beherbergt.

Zwei restaurierte, zwei im 19. Jahrhundert bereits untersuchte Hügelgräberfelder und ein noch unberührtes finden die Interessierten auf der Route. Dazu mit dem Rehberg bei Wechterswinkel ein keltischer Ringwall in urwaldähnlicher Umgebung. Doch auch eines der wichtigsten Objekte, die Abschnittsbefestigung am Eiersberg bei Mittelstreu, durfte nicht fehlen. Insgesamt wurden elf Informationstafeln aufgestellt, auf denen zum einen das Thema allgemein abgehandelt wird und zum anderen spezielle Informationen – unterstützt durch eine reiche Bebilderung – die interessierte Öffentlichkeit über das Besondere am Objekt in Kenntnis setzen.

All dies ergibt eine Rundtour von mehr als 63 Kilometern Länge, die sich jedoch in eine nördliche mit 32 km und eine südliche mit 35 km Länge aufteilen läßt. Der Beginn ist im Rhönmuseum, wo auch ein kostenloses Faltblatt zum Radweg, das in die Thematik einführt, zu erhalten ist. Des Weiteren bietet das Blatt eine exakte Beschreibung für die Tour mit dem Fahrrad. Da nicht jeder gut mit dem Fahrrad unterwegs ist, gibt es dort auch eine

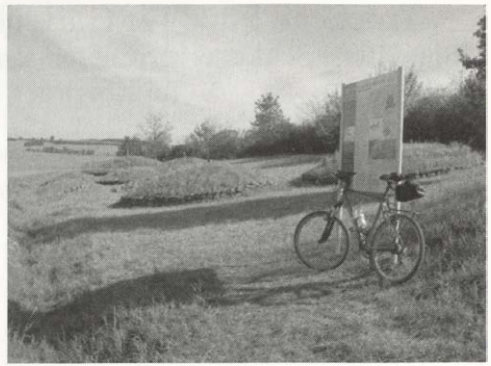


Abb. 1: Am Hügelgräberfeld in Ostheim v.d. Rhön.

Tourenbeschreibung für Wanderer bzw. Autofahrer. Denn alle Punkte sind mit auch dem Auto in Verbindung mit einem kleinen Spaziergang problemlos zu erreichen.

Der Träger der Maßnahme ist der Verein Naturpark und Biosphärenreservat Bayerische Rhön e.V., wobei die Informationen von der Archäologischen Arbeitsgruppe Rhön-Grabfeld und vom Landesamt für Denkmalpflege zur Verfügung gestellt wurden. Idee und Projektleitung lagen beim Autor.



Abb. 2: Die Route des Radwanderweges.